

HU ISSN 1219-543X

**PUBLICATIONES**  
UNIVERSITATIS MISKOLCINENSIS

**SECTIO PHILOSOPHICA**  
TOMUS XV. – FASCICULUS 3.

E TYPOGRAPHEO UNIVERSITATIS

MISKOLC 2010



HU ISSN 1219-543X

**PUBLICATIONES**  
UNIVERSITATIS MISKOLCINENSIS

**SECTIO PHILOSOPHICA**  
TOMUS XV. – FASCICULUS 3.

E TYPOGRAPHEO UNIVERSITATIS

MISKOLC 2010

PUBLICATIONES UNIVERSITATIS MISKOLCINENSIS  
SECTIO PHILOSOPHICA

REDEGIT CONSILIUM MODERATORUM FACULTATIS  
PHILOSOPHICAE UNIVERSITATIS MISKOLCINENSIS

PRAESES CONSILII MODERATORUM:  
**ZITA HORVÁTH**

SECRETARIUS CONSILII MODERATORUM:  
**JÁNOS UGRAI**

SOCII CONSILII MODERATORUM:

ATTILA DÓSA  
JUDIT HELL  
GÁBOR KECSKEMÉTI

*Lektorok:*

Stefanie Schroeder  
Eva Teshajev  
Erika Kegyes  
Terézia Baróczi-Nagy  
Etelka Joó  
Renáta Kriston  
István Molnár  
Gabriella Bikics

Kiadja a Miskolci Egyetem  
A kiadásért felelős: Dr. Dobróka Mihály rektorhelyettes  
Miskolc-Egyetemváros, 2010  
Megjelent a Miskolci Egyetemi Kiadó gondozásában  
Felelős vezető: Dr. Péter József

A közleményt készítette: Nagy Krisztina  
Példányszám: 200  
Készült

Miskolci Egyetem Sokszorosító Üzeme  
A sokszorosításért felelős: Kovács Tiborné üzemvezető  
TU – 2010 – **780** – ME

**Beiträge der II. Germanistischen Konferenz**

**INTERDISZIPLINARITÄT IN DER  
GERMANISTIK  
ANNÄHERUNGEN IN DER LITERATUR-,  
SPRACH UND KULTURWISSENSCHAFT**

**UNIVERSITÄT MISKOLC 2009**

## INHALT

<b>1. Interdisziplinarität in der Sprach- und Kulturpolitik</b>	
Heinrich J. Dingeldein: Deutsch als Muttersprache in Südosteuropa und ihr Quellenwert für die Sprachgeschichtsschreibung des Deutschen	9
Amalie Sdroulia: Mediatisierte Subjekte vor der Big Brother-Kamera	17
Olga Adoevskaya: Deutschlandbilder der russischen Studierenden mit und ohne Deutschlanderfahrung	21
Nelu Bradean-Ebinger: Fremdsprachen in der Unternehmensstrategie im neoliberalen Ungarn	29
Martina Kásová: Die Werbung im Präsidentenwahlkampf. (Linguistische Überlegungen zur Präsidentenwahl '09 in der Slowakei)	39
Vivien Paszternák: Interkulturalität und interkulturelle Betriebskommunikation	51
<b>2. Interdisziplinarität im Fremdsprachenunterricht und in der Bildung</b>	
Silvia Flögl: Deutsch auf Lehramt in Deutschland und Ungarn – eine kontrastive Pilotstudie aus Marburg und Pécs zur Einschätzung der Lehrerbildung	61
Boris Dudaš: Der Bologna-Reformprozess und neue Anforderungen an die Auslandsgermanistik	73
Gabriella Bikics: Interdisziplinarität in den DaF-Lehrwerken	81
Silke Gester: Einige Bemerkungen zu Englisch im Unterricht Deutsch als Fremdsprache	87
Vera Kozáková: Sprichwort im DaF-Unterricht	99
Recep Akay: Zweitspracherwerb: Positionen, Probleme, Konsequenzen für den Fremdsprachenunterricht	103
<b>3. Interdisziplinarität in der modernen Sprachwissenschaft</b>	
Rita Kránicz: Konversationsanalyse in den Interaktionen von Krankenhauslehrern und schwerkranken Kindern	109
Anikó Kóhalmi-Hambuch: Subjektive Krankheitstheorien von Hypertonikern im Gespräch mit ihrem Hausarzt	115
András Szélényi: Die Wechselbeziehung zwischen Terminologie und Wissensrepräsentation in dermatoonkologischen Texten	125
Mihály Harsányi: Sprachliche Merkmale der SMS-Kommunikation im Deutschen	131
Jana Bičáková – Hedviga Semanová: Interferenzen und interkulturelle Unterschiede in der Kommunikation	139
Júlia Bañasová: Argumentieren in Bewertungstexten. (Am Beispiel der wissenschaftlichen Rezension)	145
Terézia Baróczi-Nagy: Morphologisch-stilistische Analysen und Anmerkungen zu den Infinitiven bzw. Infinitivkonstruktionen mit ‚zu‘	151
Hüseyin Ersoy: Individuelle Erweiterung der Dolmetschfähigkeit. Dolmetschübungen mit dem Computer	173
<b>4. Interdisziplinarität vs. Intertextualität</b>	
Petra Szatmári: Von „Experten“ verteuft und doch ...	181
Roberta V. Rada: Abweichen durch typologische Intertextualität	193
Eva Teshajev: Wörterbücher als Spiegel ihrer Zeit. Eine Darstellung am Beispiel des Wörterbuchs der Deutschen Gegenwartssprache (WDG), Herausgegeben von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz	203
Erika Keyges: Die Fachsprache der Logistik oder was hat die Germanistik mit der Logistik zu tun	215
Eszter Kuttor: Namengebung in Phantasien. Übersetzungsmöglichkeiten der literarischen Eigennamen	227

Ildikó Fata: Zum Konzept eines zweisprachigen Lernerwörterbuches der Gastronomie	233
Katharina Doležalová: Anglizismen als Eigennamen in der Fachzeitschrift <i>Marketing Journal</i> anhand der Analyse der ersten Ausgabe aus dem Jahr 1982	245
<b>5. Interdisziplinarität in der Kulturgeschichte</b>	
Erika Nikolicza: Vergehen und ihre Strafen in der mittelalterlichen Stadt. Ofen und Magdeburg	255
Attila Tózsá-Rigó: Finanzielle und kulturelle Elemente der frühneuzeitlichen bürgerlichen Heiratsstrategien	265
Miroslav Baláž: Deutsche Lesebücher des 18. und 19. Jahrhunderts in den Beständen der Kollegiatsbibliothek in Prešov	271
Boglárka Somogyi: „Das Ende des Objektstatus“. Die Entwicklung der Neuen Frauenbewegung	283
Ágnes Huszár: Ist die Stadt eine Sie?	291
György Orosz: „Bein zu Beine, Blut zu Blute, Gelenk zu Gelenke...“ Heidnischchristliche Varianten des Zweiten Merseburger Zauberspruches als Produkte der elastischen Missionsstrategie	299
Lilla Bolemant: Karl Georg Romy – Studien über die ungarische und deutsche Literatur in Ungarn am Anfang des 19. Jahrhunderts	315
Balázs J. Nemes: Mittelalterliche deutsche Literatur auf dem Gebiet des heutigen Rumänien. Plädoyer für eine überlieferungsorientierte, regional perspektivierte und interdisziplinäre Literaturgeschichte	325
Ilyas Öztürk: Das interkulturelle Leben und die Globalisierung	341
Sándor János Tóth: Zipsler Identität in den Lokalzeitungen des 19. Jahrhunderts	349
<b>6. Interdisziplinarität in der Literaturwissenschaft</b>	
Péter Litván: Die freien Begriffe des Wilhelm Meister	361
Ildikó Szanyi: Fragen und Fakten zur Mundartliteratur im Oberwallis	373
Krisztina Geröly: Dialektalismen, Regionalismen und Austriaismen in Texten der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur: Ergebnisse eines Forschungsprojekts	381
István Molnár: „Das Malen ist wunderschön“ – sagt ein Schriftsteller. Einige Aspekte der „wechselseitigen Erhellung der Künste“ bei Hermann Hesse	393
Eszter Pabis: „Ich unternahm Forschungsreisen ins Innere meiner Ängste und kam mit Kamelladungen voll Erfundenem zurück“. Reisen, Erzählen und Fremderfahrungen in Urs Widmers Roman <i>Im Kongo</i>	405
Vera Adrienn Tóth: Das Capriccio und seine intermediale Verwirklichung in E.T.A. Hoffmanns <i>Prinzessin Brambilla</i>	419
Tünde Paksy: Ein Spiel mit und über Grenzen? Über E. T. A. Hoffmanns <i>Nussknacker und Mausekönig</i>	429
Judit Kováts: Grenzübergänge des Wirklichen in Ludwig Tiecks Märchen <i>Die Elfen</i>	447
Árpád Rétfalvi: Kognition als Voraussetzung zur Verwandlung und Trennung der narrativen Identitäten bei Franz Kafka	469
Ágota Baráth: Erinnerung ohne Erinnerung. Interdisziplinäre Annäherungen im Falle einer postmodernen Autobiographie	477
Vera Gyallai: „Überfremdung“ und/oder „Eigenart“? Der Überfremdungsdiskurs in der deutschsprachigen Schweizer Literatur und Politik nach 1945	483
Szerzőinknek	489

# DEUTSCH ALS MUTTERSPRACHE IN SÜDOSTEUROPA UND IHR QUELLENWERT FÜR DIE SPRACHGESCHICHTSSCHREI- BUNG DES DEUTSCHEN

HEINRICH J. DINGELDEIN  
Universität Marburg, Deutschland

## 1. Einleitung

Studierende des Universitätsfaches Germanistik in der klassischen Form, das die Teilelemente Ältere deutsche Sprache und Literatur, Deutsche Sprache und Neuere deutsche Literatur umfasst, lernen bezüglich der historischen Epochen, in die die Sprachgeschichte des Deutschen eingeteilt wird, dass sich etwa seit dem Jahr 800 das „Althochdeutsche“ in schriftlicher Form nachweisen lässt, dass um 1050 das „Mittelhochdeutsche“ an seinen Platz tritt, welches dann um 1500 vom „Neuhochdeutschen“ abgelöst wird, das bis zum heutigen Tage Gültigkeit besitzt. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde dann das „Frühneuhochdeutsche“ zwischen das „Mittelhochdeutsche“ und das „Neuhochdeutsche“ als eigenständige Epoche mit einem Geltungszeitraum von etwa 1350 bis 1650 hinein geschoben.

Die vier Sprachepochen sind literatur- und kulturhistorisch zu umschreiben mit – bezogen auf das Althochdeutsche – der Herausbildung eines fränkischen deutschen Königstums und der Etablierung des auf Rom bezogenen Christentums durch Klostergründungen, in welchen erste literarische Texte in dieser Sprache wie die Zaubersprüche, das Ludwigslied, geistliche Literatur aufgezeichnet wurden, mit – bezogen auf das Mittelhochdeutsche – den staufischen Kaisern und der Blüte der mittelhochdeutschen Dichtung eines Walthers von der Vogelweide, eines Hartmann von Aue, des Nibelungenlieds etc. , mit der – bezogen auf das Frühneuhochdeutsche – Herausbildung der Territorialstaaten, der wachsenden Bedeutung der Städte und des Handels, der Erfindung der Buchdruckerkunst, vor allem aber mit der Reformation und der Übersetzung der Bibel ins Deutsche durch Martin Luther, mit – bezogen auf das Neuhochdeutsche – der bewussten Pflege der Sprache und dem Ausbau zu einer Kultursprache durch Übernahme nahezu aller Funktionen des Lateins, das bis dahin als Bildungssprache der „Volkssprache“ gegenüberstand. Dieser Prozess setzt nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges ein.

In der formalisierten Linguistik wird das „Hochdeutsche“ von den anderen germanischen Sprachen durch die sogenannte Zweite Lautverschiebung geschieden – lateinisches *pater* wird *fater*, der „Übergang“ vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen wird mit der Abschwächung der vollen Endungen, dem damit aufkommenden Gebrauch der Demonstrativpronomina als Artikel, dem Aufkommen des Umlauts und der Entwicklung des nur aus den beiden Zeitkategorien Präteritum und Präsens bestehenden althochdeutschen Systems in ein komplexes Tempussystem in Anlehnung an das Lateinische beschrieben.

Das Mittelhochdeutsche sei dann durch Diphthongierungs- und Monophthongierungsprozesse (*mîn niuwes hûs* wird *mein neues Haus*, *liebe guote brüeder* wird *liebe gute Brüder*), durch die Dehnung von Vokalen in offener Silbe (*sagen* wird *Sa-*



*gen, leben* wird *Leben*) und weitere Merkmale zum Neuhochdeutschen geworden, wobei das Frühneuhochdeutsche den Übergangszeitraum umfasse.

Als Lernstoff mag diese Kategorisierung geeignet sein, den tatsächlichen sprachlichen Verhältnissen wird sie aber alles andere als gerecht: Ein genauerer Blick macht nämlich deutlich, dass hier allein Phänomene der *s c h r i f t* sprachlichen Überlieferungen zueinander in Bezug gesetzt worden sind, nicht jedoch der – freilich schlecht zu dokumentierende – mündliche Sprachgebrauch über die Zeiten. So erscheint es *ex posterior* tatsächlich so, als ob sich das Neuhochdeutsche, wie wir es heute kennen, aus dem Althochdeutschen entwickelt habe.

Die Beschäftigung mit den mündlichen Erscheinungsformen des Deutschen, insbesondere den Dialekten, machte jedoch seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert deutlich, dass die diachronische Sicht auf die deutsche Sprache nicht von der inneren geographischen Zergliederung des deutschen Sprachraums zu trennen ist: Das Althochdeutsche selbst tritt uns in einer alemannischen Version im Südwesten, einer bairischen Version im Südosten und einer in sich nochmals gegliederten fränkischen Version in der Mitte Deutschlands entgegen, wobei im fränkischen Gebiet die für das Deutsche in seiner heutigen Form distinktive Lautverschiebung nur in sehr unterschiedlich weit gediehener Form anzutreffen ist.

Der gesamte Norden des heutigen deutschen Sprachgebiets ist im Konsonantismus auf dem allgemein-westgermanischen Status stehengeblieben, weshalb man das Niederdeutsche (oder Altsächsische) als eigene Sprache ansieht. Und sieht man sich die rezenten Dialekte, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch überall lebendig waren, genauer an, ist bis auf unsere Tage noch lebendiges Althochdeutsch mit einem voll erhaltenen Endungssystem in der Substantiv- und Adjektivflexion: das Höchstalemannische in der Südschweiz und im norditalienischen Monterosa-Gebiet sowie in bairischen Außenmundarten im südlichen Alpengebiet nördlich von Verona in Italien zu finden.

Die sonstigen bairischen und alemannischen Mundarten im deutschen Süden, in Österreich, in der Schweiz und im Elsass bewahren den Lautstand des Mittelhochdeutschen – *lieb, guet, brüeder*, im Alemannischen auch *min, hus, müs* – auch jetzt noch.

So liegt man nicht falsch, wenn man das schriftlich überlieferte Mittelhochdeutsche als eine südwestdeutsche (sprich: im Wesentlichen im Herkunftsbereich der Staufer geltenden) regionale Variante der germanischen Dialektgruppe, die später vom gemeinen Deutsch überdacht wurde, beschreibt.

Das noch vielgestaltige Frühneuhochdeutsche tritt uns als schriftsprachliche Ausdrucksform in Gestalt der Schreibkonventionen einzelner Schreib- und Druckorte entgegen – zu nennen sind die oberdeutschen Handelsstädte und die fürstlichen und die kaiserlichen Kanzleien, so dass von einer oberdeutschen und einer ostmitteldeutschen Version gesprochen werden kann. Und daneben existierte noch eine geraume Zeit eine niederdeutsche Schriftsprache im Norden weiter, das seinen Anteil am heutigen Deutsch erst im ausgehenden 19. Jahrhundert in der Mündlichkeit erhält, als sich Theodor Siebs bei der Festlegung der Aussprache des Schriftdeutschen auf der Bühne an der norddeutschen Lautung orientiert.

## **2. Sprachgeschichte und die gesprochenen Varietäten der Gesamtsprache Deutsch**

Aus dem eben Skizzierten wird deutlich, dass eine umfassende Sprachgeschichte des Deutschen einer über die konventionelle Beschreibung der Unterschiede der einzelnen Sprachstufen hinausgehende Analyse bedarf. Hier gewinnen die gesprochenen Varietäten der Gesamtsprache Deutsch ein wesentliches Eigengewicht für die Interpretation, und hier setzt das eigentliche Thema meiner Ausführungen an.

Es stellt sich die Frage, inwieweit das Deutsche außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets Mitteleuropas Zeugnis für sprachliche Wandelprozesse abzulegen in der Lage ist, mit anderen Worten: auf welche Weise es zur Durchleuchtung der Geschichte der deutschen Sprache beitragen kann.

Seit dem hohen Mittelalter, dem 12. Jahrhundert, haben sich Deutschsprachige aus unterschiedlichen Gründen östlich der Flusslinien Elbe, Saale und Enns niedergelassen, und zum größten Teil die altansässige meist slawische oder baltische Bevölkerung über die Jahrhunderte sprachlich assimiliert. Es kam so zum so genannten „Landsausbau“, so dass sich das geschlossene deutsche Sprachgebiet zu Beginn der Neuzeit vom linksrheinischen Gebiet im Westen bis zum Baltikum und zur pannonischen Tiefebene im Osten erstreckte. Vor allem im Baltikum und im Bereich des historischen Ungarns, also auch in Siebenbürgen, ebenso in der Gottschee im heutigen Slowenien, in der mittleren und nördlichen Slowakei mit der Zips und dem Hauerland und in Teilen Polens blieb die Ansiedlung inselhaft in fremdsprachiger Umgebung.

Nach einem Einschlafen der Ostsiedlung Deutschsprachiger im 14. Jahrhundert infolge der Pest kam es zu einer Neuaufnahme im ausgehenden 17. und im 18. Jahrhundert nach dem Ende der Türkenkriege, die sich im Wesentlichen in den südosteuropäischen Raum hinein bewegte, aber auch heute polnische, russische, ukrainische und moldauische Gebiete erfasste. Bis zum Beginn des zweiten Weltkrieges bestand so ein sprachliches Vorfeld außerhalb des geschlossenen Sprachgebiets, in dem sich – soweit nicht durch Assimilation verschwunden – die gesprochene deutsche Sprache in vielfältiger Ausprägung präsentierte.

Jede einzelne dieser Sprachlandschaften hatte (und hat nach dem Zweiten Weltkrieg in zum Teil spärlichen Resten noch heute) eine jeweils eigene Ausprägung in Bezug auf das spezifische Verhältnis von Schriftsprache und gesprochener Sprache zueinander und ebenso in Bezug auf die sprachlichen Herkunftslandschaften der Siedler.

## **3. Siebenbürgen, das Banat und die Schwäbische Türkei als Paradigmen**

Um mich nicht in Einzelheiten zu verlieren, will ich Siebenbürgen, das Banat und die Schwäbische Türkei als Paradigmen nehmen, um einige Aussagen zum Quellenwert des dort verwendeten und historisch belegten Deutschen in Bezug auf die Beschreibung der historischen und aktuellen Entwicklungstendenzen unserer Sprache zu machen und zu begründen. Die genannten Gebiete stehen paradigmatisch für andere Landschaften mit ähnlicher Kultur- und Sprachgeschichte, wie etwa die Zips für mittelalterliche oder die Batschka für neuzeitliche Siedlung, wo parallele Verhältnisse aufgrund vergleichbarer äußerer Umstände zu unterstellen sind.

Mit der hochmittelalterlichen Zuwanderung nach Siebenbürgen sind sprachliche Zustände aus dem westlichen Deutschland in das neue Siedelgebiet transponiert worden. Wie in weiten Bereichen der Herkunftsgebiete fehlen jedoch zeitgenössische Zeugnisse in

deutscher Sprache, die Rückschlüsse auf das Deutsch der Siedler jener Zeit unmittelbar zuließen. Die hochmittelalterliche Dichtkunst, der Minnesang, die epischen Dichtungen, die das im 19. Jahrhundert lautgrammatisch standardisierte „Mittelhochdeutsche“ der Nachwelt überliefert hat, kennt keine Zeugnisse aus Siebenbürgen. Allenfalls die Flur- und Ortsnamengebung kann als schwacher Schatten des Sprachgebrauchs eine Ahnung von den dahinterstehenden sprachlichen Sachverhalten aufkommen lassen.

Schriftsprachliches Deutsch tritt in Siebenbürgen erst zu Beginn der frühneuhochdeutschen Epoche in Erscheinung, als das Deutsche im Alltagsgebrauch einer sich entwickelnden, mit Attributen einer städtisch-bürgerlichen Gesellschaft sich ausstattenden Gemeinschaft sukzessive bisher vom Latein dominierte Verwendungsfelder besetzte, bzw. als neue schrift-kommunikative Notwendigkeiten erwachsen, die vom Lateinischen, das eine über das technische Schreibenkönnen hinausgehende langjährige Bildung erforderte, nicht unmittelbar erfüllen konnte. So sind die ersten deutschen schriftlichen Zeugnisse dieses Raums seit etwa 1400 in den Ratsprotokollen der Städte zu finden.

In ihnen scheint, wenn man den wenigen systematischen Sichtungen und Publikationen der Belege trauen darf, im Wesentlichen oberdeutscher Schriftgebrauch auf, selbstverständlich auch – wenigstens im Gebrauch der Lexik – ein Einfluss der landschaftlichen Mundart, keinesfalls jedoch eine Bestrebung, das Siebenbürgisch-Sächsische selbst in den Rang einer Schriftsprache zu befördern. Obwohl weit draußen vor der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebiets gelegen, bestand weiterhin ein über den zweifellos bestehenden Fernverkehr geknüpftes Bewusstsein von einer sprachlichen Zusammengehörigkeit.

Als Außenposten des Deutschen bildet Siebenbürgen zugleich so etwas wie ein linguistisches Labor: Den Kontakt zum Binnendeutschen kann man sich in jener Zeit, dem ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit, nicht komplex genug vorstellen: Die nähere rumänisch und ungarisch geprägte Umgebung nahm nicht an den in Riesenschritten sich vollziehenden Umgestaltungsprozessen im Sinne einer Modernisierung in gleicher Weise teil wie der deutschsprachige Bevölkerungsanteil. Durch die bis ins 14. Jahrhundert sich erstreckende Ostkolonisation der Deutschen war der Abstand zum deutschen Sprachgebiet kleiner geworden, und die Wegebeziehungen erschlossen sich in vielfältige Richtungen. Im Norden und Nordwesten war mit Schlesien und der Zips deutsches Siedlungsgebiet näher gerückt. Da der Landausbau Richtung Osten im Norden entlang der Ostsee im Wesentlichen von Niederdeutsch sprechenden Sachsen, in der Mitte in Richtung Schlesien von Mitteldeutsch sprechenden Franken und im Süden nach Österreich von Oberdeutsch sprechenden Bayern getragen wurde, freilich unter Teilnahme auch anderer Bevölkerungsgruppen aus dem gesamten Westen bis hin nach Flandern und der Wallonie, waren die nächsten deutschsprachigen binnendeutschen Nachbarn im Westen bairisch sprechende und im Norden Schlesisch-ostmitteldeutsch sprechende Menschen.

So vermag es kaum zu verwundern, das sich das Siebenbürgisch-Sächsische allmählich als eine in sich stark gegliederte Varietät des Deutschen präsentiert, in welcher auf der Grundlage einer westmitteldeutsch-moselfränkisch geprägten Basis mit Einsprengseln weiterer sprachlicher Elemente von Siedlern aus anderen Gebieten des fränkischen mittleren Sprachgebiets auch ostmitteldeutsche und – in geringerem Maße – bairische Sprachelemente ihren Platz gefunden haben, wobei die dynastischen Beziehungen des ungarischen Königshauses auf oberster Ebene so in der Volkssprache ihr Spiegelbild finden.

Das Nebeneinander der westmitteldeutschen unverschobenen und ostmitteldeutsch verschobenen (besser gesagt: durch Frikative substituierte) Plosive ist zu einem Kennzeichen des Siebenbürgisch-Sächsischen geworden. So stehen z.B. das unverschobene *Plach* mit der Bedeutung ‚Pflug‘ und *Pohl* mit der Bedeutung ‚Pfahl‘ neben verschobenem *Faifer* ‚Pfeffer‘ und *Fangt* ‚Pfund‘.

Die Positionierung des deutschsprachigen Siebenbürgens *z w i s c h e n* dem bairischen Süden und dem Ostmitteldeutschen erfährt dann seine deutlichste Ausprägung bei der Etablierung des Deutschen als Schriftsprache in diesem Raum: Nach Untersuchungen von Richard Huß und Andreas Scheiner sowie den neueren Sichtungen der Kollegin Dana Dogaru sind die ersten schriftsprachlichen Belege des Deutschen, Zunfturkunden aus dem frühen 15. Jahrhundert, in denen die südlich-bairischen graphemischen Varianten des Deutschen niedergeschrieben worden sind. Der Diphthong *ai* wird *a+ i* und nicht *e+i* geschrieben, der anlautende schwach behauchte bilabiale (allerdings stimmlose) Plosiv *b* wie in *Bauer* mit *p* wie heute noch im Ungarischen usw.

Mit der Übernahme der Reformation Martin Luthers in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts orientierte sich dann der Schriftsprachgebrauch an den ostmitteldeutschen Konventionen, wie sie von den Reformatoren um Luther und ihren Druckern gebraucht wurden. Die gebildete Schicht – vor allem der Pfarrersstand – suchte ihre Studienorte im Kernland der Reformation – Siebenbürgen selbst blieb noch lange Zeit ohne akademische Bildungsorte der obersten Kategorie –, ihre dort erworbenen Fähigkeiten, die deutsche Sprache im Schriftlichen zu verwenden, behielten sie dann verständlicherweise auch nach ihrer Rückkehr bei.

Ein erneuter stärkerer Einfluss süddeutscher Schreibkonventionen ist erst wieder mit der Übernahme Siebenbürgens durch die Habsburger im späten 17. Jahrhundert zu beobachten, in einer Zeit, in der jedoch das Streben nach einer vereinheitlichten deutschen Sprache auf der schriftlichen Ebene schon so weit fortgeschritten war, dass wir mit gutem Recht in Bezug auf diese Epoche vom „Neuhochdeutschen“ an sich sprechen. – Dass es wert wäre, diesbezüglich eigene Fragestellungen zu entwickeln und an den siebenbürgischen überlieferten Texten zu beantworten, sei am Rande vermerkt.

Wie groß der Quellenwert von Untersuchungen des Sprachgebrauchs dieses Raums für die deutsche Sprachgeschichte sein kann, machte nicht zuletzt die Marburger Dissertation Dana Dogarus zu den Predigten des Pfarrers Damasus Dürr deutlich: Hier zeigte sich schon recht früh im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ein Gebrauch des Deutschen in einer modern anmutenden Form, wie sie im binnendeutschen Bereich erst später zur Regel wurde: Dort waren noch lange Zeit die Eigenheiten der regionalen Druckersprachen deutliche Unterscheidungskriterien, hier abgeschieden in Siebenbürgen konnte Dürr auf der Grundlage ostmitteldeutscher Konventionen schon sehr früh einen Ausgleich zwischen Mitte und Süd auf der Basis der ostmitteldeutschen Schreibkonvention schaffen, der sonst im deutschsprachigen Raum in gleicher Weise erst eine Generation später vollzogen worden ist. Der amtssprachliche Gebrauch zeigt sich hier jedoch rückständiger.

In Hinblick auf die frühe Geschichte des Neuhochdeutschen stellen Siebenbürgen und die anderen alten Außensiedlungen im alten Ungarn wie die Zips und das Hauerland mit ihren überlieferten schriftlichen Dokumente Ausnahmen dar. Mit der Auswertung ist allerdings erst begonnen worden, im Bereich der heutigen Slowakei etwa durch Ilpo Tapani Piirainen, im Gebiet des heutigen Ungarn durch Peter Bassola. Dass hier noch viele Schätze

zu heben sind, vor allem und gerade in Siebenbürgen, steht außer Frage.

Nun ist aber Sprachgeschichte nicht nur eine Angelegenheit weit zurückliegender Zeiten, sondern sie findet auch zeitgeschichtlich statt. Stetige Wandelprozesse sind in jeder Sprache zu beobachten. Vor zwei Monaten ist in Deutschland eine Neuauflage des ersten Romans in neuhochdeutscher Sprache von 1668, „Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch“ des Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen neu erschienen. Dies wäre keiner Erwähnung wert, handelte es sich nicht um eine Übertragung des Deutschen des 17. Jahrhunderts in modernes Deutsch durch den Schriftsteller Reinhard Kaiser.

Mit der notwendig gewordenen Übertragung wird ein offensichtlicher Beweis dafür geliefert, dass das Neuhochdeutsche der Barockzeit vielen Deutschsprachigen wohl nicht mehr ohne weiteres zugänglich und verständlich ist. Und in der Tat wird wohl die Mitte des 20. Jahrhunderts, also die Zeit unmittelbar nach Ende des zweiten Weltkriegs, als erneuter Epochenwechsel der deutschen Sprachgeschichte gewertet werden müssen. Nicht nur, dass das Deutsche aus weiten Teilen Ostmitteleuropas als Muttersprache verschwunden ist, auch im binnendeutschen Bereich hat sich ein grundlegender Wandel in der Domänenverteilung von Dialekt und Standardsprache vollzogen.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts herrschten in fast allen deutschen Sprachlandschaften Verhältnisse – städtische Agglomerationen waren zum Teil schon Ausnahmen – , wie sie heute allenfalls noch in der Schweiz anzutreffen sind: Im alltäglichen mündlichen Gebrauch wurde der Dialekt verwendet, die Standardsprache existierte als schriftliche Variante, die nur in Ausnahmefällen, etwa mit fremden oder in formellen Situationen, „nach der Schrift“ vermündlicht wurde. Seit etwa 1950 wird nun aber die große Mehrheit der nachwachsenden Generation – im Norden nahezu alle, in den südlichen Gegenden eine stetig wachsende Zahl, auch in Österreich, nicht jedoch in der Schweiz – sprachlich in der mündlichen Variante der Standardsprache sozialisiert. Jedoch sind nicht die zum Ende des 19. Jahrhunderts von Theodor Siebs festgelegten Ausspracheregeln und die in der hohen Literatur der Klassik entwickelten satzgrammatischen Muster unmittelbares Vorbild, sondern ein kolloquialer Stil der Umgangssprache. Für meine Generation im südlichen Hessen war die Standardsprache eine gezielt zu erwerbende, in der Schule vermittelte Kulturtechnik, für die heutige Jugend ist sie eine Angelegenheit des Alltags. Lesen- und Schreibenlernen ist keine Voraussetzung mehr, sie mündlich anwenden zu können. Das Resultat: Die Kinder des 21. Jahrhunderts orientieren damit ihren schriftlichen Sprachgebrauch an ihren primär erworbenen mündlichen Fertigkeiten, der Verständnisfaden zur älteren neuhochdeutschen Schriftlichkeit in der Literatur reißt ab.

#### **4. Einblick in den historischen Entwicklungsprozess der Mündlichkeit des Deutschen**

Um diesen Quantensprung des Sprachverhaltens in seiner Bedeutungstiefe richtig verstehen zu können, ist ein Einblick in den historischen Entwicklungsprozess der Mündlichkeit des Deutschen notwendig, denn auch die Dialekte haben ihre Entwicklungsgeschichte, und die Kolloquialität der Alltagssprache standardsprachlicher Prägung wird nur vor dem Hintergrund der älteren dialektalen Mündlichkeit begreifbar.

Hier setzt nun der Quellen- und Erklärungswert der einerseits „konservativen“, weil von den binnendeutschen Entwicklungen weitgehend unabhängigen, andererseits „progressiven“, weil durch das Zusammenfließen von Mundarten unterschiedlicher Herkunftsgebiete zum Ausgleich gezwungenen Dialekte der neuzeitlichen Sprachinseln ein.

Lassen Sie mich dies an einem Beispiel verdeutlichen: Das nicht-dialektale Umgangssdeutsch im mittleren Deutschland, im südlichen Hessischen, in der Pfalz, auch in Thüringen und Sachsen, kennt nicht mehr den palativen Frikativlaut *ch* wie er nach den hellen Vokalen *i*, *e*, *ü* und *ö* sowie nach den Liquiden *r* und *l* in der Standardsprache gesprochen wird. Statt deren erscheint an den entsprechenden Stellen der postalveolare, mit gerundeten Lippen gesprochene Frikativ, der in der Schriftsprache mit *sch* wiedergegeben wird. Hier heißt *ich möchte echte Milch und nüchtern bleiben – isch meescht eschte Milsch un nüschttern bleibe*. Dieses Phänomen führt dazu, dass unter phonologischem Blickwinkel eine Reihe von Bedeutungsoppositionen nicht mehr markiert sind und dass das durch den *ich*-Laut und den *ach*-Laut allophonisch realisierte Phonem des Standarddeutschen, das in der Schriftsprache durch die Schreibung *ch* wiedergegeben wird, in diesen Gebieten keine unmittelbare Entsprechung hat.

Für die dialektale – und in deren Folge für die Alltagssprachliche – Lautgeschichte ist dies ein spannendes Phänomen. Erklärbar wird es aber erst durch einen Blick auf die rheinfränkischen Außenmundarten, wie sie etwa in Guttenbrunn im Banat oder in Mucsfa in der Schwäbischen Türkei bei Pécs/Fünfkirchen, jedoch auch in vielen anderen diese Orte umgebenden Ortschaften gesprochen werden: Hier sind die *ich*-Laute durchweg erhalten, nirgendwo ist der Wechsel zu *sch* eingetreten. Wir können also davon ausgehen, dass der Wandel in den betreffenden Gebieten des Binnendeutschen erst nach der Ansiedlung der so genannten Schwaben (in Wirklichkeit Rheinfranken) nach 1688, vor allem aber im 18. Jahrhundert, erfolgt ist.

Spannend wird es, wenn man dann noch beobachten kann, dass in den donauschwäbischen Dialekten durchweg in allen Positionen ein Zungenspitzen-*r* realisiert wird, in den Herkunftsgebieten jedoch mit Ausnahme abgelegener Reliktgebiete nahezu durchweg ein Zäpfchen-*r*, nicht jedoch als echter Vibrant, sondern als velarer Frikativ: statt *fahren*: *fachen*. Man liegt wohl nicht falsch, wenn man diesen sprachlichen Wandelprozess parallelisiert mit dem gewaltigen Einfluss des Französischen mit seinem Zäpfchen-*r* auf das Deutsche im späteren 18. und im 19. Jahrhundert als echte Modeerscheinung.

Da ein echter Vibrant nicht gelingen wollte, kam es zum Substitut durch einen Reibelaut, den aber das schon vorher komplexe System der Reibelaute von *s* bis *ch* nicht mehr verkraftete: Man entlastete die angewachsene Frikativreihe um den Palatalfrikativ.

Dieser Sachverhalt wäre ohne Rückgriff auf die konservierenden Außenmundarten nicht entschlüsselbar und unerklärlich geblieben.

## 5. Zusammenfassung

Mit dem Siebenbürgisch-Sächsischen Wörterbuch, den Siebenbürgisch-Deutschen Sprach- und Wortatlanten und mit dem neuen Ungarndeutschen Sprachatlas, dessen erster Band im letzten Jahr in Budapest veröffentlicht werden konnte, besitzen wir eindrucksvolle Quellenwerke, mit denen die dialektalen Verhältnisse in ausreichend gutem Maße für ihren Zuständigkeitsbereich beschrieben sind, um sie für die deutsche Sprachgeschichtsschreibung nutzbar machen zu können. Und sie werden zunehmend genutzt. Lexikographische Ergänzungen sind gleichwohl für die jüngere Siedlungsschicht der Donauschwaben wünschenswert, zumal entsprechende Sammlungen in Budapest und Temeswar angelegt worden sind. Ein Banatdeutscher Sprachatlas wird wohl ein immerwährendes Desideratum bleiben müssen.

Die Ausschöpfung einer anderen Quelle zur Beschreibung und Begründung älterer Sprachstufen des Deutschen scheint aussichtsreicher: die Ergründung des unermesslichen zweckliterarischen Prosamaterials in den noch vorhandenen Archiven im Gebiet des alten Ungarn, vor allem in Siebenbürgen seit dem 15. Jahrhundert. Hier schnell zuzugreifen und es für die germanistische Forschung zugänglich zu machen, scheint mir ein Gebot der Stunde zu sein.

# MEDIATISIERTE SUBJEKTE VOR DER BIG BROTHER-KAMERA

AMALIA SDROULIA  
Universität Hildesheim, Deutschland

## 1. Einleitung

In der heutigen Mediengeneration bieten die Medien, besonders das Fernsehen, besonders viele Möglichkeiten für die Leute auf sich aufmerksam zu machen. Die Reality-Formate im Fernsehen bieten immer wieder etwas Neues, auch wenn die Popularität sinkt und die Fernsehzuschauer langsam ihr Interesse daran verlieren. Das öffentliche Auftreten im Fernsehen ist jedoch mit Nachteilen für das Individuum verbunden, was erhöhte Risiken für die Identität mit sich bringt. In diesem Beitrag geht es darum, im Rahmen des mediatisierten Fernsehformats „Big Brother“ Merkmale der Identitätsbildung sowie Identitätsrisiken der KandidatInnen zu diskutieren und zu reflektieren.

## 2. Wie authentisch handeln die Big Brother-KandidatInnen?

Identität versteht sich nach Mikos (vgl. 2003: 310) als das „Selbstverständnis einer Person“, das sich in einer bestimmten Handlungssituation aus drei Elementen zusammensetzt: Rekonstruktion der eigenen Lebensgeschichte und Entfaltung der eigenen Biografie. Daraus resultieren der aus den bisherigen Erfahrungen entwickelte Lebensentwurf und die aktuelle Positionierung zu den Anforderungen der Handlungssituation. Aus psychologischer Sicht eines privaten Selbst wird Identität als Überbegriff oder auch als Konsistenzrelation mehrerer subjektiver Selbstbilder verstanden, welche in ihrer Bewertung zum Selbstkonzept und in ihrer Summe zur Identität des Individuums führen. Demnach besteht das Selbstkonzept aus Ergebnissen der Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und Selbstreflexion und fokussiert auf das Individuum sowie die Summe aller auf die eigene Person bezogenen Bewertungen und Einstellungen.

Im Big Brother-Format gewinnt das Individuum neue persönliche Erfahrungen in einem permanenten Vorderbühnen-Leben und Handlungen sowie Ereignisse werden hoch dramatisiert und besonders inszeniert. Um zu verstehen, was die KandidatInnen zusammenhält, bietet sich zunächst eine Betrachtung ihrer Interaktionen an. Diese ergibt sich aus der ständigen hermeneutischen Selbstausslegung sowie auch durch Interaktionen mit und Beziehungen zu anderen KandidatInnen. Dabei ist die Entwicklung der Identität in vielen Szenen besonders ausgeprägt und in die Inszenierungspraktiken der medialen Konstellation eingebunden. Identität darf demnach als dynamisches und veränderliches Konstrukt verstanden werden, welches sich vor allem im Zusammenspiel mit den Beziehungskonstellationen und über Interaktionen im Wohncontainer ergibt. Die KandidatInnen handeln in Interaktionssituationen, somit hat die Identität einen expressiven und impressiven oder perzeptiven (wahrnehmenden) Anteil. George Herbert Mead (1968) vertritt die Auffassung, dass sich Geist und Identität erst aus gesellschaftlichen „Interaktionssituationen“ heraus über Sprache entwickeln. Nach seiner Ansicht teilt sich die menschliche Identität in zwei Teilaspekte, „I“ und „Me“. Somit besteht die Identität eines Menschen aus einem Projekt und einem Subjekt, das in der Lage ist, dieses Objekt zu betrachten. „Me“ ist mehr die „soziale Komponente“ und stellt eine Art „Internalisierung der sozialen Anforderungen“ an die



Person dar. Das „I“ ist mehr der „personale Anteil“ und löst Reaktionen des Individuums gegenüber einer bestimmten Person, Personengruppe oder Situation aus, die nicht vorhersehbar sind, nicht einmal vom Handelnden selbst.

Im Nachhinein geht diese Handlung wiederum in den Bereich des „Me“ über, als Erinnerungen und Erfahrungen. Die KandidatInnen sind im Container befreit von den nicht-essenziellen Zufälligkeiten des Lebens draußen und sie inszenieren ein authentisches Subjekt, dies bedeutet, dass sie besonders natürlich „rüber kommen“, das heißt, sie vermitteln eine Darstellung von sich, die beim Betrachter als real, robust, echt, ungekünstelt wahrgenommen wird. Dabei muss es nicht unbedingt um die realen Eigenschaften der beobachtenden Person handeln, sondern es können auch Zuschreibungen des Fernsehzuschauers diese Wahrnehmungen verursachen, die etwa auch Teil einer erfolgreichen Inszenierung darstellen können. Eine solche Authentizität ist in der Realität nicht wirklich gegeben, denn der so genannte authentische Kern des Kandidaten ist nur eine Illusion. In den unwillkürlichen Darstellungen der KandidatInnen, behauptet Mikos jedoch, dass die Masken fallen, die KandidatInnen verlieren ihre Kontrolle über ihre Rolle und zeigen Selbstaspekte der „Normalperson“ (vgl. Mikos 2003: 318f.). Das Big Brother Magazin betont Andreas überraschende Sympathie für Sabrina, für die sie sich draußen nicht interessieren würde. Im genaueren Sinne:

„Draußen pfui, innen hui. Wie passt das zusammen? Ganz einfach: Powerfrauen wie Projektmanagerin Andrea haben im Alltag viel Stress. Kommen selten dazu, sich mit jemandem zu befassen, den sie auf den ersten Blick wenig sympathisch finden. Im Haus hatte Andrea dagegen Zeit genug herauszufinden, dass hinter Sabrinas burschikoser Fassade ein sensibler Mensch steckt“ (zitiert durch Stäheli 2000: 73).

Der Big Brother-Container bringt sowohl Andrea als auch Sabrina zu ihrem eigentlichen Selbst. Sabrina entdeckt ihre Sensibilität und Andrea ihre Empathiefähigkeit, Eigenschaften, die zu ihren authentischen Charakteristika gehören. Dieser Authentizitätseffekt im Big Brother-Haus entwickelt sich durch die Innen/Außen-Unterscheidung der Personen. Im Big Brother-Haus kommt ein authentisches ‚Ich‘ zum Vorschein, das ansonsten durch die Zwänge des Alltags, der Familie und des Berufslebens verzerrt wird (vgl. ebd.). Die Differenz zwischen Selbstdarstellung im Container und wahren authentischem ‚Ich‘ ist ein wichtiger Kritikpunkt für die Identitätsentwicklung der KandidatInnen, weil ihre Persönlichkeit auf einer Bühne herausgehobener Selbstdarstellung mit einem hohem Identitätsrisiko verbunden ist.

### **3. Identitätsrisiken eines inszenierten und/oder authentischen Selbst**

Die Identität der KandidatInnen entfaltet sich unter den Bedingungen des Containers persönlich und sozial spielerisch und dadurch erhöht sich ein Identitätsrisiko. Das Prinzip bei diesem Format ist folgendes: Menschen aus verschiedenen sozialen Umfeldern ziehen für eine Zeit zusammen und treffen dann als Interaktionspartner aufeinander, was natürlich viel Interesse für das Fernsehpublikum bringt. Durch den hohen Einfluss von Redaktion und Regie werden für die Kandidaten oft Hindernisse geschaffen, die sie dann überwinden müssen. Das hat natürlich Konsequenzen, denn die Kandidaten werden unter Druck gestellt. Durch die permanente Beobachtung werden sie sicherlich beeinflusst, jedoch nicht zu bloßen Objekten herabgewürdigt. Vielmehr können sie ihr Verhalten gegenüber der Kame-

ra selbst bestimmen und das Spiel gegebenenfalls abbrechen; sie entscheiden selber, wie viel sie in Gesprächen von ihrem Privatleben preisgeben wollen. Über Sendeablauf und Spielregeln sind die Teilnehmer so weit wie möglich aufgeklärt. Die Rückspiegelung mit der Welt draußen ist ausgeschlossen und ihre ontologische Existenz wird als Illusion erlebt. So entstehen figurative Rollen, die dem Individuum zugeschrieben werden. Selbstdarstellungen der KandidatInnen werden in Inszenierungsstrategien umgewandelt, d.h. aus Handlungen der BewohnerInnen werden Geschichten gemacht. Darüber hinaus fällt es den Teilnehmern natürlich langfristig schwer, nicht habitualisierte Fassaden aufrechtzuerhalten, so dass Selbstaspekte der ‚Normalperson‘ mit dem Effekt eines Authentizitäts- und Alltagsdrucks zu Tage treten.

Durch das ständige Überwachen und das regelmäßige Nominieren, Einhaltung der Spielregeln wird den KandidatInnen ihr Leben im Container erschwert. Somit ergibt sich ein Problem der Adressierung von Selbstthematisierung der Bewohner, das Verhalten wird sensibilisiert und es entsteht immer wieder psychischer Druck, was natürlich zu ungeplanten Reaktionen auf neue Situationen und Aufgabenstellung hervorhebt. Die Selbstdarstellung der KandidatInnen als Big Brotherfigur für die Zeit ihres Aufenthaltes im Big Brother-Container kann kontrolliert werden; für die Zeit danach nimmt das Identitätsrisiko zu, das mit einem Enttäuschungsrisiko verbunden ist, weil sie nicht mehr dieser Rollenanforderung und Selbstthematisierung ausgesetzt sind (vgl. Mikos 2003: 323f.).

Schließlich könnte man sagen, dass der Authentizitätseindruck entsteht, weil der zugleich inszenierte und gelebte Alltag den KandidatInnen bekannt ist, so dass sie sich mit dem Geschehen im Big Brother-Haus identifizieren und sich dabei integriert fühlen. Dadurch wird es möglich, verschiedene Lebensauffassungen, die in der medialen Inszenierung als authentisch erscheinen, kennen zu lernen und zum Gegenstand der eigenen Identitätsarbeit zu machen. Doch der öffentliche Auftritt und die medialen Anforderungen stellen ein Risiko dar, was eventuell dem Kandidaten auch schaden könnte.

#### **4. Zusammenfassung und Ausblick**

„Big Brother“ verwischt die Grenzen zwischen Fernsehshow und Alltagswirklichkeit und kann somit als performatives Realitätsfernsehen bezeichnet werden. Der Inszenierungscharakter der Sendung wird jedoch hervorgehoben: Wer sich mit dieser vorgegaukelten Lebenswelt identifiziere, laufe Gefahr, dass er immer weniger zwischen Medien und Realität unterscheiden könne. Es ist vielmehr so, dass die Medien schon längst integrativer Bestandteil des Alltagslebens sind. Dennoch beinhaltet das Big Brother-Projekt viele Risiken für die Identitätsveränderung des Kandidaten. In diese Containerwelt werden eigene Erfahrungen mit ins Haus gebracht. Die Bewohner müssen sich schon auf die neue Situation umstellen und eine zeitlich begrenzte Identität entwickeln. Die ‚sozialen Schichten‘ treffen aufeinander und werden durch spielerische Alltagsinszenierung zusammen gebracht. Sie sorgen für Entspannung und Unterhaltung durch das tagträumerische Mitleben in echten oder fiktiven Geschichten.

Wenn der Kandidat sich selbst in diese „Welt“ einmischt und sich durch eigene Selbstpräsentation in Mittelpunkt stellt, stellt er sich dem Problem des Identitätsrisikos und somit werden die strukturellen Probleme der Identitätsbildung unter den besonderen Bedingungen des Big Brother-Containers deutlich. Es entsteht ein Problem der kommunikativen Verhandlung der eigenen Identität. Der Kandidat kann das Selbst- und Fremdbild nicht

mehr einschätzen und läuft Gefahr eine Konfrontation in seinem Selbst, durch sein öffentliches Auftreten, entstehen zu lassen.

### Literatur

BALKE – SCHWERING – STÄHELI 2000

BALKE, Friedrich – SCHWERING, Gregor – STÄHELI, Urs (Hrsg.): Big Brother. Beobachtungen. Bielefeld, TRANSCRIPT, 2000.

BUSS 2009

BUSS, Mareike u.a (Hrsg.): Theatralität des sprachlichen Handelns. Eine Metaphorik zwischen Linguistik und Kulturwissenschaften. MÜNCHEN, FINK, 2009.

GOFFMAN 1973

GOFFMAN, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. 2. Aufl. München, PIPER, 1973. [Engl. Original (1959): The Presentation of Self in Everyday Life.]

MEAD 2003

MEAD, George H.: Geist, Identität und Gesellschaft. Aus Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt am Main, 2003. [Engl. Original (1934): Mind, Self and Society. From the standpoint of a social behaviorist].

MERTEN 1994

MERTEN, Klaus et al. (Hrsg.): Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft. Opladen, WESTDEUTSCHER VERLAG, 1994.

MIKOS 2000

MIKOS, Lothar et al. (Hrsg.): „Im Auge der Kamera. Das Fernsehereignis ‚Big Brother‘“. Beiträge zur Film- und Fernsehwissenschaft. Bd. 55. Berlin, VISTAS, 2000.

MIKOS – PROMMER 2002

MIKOS Lothar – PROMMER, Elisabeth: „Das Fernsehereignis Big Brother. Analyse und Vergleich der drei Staffeln in Deutschland“. In: BAUM, Achim – SCHMIDT, Sigfried J. (Hrsg.): Fakten und Fiktionen über den Umgang mit Medienwirklichkeiten. Konstanz, UVK, 2002, 325-337.

MIKOS 2003

MIKOS, Lothar: „Aspekte mediatisierter Identität. Risiken öffentlicher Selbstdarstellung im Fernsehen“. In: WINTER, Carsten – THOMAS, Tanja – HEPP, Andreas (Hrsg.): Medienidentitäten. Identität im Kontext von Globalisierung und Medienkultur. Köln, HERBERT VON HALEM, 2003, 309-327.

SDROULIA 2008

SDROULIA, Amalia: Der Big-Brother-Container als Identitätskonstruktionsraum. In: Muttersprache 3. 2008, 208-214.

STÄHELI 2000

STÄHELI, Urs: Big Brother: Das Experiment ‚Authentizität‘ – Zur Interdiskursivität von Versuchsanordnungen. In: BALKE, Friedrich – SCHWERING, Gregor – STÄHELI, Urs (Hrsg.): Big Brother. Beobachtungen. Bielefeld, TRANSCRIPT, 2000, 54-77.

# **DEUTSCHLANDBILDER DER RUSSISCHEN STUDIERENDEN MIT UND OHNE DEUTSCHLANDERFAHRUNG**

OLGA ADOEVSKAYA  
Staatliche Interregionale Akademie für  
Sozial- und Geisteswissenschaften Samara, Russland

## **1. Einleitung**

Jeder, der zu einer Nationalität gehört, hat eine bestimmte Vorstellung über sich und seine eigene Nation, darum werden die anderen auch "zurückhaltender" oder "aufdringlicher". Man schätzt die anderen nach dem eigenen Wertesystem (Dabrowska 1999: 44). Diese Wechselbeziehung zwischen dem Eigenen und dem Fremden findet ihren Ausdruck in der Konstruktion der Selbst- und Fremdbilder.

Im Folgenden geht es in erster Linie um das Wahrnehmen der russischen Studierenden der für sie fremden deutschen Kultur sowie um die Bewertung dieser Kultur, die in Annehmen, Anpassung oder Abneigung ihren Ausdruck finden kann. Je mehr wir über unsere eigene Wahrnehmung der anderen Gruppe (Ethnie, Nation) wissen, desto besser können wir uns mit Mitgliedern dieser Gruppe verständigen, denn die möglichen Perzeptionsunterschiede bei den Völkern können zu interkulturellen Missverständnissen führen. Reflexion über das Selbst- und Fremdbild einer Gruppe (in unserem Fall sind das russische Studierende), Auseinandersetzung mit diesen Bildern und Wahrnehmung dieser Unterschiede können die Verständigung erleichtern. Um zu den Fremdbildern zu gelangen, habe ich eine Untersuchung gemacht, deren Ziel es war, das kollektive Fremdbild, das eine Gruppe über Deutschland hat, durch eine Befragung zu erfassen. Sie sollte Hinweise auf bestehende Deutschland- und Deutschenbilder dieser Gruppe geben und das inhaltliche Spektrum der Stereotype beschreiben und war als vergleichende Analyse der Vorstellungen von russischen Studierenden mit und ohne Deutschlanderfahrung gedacht.

Von besonderem Interesse war die momentane Veränderung von Einstellungen dieser Gruppe. Ich wollte feststellen, in wiefern sich die Bilder nach dem Aufenthalt in Deutschland ändern, wie sich die Wahrnehmung von Deutschland und Deutschen ändert, und welchen Einfluss der Aufenthalt und das Studium in Deutschland auf die Veränderung der studentischen Bilder ausüben. Ein Schwerpunkt der Untersuchung lag im Vergleich von Einstellungen und Meinungen über Deutschland einerseits und über die Deutschen andererseits. Mit dieser Umfrage konnte wichtiges Material für den Hochschulunterricht in den Fächern Landeskunde, Sprachpraxis, interkulturelle Kommunikation gewonnen werden.

## 2. Zum Begriff „Stereotyp“

Das Lexem Stereotyp geht auf 2 griechische Wörter zurück: *stereos* – “starr, hart, fest” und *typos* – “Form, Gestalt, Modell”. Der amerikanische Journalist Lippman charakterisiert als erster Stereotyp als ein besonders resistentes Phänomen: „Nichts verhält sich der Erziehung und der Kritik gegenüber so unnachgiebig wie das Stereotyp” (Dabrowska 1999: 55). Die Stereotype sind feste, stabile in unserem Kopf existierenden Bilder über eine große soziale Gruppe. Sie werden unkritisch von einem Individuum übernommen und programmieren das Wahrnehmen der Wirklichkeit vor.

In den interkulturellen Untersuchungen unterscheidet man *Autostereotyp* und *Heterostereotyp*. Autostereotyp ist die Meinung einer ethnischen Gruppe von sich selbst. Im Heterostereotyp finden sich Charakteristika, die einer fremden Ethnie bzw. Nation zugeschrieben werden.

Im Umgangssprachlichen Gebrauch wird dieser Begriff oft als synonym zu „negativem Vorurteil“ verwendet, in der Wissenschaft hat dieser Terminus weder positive noch negative Konnotation. „Ein Stereotyp wird dann als Vorurteil genannt, wenn der affektive Aspekt die Grenze zum Positiven oder zum Negativen hin überschreitet” (Dabrowska 1999: 78). Diese Grenze wird von dem Individuum selbst festgelegt.

Der Begriff Image/Bild geht auch auf die angloamerikanische Sozialforschung zurück und wird als die Wahrnehmung des Äußeren verstanden. Bilder sind flexibel und kurzlebig, sie können von heute auf morgen durch persönliche Erfahrung eines Individuums verändert werden. Auch die Person oder Bevölkerungsgruppe kann durch entsprechendes Verhalten die über sie entstandenen Bilder aktiv beeinflussen. Bilder sind also das Ergebnis einer kulturellen Praxis.

Ich habe aufgrund von Lebenserfahrung und Lebensalter differenzierte und damit auch nicht stark stereotype Vorstellungen bei den Studierenden erwartet, da ich der Meinung war, dass die Studierenden mit zunehmendem Alter und Lebenserfahrung weitere Merkmale speichern und über ein differenzierteres Fremdbild verfügen, darum wird in diesem Artikel der Begriff „Bild“ gebraucht.

## 3. Probanden mit und ohne Deutschlanderfahrung

Im Laufe der Umfrage wurden 23 russischsprachige StudentInnen im Alter zwischen 20 und 32 Jahren befragt, die zur Zeit der Befragung an der Ruhr-Universität Bochum und PH Ludwigsburg studierten. Alle Befragten haben in ihrem Land die allgemeinbildende Mittelschule besucht. Von den befragten Studierenden haben 20 Universitäten oder Hochschulen im Heimatland absolviert, und 5 Probanden hatten schon Arbeitserfahrung als Lehrer/innen. Was die Dauer des Aufenthalts in Deutschland angeht, so schwankt sie zwischen 2 Monaten und 9 Jahren zur Zeit der Befragung.

Insgesamt wurden 31 Studierende der Staatlichen Pädagogischen Universität Samara der Fachrichtung Deutsch befragt. Sie waren schon in Deutschland oder hatten mit Muttersprachlern schon einen Sprachkontakt. Das Durchschnittsalter betrug 18,5 Jahre. Alle Befragten haben die allgemeinbildende Mittelschule besucht und Deutsch gelernt und studieren jetzt Deutsch als erste Fremdsprache. Alle Befragten lebten in den Provinzstädten Russlands. Sie gehören weder einer großstädtischen (z.B. Moskau) noch einer ländlichen Bevölkerung an. Sie verkörpern also den Durchschnitts-Russen.

Die Wahrnehmung deutscher Kultur und die Bilder über Deutschland und Deutsche haben sich auf der Basis von folgenden wirkenden Faktoren gebildet:

- Lehrbücher, Themenvorgabe in den Lehrbüchern und besuchte Kurse
- Vorstellungen, Meinungen, Bilder und Stereotype der Lehrer
- Massenmedien
- eigene Erfahrung, individuelle Sprachlernbiografie, Kulturerfahrenheit.

Die Wahl des Studienfaches (DaF) wirkt meiner Meinung nach stark auf die Einstellung zu Deutschland. Die Studierenden sind prinzipiell positiv eingestellt und haben ein breites Wissensspektrum über Deutschland, dazu auch das Bedürfnis mehr zu erfahren und sind bereit mit dem Wissen bewusst umzugehen. Die Tabelle 1 fasst die Merkmale der Probanden zusammen.

Probanden	Anzahl der Befragten	Durchschnittsalter	Lehre/Studium	Arbeitserfahrung mit Deutsch
mit Deutschlanderfahrung/ 2 Mo - 9 Jahre Herkunft: Provinzstadt in Russland	23	26,3	allgemeinbildende Schule, Uni im Herkunftsland, Uni im Zielsprachenland	5 PB
ohne Deutschlanderfahrung Herkunft: Provinzstadt in Russland	30	18,5	allgemeinbildende Schule, Uni im Herkunftsland	keine

Tabelle 1. Merkmale der Probanden

#### 4. Durchführung der Untersuchung

Zur Realisierung der Untersuchungsabsicht wurde eine Befragung mit Hilfe eines Fragebogens durchgeführt. Dieser Fragebogen ermöglichte eine anonyme Beantwortung und bestand aus offenen<sup>1</sup> und geschlossenen, neutral und kurz formulierten Fragen. Durch offene Fragen erzielt man eine Reichhaltigkeit an Antworten und sichert einen Spielraum für individuelle Meinungsäußerungen. Durchschnittlich wurden 9 Assoziationen auf eine Frage gegeben. Die Befragung dauerte zwischen 15 und 25 Minuten. Die ersten neun Fragen betrafen die Angaben der Probanden: Alter, Geschlecht, Studium, Herkunft. In Fragen 10-12 wurde nach den Assoziationen zu „Deutschland“ und „Deutschen“ gesucht. Bei der Analyse der Fragebögen wurden die Antworten nach der Ausrichtung der Deutschland- und Deutschenbilder unterteilt.

In diesem Artikel wird der Begriff „Kategorisierung“ in seinem weiteren Sinne als Einordnung der erworbenen Bilder in eine Kategorie verstanden.

Ich habe das Kategoriesystem von M. Grünwald (2005:183) übernommen und

<sup>1</sup> Zur Frage der offenen Fragen, vgl. Sievers (1993). Eine offene Frage liegt vor, wenn zu einer bestimmten Frage keine Antworten vorgegeben werden (Sievers 1993:126).

dieses erweitert. Dieses System benutzt auf allgemeiner Ebene zentrale gesellschaftliche Bereiche und auch Persönlichkeitseigenschaften und ist deshalb bestens für die Antworten verwendbar.

### 5. Deutschlandbilder: Studierende ohne Deutschlanderfahrung

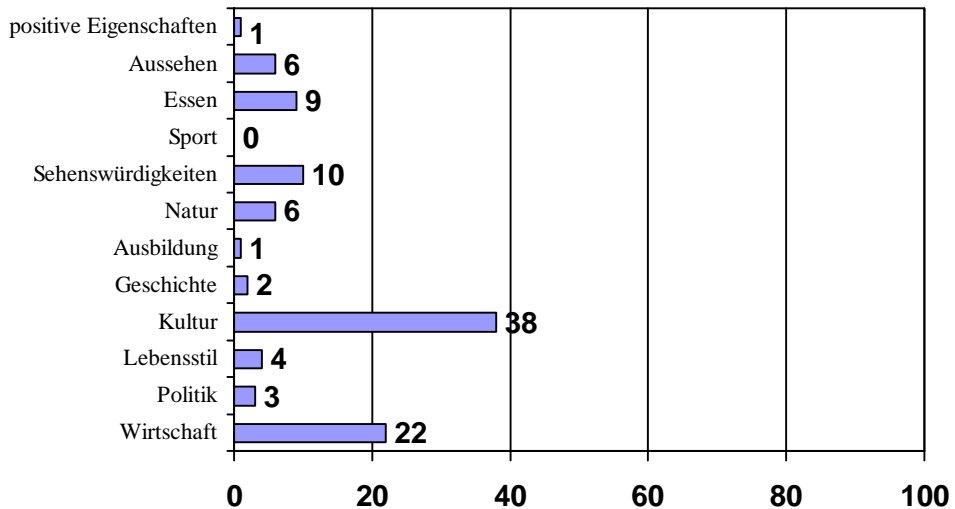


Abbildung 1. Deutschlandbilder der Studierenden ohne Deutschlanderfahrung

Wie aus dem Diagramm zu erschließen ist, ist der „absolute Renner“ hier die Kategorie „Kultur“ mit 122 Nennungen (d.s. 38%) bei der maximalen Zahl der Nennungen von 325. Das heißt, mehr als ein Drittel der Assoziationen fällt auf diese Kategorie. Ihr folgt die Kategorie „Wirtschaft“ mit 72 Nennungen (22%). Den 3. Platz nimmt die Kategorie „Sehenswürdigkeiten“ mit 34 Nennungen (10%) ein. Die Kategorien „Natur/Geographie/Klima“ und „Aussehen“ haben fast eine gleiche Anzahl der Antworten. Kategorien „Ausbildung“, „Sport“ und „Politik“ sind fast kaum erwähnt worden. Zu „Sport“ ist z.B. nur ein Bild einem Probanden eingefallen, nämlich *Biathlon*. Was die letzten 3 Kategorien angeht, so kann man vermuten, dass die Probanden keine Erfahrung auf diesem Gebiet haben bzw. sich für Sport, Politik nicht interessieren (Siehe Abb.1).

Im Großen und Ganzen kann man sagen, dass das Deutschlandbild der Studierenden ohne Deutschlanderfahrung umfangreich und ausgesprochen positiv ist. Fast alle Kategorien, außer „negative Eigenschaften“, wurden mehr oder weniger angesprochen. Manchmal nannten die Studierenden Oberbegriffe wie: *Kultur, Technik, Kunst, Sehenswürdigkeiten* u.a., ohne Einzelelemente genannt zu haben und unterzogen ihre Assoziationen einer Art der Generalisierung, Verallgemeinerung. Es gab auch treffende und präzise Antworten, die davon zeugen, dass man sich mit der deutschen Kultur auseinandersetzt. Hierzu ein paar Beispiele von Assoziationen, die ich der populärsten Kategorie „Kultur“ zugeordnet habe. Hier findet man solche Einzelthemen wie „Literatur“ (*Schriftsteller: Goethe, Heine, Schiller, Brüder Grimm*), Musik (*Bach, Mozart, Beethoven, Wagner, Schubert*,

*Scooter, Sarah Conner, Rammstein, Rave, Walzer, Techno*). Die weiteren häufig genannten Einzelthemen aus den unterschiedlichen Kategorien sind: Autos (*BMW, VW, Audi, Mercedes, Opel*), und *Bier*. Man kann hier sowohl stereotype Vorstellungen über Deutschland finden wie *Bier, Würstchen* als auch Bilder, die man aufgrund der unmittelbaren Befassung mit der deutschen Kultur im Unterrichtsprozess und außerhalb des Unterrichts erworben hat: *Weihnachten, Heine, Bach, Mozart, Schwarzwald, Thüringer Wald, Kölner Dom* usw.

## 6. Deutschlandbilder: Studierende mit Deutschlanderfahrung

Laut der Umfrage beziehen sich 141 Nennungen auf Deutschlandbilder. Aus 14 ausgewählten Kategorien wurden insgesamt 13 erwähnt. Die Kategorie „neutrale Eigenschaften“ ist nicht genannt worden. Die genannten negativen Eigenschaften beziehen sich vor allem auf den seelischen Zustand und stammen von einem Probanden: *Heimweh, Langeweile, Enttäuschung*. Durch Konkretisierungen sind solche Kategorien wie „Wirtschaft“ (8 Einzelthemen) „Essen und Trinken“ (7 Einzelthemen) und „Lebensstil“ (7 Einzelthemen) gekennzeichnet. Sie gehören mit 23 %, 16 % und 14 % von der Gesamtzahl der Nennungen dementsprechend zu den Top-Kategorien. Bemerkenswert ist, dass die Befragten wenige Assoziationen zu der Kategorie „Ausbildung“ genannt haben (3 % von der Gesamtzahl der Nennungen). Solche Bildungseinrichtungen wie *Universität* (gemeint wurde Ruhr-Uni) und *Goethe-Institut* wurden mit Deutschland assoziiert. Eine befragte Person hat als negatives Merkmal *schlechtes Ausbildungssystem* genannt, was dann durch das Wort *„unbekannt“* konkretisiert wurde. Nur wenige Nennungen bekamen die Kategorien „Sport“ (1%), „Aussehen“ (2%) und „Politik“ (2%) (Siehe Abb.2).

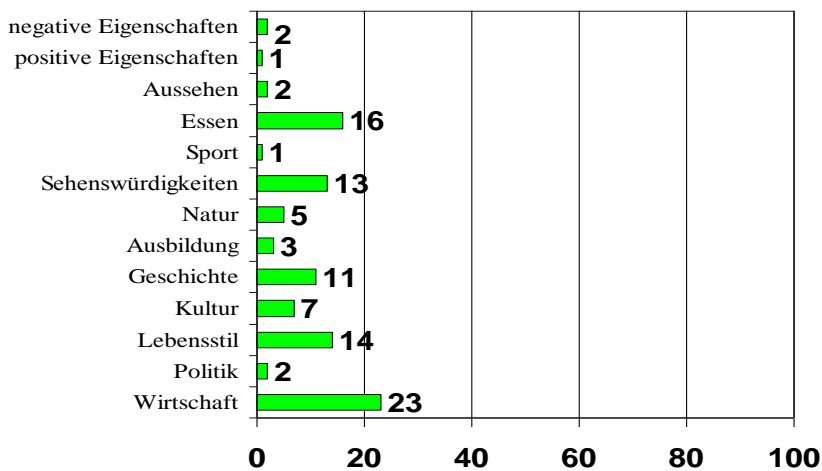


Abbildung 2. Deutschlandbilder der Studierenden mit Deutschlanderfahrung

Beim Vergleich der beiden Topkategorien beider Gruppen kann man eine Verschiebung von dem Kulturellen zum Alltäglichen bemerken. Erklären lässt sich das durch Verschiebung von Akzenten im Leben. Man wird in Deutschland eher mit alltäglichen Dingen wie Essen, Leben, Umgang mit Menschen konfrontiert, wohingegen sich Studierende ohne Deutschlanderfahrung mit Sprache, Kultur u.a. unmittelbar intensiv beschäftigt haben. Im



weiteren Bereich der Assoziationen befinden sich ähnliche Kategorien: Sport, Ausbildung, Politik, was davon zeugen könnte, dass die Interessen der Studierenden in beiden Gruppen gleich sind und der Auslandsaufenthalt sie nicht verändert hat.

### 7. „Deutschenbilder“: Studierende ohne Erfahrung

In Bezug auf Deutschenbilder wurden von den Studierenden insgesamt 110 Nennungen gemacht. Die charakteristischen Eigenschaften wurden in positive, negative und neutrale Eigenschaften gegliedert. 67% der Assoziationen betreffen positive Eigenschaften der Deutschen mit ihrer bekannten Pünktlichkeit (20 Nennungen) auf dem 1. Platz. Hier ist das positive Einschätzen der Deutschen zu betrachten. Von den negativen Eigenschaften sind nur 8%, noch weniger von neutralen (6%) genannt worden.

### 8. „Deutschenbilder“: Studierende mit Deutschlanderfahrung

In Bezug auf Deutschenbilder wurden insgesamt 79 Nennungen gemacht. Positive Äußerungen dominieren mit insgesamt 35 Nennungen zu 12 Charaktereigenschaften (43%). ‚Absoluter Renner‘ in dieser Kategorie ist die *Pünktlichkeit* der Deutschen. Positiv angemerkt wurde *Freundlichkeit* der Deutschen. Auch *Höflichkeit*, *Disziplin*, Liebe zur *Freiheit* und *Ordnung* wurden mehrfach genannt. 15 Nennungen (20 %) betreffen den Lebensstil der Deutschen mit ihrem bekannten *Terminkalender*. In der Kategorie ‚Aussehen‘ wurden *kalte Augen* und *wilde Frisuren* genannt. Negativ gesehen ist z.B. die Art der Deutschen zu *meckern* „über schlechtes Wetter und Geld“ [Proband 3, männlich]. Als oft genannte neutrale Eigenschaft gilt die Meinung, dass die Deutschen *zurückhaltend* sind. Weitere genannte positive und negative Eigenschaften der beiden Gruppen sind in der Tabelle 2 aufgelistet.

	Studierende mit Deutschlanderfahrung	Studierende ohne Deutschlanderfahrung
positive Eigenschaften	<b>pünktlich, ordentlich, höflich, fleißig, gutherzig, freundlich</b>	
	Disziplin, Freiheit, reisefreudig, nett, gute Laune, selbstzufrieden	gutes Benehmen, hilfsbereit, Toleranz, schöpferisch, gebildet, gut erzogen, planen alles im Voraus, kontaktfreudig
negative Eigenschaften	<b>verschlossen, geizig, überheblich</b>	
	meckern, Belehrung, sachlich in Liebe, geschmacklos, egoistische Jugendliche, kleinkariert, verschwenderisch, nicht spontan	keine engen Verhältnisse in der Verwandtschaft, kalt, grobe Sprache

Tabelle 2. Positive und negative Eigenschaften im Vergleich

Wenn wir positive und negative Einstellungen zu Deutschland einerseits und die Bilder über die Deutschen andererseits miteinander vergleichen, dann sehen wir, dass positive Bilder über das Land dominieren, während die Meinung über die Deutschen eher zwiespältig ist.

### 9. Zusammenfassung

Zusammenfassend lässt sich betonen, dass der Schwerpunkt deutlich auf der als positiv zu

klassifizierenden Seite liegt, was, wie auch die Befragten unterstrichen haben, nicht zuletzt von der „Idealisierung von Deutschland“ abhängt [Proband 13, weiblich] und durch eigene Erfahrung unterstützt wird.

Das inhaltliche Spektrum der Stereotype in beiden Gruppen ist umfangreich. Fast alle Kategorien wurden angesprochen. Die Stereotype von den Studierenden mit Deutschlanderfahrung sind starker Generalisierung unterzogen. Sie unterscheiden sich von denen der Studierenden ohne Deutschlanderfahrung durch Eintönigkeit, sind nicht emotional und in wenige Unterthemen gegliedert. Den Grund dafür sehe ich darin, dass Deutschland zu etwas Selbstverständlichem, nicht mehr so reizend und anlockend Wirkendem und zu etwas Alltäglichem geworden ist.

Was momentane Veränderung von Einstellungen, Stereotypen angeht, so lässt sich hier die Tendenz zur Verschiebung von Kultur zum Alltäglichem wie Essen/Trinken, Lebensstil sehen. Deutschland und Deutschenbilder sowohl bei den Studierenden mit als auch ohne Erfahrung sind vorwiegend positiv, wobei die Studierenden mit Deutschlanderfahrung aufgrund eigener Erfahrung mehr negative Charaktereigenschaften genannt haben.

Am Schluss dieses Artikels möchte ich darauf hinweisen, dass man nicht ständig mit Stereotypen konfrontiert wird. Sie werden nicht bei jeder interkulturellen Begegnung aktiviert. Vielmehr tritt das Individuum selbst mit seinen Erfahrungen in den Vordergrund.

### Literatur

DABROWSKA 1999

DABROWSKA, Jarochna: Stereotype und ihr sprachlicher Ausdruck im Polenbild der deutschen Presse. Tübingen: GUNTER NARR VERLAG, 1999.

GRÜNEWALD 2005

GRÜNEWALD, Matthias: Bilder im Kopf. Eine Longitudinalstudie über die Deutschland- und Deutschenbilder japanischer Deutschlernender. München, IUDICIUM, 2005.

SIEVERS 1993

SIEVERS, Walter: Empirische Forschungsmethoden in den Sozialwissenschaften. Göttingen, SELBSTVERLAG, 1993.

# **FREMDSPRACHEN IN DER UNTERNEHMENSSTRATEGIE IM NEOLIBERALEN UNGARN**

BRADEAN EBINGER NELU  
Corvinus Universität, Ungarn

## **1. Einleitung**

Nach der Wende hat sich bedingt durch die rapiden Umwälzungen der Transformation der ungarischen Wirtschaft zu einer funktionsfähigen Marktwirtschaft auch die innerbetriebliche Kommunikation radikal verändert: Der Anteil des ausländischen Kapitals und dadurch der globalen Unternehmen (Multis) am ungarischen BIP beträgt zurzeit mehr als zwei Drittel. Diese radikale Änderung drückt sich auch bei der Wahl der internen Arbeitssprache bzw. der Kommunikation aus: Hatten doch die meisten Multis in den 1990er Jahren die Sprache ihres Mutterkonzerns mitgebracht und auch beibehalten, so gibt es heute kaum noch Betriebe, die nicht die globale Unternehmenssprache Englisch benutzen. Eine der wenigen Ausnahmen sind die Audi-Werke in Győr, die weiterhin Deutsch als interne Kommunikationssprache verwenden.

Auch die Umschulung des ungarischen Personals durch interkulturelle Kommunikationstrainings hatte bizarre Folgen: Während die mittlere und ältere Generation noch stärker an den alten nationalbedingten Verhaltensmustern festhält, hat sich die junge Generation schon auf die globale neoliberale Verhaltensweise umgestellt, was nicht nur zu Konfliktsituationen mit den westlichen Mitarbeitern, sondern auch zu solchen untereinander führt.

Der Tagungsbeitrag versucht einen Einblick in die obige Situation zu geben und mögliche Auswege daraus in Richtung einer europäischen Mehrsprachigkeit zu zeichnen.

## **2. Ungarns Situation**

Ungarn gilt heute neben Island als das Musterland des Scheiterns des neoliberalen Modells in Europa. In den letzten Jahren ist es vom „Primus zum Ultimus“ geworden, wo der Anteil der Multis am BIP mehr als zwei Drittel ausmacht.

In den Zeiten der Globalisierung und der Osterweiterung der EU verlagern immer mehr deutsche Unternehmen ihre Produktion und ihre Tätigkeit in die osteuropäischen Länder. Gründe, wie neue Marktchancen, niedrigere Lohnnebenkosten oder Produktionskosten treiben diese Erweiterung voran. Die Länder Osteuropas hingegen wollen ihre Produkte und Dienstleistungen über die Grenzen hinaus vermarkten, was ihres Bekanntheitsgrad in der internationalen Wirtschaft steigert. Ungarn ist eines von diesen Ländern, das seine Beziehungen zu Deutschland intensiviert. Die Exporte und Importe nach und aus Deutschland stehen immer noch an erster Stelle der ungarischen Wirtschaftsbeziehungen. Nach Angaben der Deutsch-Ungarischen Handelskammer kommt etwa ein Drittel aller Direktinvestitionen in Ungarn aus Deutschland. Seit der politischen Wende 1989 summieren diese Investitionen sich auf etwa 20 Mrd. EUR und etwa 200.000 Menschen finden nach Schätzung Beschäftigung in Unternehmen mit deutscher Kapitalbeteiligung. Diese Daten belegen, dass Ungarn und Deutschland eine sehr intensive Wirtschaftsbeziehung

pflegen. Diese Beziehungen basieren jedoch auf zwei unterschiedlichen Wirtschaftslagen und auch auf unterschiedlichen Völkern und Sprachen. So ist in Deutschland die Ausbildung der Arbeitskräfte und Führungskräfte intensiver. Dagegen sind in Ungarn die Ausbildungsmaßnahmen noch förderungswürdig. Die Unternehmen werden nicht nur mit einem niedrigeren Ausbildungsniveau konfrontiert, sondern auch mit einer anderen Kultur.

Ein möglicher Erfolg oder Misserfolg von Unternehmenskooperationen kann jedoch nicht nur auf bewusste oder unbewusste Vernachlässigung kultureller Faktoren zurückgeführt werden, sondern auch darauf, dass den Beteiligten keine adäquaten Fähigkeiten zur Verfügung stehen, um die wahrgenommenen Unterschiede zu bewältigen und zu handhaben. In Situationen, in denen sich Personen aus unterschiedlichen Kulturen begegnen und interagieren, können Spannungen und Konflikte dann entstehen, wenn die Beteiligten ihre kulturell begründeten Vorstellungen, Erwartungen und Verhaltensweisen, die sie angemessen und für universell gültig betrachten, auf ihr Gegenüber projizieren. Andere Verhaltensweisen, Arbeitsweisen, Reaktionen der Kooperationspartner können unter Umständen nicht richtig eingeordnet werden und erzeugen ein Gefühl der Fremdheit und der Hilflosigkeit. Das Ziel dieser Arbeit besteht darin, interkulturelle Spannungs- und Konfliktpotentiale zwischen ungarischen und deutschen Unternehmen zu identifizieren und darauf aufbauend Lösungsansätze zu ihrer Handhabung zu entwickeln.

### **3. Ungarische und deutsche Beziehungen**

Handel und Geschäfte mit den neuen EU-Ländern im Osten werden immer wichtiger, dazu zählt auch Ungarn. Wer hier erfolgreich sein will, muss mit Eigenheiten umgehen können. Deutsche Geschäftsleute, die einen sachbezogenen und direkten Verhandlungs- und Gesprächsstil gewohnt sind, stoßen in Ungarn auf das genaue Gegenteil.

Der Umbau der ungarischen Wirtschaft ist nach dem Ende der sozialistischen Ära und der Vorherrschaft Moskaus energisch vorangetrieben worden. Die Wirtschaft ist heute zu über 80 Prozent in privater Hand. 21 000 Unternehmen haben einen ausländischen Mehrheitseigentümer und obwohl diese an der Gesamtzahl der Unternehmen nur sieben Prozent ausmachen, stehen sie für 75 Prozent der Ausfuhren. Die Wirtschaftsbeziehungen mit Deutschland sind dabei besonders eng. Der Handel zwischen beiden Ländern ist viermal so umfangreich wie mit Russland. Über ein Viertel der Direktinvestitionen sind bislang aus Deutschland gekommen, das auch in dieser Beziehung einen Spitzenplatz belegt.

Prägend sind für die ungarische Gesellschaft bis heute noch in vielerlei Hinsicht die Zeit der Doppelmonarchie mit den Habsburgern und die bis ins 20. Jahrhundert hineinreichenden feudalen Strukturen. Formelle Umgangsformen und die Akzeptanz von hierarchischen Ordnungen stammen aus dieser Ära.

Das deutsch-ungarische Verhältnis hat eine lange und wechselvolle Geschichte, die bei geschäftlichen Beziehungen noch immer mitschwingt. Deutsche erhalten wegen der von ihnen erwarteten Tüchtigkeit, ihres Fleißes und ihrer Kultur Anerkennung bei den Magyaren. Diese paart sich aber mit der geschichtlich verwurzelten Furcht vor Überfremdung und Bevormundung. Auf der anderen Seite schwingt aus der jüngsten Vergangenheit beim Grundvertrauen der Deutschen gegenüber den Ungarn die Dankbarkeit für die Öffnung der Grenzen mit. Ungarn wurde so für die deutsche Wiedervereinigung zum Wegbereiter.

Die Rettung der ungarischen Sprache vor der Verdrängung durch das Deutsche war ein zentrales Anliegen im 19. Jahrhundert. Gerade das Sichzurückziehen auf die in Mitteleuropa singuläre ungarische Sprache, die von Ausländern nur unter großem zeitlichen und persönlichen Einsatz erlernt werden kann, hat aber auch die Isolierung der Ungarn gefördert und zeigt den „Hang zur Individualisierung“. Paul Lendvai spricht in seinem grundlegenden Werk „Die Ungarn - eine Tausendjährige Geschichte“ von der Sprache als der „chinesischen Mauer“ der Ungarn. Gleichzeitig werden Fremdsprachenkenntnisse bei Weitem nicht so gefördert, wie im sprachlich „verwandten“ Finnland.

Auch die pessimistische Grundstimmung der Magyaren, die sich oft zeigt, hat historische Wurzeln. Die existenzbedrohenden Niederlagen, bei denen sie sich allein und verlassen vorkamen, haben ihr Selbstwertgefühl erschüttert. Nach dem Mongolensturm von 1241 waren dies vor allem die verlorene Schlacht von Mohács (1526), der 150 Jahre Türkenherrschaft folgten, und im letzten Jahrhundert der „Vertrag von Trianon“ (1920), durch den das ungarische Territorium auf ein Drittel seiner Vorkriegsgröße in der k.u.k.-Monarchie schrumpfte. Zu den großen nationalen Katastrophen zählen aber auch die Niederschlagung der Revolution von 1848 durch Habsburger, Kroaten und Russen, sowie 1956 die Unterdrückung des ungarischen Aufstandes durch sowjetische Panzer, die die Unterwerfung unter Moskaus Vorherrschaft besiegelte.

Kulturell sowie auch durch die Verbreitung der christlichen Religion und nicht zuletzt klimatisch ist Ungarn in Mitteleuropa zu Hause. Dadurch ergeben sich viele Gemeinsamkeiten vor allem mit Süddeutschland.

Auch Pünktlichkeit zählt zum Komplex der Höflichkeiten, die speziell vom Ausländer erwartet werden. Es ist besser, fünf Minuten zu früh zu einem geschäftlichen Meeting zu kommen als zu spät. Darin wird eine Missachtung der Person oder des Amtes gesehen. Im privaten Umgang sind (kleinere) Verspätungen aber durchaus üblich.

Etwas formeller als in Deutschland ist auch die Kleiderordnung. Eine Anpassung wird durchweg aber nicht erwartet. Die in Deutschland üblichen Unterschiede nach Branchen sind auch in Ungarn bekannt. Spötteln über das typische Outfit ausländischer Geschäftsleute ist verbreitet und humorvoll gemeint. Bei männlichen Besuchern aus Deutschland ist es das blaue Hemd mit witziger Krawatte, das ein Schmunzeln auslöst, bei Frauen der Hosenanzug. Ungarische Frauen sind oft sehr modisch und auffallend gekleidet. Tun Ausländerinnen ihnen gleich, könnten sie womöglich in einem falschen Licht erscheinen.

In Mimik und Sprache sind Ungarn ausdrucksstärker als Deutsche, auch etwas mehr Nähe ist zugelassen. Emotionen werden gezeigt und gestikulierend untermalt. Darin wird kein Gegensatz zu einem ausgeglichenen und reifen Verhalten gesehen, sondern eher zu einem kühlen und gleichgültigen. Im Gespräch fallen von Ungarn schon einmal abfällige Bemerkungen zum Beispiel über die Roma Bevölkerung, die im Land stark benachteiligt ist. Solche emotionalen Äußerungen sind noch nicht völlig tabuisiert. Sie reizen Ausländer, die an politisch korrektes Verhalten gewöhnt sind, zum Widerspruch.

Györgyi Szalay, eine ehemalige Doktorandin von mir, die die Besonderheiten in der interkulturellen Kommunikation zwischen Deutschen und Ungarn aus ihren Seminaren und aus Rollenspielen kennt, rät zu Zurückhaltung. Äußerungen dieser Art entsprechen nicht der tatsächlichen Geisteshaltung der modernen Ungarn. Die großen Ambitionen und das Selbstbildnis der Ungarn sei mit der Realität ihres Lebens vielfach noch nicht in Einklang.

Sehr speziell ist der ungarische Humor. Er kann selbstironisch, schwarz und auch sarkastisch sein. Ungarn lachen über ihr eigenes Elend, machen aus ihrer Person oft einen Witz. Aber auch eine Portion Schadenfreude gehört dazu. Ausländer bekommen sie spätestens bei ihren ersten Versuchen, Ungarisch zu sprechen, zu spüren. Anlass sind in der Regel kleine phonetische Fehler, die aus einem harmlosen ein vulgäres Wort machen können. Angesichts der sprachlichen Klippen sollten Expats aber nicht den Fehler begehen zu sagen, dass es sich nicht lohne, Ungarisch zu lernen. Das wird als eine Kränkung aufgefasst. Wer in einem ungarischen Unternehmen tätig sein will, muss sich auch intensiv mit der Sprache beschäftigen.

Ungarn schätzen es sehr, wenn Ausländer Interesse an ihrer Geschichte, ihren Traditionen und Besonderheiten zeigen. Sie sind ein talentiertes Volk und wissen dies auch. Sie können dabei auf eine lange Reihe von Nobelpreisträgern, bedeutenden Erfindungen, auf herausragende Literaten, Musiker und Regisseure verweisen. Wer zum Beispiel weiß, dass der Hubschrauber von Oszkár Asbóth erfunden wurde, der Kugelschreiber von Laszló József Biró, der Vergaser von Donát Bánki, die Wasserstoffbombe unter Mitwirkung von Ede Teller oder die Rechenmaschine von János Neumann punktet in Gesprächen.

Aus der ungarischen Innenpolitik sollten sich Ausländer tunlichst heraushalten. Die Folgen, dem Lager des politischen Gegners zugeordnet zu werden, sind nicht überschaubar. Das Verhältnis zur Politik ist hochemotionalisiert. Eine große soziale Kluft, die Polarisierung zu Zeiten des Sozialismus und die als ungerecht empfundene Aufteilung in Gewinner und Verlierer nach der Wende haben in der jüngeren Geschichte einen tiefen Graben durch die Bevölkerung gezogen. Er macht vor den Familien nicht Halt und lässt selbst hier die Kommunikation zwischen den Anhängern unterschiedlicher politischer Lager verstummen. Nicht selten leiden Betriebsklima und Kommunikation am Arbeitsplatz darunter. Es ist nicht auszuschließen, dass Ungarn in ersten Gesprächen mit Ausländern versuchen, herauszufinden, wie deren politische Einstellungen sind. Hier empfiehlt sich strikte Neutralität; denn Toleranz gegenüber Andersdenkenden ist noch nicht immer selbstverständlich.

Wird ein Vertriebs-, Kooperations- oder Projektpartner in Ungarn gesucht, hilft die Deutsche Industrie- und Handelskammer in Budapest. Die Kontaktvermittlung zu Endabnehmern von Produkten gehört dagegen gewöhnlich nicht zu ihren Dienstleistungen. Eine Ausnahme bilden die Kooperationsbörsen, die die DUIHK für Unternehmensdelegationen im Rahmen von geförderten Geschäftsreiseprogrammen und anlässlich von ungarischen Messen organisiert. Ansonsten stellt sie für die Kundensuche geprüfte Adressenlisten zusammen. Geht es um Investitionsprojekte in Ungarn und die dafür zu erwartenden Förderungen, ist die ungarische Investitions- und Handelsförderungsstelle ITDH die richtige Adresse.

Den ersten Kontakt zu einem Unternehmen oder einer Organisation in Ungarn nimmt der nicht sprachkundige Ausländer am Besten per E-Mail auf. Ungarn scheuen sich oft, am Telefon gegenüber Fremden ihre vermeintlich ungenügenden Fremdsprachenkenntnisse einzubringen, so dass ein Gespräch möglicherweise erst gar nicht zustande kommt. In den noch stark hierarchisch strukturierten Unternehmen mit Resten eines patriarchalischen Führungsstils sollte der Adressat der E-Mail auf der Führungsebene – Geschäfts- oder Abteilungsleitung je nach Unternehmensgröße – gesucht werden. Spätestens für die Verabredung eines ersten Treffens ist es sehr wichtig herauszufinden, ob der Partner auch den nöti-

gen Entscheidungsspielraum hat. Delegieren von Kompetenzen ist in Ungarn noch nicht sehr verbreitet.

In der ersten E-Mail empfiehlt sich eine kurze Vorstellung in – möglichst einfachem – Deutsch und Englisch. Knapp 20% der Ungarn sprechen Deutsch und ein etwas größerer und wachsender Anteil Englisch, wobei Englisch vor allem bei den Jüngeren dominiert. Die Schnittmenge derjenigen, die beide Sprachen gut beherrschen, ist deutlich kleiner. Allerdings sind Kenntnisse der beiden Sprachen in Unternehmen und vor allem bei Führungskräften und in den Einkaufs-/Exportabteilungen gewöhnlich sehr viel stärker repräsentiert.

Fast immer lädt das ungarische Unternehmen zum ersten Treffen zu sich ein. Sehr verbreitet ist dabei, nach den Verhandlungen, die Gespräche in einem Restaurant fortzusetzen, am „weißen Tisch“, wie die Ungarn sagen. Das ist der Atmosphäre sehr zuträglich, erfordert aber Zeit. Diese sollte der Geschäftsreisende mitbringen und seine weiteren Termine entsprechend planen.

Ungarn erwarten von deutschen Geschäftspartnern gutes Informationsmaterial, besseres als sie vielleicht selbst bereitstellen können. Anschauungsmaterial ist sehr wichtig. Beschreibungen in Deutsch und Englisch reichen dabei zunächst aus. Das Interesse an Informationen ist grundsätzlich groß. Power Point Präsentationen würden aber in kleineren Gesprächsrunden als zu unpersönlich angesehen, Imagefilme eher mit Skepsis betrachtet. Deutsche Geschäftsleute, die einen sachbezogenen und direkten Verhandlungs- und Gesprächsstil gewohnt sind, stoßen in Ungarn auf das genaue Gegenteil: Beziehungsorientierung und ein sogenanntes „high context“-Verhalten herrschen hier vor. Ungarn fühlen sich von deutscher Gradlinigkeit leicht überrumpelt. Sie empfinden das bei Deutschen beobachtete Beharren auf eigenen Methoden und Vorgehensweisen als besserwisserisch oder lehnen es als „kalt“, das heißt zu wenig einfühlend, ab. Eine persönliche, freundschaftliche Beziehung zum Geschäftspartner ist von extrem wichtiger Bedeutung. Auch wenn Ausländern die für Ungarn typischen Netzwerke nicht offen stehen, können sie über gute Geschäftsfreunde dennoch ein wenig daran teilhaben.

Vor allen Meetings mit Ungarn ist es wichtig, vorab zu klären, ob auf Deutsch oder Englisch verhandelt werden kann oder ob ein Dolmetscher benötigt wird. Das Ungarische gehört nicht zu den indogermanischen Sprachen und hat eine völlig andere Struktur als diese. Das macht Übersetzungen schwierig und oft missverständlich. Andererseits können selbst Ungarn, die fließend Deutsch sprechen, einem Muttersprachler nicht immer folgen. Vielen Missverständnissen kann durch einfache und klare Formulierungen vorgebeugt werden. Bei jedem Zweifel empfiehlt Szalay nachzuhaken.

Zu Missverständnissen kann auch der indirekte und vorsichtige Kommunikationsstil der Ungarn führen. Was gemeint ist, hängt stark vom Kontext ab. Vage Formulierungen, wie „wir könnten in diese Richtung gehen“, die in deutschen Ohren nur wie eine Möglichkeit klingen, können durchaus eine Zusage sein, so Szalay. Andererseits werden auch Probleme für das deutsche Empfinden gar nicht, zu spät oder zu vorsichtig angesprochen. Das liegt ebenfalls am indirekten Kommunikationsstil, kann aber zu großen Problemen führen, wenn die deutsche Seite gar nicht merkt, dass etwas im Argen liegt.

Nicht nur die Sprachproblematik erfordert Zeit in Verhandlungen. Es entspricht auch nicht der Beziehungsorientierung der Ungarn schnell auf den Punkt zu kommen. Sie wollen zuerst auf der persönlichen Ebene klarer sehen. Von den ungarischen Teilnehmern

an praktischen Übungen in ihren interkulturellen Seminaren bekommt Szalay immer wieder zu hören, dass zu den deutschen Gesprächspartnern nicht genügend Vertrauen aufgebaut werden konnte. Die sachorientierten Deutschen vermissten dies hingegen nicht. Interessant ist eine andere Beobachtung, die Rechtsberater in Ungarn machen. Das Ungarnbild vieler Deutschen sei so positiv, dass sie die generell bei Geschäften nötige Vorsicht oft vernachlässigten. Ihr Rat lautet: „Prüfen, Prüfen, Prüfen!“

Im Unterschied zu Deutschland habe sich in Ungarn keine Streitkultur entwickelt, stellt Györgyi Szalay als Ergebnis ihrer Befragungen von deutschen und ungarischen Mitarbeitern in gemischten Teams fest: „In Ungarn wird dem freundlichen Miteinander mehr Wert beigemessen. Wenn aber das Fass überläuft, reagieren Ungarn oft sehr emotional“ (Szalay, 1998).

Was die Zeitauffassung angeht, sind die Ungarn polychrone Südeuropäer, abgesehen vom Terminempfinden im geschäftlichen Bereich, das – zumindest teilweise – eher preußisch ist. Punkt für Punkt einer Agenda abzuarbeiten und sich dabei an einen strikten Zeitrahmen zu halten, lässt nach ihrer Ansicht zu wenig Raum für Kreativität und spontane Ideen. Sie sind in Gesprächen weniger regelorientiert und suchen eher situationsgerechte Anwendungen von Regeln. Unter Zeitdruck wollen sie sich nicht setzen lassen. Zu forsches Vorgehen und eine betont sachliche Verhandlungsweise schüren die Furcht vor Überrumpelung und sind in Sachen Vertrauensbildung kontraproduktiv.

Der wenig systematische Umgang mit der Zeit zeigt sich auch im Zuliefergeschäft. Während unter ausländischer Leitung stehende Unternehmen in Ungarn, die in die internationale Arbeitsteilung eingebunden sind, in dieser Hinsicht durchweg hohe Standards erfüllen, tun sich rein inländische Unternehmen mit der zeitgenauen Produktionsplanung oft noch schwer. Spätere Aufträge werden vorgezogen oder es wird an mehreren parallel gearbeitet. Die Beziehung zum Auftraggeber kann dann ausschlaggebend dafür sein, wer zuerst bedient wird. Die Zuverlässigkeit des künftigen Partners in diesen Fragen zu klären, sollte ein wichtiges Anliegen in den Verhandlungen sein.

Die Ungarn selbst bereiten Meetings nicht so detailliert, Punkt für Punkt vor, wie sie es von ihren ergebnisorientierten Partnern aus Deutschland kennen. Sie kommen auch meist weniger informiert zu Treffen und ihre Möglichkeiten, sich vorab Informationen zu beschaffen, sind begrenzter. In Verhandlungen verhalten sie sich eher reserviert und abwartend und lassen gewöhnlich zuerst einmal den Partner kommen. Den Angeboten wird dann aber auf den Grund gegangen. Vor zu vielen Zahlen und Fakten schrecken die Mathematik begabten und spitzfindigen Ungarn nicht zurück. Feilschen gehört in Ungarn zwar nicht zum Geschäft, etwas Verhandlungsspielraum sollte bei Angeboten aber eingeplant werden.

Verhandlungsergebnisse werden oft bürokratisch festgehalten und Entscheidungen fallen nur schleppend. Sie sind in der Regel noch auf einer Ebene angesiedelt, wo sie aus deutscher Sicht nicht hingehören. Delegiert wird kaum. Dennoch ist nicht sicher, dass die nächsten Schritte, die in einem Gespräch vereinbart wurden, von der ungarischen Seite auch gegangen werden. Oft ruht die Sache erst einmal, und wiederholtes telefonisches Nachhaken ist eine Notwendigkeit, um Fortschritte zu erzielen. Betriebliche Meetings sind in Ungarn nicht der Ort, wo offen Informationen ausgetauscht werden. Das geschieht informeller, auf dem Flur oder am Kaffeeautomaten. Einem Vorgesetzten trauen sich viele Ungarn nicht zu widersprechen. Ist dieser ein Ausländer, so sind sie in der Regel noch



erschlossener. Andererseits wird auch Widerspruch aus einer Empfindlichkeit und Unsicherheit heraus oft persönlich genommen. Das blockiert die Kommunikation.

#### **4. Die Kommunikationssprache in den Unternehmen in Ungarn**

Was für Rolle spielte dabei die Kommunikationssprache in den Unternehmen in Ungarn? In den letzten Jahren hat sich bei den meisten multinationalen Großunternehmen das sog. „Global English“ als alleinige Konzernsprache durchgesetzt, anders ist es aber bei den ungarischen KMUs.

Die Fragestellung dieses Beitrages ist ein Ergebnis neuerer Entwicklungen. In der von herkömmlichen Kleinbetrieben geprägten Wirtschaft hat sich die Frage nach der betrieblichen Sprache und insbesondere rechtlichen Fragen, die damit zusammenhängen können, nicht gestellt. Erst im Zuge der weltweiten Verflechtung von Unternehmungen, und zwar nicht nur von Großunternehmen, sondern in Europa, in Deutschland und auch in Ungarn zunehmend auch von mittelständischen Unternehmen, sind die folgenden Fragen ins Blickfeld gerückt:

- Welches ist die Sprache im Unternehmen?
- Welche Rechte und Pflichten ergeben sich für Arbeitgeber und Arbeitnehmer daraus, dass beide oder Teile von ihnen nicht dieselbe Sprache sprechen?
- Welche Möglichkeiten haben Arbeitgeber bzw. Arbeitnehmer jeweils ihre sprachlichen Vorstellungen durchzusetzen?
- Ist die im Betrieb verwendete Sprache ein Problem nur zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer oder hat auch die Öffentlichkeit einen Anspruch darauf, dass eine bestimmte Sprache verwendet wird? Anders gefragt: Können Arbeitgeber und Arbeitnehmer etwa durch Betriebsvereinbarungen über die im Betrieb verwendete Sprache frei entscheiden? Oder gibt es gesetzliche Grenzen?

Das Betriebsverfassungsrecht unterscheidet zwischen Unternehmen und Betrieb. Es liegt daher nahe, auch zu unterscheiden zwischen der Unternehmenssprache, also der Sprache, welche auf der Ebene der Geschäftsleitung verwendet wird, und der Betriebssprache, also der Sprache, welche innerhalb oder in Bezug auf eine bestimmte Betriebsstätte verwendet wird. Ursprünglich sind beide dasselbe, nämlich die Sprache des Eigentümers. Im Zuge der internationalen Verflechtungen und des grenzüberschreitenden Aktienbesitzes an Unternehmen ist die Frage nach der Nationalität der Eigentümer bzw. deren Muttersprache immer schwieriger geworden. Beispiel: Die Aktien des weltweit als deutsches Unternehmen geltenden Autoherstellers Daimler-Benz liegen zum großen Teil außerhalb Deutschlands.

Eine wirtschaftliche Entwicklung, welche sich bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts angebahnt hatte, hat nach dem Zweiten Weltkrieg praktisch die ganze Welt erfasst: größere Unternehmen haben Tochtergesellschaften nicht nur im eigenen Lande, sondern auch in anderen Staaten. Das deutsche Weltunternehmen Siemens AG hat heute Landesgesellschaften in praktisch jedem Staat der Welt. Die ursprünglich einheitliche Form der Kommunikation zwischen Unternehmensleitung und den zum Konzern gehörenden Unternehmen war in der Siemens AG die deutsche Sprache. In dem als konservativ geltenden Unternehmen spielt zwar die deutsche Sprache immer noch eine gewisse Rolle, weltweit aber ist sie durch eine einheitliche Unternehmenssprache, das Englische, fast ersetzt worden.

Ähnliche Entwicklungen gibt es nicht nur, soweit deutsche Unternehmungen betroffen sind, sondern anscheinend in allen Großunternehmen auf der Welt. Die Kommunikation zwischen Konzernleitung und Konzerntöchtern außerhalb des Mutterlandes des Konzerns findet in einer einheitlichen Sprache statt, welche von möglichst vielen Konzernangehörigen verstanden wird. Das ist heute fast ausschließlich Englisch.

Unternehmen, welche in einem Mutterland mit einer wenig verbreiteten Sprache ansässig sind, verwenden die englische Sprache zunehmend auch im internen Verkehr im Mutterland selbst. Das trifft etwa auf Holland und Skandinavien zu, aber auch auf japanische Unternehmen; auch in deutschen Unternehmen greift diese Sitte um sich.

Die internationalen französischen Unternehmen scheinen sich gegen diese Entwicklung zu stemmen. Das wird auch damit zusammenhängen, dass der staatliche Einfluss auf französische Unternehmen entweder direkt durch Aktienbesitz oder unsichtbar durch entsprechende Netzwerke (Corpsgeist der Absolventen der *grands écoles*) offenbar deutlich stärker ist als etwa in deutschen. Im praktischen Wirtschaftsgeschehen scheint aber dennoch die Bedeutung der französischen Sprache stetig zurückzugehen. Frankreich ist daher nach Meinung des Verfassers, im Grunde in einer ganz ähnlichen Lage wie Deutschland, wobei Deutschland insofern im Vorteil ist, als wir mehr und international vermutlich wichtigere international tätige Unternehmen in Deutschland beherbergen als Frankreich. Wenn aber Frankreich und Deutschland sich gegen die Amerikanisierung der Unternehmenssprache nicht wirklich zur Wehr setzen können, dann wird es Unternehmen in Holland, Schweden oder Ungarn erst recht nicht möglich sein.

Als Unternehmenssprache wird hier die Sprache definiert, welche erforderlich ist, um die Kommunikation zwischen Unternehmensleitung und konzernangehörigen Unternehmungen zu gewährleisten. Es handelt sich hierbei um eine Kommunikation zwischen den Geschäftsleitungen. Die Konzernleitung wird keine direkten Weisungen an die Mitarbeiter einer bestimmten Betriebsstätte richten, sondern die Geschäftsleitung im Lande X anweisen, bestimmte Maßnahmen zu treffen. Man kann daher auch von einer Leitungssprache sprechen. Bereiche der Leitungssprache werden etwa Verhandlungen in Vorstand und Gremien sein, Protokolle, dazu strategische Ausarbeitungen wie Vorstandsvorlagen und Zuarbeiten zu diesen, konzernweite Richtlinien, usw.

In einem grenzüberschreitenden Unternehmen ist es bis zu einem gewissen Grade sachgerecht, dass eine einheitliche Leitungssprache verwendet wird. Es ergeben sich hier also betriebswirtschaftlich, vielleicht auch soziologisch, und damit auch rechtlich andere Aspekte als für die Umgangssprache in einem Betrieb.

Es ist damit zu rechnen, dass die Frage des Sprachrechts sowohl auf Unternehmensebene wie auch auf der Ebene des einzelnen Betriebes künftig immer größere Bedeutung erhalten wird.

Es ist also zu erwarten, dass es sowohl nationale wie auch internationale Vorschriften geben wird, welche den Sprachgebrauch innerhalb von Unternehmen/Betrieben regeln. Es ist zu erwarten, aus dargelegten Gründen, dass hier unterschiedliche Regelungen stattfinden werden in Bezug auf die Unternehmenssprache wie oben beschrieben und in Bezug auf die Betriebssprache. Die künftige Regelung wird etwa wie folgt aussehen: Unternehmenssprache: Die Unternehmensleitung die kann die Unternehmenssprache frei bestimmen. Nur in Pflichtpublikationen, Geschäftsberichten, Steuererklärungen usw., wird der Gebrauch der Landessprache weiterhin obligatorisch sein.

Betriebssprache ist die Landessprache. Regelungen in Bezug auf die Betriebssprache sind durch Betriebsvereinbarungen zulässig, solange gewährleistet ist, dass die Landessprache auch gebraucht werden darf. Andere Sprachen sind durch Übersetzungsdienste zugänglich zu machen.

### **5. Zusammenfassung**

Alles in allem plädiere ich auch in den Unternehmen in Ungarn für eine adäquate europäische Mehrsprachigkeit, wobei an erster Stelle die Landessprache, an zweiter die Sprache des Kunden (nach dem Motto „Der Kunde ist König“) und an dritter die Sprache des Unternehmensinhabers stehen sollte. Als „lingua franca“ sollte man ein vom Wortschatz her (lexikalisch) Lateinisch geprägtes Global-English mit vereinfachter Grammatik und Idiomatik, sozusagen als modernes „Esperanto“ der Globalisierung gebrauchen.

### **Literatur**

SZALAY 1998

SZALAY, Györgyi: Interimsprachliche Defizite in Verhandlungen. *Lingua Deutsch/11*. Universität für Wirtschaftswissenschaften Budapest, LEHRSTUHL DEUTSCH, 1998.

# DIE WERBUNG IM PRÄSIDENTENWAHLKAMPF (LINGUISTISCHE ÜBERLEGUNGEN ZUR PRÄSIDENTENWAHL '09 IN DER SLOWAKEI)

MARTINA KÁŠOVÁ

Fachhochschule für Internationales Unternehmen Presov, Slowakei

## 1. Einleitung

Der 17. November, der in der Slowakei als Anfang der sog. „samtenen Revolution“ bezeichnet wird, wird als Markstein der Geschichte und der Entwicklung des Landes gefeiert. Die Novemberereignisse '89, die mit dem Mauerfall und der offiziellen Ablehnung des kommunistischen Regimes in Mittel- und Osteuropa verbunden sind, brachten wesentliche Änderungen für das Leben der Bürger. Diese betreffen auch das Wahlrecht der Bürger, d. h. ihre aktive Teilnahme am gesellschaftlichen und politischen Geschehen im Land.

Bei der Meinungspluralität potenzieller Wähler ist es wichtig, dass die Repräsentanten der jeweiligen politischen Parteien und Gruppierungen bei der Wahl den maximalen Wahlerfolg erreichen. Dieser Beitrag ist eine Reaktion auf die offizielle Kampagne der Präsidentschaftswahl in der Slowakei, die am 06.03.2009 begann, wobei in dieser Kampagne verschiedene psychokommunikative und soziokommunikative Strategien und Taktiken genutzt wurden. Wir konzentrieren uns auf die Plakatkampagne der Präsidentschaftskandidaten, die sehr auffällig und aufdringlich war. Der Kampf<sup>1</sup> um die Präsidentschaft fing an. Die Bilder zeigten entweder das Gesicht des Kandidaten, oder die ihn unterstützenden bekannten Persönlichkeiten aus den Bereichen Kultur und Sport (Bild Nr. 9), ein Naturmotiv (Bild Nr. 1) und verschiedene Symbole und Piktogramme (Bild Nr. 10, 11), die für die jeweilige politische Partei in den Wahlen charakteristisch waren.

„Werbung gilt als Form massenmedial vermittelter Kommunikation, die im Zuge der Ausdifferenzierung der (Massen-)Medien und der zu bewerbenden Produkte verstärkt um Aufmerksamkeit kämpfen muss“.<sup>2</sup> Marketing wurde schon vor längerer Zeit auf die politische Ebene übertragen. Sogar der bekannte amerikanische Ökonom tschechischen Ursprungs Joseph Alois Schumpeter beschäftigte sich in seinen Theorien mit den Marketingpraktiken in der politischen Propaganda und mit deren Marktgesetzmäßigkeiten. Dieses politische Marketing spielt mit verschiedenen Konzeptionen der um den Wahlsieg kämpfenden Parteien, die auf den potentiellen Kunden – Wähler – ausgerichtet sind, um ihn auf die eigene Seite zu locken. Im Interesse der Durchsetzung von Parteizielen und nicht selten und leider immer öfter auch individueller politischer Ziele von Politikern, werden verschiedene Marketinginstrumente benutzt, um gezielt und mehr oder weniger effektiv die Präferenzen für den jeweiligen Kandidaten zu gewinnen. **Politische Werbung** ist deshalb ein wichtiges Instrument in der modernen politischen Kommunikation. Das Publikum, das heißt der Wähler, erwartet auch in der Politik eine perfekte Verpackung. Die politische

---

<sup>1</sup> Den Begriff benutzt Patráš, 2003, 178

<sup>2</sup> DOMKE, 2007, 337

Werbung muss eine klare kommunikative Funktion haben.<sup>3</sup> Sonst verliert der Politiker sein wichtigstes Kapital und zwar seine Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit.

Werbung als strategischer Handlungstyp zielt grundsätzlich darauf, einen guten Eindruck von etwas (einem Produkt) oder jemandem (einem Politiker) zu vermitteln, dessen Wiedererkennung durch das Werben gefördert werden soll.<sup>4</sup> Selbstverständlich handelt es sich um eine Idealisierung des Beworbenen, die meist in der Form einer Hyperbel dargestellt wird. Wenn die Werbung überzeugen soll, muss das Beworbene nicht gut, sondern besser sein. Der Kandidat muss als ideal für sein Amt präsentiert werden. Spitzenpolitiker können als „Markenzeichen“ angesehen werden, wobei der Bekanntheitsgrad eines Politikers als „Marke“ mit der der Produktionswelt zu vergleichen ist.<sup>5</sup>

„Am Wahltag hast du eine Möglichkeit auf einen eintägigen Verkauf, wo jeder Kunde eine Erlaubnis hat, in dem Geschäft eine oder zwei Minuten zu sein und wo du Mehrheit oder Pluralität des Markts verkaufen sollst oder du bist out of Business.“ Mit diesen Worten beantwortete ein amerikanischer Werbefachmann die Frage nach dem Unterschied von kommerzieller (Wirtschafts-)Werbung und politischer Werbung. Diese Aussage macht zwar aufmerksam auf einen wichtigen Unterschied zwischen politischer und kommerzieller Werbung: die „alles oder nichts“-Grundhaltung politischer Werbung, die gerade bei politischen Abstimmungen notwendig ist, sie betont aber auch Gemeinsamkeiten zwischen politischer und kommerzieller Werbung. Politik muss heute, ähnlich wie ein Produkt, verkauft werden.<sup>6</sup>

## **2. Die Wahlwerbung und ihre Aufgabe**

Allgemein hat die Wahlwerbung die Aufgabe, die Atmosphäre zu vermitteln und kurzfristige Signale zu senden, die beim Vorbeigehen wahrgenommen werden sollen. Dabei stellt die Wahlwerbung die Schlagworte bereit, damit sich der Wähler dem einen oder anderen zuwenden kann. Sie muss imagebildend sein und dem Wähler im Wahlkampf als Orientierungspunkt dienen.<sup>7</sup>

Als wirksam gilt (nicht nur) in der politischen Werbung die Kombination Sprache und Bild. Bilder sind ähnlich wie sprachliche Äußerungen mehr oder weniger in Tätigkeiten eingebunden. Nicht nur mit Sprache, auch mit Bildern geben Menschen etwas zu verstehen, dass für sie in irgendwelchen Handlungszusammenhängen eine Rolle spielt.<sup>8</sup> Auch an den Bildern kann man illokutionäre Funktionen ablesen, wie z.B. behaupten, warnen, verbieten, auffordern, informieren, hinweisen, fordern und andere.

Es ist unmöglich, die großen Bilder an den Straßenrändern zu übersehen, sie locken unsere Blicke mit großen, retuschierten und lächelnden Gesichtern, bunten Farben und großen Versprechungen. Wer beeindruckt am meisten, wer von diesen hübschen Gesichtern hält seine Versprechungen? Das ist die Qual der Wahl, der wir vor den Wahlen ausgesetzt sind. Manchmal lassen wir uns durch beeindruckende und oft sehr sentimentale Bilder beeinflussen, manchmal durch Sympathien der großen Gesichter und manchmal prägt sich

---

<sup>3</sup> vgl. KÁŠOVÁ, 2007

<sup>4</sup> DOMKE, 2007, 339

<sup>5</sup> ebd., 339

<sup>6</sup> LUZI, 2003, 6

<sup>7</sup> KIEBLING/ZOLLEIS, 2005, 47

<sup>8</sup> SCHMITZ, 2007, 420

der kurze Satz auf dem Bild in unser Gedächtnis, so dass wir ihn tagelang nicht mehr vergessen und schließlich seinem Inhalt Glauben schenken. Eines aber gilt: Eine gute politische Werbung muss auffallen und die Botschaft vermitteln, so dass sie ihr Ziel erreicht. Nach Kiebling/Zolleis<sup>9</sup> gehören zu den wichtigsten Zielen der Werbekampagne mehrere Faktoren: Betroffenheit – die Wähler müssen sich betroffen fühlen, indem sie sich in der von der Wahlwerbung reproduzierten Lebenswelt wiederfinden. Bedeutung – die Wähler müssen von Wahlwerbung emotional eingebunden werden, damit sie Themen eine Bedeutung zusprechen. Kompetenz – ein Thema muss von der Partei kompetent besetzt und kommuniziert werden. Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit – die Werbung muss den Eindruck der Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit erwecken, damit die Partei einen festen Platz im Orientierungssystem der Wähler einnimmt. Transparenz – transparente Lösungswege erhöhen Glaub- und Vertrauenswürdigkeit und fördern die Aufmerksamkeit der Wähler. Personalisierung – die Wahlwerbung muss mit Personen arbeiten, um den Eindruck von Kompetenz, Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit greifbarer und eingängiger zu machen. Mobilisierung – die Wahlwerbung muss griffig und eingängig sein, damit diese auch emotional für die Politik einer Partei überzeugend wirken kann. Wiederholbarkeit – Wahlwerbebotschaften können nur dann kraftvoll vermittelt werden, wenn sie wiederholbar sind.

Die empirischen Grundlagen bilden in diesem Beitrag die politischen Photos mit Werbeslogans auf den Billboards und ihre Analyse. Zum Werkzeug der persuasiven Wirkung wird der Politiker als Repräsentant einer politischen Gruppe, eine positive und zuversichtliche Person, die alle positiven Eigenschaften verkörpert.



Bild Nr. 1

Wie auf dem Bild Nr. 1 zu sehen ist, sind die Bilder größer, als die dazugehörigen Texte, weil man sich an Bilder besser erinnern kann als an Wörter. Bilder können mehr Informationen in einer kürzeren Zeit vermitteln und sie verkörpern gleichzeitig auch mehrere bedeutungstragende Elemente. Angenehme Bilder fördern positive Einstellungen.<sup>10</sup> Von den äußeren Zeichen beeindrucken den Wähler physiognomische Eigenschaften und das Äußere des Politikers. Weiter haben auch Stereotype, psychische Einstellung sowie auch das Lächeln

<sup>9</sup> KIEBLING/ZOLLEIS, 2005, 49

<sup>10</sup> vgl. HREHOVÁ, 2004

cheln der Person einen Einfluss auf den Betrachter. Ein Lachen, das die Zähne zeigt, ist Zeichen von Freude und Begeisterung (Bild Nr. 2), ein zierliches Lächeln wird wiederum mit Luxus, Eleganz, Selbstbeherrschung und mit einem höheren Niveau verbunden (Bild Nr. 3).



Bild Nr. 2 und 3.

Zum wichtigsten Teil des Billboards gehört der Werbetext. Werbetexte sind erst dann wirkungsvoll, wenn sie die Mehrheit ansprechen und mobilisieren, und schließlich gewinnt die politische Partei die Wahlen. Wichtig ist, dass der Werbetext eine klare und unveränderliche Position und Werte der Partei ausdrückt (Bild Nr. 4, 5). Der Werbetext sollte zur Aktion aufrufen (Bild Nr. 6, 8). Aus psychologischer Sicht ist es wichtig, den Werbetext mit dem Namen der politischen Partei und mit dem Logo der Partei zu verbinden (Bild Nr. 3, 10). Der Werbetext muss einzigartig sein, das bedeutet, nicht verwechselbar mit Werbetexten von anderen Parteien.<sup>11</sup>



Bild Nr. 4 und 5

Eine große Rolle spielen der Rhythmus und eine Verbundenheit mit einer bestimmten Vorstellung. Der Werbetext sollte eine klare Position einnehmen, der Text kurz und klar die wichtigsten Informationen wiedergeben. Umständlich formulierte Texte bewirken beim

<sup>11</sup> vgl. VYSEKALOVÁ, 2002

Wähler einen umgekehrten Effekt, sie stellen eher eine Barriere für die Wahrnehmung dar. Dabei ist die emotionale Darstellung wichtig, denn der Politiker will als Problemlöser und Helfer angesehen werden und nicht nur als Subjekt der Politik.

Die Werbetexte oder Slogans sollen überraschend sein, mit dem Wähler kommunizieren und eine allgemeine Zustimmung bewirken. Deshalb muss die Sprache volksnah sein (Bild Nr. 6, 8), Ironie, zweideutige Äußerungen oder Wortwitze eignen sich hier eher weniger (im Vergleich mit den TV- oder Rundfunkspots), denn hier könnte es zu falschen Deutungen kommen.<sup>12</sup>



Bild Nr. 6, 7 und 8

Auch bei der Schrift dieser Slogans muss berücksichtigt werden, dass sie schnell gelesen werden, dass man einige Buchstaben überspringt, deshalb sollte die Schrift des Slogans groß genug und gut lesbar sein. Auch der Schrifttyp spielt hierbei eine wichtige Rolle, volle und bunte Schrift z.B. wirkt eher kindisch und wenig ernst, runde Buchstaben wiederum ruhig und verträumt gebrochene Schrift ernst und repräsentativ. Alle diese Faktoren sind beim Aufbau des Slogans wichtig, damit er bei den Wählern gut ankommt und damit er einfach zu merken ist.



Bild Nr. 9

Da sich die politische Werbung eher auf den politisch passiven als aktiven Rezipienten ausrichtet, benutzt sie dazu eher emotionale als argumentative Mittel. Die Sprache der Werbung wirkt globalisierend, ein Wortspiel jongliert mit zahllosen Formen aus Ästhetik, Rhetorik, Alltag, nutzt gern intertextuelle Anspielungen und betreibt Mimikry. Heute ist

<sup>12</sup> KIEBLING/ ZOLLEIS 2005, 54



ökonomisch verknappte, oft Intimität vortäuschende Andeutung einer persuasiven Interaktion zwischen Werbeanbieter und Interessenten als wesentliche Textfunktion die Regel.<sup>13</sup> In der Werbung befinden sich alle fünf textuellen Grundfunktionen – Information, Appell, Obligation, Kontakt, Deklaration und/oder Sprechaktklassen (Assertiva, Direktiva, Kommissiva, Expressiva, Deklarativa).

Mit assertiven Sprechakten werden im Wesentlichen Ansprüche auf eine wahre Darstellung der Welt erhoben. Der Sprecher legt sich auf die Wahrheit der Proposition fest. Inhaltlich werden verbal u. a. folgende Inhalte ausgedrückt: andeuten, aussagen, behaupten, berichten, beschreiben, diagnostizieren, erinnern, feststellen, informieren, klassifizieren, mitteilen. Die Anpassungsrichtung ist Wort-an-Welt und der ausgedrückte psychische Zustand ist Glauben und Überzeugung.<sup>14</sup> Wenn es nicht so ist, kann der Sprecher lügen. Der illokutionäre Akt des Lügens ist in dem Augenblick gelungen, wenn der Sender überzeugt ist, dass er den Empfänger überzeugte.

In unserem Fall wird uns durch das Bild bekanntgegeben, dass die Person/ Personen auf dem Bild wirklich existiert/existieren. Der Kandidat ist hier oder da. Das Bild soll zugleich das Image eines Politikers bilden oder festigen. Der situative Kontext ist durch den betreffenden Text unterstützt. (In diesem Fall sind die Texte auf den Billboards gemeint, aber dazu kommen noch die nicht abgebildeten, wie etwa: Najprv Slovensko, potom Európa – Zuerst die Slowakei, erst dann Europa (Mikloško), Je nás veľa, čo chceme spravodlivé Slovensko. Príd'te voliť. Dokážeme to – Wir, die eine gerechte Slowakei wollen, sind mehrere. Kommen Sie und wählen Sie. Wir schaffen es (Radičová), Prezident Ivan Gašparovič, záruka pokoja a stability – Präsident Ivan Gašparovič, eine Garantie für Frieden und Stabilität (Gašparovič), u. a. Man hat den Eindruck, dass in der politischen Werbung stärker als in der kommerziellen auf die Einhaltung grammatischer Regeln geachtet wird. Nicht nur waren Dialekt-Einflüsse, umgangssprachliche Formen oder Anglizismen selten anzutreffen, auch die Vollständigkeit der Sätze fiel auf. Zu beobachten waren einige Elemente, die dazu dienen sollten, dem Wähler näher zu kommen (Bild Nr. 6, 7, 8). Schmitz,<sup>15</sup> der den Terminus assertive Bildakte benutzt, behauptet, dass diese in der Bildakttheorie zu den Standardfällen gehören. Man kann aber nicht vergessen, dass zu den Assertiven sogar Ikonen und Symbole gehören (Bild Nr. 11). Mehrere hat Frau Martináková in ihrer Werbekampagne als Präsidentenkandidatin ausgenutzt (Bild Nr. 10). Assertive vermitteln die informative kommunikative Funktion.

---

<sup>13</sup> SCHMITZ, 2004, 53

<sup>14</sup> WAGNER, 2001, 154

<sup>15</sup> SCHMITZ, 2007, 425



Bild Nr. 10



Bild Nr. 11

Mit den direktiven Sprechakten werden Forderungen an den Hörer gerichtet. Der Sprecher will den Hörer zu einer zukünftigen Handlung verpflichten. Zu den verbalen Vertretern dieser Gruppe gehören u.a.: auffordern, befehlen, bitten, empfehlen, raten, vorschlagen. Die Anpassungsrichtung ist Welt-an-Wort und der ausgedrückte psychische Zustand ist Wunsch.<sup>16</sup> Den Gegenstand bilden die Kommissiva. Die appellative Funktion ist in der Werbung dominant. Die informative Funktion tritt zurück, weil das Wichtigste in der Werbung ist, die Aufmerksamkeit zu wecken. Bei der großen Menge von Werbung heutzutage muss das Bild ins Auge fallen, den Blick anziehen. Wir müssen gezwungen sein, die Augen zu heben, zu schauen. Das bedeutet, eine auffällige Bildkombination verursacht, dass wir das Bild in Betracht nehmen, dass wir uns umdrehen. Nicht nur die massive Wiederholung desselben, sondern auch eine interessante und geheimnisvolle Darstellung ist hier deswegen von Bedeutung. Der direktive Akt beruht auf der Aufforderung, beachte mich, schau mich an und nicht zuletzt interessiere dich für mich und kauf (wähl) mich! (Bild Nr. 12).

---

<sup>16</sup> WAGNER, 2001, 148



Bild Nr.12

Mit den kommissiven Sprechakten geht der Sprecher Verpflichtungen ein, indem er sich zur zukünftigen Handlung verpflichtet. Zu den Repräsentanten dieser Gruppe gehören u. a. anbieten, garantieren, schwören, versprechen. Die Anpassungsrichtung ist Welt-an-Wort und der ausgedrückte psychische Zustand ist Absicht.<sup>17</sup> In unserem Fall handelt es sich um das Versprechen der Partei in Richtung des Wählers, dass der beworbene Kandidat im erwähnten Bereich wirklich tätig ist, dass er fähig ist, das Parteiprogramm zu erfüllen. Der Wähler kann sich sicher sein, dass er seine Entscheidung nie bereut und er wird zufrieden sein. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, den Begriff des indirekten Sprechakts zu erwähnen. In der Sprechakttheorie werden die indirekten Sprechakte als selbstständige Gruppe betrachtet, weil die wortwörtliche lokutionäre Bedeutung keine entsprechende Analogie im illokutionären Ausdruck hat, sondern mit einem anderen illokutionären Ausdruck verbunden ist.<sup>18</sup> Z.B. bei dem assertiven Akt der Information handelt es sich zugleich um einen kommissiven Sprechakt. Dieses zu entdecken gelingt aber nur einem klugen Beobachter, der anhand seiner kulturellen und sozialen Erfahrung und psychologischen Stärke fähig ist, „zwischen den Zeilen zu lesen“ und den Kontext zu verstehen. Deshalb kann man sagen, dass in diesem Fall die Semantik an die Pragmatik anknüpft und nicht umgekehrt, weil sich die Semantik mit dem Gesagten beschäftigt und die Pragmatik mit dem Gemeinten.

Mit den expressiven Sprechakten bringt der Sprecher einen psychischen Zustand oder Gefühle zum Ausdruck. Zu den verbalen Vertretern dieser Gruppe gehören u.a.: Befriedigung zeigen, bejubeln, ermutigen, glücklich sein (zeigen), Interesse zeigen, Kompliment machen, Zufriedenheit zeigen. Expressiva haben keine Anpassungsrichtung und der ausgedrückte psychische Zustand variiert mit dem von Expressiva.<sup>19</sup> Während Searle<sup>20</sup> fünf Gruppen der illokutionären Klassen unterscheidet, hat Wagner<sup>21</sup> zum System noch eine

---

<sup>17</sup> WAGNER, 2001, 157

<sup>18</sup> WAGNER, 2001, 126

<sup>19</sup> WAGNER, 2001, 161

<sup>20</sup> SEARLE 2007

<sup>21</sup> WAGNER 2001

Gruppe zugeordnet und zwar die Gruppe der Emotiva. Beide Gefühlsklassen müssen zusammen wahrgenommen werden, weil die Einzigartigkeit einer Klasse im Hintergrund der zweiten erkennbar ist. Emotiva vergleichend mit Expressiven beinhalten keine Absicht der Mitteilung. Der Sender drückt mithilfe der Emotiva einen psychischen Zustand aus, nicht aber in Adressatenrichtung.<sup>22</sup> Expressiva sind eng an das soziale Verhalten und Handeln des Menschen gebunden. Je stärker sie durch Konventionen beeinflusst sind, desto weniger wichtig ist die Einstellung des Senders. Aus diesem Blickwinkel sind Expressiva den Deklarativen ähnlich, bei denen die Einstellung des Senders keine Rolle spielt.

In unseren Analysen wirkt der Blick des Kandidaten expressiv, sein Lächeln, der ganzheitliche Ausdruck des Gesichtes, nicht zuletzt die Farbe der Plakate, die teilweise die Parteizugehörigkeit (KDH – Christliche Demokratische Bewegung) signalisiert (Bild Nr. 3, 6, 7, 8). Lila Farbe als liturgische Farbe der römisch-katholischen Kirche, die Farbe des Ornaments. Meist wird aber die blaue Farbe ausgenutzt, die ein Symbol der Seelenruhe und des Friedens ist. (Bild Nr. 1, 10, 13). Expressiv wirken sowohl die slowakischen Berge im Hintergrund des Bildes Nr. 13, als auch die sich daraus ergebende grenzenlose Perspektive, die als Metapher wirkt, oder auch die Verbindung des politischen Kandidaten mit einer schon erwähnten bekannten Persönlichkeit aus dem Kulturleben (Bild Nr. 9).



Bild Nr.13

<sup>22</sup> WAGNER, 2001, 158

Deklarative Sprechakte sind institutionell eingebunden, offiziell und ritualisiert. Ein bestimmter Zustand wird hergestellt, deshalb erfordern die Deklarationen gewöhnlich eine bestimmte soziale Institution. Zu der Gruppe gehören u. a. definieren, nominieren, eröffnen, ernennen, entscheiden, Namen geben, veröffentlichen, zaubern. Die Anpassungsrichtung ist vom Wort beherrscht – das Wort bestimmt die gegebene Welt und schafft neue Welten.<sup>23</sup> In unserem Fall repräsentieren Deklarative die Parteilogos, Unterschriften der Kandidaten und die eventuellen Webseiten, die am Bild abgebildet sind.

Politische Kampagnen sind auf Schlüsselwörtern aufgebaut. Diese können entweder alle in einem einzigen Inserat thematisiert werden, oder, was öfter der Fall ist, im Zusammenspiel mehrerer Anzeigen separat abgehandelt werden. Es geht darum, einen guten Slogan zu haben, den man nicht so leicht vergisst und der die Politik des Kandidaten exakt definiert. Alle Schlüsselwörter haben ausschließlich eine positive emotionale Schattierung. Sprechakttheoretisch handelt es sich um die direktiven Sprechakte, die in der Form der Empfehlung, des Vorschlags, des Rates, usw. signalisiert werden. Wie schon erwähnt, haben alle das einzige Ziel, den Adressaten zur Handlung zu aktivieren. Sprachlich repräsentiert die direktiven Sprechakte der Aufforderungssatz *Wählen Sie frei!* (Bild Nr. 10). Der Ausrufesatz *Ich wähle Fero!* (Bild Nr. 6) aber auch qualitativ-relative Adjektive, die mit bezeichnenden Substantiven verbunden werden, wie etwa moderne Politikerin, moderne Frau, Mutter (Bild Nr. 1). Selbst das letztbenutzte Substantiv trägt eine breite und immer positive Inhaltsskala in sich. Außerdem sind entweder direkt oder indirekt benutzte Substantive wie Slowakei, Slowakische Republik, Slowaken, SlowakInnen, Demokratie, Europa, Entwicklung, Familie, Freiheit, Frieden, Gesundheit, Christentum, Nation, Staat, Sicherheit, Stabilität, Zusammenarbeit u. a. Das Adjektiv „modern“ beinhaltet implizit den höchsten Grad der benannten Eigenschaft, und ist mit anderen, wie z.B. erstklassig, unikat, imposant usw. zu vergleichen. Dieses Attribut ist zugleich sehr universell. Dagegen wirkt die Konstruktion *unabhängiger Kandidat* (Bild Nr. 13) weniger vertrauenswürdig.

In dieser Kampagne ist die magische Zahl 7 (Bild Nr. 8) interessant, die im Slogan *7 Gründe, warum ich Fero wähle* eine märchenhafte und deswegen expressive Atmosphäre erweckt. Ähnlich positiv wirkt die Abkürzung des Vornamens Fero, die sehr privat und intim ist.

Eine große Rolle spielen in den Werbeslogans auch Adverbien, die die Umstände und Eigenschaften der verbalen Handlung ausdrücken. Gemeinsam für die Slowakei (Bild Nr. 5) war ein guter Schachzug des Werbemachers, unterstützt durch das gemeinsame Foto mit dem Premierminister. Deshalb kann man behaupten, dass zum Sieg des altneuen Präsidenten die adverbialen Ausdrücke wie *Ich denke national, ich fühle sozial* beigetragen haben. Obwohl die Toponyme für die Werbung nicht charakteristisch sind, haben sie in der Wahlwerbung trotzdem ihre Stelle. Sie wirken auf den nationalen Stolz der Beworbenen aber auch des Adressaten. Wie etwa Bild Nr. 5 *Gemeinsam für die Slowakei*, Bild Nr. 13 *Persönlichkeit für die Welt, Herz für die Slowakei*, oder *Zuerst Slowakei, dann Europa* (Mikloško). Die Slogans symbolisieren die positiven Eigenschaften eines Menschen, wie Ehrlichkeit, Treue, Mut, Zuverlässigkeit auf dem Bild Nr. 3: *Ich verehere das Leben, die Familie, Novemberwerte. Ich kann Ihnen in die Augen (ins Gesicht) schauen.*

Für die Werbung sind die syntaktischen Ellipsen und Aposiopsen, die eine ex-

<sup>23</sup> WAGNER, 2001, 150

pressive appellative kommunikative Funktion haben, zwar typisch, bei Frau Martináková erfüllen sie aber keine Rolle und wirken eher störend: Ein Präsident muss mehr haben als nur Mut. Der Adressat möchte doch wissen, was das unbestimmte Zahlwort mehr beinhaltet, was damit gemeint ist. Imposant wirkt der Ausrufesatz *Wir schaffen es! Meine* (ev. unsere) *Rede* (Bild Nr. 9), das heißt die Verbindung des expressiven verblichen Inhalts mit dem Possessivpronomen.

### Literatur

AUSTIN 2004

AUSTIN John Langshaw: *Ako niečo robíť slovami*. Bratislava, KALLIGRAM, 2004.

DOMKE 2007

DOMKE Christine: Werbung, Wahlkampf, Weblogs. In: *Sprachhandeln und Medienstrukturen in der politischen Kommunikation*. Hgg. HABSCHIED Stephan – KLEMM Michael. Tübingen, MAX NIEMEYER, 2007. 335-351.

HREHOVÁ 2004

HREHOVÁ Dana: Pozitívny imidž - predpoklad úspešnej činnosti. In: *Manažment ľudského potenciálu v podniku*. Zvolen, TECHNICKÁ UNIVERZITA, 2004. 200-204.

KÁŠOVÁ 2007

KÁŠOVÁ Martina: Komunikačné funkcie nemeckého konjunktívu a slovenského kondicionálu. Prešov, FILOZOFICKÁ FAKULTA PREŠOVSKÁ UNIVERZITA, 2007.

KIESSLING–ZOLLEIS 2005

KIESSLING Daniel – ZOLLEIS Udo: Politische Werbung in modernen Wahlkampagnen. In: *Die politische Meinung*, 422, Januar 2005, 47-55.

PATRÁŠ 2003

PATRÁŠ Vladimír: Politická komunikácia v slovenských mediálnych podmienkach na konci 90. rokov. In: *Jazyk, médiá, politika*. Eds. ČMERJKOVÁ Světa – HOFFMANNOVÁ Jana. Praha, ACADEMIA, 2003. 174-216.

SEARLE 2007

SEARLE John R.: *Rečové akty*. Bratislava, KALLIGRAM, 2007.

SCHMITZ 2007

SCHMITZ Ulrich: Bildakte? How to do things with pictures. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik*. Jg. 35, Nr. 3, Berlin, DE GRUYTER, 2007, 419-433.

STÖCKL 2004

STÖCKL Hartmut: Werbekommunikation – Linguistische Analyse und Textoptimierung. In: *Angewandte Linguistik*. Hrsg. KNAPP Karlfried et.al. Tübingen und Basel, A. FRANCKE, 2004. 233-254.

VYSEKALOVÁ 2002

VYSEKALOVÁ Jitka: *Psychologie reklamy*. Praha, GRADA PUBLISHING, 2002.

WAGNER 2001

WAGNER Klaus R.: *Pragmatik der deutschen Sprache*. Frankfurt am M., PETER LANG, 2001.

### Quellen

- BÖHME Gernot: Die Wirklichkeit der Bilder und ihr Gebrauch. <http://repository.dl.itc.u-tokyo.ac.jp/dspace/bitstream/.../1/jt031001.pdf> (23.10.2009)
- LUZI Stefan: Sprache in der politischen Werbung. [www.ds.uzh.ch](http://www.ds.uzh.ch) (23.10.2009)
- ONDRÁŠIK Braňo: Koho bilbord je lepší. [www.volby.sme.sk](http://www.volby.sme.sk) (23.10.2009)
- Quelle der Fotos: <http://images.google.sk/images> (23.10.2009)

# INTERKULTURALITÄT UND INTERKULTURELLE BETRIEBS-KOMMUNIKATION

VIVIEN PASZTERNÁK

## 1. Einleitung

Unter dem Begriff „interkulturelle Kommunikation“ versteht man die Interaktion von Menschen, die zu unterschiedlichen kulturellen Gruppen gehören. Der Ausdruck „interkulturelle Kommunikation“ wurde zuerst vom amerikanischen Anthropologen E. T. Hall benutzt (1976).<sup>1</sup> Sein Ausgangspunkt ist, dass die Kommunikation und die Kultur sehr eng miteinander zusammenhängen. Das bedeutet, dass die Kultur die Art und Weise der menschlichen Kommunikation bestimmt. Die verbale Sprache ist ein Hauptmittel der menschlichen Kommunikation. Deswegen ist es für die Teilnehmer der Kommunikation wichtig, eine gemeinsame Sprache oder eine Vermittlersprache zu benutzen.

Die Sprache hat zweifellos eine große Rolle in der gesellschaftlichen und interpersönlichen Kommunikation. An die Sprache knüpfen sich verschiedene Verhaltensformen, die den ganzen Ablauf der Kommunikation beeinflussen. Hierzu können wir Beispiele aus verschiedenen Kulturen nennen. Wenn zum Beispiel die Engländer jemanden kennenlernen, sprechen sie diese Person mit dem Vornamen an und dies tun sie als Zeichen der Freundschaft oder Sympathie. Im Falle der Japaner ist die Situation ganz anders. Sie unterhalten sich in einem viel formelleren Stil. Die Japaner sprechen die Personen entsprechend Titel, Rang, Beschäftigung an.

In unserer heutigen Welt, wo die Sprache eine immer größere Rolle spielt, ist es wichtig mehrere Sprachen zu beherrschen. Die Menschen, die mehrere Sprachen sprechen, können sich auch in unserer heutigen Welt behaupten. Die Sprachpolitik der Europäischen Union unterstützt die Mehrsprachigkeit der europäischen Bürger. In bestimmten Situationen wird auch die Bedeutung der Mehrsprachigkeit vorwiegend.

Die Europäische Union kann in diesem Fall auch als Beispiel dienen: diverse Bewerbungen können nur in einer vorher bestimmten Sprache eingereicht werden. Bei Konferenzen oder Kongressen dürfen die Vortragshalter nur bestimmte Sprachen gebrauchen oder bei internationalen Verhandlungen wird die Arbeitssprache vereinbart. Es gibt verschiedene Faktoren, welche zur Wahl der Arbeitssprache beitragen, zum Beispiel:

- die Situation der Kommunikation: Betriebssitzung, Verhandlung,
- das Thema der Kommunikation: Stelleninterview, Beschwerden,
- die Rollenträger der Kommunikation: z.B. Familienmitglieder, Kollegen, Chef, Gäste,
- Gefühle, die sich an die Situation knüpfen.

Die Sprache spielt nicht nur in der interpersönlichen Kommunikation eine Rolle, sondern sie hilft uns auch beim Kennenlernen der Welt. Aber sie ist auch ein Mittel des Denkens. Die kulturellen Unterschiede zeigen sich auch in der Denkweise der Menschen. Die Kultur kann auch bestimmen, was für Kenntnisse die Menschen erwerben und wie sie die Kenntnisse nutzen können. Dank den Untersuchungen von Gudykunst und Kim (1997), können wir die Mentalität verschiedener Kulturen auch auf empirischer Grundlage beschreiben. Sie

---

<sup>1</sup> vgl. KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008, 46.



behaupten, dass aufgrund kultureller Abweichungen Amerikaner, Europäer und Asiaten zu verschiedenen Schlussfolgerungen kommen, wenn sie miteinander formell oder informell interagieren, d.h. sie bewerten ein Gespräch anders. Dafür einige Beispiele: Die Europäer halten die Ideen für sehr wichtig. Die Ideen spielen bei ihnen in der abstrakten Denkweise eine große Rolle. Die Tatsachen sind nicht von großer Bedeutung, meinen die Europäer, aber sie halten die Logik, die logische Auffassung für wichtig. Im Falle der Asiaten tritt die theoretische Denkweise in den Vordergrund. Sie bauen nicht auf Tatsachen und analysieren auch weniger (vgl. Gudykunst und Kim 1997).

Nach der Meinung von Gudykunst und Kim (1997) folgen die Amerikaner den westlichen Argumenten. Sie meinen, dass sie in dieser Hinsicht analytisch und logisch sind und heben die rationellen Prinzipien hervor. Die amerikanische Kultur ist hinsichtlich des Denkens induktiv und die europäische ist eher deduktiv, aber beide Kulturen folgen der logischen und analytischen Denkweise.

## 2. Interkulturelle Kommunikation

Heutzutage kann man die interkulturellen Kenntnisse in vielen Situationen gebrauchen. Diese Lebenssituationen können nach den Untersuchungen der Interkulturalitätsforscherin Hidasi (2008) in mehrere Gruppen aufgeteilt werden.

Zur ersten Gruppe gehören die Touristen. In diesem Falle kann man die bewussten Weltreisenden und die Touristen unterscheiden. Die bewussten Reisenden lernen das unterschiedliche kulturelle Erbe, die Sehenswürdigkeiten der Welt unter bewussten, schon vor der Reise bestimmten Aspekten kennen. Für Touristen stehen aber die Entspannung am Meer und der Urlaub selbst im Vordergrund. So kann gesagt werden, dass sie die Geschichte und Bräuche und insgesamt „die ausländische Kultur nur oberflächlich“ kennen lernen<sup>2</sup>. Die zweite Gruppe bilden die Geschäftsleute, Wissenschaftler, Forscher, die im Ausland einen offiziellen Besuch abstatten. Auch „sie sind nicht gezwungen, die fremde Kultur gründlich kennenzulernen“<sup>3</sup>, jedoch zeigen sie viel Interesse für Land und Leute. Der Erfolg einer Geschäftsverhandlung wird aber auch von der kulturellen Kenntnis und des kulturellen Verständnisses des Verhandlungspartners beeinflusst. Die dritte Gruppe bilden Studenten und Arbeitnehmer, die eine längere Zeit im Ausland verbringen. Für sie ist es sehr wichtig, nicht nur die Sprache des betreffenden Landes zu beherrschen, sondern auch die unbekannte Kultur intensiv kennen zu lernen. Die nächste Gruppe bilden die Abwanderer, die sich im Ausland schon angesiedelt haben. In diesem Fall ist die Anpassung an die fremde örtliche Kultur von großer Bedeutung. Hidasi hebt hervor: „Da dieser Zustand Änderungen im Identitätsbewusstsein hervorrufen kann, kann es auch zu einem Assimilationsvorgang kommen“<sup>4</sup>.

Aber auch eine andere Form interkulturellen Austausches kann noch erwähnt werden und zwar, wenn im eigenen Heimatland – dank den multinationalen Unternehmen – unsere Kollegen, Chefs aus anderen Kulturen kommen. Es gibt heutzutage auch immer mehr ausländische Forscher und Studenten, die sich für eine längere Zeit in unserer Heimat aufhalten. Auch in diesem Fall tauchen interkulturelle Probleme auf. Es gibt viele Lebens-

---

<sup>2</sup> vgl. KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008, 48.

<sup>3</sup> vgl. KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008, 48

<sup>4</sup> vgl. HIDASI 2008, 38.

und Arbeitssituationen, in denen Menschen zusammenwirken, die von verschiedenen Kulturen stammen.

### 3. Die Bedeutung der Interkulturellen Kommunikation

„Die Voraussetzung für die interkulturelle Kommunikation ist, dass die Betroffenen fähig sind, eine gemeinsame Sprache zu benutzen. Diese gemeinsame Sprache ist oft die Muttersprache eines der Gesprächspartner. Für den anderen Partner ist die gemeinsame Sprache eine früher erlernte Sprache oder eine Vermittlersprache“.<sup>5</sup> Aus diesem Grunde ist für Sprachlernende wichtig außer der Standardgrammatik einer Sprache auch die Kultur, die Geschichte, und nicht zuletzt auch die Denkstruktur der Sprache kennen zu lernen, in der sie mit Vertretern anderer Kulturen kommunizieren. Aber außer den so genannten lernbaren Tatsachen tauchen auch offene Fragen auf. Hierzu zählen zum Beispiel die Realien, die so genannten Kulturwörter und Ausdrücke, die nur die Mitglieder einer Kulturgemeinschaft richtig gebrauchen und pragmatisch genug tief verstehen können. Diese Begriffe und Wörter müssen für Ausländer, die die Sprache als Fremdsprache sprechen, fast immer umgeschrieben werden.

Aufgrund der Forschung kann man behaupten, dass die sichere Fremdsprachenkenntnis mit dem Wunsch der reibungslosen Kommunikation nicht identisch ist. Die Kultur und die Sprachen stehen in so enger Beziehung miteinander, dass sogar Sprecher, die eine Fremdsprache auf Muttersprachenniveau sprechen können, sehr oft so genannte pragmatische Fehler begehen. Um z.B. Hinweise, Metaphern und Witze oder andere Deutungen richtig interpretieren zu können, muss der kulturelle Hintergrund der sprachlichen Situation bekannt sein. Hinsichtlich der internationalen Kommunikation ist es wichtig zu erwähnen, dass meistens eine Vermittlersprache gewählt werden muss, damit sich die Menschen zum Beispiel an einer internationalen Verhandlung oder Konferenz verständigen können. In unserer heutigen globalisierten Welt gewinnt dabei die englische Sprache immer mehr an Bedeutung. Die neuesten wissenschaftlichen Abhandlungen und Publikationen erscheinen größtenteils auf Englisch, und wie Konczos-Szombathelyi darauf hinweist, 35-40% des Welthandels werden in den englischsprachigen Ländern abgewickelt“.<sup>6</sup>

Die Europäische Union setzte sich aber zum Ziel, die Vielfalt der Sprachen in Europa zu bewahren: „Die Europäische Union hat auch anerkannt, dass es unentbehrlich ist, die Fachausbildung so zu gestalten, dass sich die Bürger auf dem Arbeitsmarkt auch in ihrer Muttersprache behaupten können.“<sup>7</sup> So ist auch eine wichtige Zielsetzung der Europäischen Union, mit der Vielfalt der Sprachen auch die vielfältige Kultur von Europa zu bewahren. Ein wichtiges Vermittlungselement bei diesem Prozess ist selbst die Sprache. Die sprachliche Vielfalt bedeutet auch eine Herausforderung für die Bildung, das Erlernen und das Beibringen der Sprachen sollen unterstützt werden“.<sup>8</sup>

---

<sup>5</sup> vgl. KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008, 67.

<sup>6</sup> vgl. KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008.

<sup>7</sup> vgl. KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008, 68.

<sup>8</sup> vgl. KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008, 69.

#### 4. Kulturelle Abweichungen und Kommunikationsunterschiede

„Von der Mitte des 20. Jahrhunderts an haben Kulturanthropologien versucht, die Dimensionen zu bestimmen, mit denen man verschiedene Kulturen voneinander unterscheiden kann.“<sup>9</sup> Dies war auch die Methode des niederländischen Sozialpsychologen Gert Hofstede, der in Bezug auf die kulturellen Unterschiede der verschiedenen Länder 6 Dimensionen aufgestellt hat. Diese Dimensionen sind: Individualismus, Kollektivismus, kurz- bzw. langfristige Orientierung, kleine oder große Abstandhaltung. Unter Individualismus und Kollektivismus ist zu verstehen, wie sehr sich die Personen um sich selbst oder um die Mitglieder einer Gemeinschaft oder Gesellschaft kümmern. In dieser Hinsicht ist es auch wichtig, ob sich die Menschen nur mit ihren eigenen Familien beschäftigen oder ob sie die Verantwortung für eine größere Gemeinschaft (z. B. Kollegen am Arbeitsplatz, Nachbarn) tragen. Die Untersuchung der kurz-, und langfristigen Orientierung ist vor allem für die Länder des Fernen Ostens charakteristisch. Zur langfristigen Zeitorientierung gehören die Werte, wie zum Beispiel Ausdauer, Sparsamkeit, Standhaftigkeit. Unter Abstandhaltung in Bezug auf die Macht ist zu verstehen, wie weit die Mitglieder einer Gemeinschaft die ungleichmäßige Verteilung der Macht akzeptieren können. (vgl. Hofstede 1991)

Ein anderer niederländischer Forscher, Fons Trompenaars (1998) hat die kulturellen Abweichungen im Geschäftsleben untersucht. Seine Arbeit erschien zuerst im Jahre 1993 unter dem Titel „Riding the Waves of Culture“. Die These von Trompenaars ist, dass jede Kultur auf eine eigene Art und Weise versucht, die auftauchenden kulturellen Probleme zu lösen. Er hat genauso, wie Hofstede verschiedene Dimensionen voneinander unterschieden. Seiner Meinung nach sind die wichtigsten kulturellen Dimensionen der Universalismus, der Partikularismus, der Individualismus, der Kollektivismus. Wie von Konczos-Szombathelyi (2008) hervorgehoben wird: Die interkulturelle Kommunikation ist ein Teil der gesellschaftlichen Kommunikation. Unter diesem Ausdruck versteht man die Kommunikation zwischen verschiedenen Nationen und, in diesem Sinne ist es eine einzigartige Form der Kommunikation.<sup>10</sup>

Heutzutage gibt es zahlreiche Möglichkeiten, interkulturelle Kenntnisse beizubringen und zu erlernen. Die Aneignung der interkulturellen Kenntnisse bestimmen viele Faktoren: die zur Verfügung stehende Zeit, das Ziel des Unterrichts von Interkulturalität, das Wissen der Zielgruppe (Sprachkenntnis, Hintergrundkenntnisse, usw.), die Form des Unterrichts (zum Beispiel Fernstudium) und die Größe der Zielgruppe.

In vielen Ländern werden die interkulturellen Kenntnisse in Institutionsform unterrichtet. In zahlreichen Ländern sind diese Kenntnisse auch ein Teil des Hochschul- und Universitätsstudiums. Meiner Meinung nach wäre es auch wichtig diese Kenntnisse in einem immer breiteren Kreis zu verbreiten, weil es in unserer heutigen Welt vom Belang ist, nicht nur die Sprache, sondern auch die kulturellen Merkmale anderer Länder kennen zu lernen.

---

<sup>9</sup> vgl. KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008, 51.

<sup>10</sup> vgl. KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008, 70.

### **5. Das Phänomen der Interkulturalität bei Großunternehmen**

Die Wirtschaftsforscher haben sich immer mit der Frage beschäftigt, welche kulturellen Voraussetzungen und Führungsstile in den einzelnen Ländern existieren und auf welche Art und Weise sich die Firmen an diese Bedingungen anpassen können. Laut dieses Prinzips kann man zwei Positionen voneinander unterscheiden. Die eine Position wird von den Universalisten und die andere von den Kulturisten vertreten. Die Universalisten sind der Meinung, dass die Kultur keinen Einfluss auf die Managementtheorien ausübt. Die universalistische Theorie verleugnet die Wirkung von interkulturellen Beziehungen. Die Kulturisten vertreten die Ansicht, dass die verschiedenen kulturellen Werte unterschiedliche Managementstile hervorrufen können.

Die bei multinationalen Unternehmen beobachtbaren, meist unterschiedlichen Werte fördern die Technik, sowohl über als auch von anderen Kulturen zu lernen, die Verhaltensweise, den Managementstil und die Arbeitsweise von Menschen aus anderen Kulturen kennen zu lernen. Es ist sehr wichtig, dass die aus verschiedenen Kulturen stammenden Kollegen einander akzeptieren, einander gegenseitig bei der Arbeit helfen und am wichtigsten ist, dass sie den anderen nicht diskriminieren. Man kann zum Beispiel aus der Verhaltensform, den Arbeitsmethoden und dem Stil einer Person, die aus einer fremden Kultur stammt, viel lernen und all dies bei der täglichen Arbeit nutzen. Man kann zum Beispiel die Geduld der Engländer oder die Präzision der Deutschen oder den Fleiß der Japaner als Beispiel nehmen und versuchen, sich diese Eigenschaften anzueignen.

Die Unterschiedlichkeit der Kulturen kann die Entwicklung der einzelnen Personen fördern: „Die Vielfalt unterschiedlicher Werte und Einstellungen soll zudem individuelle und organisatorische Lernprozesse anregen. Lernen wird durch die Wahrnehmung von Unterschieden angeregt.“<sup>11</sup>

### **6. Kultur und internationale Kommunikation aus dem Aspekt der Personalauswahl bei multinationalen Unternehmen**

Laut soziologischen Auffassungen kann man innerhalb einer Makro-Kultur verschiedene Subkulturen unterscheiden. Außerdem gilt es: „Die neuere linguistische und sozialwissenschaftliche Forschung hat erkennen lassen, dass selbst eine Unterscheidung in Subkulturen der Heterogenität sozialer Interaktion in modernen Gesellschaften nicht mehr gerecht werden kann.“<sup>12</sup>

Heutzutage steigt in vielen Unternehmen der Bedarf an qualifiziertem und geeignetem Personal. Man braucht gut qualifizierte Firmenleiter, die die Niederlassungen und die Tochterunternehmen im Ausland vertreten. „In dieser Situation gewinnen Führungskräfte- und Mitarbeiterauswahl für im Ausland zu besetzende Stellen internationaler oder multinationaler Unternehmen zunehmend an Bedeutung.“<sup>13</sup> Die Personalauswahl und Beurteilung der Unternehmen hängt mit dem Kriteriensystem der Firma zusammen. Diese Kriterien bestimmen die Art und Weise der erfolgreichen Auslandstätigkeit. Der Zweck der Stellenbesetzung ist, den geeignetsten Kollegen für einen Posten zu finden. Der Kandidat muss auch den vom Arbeitsplatz gestellten Kriterien entsprechen. Im Falle der Auswahl von

---

<sup>11</sup> vgl. BERGEMANN – SOURISSEAU 2003.

<sup>12</sup> vgl. BERGEMANN – SOURISSEAU 2003.

<sup>13</sup> vgl. BERGEMANN – SOURISSEAU 2003.

ausländischen Arbeitskollegen zieht man an erster Stelle die Ausbildung, sowie die beruflichen Vorerfahrungen, fachliche Kompetenz, Motivation, frühere Leistungen der Kandidaten in Betracht. Bei ausländischen Mitarbeitern spielt die Kenntnis von Fremdsprachen, in erster Linie der englischen Sprache eine große Rolle. Es kann auch vorkommen, dass zum Beispiel ein ausländischer Kollege bei einer ungarischen Firma seine eigene Muttersprache während seiner Arbeit als Hauptkommunikationsmittel benutzt. Aber in diesem Fall wird vom Mitarbeiter die Kenntnis weiterer Sprachen, hauptsächlich die des Englischen erwartet. Deshalb ist es zu behaupten: „International engagierte Unternehmen sehen die interkulturelle Kompetenz auslandsorientierter Mitarbeiter als eine außerordentlich wichtige Schlüsselqualifikation für eine erfolgreiche Auslandstätigkeit an“.<sup>14</sup> Die Unternehmen halten es für sehr wichtig, Kollegen im Ausland einzusetzen, sowie die Mitarbeiter zu motivieren, an fachlichen Trainings- und Ausbildungsprogrammen teilzunehmen. Die Trainingsmöglichkeiten sind einem sehr wichtig, wenn man sich zum Beispiel in der Arbeit entwickeln und später Karriere machen möchte. Die internationalen Unternehmen bieten eine größere Auswahl an Weiterbildungskursen, einige internationale Firmen organisieren auch Sprachkurse. Die Palette der Kurse ist breit und man kann die entsprechenden auswählen, je nachdem, ob man sich für die Sprachen oder für die wirtschaftliche Tätigkeit des Unternehmens interessiert. Die internationalen Firmen stehen in alltäglicher Beziehung mit dem Ausland, deshalb ist es wichtig mehrere Fremdsprachen auf einem hohen Niveau zu beherrschen und sich sowohl fachlich, als auch sprachlich weiter zu entwickeln.

### **7. Kultur und Kommunikation der Unternehmen unter dem Aspekt der interkulturellen Kommunikation**

Unter Unternehmenskultur versteht man die Verhaltensformen, die innerhalb eines Unternehmens vorhanden sind und auf gemeinsamen Werten und gemeinsamer Denkweise basieren. Jedes Unternehmen verfügt über eigene Verhaltensnormen. Die Unternehmenskultur besteht aus einer Reihe von Grundvorstellungen, die von einer Gruppe im Interesse der inneren Integration herausgearbeitet wurden. Diese Organisationsmodelle unterscheiden sich in den einzelnen Ländern, interessanterweise auch dann, wenn die Firmen zu demselben Sprachraum gehören (z.B. Österreich, die Schweiz, Deutschland).

Die Probleme, die bei gemischten Unternehmen, Fusionen auftauchen, stammen daraus, dass die Organisationsleiter eine unterschiedliche Vorstellung davon haben, wie eine Organisation sein sollte. Die Unternehmenskultur gestaltet sich und ändert sich im Laufe der Zeit. Wenn zum Beispiel ein neuer Angestellter bei einer Firma zu arbeiten beginnt und ein anderer Kollege die Arbeitsstelle verlässt, wird sich die Kultur verändern. Wenn eine starke Unternehmenskultur vorherrscht, kommen nur kleine Änderungen vor. Die Änderungen können unterschiedliche Wirkung ausüben: „Die sich vollziehenden Änderungen können positiv oder negativ sein. Die Veränderungen der Unternehmenskultur können absichtlich sein, aber oft treffen diese unerwartet ein. Der Wandel kann bestimmend sein oder ist von vernachlässigender Bedeutung.“<sup>15</sup> Wir können fast sicher sein, dass sich die Kultur eines Unternehmens ändern wird, wenn z.B. ein neuer Chef kommt, und es ist sehr wichtig, wie die Mitarbeiter auf die Veränderungen reagieren.

<sup>14</sup> vgl. BERGEMANN – SOURISSEAU 2003.

<sup>15</sup> [http://www.businessmix.hu/index2.php?option=com\\_content&do\\_pdf=1&id=31](http://www.businessmix.hu/index2.php?option=com_content&do_pdf=1&id=31)

In diesem Zusammenhang ist es wichtig zu betonen: „Es gibt viele Faktoren, welche auf die Herausbildung der Unternehmenskultur wirken und sie beeinflussen. Zu diesen Faktoren gehören die Kultur des betroffenen Landes, der Managementstil, das Durchschnittsalter der Mitarbeiter und Manager, der Industriezweig, in dem die Firma die Tätigkeit ausübt“.<sup>16</sup> Zu den Aufgaben der Manager gehören: sich den schnellen Veränderungen der Firmenumgebung anpassen zu können, und eine entsprechende Strategie des Managements zu entwickeln, welche auch die Unternehmenskultur beachtet. Zum Beispiel: Im Falle von Unternehmensfusionen geht es um den Zusammenstoß und um die Auseinandersetzung von nationalen Kulturen. Die Probleme sind auf verschiedene Art und Weise zu lösen:

- durch Dekulturalisation – in diesem Fall geht es ums Einschmelzen der örtlichen Organisationskultur,
- durch Separation – die Kulturen der zwei Organisationen existieren nebeneinander,
- durch Integration – zwischen zwei Unternehmen kommt es zu einem gleichrangigen Verschmelzen und so entsteht eine neue Unternehmenskultur.

Man muss hier unbedingt vermerken, dass eine jede von diesen Methoden große Veränderungen sowohl für das Unternehmen, als auch für die Angestellten verursachen. Wir müssen auch erwähnen, dass es in den einzelnen Ländern verschiedene Managertypen und Managementstile gibt. In diesem Rahmen kommt der Sprache eine wirtschaftliche Bedeutung zu: „Es lohnt sich unbedingt, sich die Sprache der empfangenden örtlichen Kultur anzueignen. Den Erfahrungen nach bewerten es die ungarischen Angestellten für eine freundschaftliche Geste, wenn die ausländischen Manager oder Kollegen sich die Mühe geben und einige Wörter auf Ungarisch erlernen. Es ist keine leichte Aufgabe, da die ungarische Sprache für die Ausländer, die z.B. eine germanische Sprache sprechen, sehr schwierig ist.

Die Deutschen und hauptsächlich die Franzosen können diejenigen nicht akzeptieren, die in ihrem Land leben und ihre Sprache nicht sprechen“.<sup>17</sup> Im Allgemeinen vertreten die Finnen und die Deutschen die neutrale Kultur und die Ungarn sind eher emotional. Die Ungarn haben es nicht gern, dass die dänischen, niederländischen, deutschen, englischen Manager jede Woche um ausführliche Planerstellung für die nächste Woche z.B. in Form einer Tabelle oder Aufzeichnung bitten. Diese Eigenschaft gilt für die monokronistische und über einen niedrigeren Kontext verfügende Kultur.

## 8. Die Kategorien der Unternehmenskultur

Im Geschäftsleben ist es eine verbreitete Meinung, dass sich die Unternehmen im Allgemeinen als eine besondere Mischung von den vier kulturellen Typen repräsentieren. Es gibt die so genannte Macho-Kultur: bei dieser Form kommt den patriarchalischen Werten eine große Rolle zu. Die so genannte Zusammenhaltung-Kultur bedeutet, dass die Angestellten nur in wenigen Fällen auf ein Risiko eingehen müssen. Eine Risiko-Kultur hat das Merkmal, dass langfristige Risiken und Erfolge, die erst nach Jahrzehnten eintreffen, das Leben und die Tätigkeit der Firma bestimmen. Zum Schluss ist die Prozess-Kultur zu erwähnen: es wird in diesem Fall nur wenig Risiko übernommen und die Leistung der Angestellten

---

<sup>16</sup> <http://www.hrportal.hu/index.phtml?page=article&id=39902>

<sup>17</sup> vgl. FALKNÉ BÁNÓ 2001.

müssen nach bestimmten betriebsinternen Kriterien festgestellt werden. Im Vordergrund steht bei dieser Kategorie die Arbeit, beziehungsweise der Planungsprozess der Arbeit. Für die Unternehmen, die über eine starke Organisationskultur verfügen, ist die Mischung dieser vier Typen charakteristisch. Für die Unternehmen, die eine schwächere Organisationskultur aufweisen, ist es eher charakteristisch, eine bestimmte Kulturform der oben beschriebenen vier Typen prägend zu vertreten.

### 9. Zusammenfassung

Die interkulturelle Kommunikation spielt im Leben eines multinationalen Unternehmens eine immer größere Rolle. Es gibt sehr viele Tätigkeitsfelder, wo Angestellte, die verschiedene Sprachen sprechen und aus verschiedenen Kulturkreisen kommen, zusammenarbeiten. In Interaktion miteinander kann man nur dann erfolgreich arbeiten, und der Firma bzw. dem Unternehmen wirtschaftlichen Gewinn einbringen, wenn die Kommunizierenden in einer Fremdsprache nicht nur ausgezeichnete grammatikalische und lexikalische Kenntnisse haben, sondern sie verfügen auch über die Fähigkeit, auf das Gesagte interkulturell einzugehen, den Standpunkt und die Meinung der Gesprächspartner interkulturell interpretieren zu können.

### Literatur

BERGEMANN – SOURISSEAU 2003

BERGEMANN, Nils – SOURISSEAU, Andreas L.J: Interkulturelles Management. Berlin – Heidelberg, SPRINGER-VERLAG, 2003.

FALKNÉ DR. BÁNÓ 2001

FALKNÉ DR. BÁNÓ, Klára: Kultúraközi kommunikáció. [Interkulturelle Kommunikation] Budapest, PÜSKI, 2001.

FEATHERSTONE 1994

FEATHERSTONE, Mike: Cultural theory and cultural change. London, SAGE PUBLICATIONS, 1994.

GUDYKUNST – KIM 1997

GUDYKUNST, B. – KIM, Y. Y.: Communicating with strangers: An approach to Intercultural Communication (3rd ed.). New York: McGraw-Hill, 1997.

HALL 1976

HALL, E.T.: Beyond Culture. Garden City, NY: Anchor Books, 1976.

HIDASI 2008

HIDASI, Judit: Interkulturális kommunikáció. [Interkulturelle Kommunikation] Budapest, SCOLAR KIADÓ, 2008.

HIGHMORE 2002

HIGHMORE, Ben: Everyday Life and Cultural Theory: An Introduction. London – New York, ROUTLEDGE, 2002.

HOFSTEDE 1991.

HOFSTEDE, G.: Cultures and Organizations: Software of the Mind. London: McGraw-Hill, 1991.

KONCZOS-SZOMBATHELYI 2008

KONCZOS-SZOMBATHELYI, Márta: Kommunikáló kultúrák. [Kommunizierende Kulturen] Budapest, L'HARMATTAN KIADÓ, 2008.

TROMPENAARS 1998

TROMPENAARS, F. & Hampden-Turner, C. 1998. Riding the Waves of Culture: Understanding Cultural Diversity in Business, 2<sup>nd</sup> ed. Chicago: Irwin, 1998

### Quellen

<http://www.ecl-test.com/files/6400-86-interkult.pdf>

[http://www.businessmix.hu/index2.php?option=com\\_content&do\\_pdf=1&id=31](http://www.businessmix.hu/index2.php?option=com_content&do_pdf=1&id=31)

<http://www.hrportal.hu/index.phtml?page=article&id=39902>



# **DEUTSCH AUF LEHRAMT IN DEUTSCHLAND UND UNGARN – EINE KONTRASTIVE PILOTSTUDIE AUS MARBURG UND PÉCS ZUR EINSCHÄTZUNG DER LEHRERAUSBILDUNG**

SILVIA FLÖGL

Universität Pécs, Ungarn / Philipps-Universität Marburg, Deutschland

## **1. Einleitung**

Ziel des Beitrages ist eine kurze kontrastive Beschreibung der Einschätzung der Lehrerausbildung an den Universitäten in Pécs (Ungarn) und Marburg (Deutschland). An der als methodische Grundlage dienenden Fragebogenerhebung haben 34 Studierende des Faches Deutsch teilgenommen. Zielsetzung einer solchen Pilotstudie kann es selbstverständlich nicht sein, einen allgemeinen Überblick der Beurteilung der Lehrerausbildung zu geben. Mit dem Beitrag soll vielmehr eine relevante Problemstellung – nämlich die Unterschiede zwischen der Beurteilung des Lehramtsstudiums und der Struktur des Studiums – ausformuliert werden. Im Rahmen der Befragung wurden folgende Themen berücksichtigt: (1.) Vermittlung praktisch-didaktischer Kenntnisse in den Lehrveranstaltungen, (2.) Lehrpraktikum, (3.) Hospitation und (4.) Kommunikationsform der Lehrveranstaltungen. Aus den quasi-repräsentativen (d.h. paradigmatischen) Ergebnissen lassen sich anfängliche Konsequenzen bezüglich der Modularisierung und Hypothesen für weitere Überlegungen bezüglich der Thematik formulieren.

## **2. Einführung – Zielsetzungen und Fragestellungen**

In einer Zeit der Umstrukturierung des Studiums – es sei hier auf den Bologna-Prozess hingewiesen – ist es wichtig, auch die Erfahrungen der Studierenden zu berücksichtigen. Aufgrund der Relevanz des Themas sollen in dieser Arbeit die Ergebnisse einer kontrastiven Attitudenbefragung zum Lehramtsstudium vorgestellt werden.

Ziel war es, die Attituden zum Aufbau des Lehramtsstudiums ausgewählter Studenten der Pécs- und der Marburger Universität nach folgenden Forschungsaspekten zu vergleichen:

- Aufbau des Studiums (theoretische Vorüberlegungen),
- Vermittlung praktisch-didaktischer Kenntnisse in den Lehrveranstaltungen,
- Lehrpraktikum,
- Hospitation und
- Kommunikationsform in den Lehrveranstaltungen<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> In den tabellarischen Teilen des Beitrags wird für den Begriff *Lehrveranstaltung* die Abkürzung LV verwendet.

### 3. Theoretische Vorüberlegungen – Aufbau des Lehramtsstudiums in Pécs und Marburg

Eine zusammenfassende und chronologisch ausgerichtete Darstellung über die Deutschlehrausbildung in Ungarn wurde von Földes dargeboten. Die detaillierte Ausführung von Földes erfasst den Zeitraum zwischen 1893 und 1993 (vgl. FÖLDES 1993: 11-31). In der vorliegenden kurzen Darstellung werden paradigmatisch lediglich die heutigen Strukturen (2009) des Lehramtsstudiums in Pécs und Marburg – kontrastiv, in Form einer Tabelle – zusammengefasst.

Forschungsaspekt	Pécs	Marburg
Modularisierung (2009)	durchgeführt	durchgeführt
<b>Aufbau – Pflichtmodule / Wahlpflichtmodule<sup>2</sup></b>	Einführungs- und Grundstudium: philologisches Einführungsstudium (10 Kreditpunkte <sup>3</sup> ); Grundstudium (Fachstudium) (insg. 110 kr): Basisstudium (20 kr): <i>Einführung in die germanistische Literaturwissenschaft, Einführung in die germanistische Sprachwissenschaft, Sprachübungen, Kulturelle Kenntnisse, Sprachliche Grundprüfung</i> . Aufbaustudium (51 kr): <i>Sprachliches Modul, Literaturwissenschaftliche Kenntnisse, Linguistische Kenntnisse, Kultur- und medienwissenschaftliche Kenntnisse</i> . Wahlpflichtmodule:	Neun Module (insg. 90 LP <sup>4</sup> ): Drei Basismodule <sup>5</sup> (Semester 1-4) (L1: <i>Deutsche Sprache für Lehramt</i> , L2: <i>Literatur des Mittelalters für Lehramt</i> , L3: <i>Neuere deutsche Literatur für Lehramt</i> ), drei fachdidaktische Module <sup>6</sup> (Semester 2-7) (L4: <i>Grammatisches Grundwissen für den Deutschunterricht und Grammatikvermittlung</i> , L5: <i>Literaturwissenschaftliches Grundwissen für den Deutschunterricht und Literaturvermittlung</i> , L6: <i>Schulpraktische Studien II</i> ), drei Aufbau- und Vertiefungsmodule <sup>7</sup> (Semester 5-8)

<sup>2</sup> Bezüglich des Aufbaus des Studiums sind diese Darstellungen zugunsten der Kontrastivität mehrfach vereinfacht worden und sind selbstverständlich nicht für alle individuellen Fälle in derselben Form gültig.

<sup>3</sup> Im Weiteren: kr

<sup>4</sup> Leistungspunkte. Die Zahl setzt sich aus je 35 LP aus den beiden Fachwissenschaften – an der Universität Marburg wie auch in Pécs (nach der modularisierten Studienordnung) ist neben dem Fach „Deutsch“ mindestens ein weiteres Lehramtsfach zu studieren – und 20 LP aus der Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaft zusammen. [Neben den Fachstudien ist – ähnlich zu der Studienordnung in Pécs – das Erziehungs- und gesellschaftswissenschaftliche Studium für das Lehramt (EGLM) zu absolvieren.]

<sup>5</sup> Pflichtmodule

<sup>6</sup> Pflichtmodule. Voraussetzung für L6

<sup>7</sup> Wahlpflichtmodule. Eines der insgesamt vier Aufbau- und Vertiefungsmodule kann nach Wahl der Studierenden durch ein adäquates Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik ersetzt werden: *Text und Dialog als Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik*, *Literatur bis 1900 im soziokulturellen Kontext als Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik*, *Literatur von 1900 bis zur Gegenwart im soziokulturellen Kontext als Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik*, *Geschichte und Analyse audiovisueller Texte als Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik*; L 16: *Literatur bis 1900/von 1900 bis zur Gegenwart im soziokulturellen Kontext*

	<p><i>Übersetzung und kontrastive Linguistik, Die deutsche Sprache heute, Literarische Modernität, Kulturgeschichte und Kulturwissenschaft, Deutsch als Nationalitätensprache</i> (für Studierende mit dieser Nationalitäten-Fachrichtung), <i>Kulturelle Institutionen und Medien der Ungarndeutschen</i> (für Studierende mit dieser Nationalitäten-Fachrichtung). Fachrichtungsmodul (35 kr); Wahlpflichtmodul (50 kr): 1. Spezialisierung oder 2. Fachrichtung „Lehramt“ – Pädagogisches-psychologisches Lehramtsmodul, Fachdidaktisches Modul (MA). Wahlpflichtmodul (10 kr)</p>	<p>(L7: <i>Text und Dialog oder Sprachliche</i> Neun Module (insg. 90 LP<sup>8</sup>): Drei Basismodule<sup>9</sup> (Semester 1-4) (L1: <i>Deutsche Sprache für Lehramt</i>, L2: <i>Literatur des Mittelalters für Lehramt</i>, L3: <i>Neuere deutsche Literatur für Lehramt</i>), drei fachdidaktische Module<sup>10</sup> (Semester 2-7) (L4: <i>Grammatisches Grundwissen für den Deutschunterricht und Grammatikvermittlung</i>, L5: <i>Literaturwissenschaftliches Grundwissen für den Deutschunterricht und Literaturvermittlung</i>, L6: <i>Schulpraktische Studien II</i>), drei Aufbau- und Vertiefungsmodul<sup>11</sup> (Semester 5-8) (L7: <i>Text und Dialog oder Sprachliche Strukturen</i>, L8 und L9: <i>Literatur bis 1900 im soziokulturellen Kontext</i> oder <i>Literatur von 1900 bis zur Gegenwart im soziokulturellen Kontext</i> oder <i>Geschichte und Analyse audiovisueller Texte</i>) <i>Strukturen</i>, L8 und L9: <i>Literatur bis 1900 im soziokulturellen Kontext</i> oder <i>Literatur von 1900 bis zur Gegenwart im soziokulturellen Kontext</i> oder <i>Geschichte und Analyse audiovisueller Texte</i>)</p>
--	---	---

<sup>8</sup> Leistungspunkte. Die Zahl setzt sich aus je 35 LP aus den beiden Fachwissenschaften – an der Universität Marburg wie auch in Pécs (nach der modularisierten Studienordnung) ist neben dem Fach „Deutsch“ mindestens ein weiteres Lehramtsfach zu studieren – und 20 LP aus der Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaft zusammen. [Neben den Fachstudien ist – ähnlich zu der Studienordnung in Pécs – das Erziehungs- und gesellschaftswissenschaftliche Studium für das Lehramt (EGLM) zu absolvieren.]

<sup>9</sup> Pflichtmodule

<sup>10</sup> Pflichtmodule. Voraussetzung für L6

<sup>11</sup> Wahlpflichtmodule. Eines der insgesamt vier Aufbau- und Vertiefungsmodul kann nach Wahl der Studierenden durch ein adäquates Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik ersetzt werden: *Text und Dialog als Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik*, *Literatur bis 1900 im soziokulturellen Kontext als Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik*, *Literatur von 1900 bis zur Gegenwart im soziokulturellen Kontext als Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik*, *Geschichte und Analyse audiovisueller Texte als Schnittstellenmodul Fachwissenschaft/Fachdidaktik*; L 16: *Literatur bis 1900/von 1900 bis zur Gegenwart im soziokulturellen Kontext*

<p style="text-align: center;"><b>Praktika</b></p>	<p>Das Studium Deutsch auf Lehramt<sup>12</sup> umfasst d r e i Praktika:</p> <p><b>1. Hospitation</b> (erziehungswissenschaftliches Praktikum; innerhalb des Studiums, in den Bereichen: <i>Erziehungstheorie, Pädagogische Psychologie</i> und <i>Didaktik</i>): dreimal 10/15 Unterrichtsstunden (nach Möglichkeit). Nachweis: Hospitationsbericht (auch als Gruppenarbeit möglich)</p> <p><b>2. Fachdidaktisches Unterrichtspraktikum</b> („Gruppenpraktikum“ innerhalb des Studiums; vorletztes Semester): 30 Stunden Unterrichtsstunden<sup>13</sup> zum Hospitieren und 15 Unterrichtsstunden als Lehrproben (Pflicht), davon 1 Prüfungsstunde<sup>14</sup> (Pflicht) &gt; insg. 20 Stunden, davon 5 Stunden Hospitieren, 5 Stunden Vorbereitung, 5 Stunden Lehrprobe, 5 Stunden Reflexion (1 Prüfungsstunde)</p> <p><b>3. Individuelles auswärtiges Praktikum</b> (eigenverantwortlich / von der Universität Das Studium Deutsch auf Lehramt<sup>15</sup> umfasst d r e i Praktika:</p> <p><b>1. Hospitation</b> (erziehungswissenschaftliches Praktikum; innerhalb des Studiums, in den Bereichen: <i>Erziehungstheorie, Pädagogische Psychologie</i> und <i>Didaktik</i>): dreimal 10/15 Unterrichtsstunden (nach Möglichkeit). Nachweis: Hospi-</p>	<p>Das Studium Deutsch auf Lehramt umfasst v i e r Praktika<sup>18</sup>:</p> <p><b>1. Orientierungspraktikum</b> (eigenverantwortlich): unbegleitetes Praktikum in der vorlesungsfreien Zeit, Dauer: 4 Wochen. Ort: Schulen oder Einrichtungen der Kinder- oder Jugendhilfe. Nachweis: Studienportfolio als eine Art Reflexionsbericht. Voraussetzung für das zweite Praktikum</p> <p><b>2. Schulpraktische Studien I</b> (innerhalb des Studiums; 2./3. Semester): erziehungswissenschaftliches Blockpraktikum in der vorlesungsfreien Zeit, insg. 100 Unterrichtsstunden, davon: (abhängig von der Zahl der Lehrproben) 85 bis 96 Unterrichtsstunden zum Hospitieren, (nach Möglichkeit) 4 bis 15<sup>19</sup> Unterrichtsstunden als Lehrproben<sup>20</sup>, davon 2 Prüfungsstunden (Pflicht) (Praktikumsbericht)</p> <p><b>3. Schulpraktische Studien II</b> (innerhalb des Studiums; 6./7. Semester): semesterbegleitend durchgeführtes, fachdidaktisches Schulpraktikum, insg. 100 (2 mal 50) Unterrichtsstunden (bzw. unterrichtliche Veranstaltung), davon: (abhängig von der Zahl der Lehrproben) 85 bis 96 Unterrichtsstunden zum Hospitieren, (nach Möglichkeit) 4 bis 15 Unterrichtsstunden als Lehrproben, davon 2 Prüfungsstunden (Pflicht); Begleitseminar; (Praktikumsbericht)</p>
--	--	---

<sup>12</sup> Studium auf Lehramt (MA) umfasst drei Hauptelemente: 1. Fachwissen / fachdidaktische Kenntnisse, 2. Pädagogische-psychologische Kenntnisse, 3. Praktika

<sup>13</sup> vor der Modularisierung > nach der Modularisierung

<sup>14</sup> Prüfungsstunden werden an beiden Universitäten erwartet, wobei die von den Studierenden geleitete Unterrichtsstunde als Lehrprobe von Fachkräften der Universität geprüft und bewertet wird.

<sup>15</sup> Studium auf Lehramt (MA) umfasst drei Hauptelemente: 1. Fachwissen / fachdidaktische Kenntnisse, 2. Pädagogische-psychologische Kenntnisse, 3. Praktika

	<p>tationsbericht (auch als Gruppenarbeit möglich)</p> <p><b>2. Fachdidaktisches Unterrichtspraktikum</b> („Gruppenpraktikum“ innerhalb des Studiums; vorletztes Semester): 30 Stunden Unterrichtsstunden<sup>16</sup> zum Hospitieren und 15 Unterrichtsstunden als Lehrproben (Pflicht), davon 1 Prüfungsstunde<sup>17</sup> (Pflicht) &gt; insg. 20 Stunden, davon 5 Stunden Hospitieren, 5 Stunden Vorbereitung, 5 Stunden Lehrprobe, 5 Stunden Reflexion (1 Prüfungsstunde)</p> <p><b>3. Individuelles auswärtiges Praktikum</b> (eigenverantwortlich / von der Universität organisiert; letztes Semester): Dauer: 2 mal 1 Woche, 10 Unterrichtsstunden als Lehrproben. Thematische Punkte: 1. Hospitieren, 2. zehn Unterrichtsstunden als Lehrproben (Vorbereitung, Planung etc.), 3. Schulische Aufgaben außerhalb der Unterrichtsstunden, 4. Dokumentierung der Erfahrungen und 5. Begleitseminar</p>	<p><b>4. Betriebspraktikum</b> (selbst organisiert, eigenständiges 8-wöchiges Praktikum in der vorlesungsfreien Zeit): darf nicht pädagogisch sein! (Nicht Bestandteil des studentischen Arbeitsaufwandes) Ort: in einem Produktions-, Weiterverarbeitungs-, Handels- oder Dienstleistungsbetrieb. Nachweis: Studienportfolio</p>
--	---	---

Tabelle 1: Aufbau des Lehramtsstudiums in Pécs und Marburg im Jahre 2009

Zu den einführenden Kursen im fachdidaktischen Bereich in Pécs gehören die Vorlesung *Einführung in die Didaktik des Deutschunterrichts* und die dazu angebotenen praktischen Didaktik-/Methodikseminare. In Marburg werden zur Einführung fachdidaktische Module (*Grammatisches Grundwissen für den Deutschunterricht und Grammatikvermittlung, Literaturwissenschaftliches Grundwissen für den Deutschunterricht und Literaturvermittlung, Schulpraktische Studien II*) bzw. praktische Seminare mit sprach- und literaturdidaktischem

<sup>18</sup> Die Praktika gelten in ganz Hessen nach § 15 Abs. 1 Hess. Lehrerbildungsgesetz, § 7 Verordnung zur Umsetzung des Hess. Lehrerbildungsgesetzes.

<sup>19</sup> Bei großen Fächern wie Deutsch oder Englisch sind die Lehrproben bis zu ca. 15 Unterrichtsstunden möglich.

<sup>20</sup> Die Zahl des Eigenunterrichts wird an der Universität Marburg nicht festgelegt. Die allgemeine Erwartung ist „so viel wie möglich“ Unterrichtsstunden selbst zu gestalten. (Im Gegensatz zu der Marburger Universität wird an der Universität Gießen die Zahl der Lehrproben auf 20 Unterrichtsstunden festgelegt.)

<sup>16</sup> vor der Modularisierung > nach der Modularisierung

<sup>17</sup> Prüfungsstunden werden an beiden Universitäten erwartet, wobei die von den Studierenden geleitete Unterrichtsstunde als Lehrprobe von Fachkräften der Universität geprüft und bewertet wird.

Schwerpunkt<sup>21</sup> angeboten. Die Zahl der Hospitationsstunden ist in Pécs und Marburg unterschiedlich. Nach dem Hospitieren beträgt die Zahl der Lehrproben (eigene Unterrichtsstunden) in Pécs nach der Modularisierung fünf. Dagegen ist diese Zahl in Marburg nicht genau festgelegt. Die Studierenden leisten nach Möglichkeit vier bis 15 Lehrproben. Im Vergleich dazu müssen Studierende in Pécs *e i n e*, in Marburg *z w e i* Unterrichtsstunden gestalten, die von didaktischen Fachleuten der Universität geprüft und bewertet werden. Die Modularisierung ist an beiden Universitäten durchgeführt.

#### 4. Konkretisierung der Forschungsfragen (praktischer Teil)

Unter dem Aspekt (2) *Vermittlung praktisch-didaktischer Kenntnisse in den Lehrveranstaltungen* wurde der Frage nachgegangen, welche Lehrveranstaltungen die Studierenden am nützlichsten und welche sie am wenigsten nützlich halten.

Bezüglich des *Lehrpraktikums* (3) wurden die Studierenden befragt, ob es ihrer Meinung nach genügend Möglichkeiten gibt, sich als Lehrkraft auszuprobieren. Bezüglich der *Hospitation* (4) ist von Interesse gewesen, ob die Studierenden mit der Zahl der Hospitationsstunden zufrieden sind, oder ob sie daran etwas ändern würden. Bezüglich der *Kommunikationsform in den Lehrveranstaltungen* (5) wurde erforscht, ob die Lehrveranstaltungen laut Beurteilung der Studierenden monologisch oder dialogisch gestaltet sind. Des Weiteren war es Ziel, die Attitüden der Studierenden zur Relevanz dieses Aspekts zu erforschen.

#### 5. Methodik und Material

Es wurde mit 34 Studierenden des Faches *Deutsch auf Lehramt* eine (schriftliche) Fragebogenerhebung durchgeführt. Bei der Ausfüllung der Bögen stand ich den Befragten bei eventuellen Nachfragen zur Verfügung.

Der überwiegend standardisierte Fragebogen bestand aus zwei Teilen. Nach der Abfrage vom sozialen Parameter *Alter*, Studienfächer und Semesterzahl beschäftigte sich der erste Teil mit dem Lehramtsstudium (Lehrerausbildung). Hierbei wurden offene Fragen, Entscheidungsfragen, Fragen mit drei Antwortskalen und ein siebenpoliges semantisches Differential dargeboten. Der zweite Teil konzentrierte sich auf die Kommunikationsform der Lehrveranstaltungen. Hierbei wurden Fragen mit drei bis fünf Antwortskalen gestellt (Likert-Skala).<sup>22</sup> Insgesamt umfasste das Befragungsinstrumentarium 15 Fragen.

##### 5.1. Probanden der Probe

Von der Universität Pécs und der Universität Marburg haben an der pilotstudienartigen Befragung jeweils 17 StudentInnen teilgenommen. Das Geschlecht der Probanden wurde nicht berücksichtigt. Das Alter der befragten Studierenden lag zwischen 23 und 34 Jahren. Alle Untersuchungspersonen studier(t)en das Fach *Deutsch auf Lehramt* (Marburg) / *Germanistik und Deutschlehrerausbildung* (Pécs) und befanden sich zur Zeit der Erhebung in

<sup>21</sup> Selbstverständlich ergeben sich viele Unterschiede in dem Aufbau des Studiums daraus, dass Deutsch in Pécs als Fremdsprache (oder Minderheitensprache / Nationalitätenfach), in Marburg als Muttersprache studiert wird.

<sup>22</sup> z.B. Frage 15: Legen Sie Wert darauf, dass man als StudentIn die Lehrveranstaltungen mitorganisiert, indem man mitdiskutiert? (1) JA, es ist mir sehr wichtig, (2) JA, es mir wichtig, (3) NEIN, es ist mir eher nicht wichtig, (4) NEIN, es ist mir nicht wichtig, (5) Es ist mir egal

höheren Semestern (zwischen dem sechsten und dem dreizehnten Semester). Hauptanforderung an die Teilnehmenden war außerdem eine Praktikumserfahrung.

## 6. Ergebnisse der Probe

### 6.1. Lehramtsstudium – Lehrerausbildung

Im ersten Schritt wurde erfragt (Frage 1), ob die Studierenden die im Rahmen der Lehrerausbildung vermittelten praktischen Kenntnisse ausreichend finden, um nach dem Studium als LehrerIn arbeiten zu können. Die Beurteilung der Befragten fiel eindeutig negativ aus (s. Tabelle 2).

	Pécs	Marburg
ja	6	1
nein	11	16
ich weiß es nicht	--	--

Tabelle 2: Antworten auf Frage 1<sup>23</sup>

Eine weitere Frage (4) beschäftigte sich damit, ob es laut der Meinung der Studierenden genug Möglichkeit gibt, sich als Lehrkraft auszuprobieren. Die Auswertung der Antworten wird in Tabelle 3 dargestellt.

	Pécs	Marburg
ja	3	7
nein	12	6
ich weiß es nicht	1	4

Tabelle 3: Antworten auf Frage 4<sup>24</sup>

Auf die offene Frage<sup>25</sup> zur Einschätzung der Lehrveranstaltungen gaben die Befragten diverse Antworten: Meistens handelte es sich um praktische bzw. methodische Seminare, die konkret auf die Lehrpraxis vorbereiten. Die Antworten sind in der folgenden Tabelle zusammengefasst.

<sup>23</sup> Finden Sie die im Rahmen der Lehrerausbildung vermittelten praktischen Kenntnisse ausreichend, um nach dem Studium als LehrerIn arbeiten zu können?

<sup>24</sup> Gibt es Ihrer Meinung nach genug Möglichkeiten sich im Rahmen der Lehrerausbildung als Lehrkraft auszuprobieren?

<sup>25</sup> Welche Lehrveranstaltungen finden Sie aus praktisch-didaktischer Sicht am nützlichsten?

<b>LV Pécs</b>	DaF-Kurse, DaF-Didaktik, Methodik, praktische Seminare (pädagogische Fachseminare), Angewandte Linguistik, Unterrichtsplanung, Grammatikvermittlung, Wortschatzvermittlung, kontrastive Grammatik, Kontaktlinguistik
<b>LV Marburg</b>	Schulpraktische Studien (Begleitseminare), EGL-Seminare, Methoden, Psychologie, Mediation, Fachdidaktik, Grammatik in der Schule, Werkstattunterricht (praktische Seminare), grammatisches Propädeutikum

Tabelle 4: Die nützlichsten Lehrveranstaltungen laut Meinung der Studierenden

Die von den Studierenden am wenigsten nützlich gefundene Lehrveranstaltungen waren dagegen eher theoretischer Natur, die sich mit theoretisch-didaktischen bzw. erziehungswissenschaftlichen Fragen auseinandersetzen (siehe Tabelle 5). In Marburg wurden Spezialseminare erwähnt, wie *Geschichte der Marburger Schulen im II. Weltkrieg* etc. Ein interessanter Aspekt ist, dass die Befragten aus Pécs bei dieser Frage oft die theoretischen Lehrveranstaltungen erwähnten, die in ungarischer Sprache angeboten werden (und zu den Pflichtveranstaltungen gehören).

<b>LV Pécs</b>	Theoretische Vorlesungen (Didaktik, LV-en in ungarischer Sprache, Erziehungswissenschaft, Einführungskurs Pädagogik), Unterrichtsplanung, Angewandte Linguistik, Grammatikvermittlung, kontrastive Grammatik, komparatistische Analysen
<b>LV Marburg</b>	Spezialseminare (Moderne Grammatiktheorien, Verbraucherbildung, Medien-einsatz im Unterricht, Geschichte der Marburger Schulen im II. Weltkrieg), Theorie-Vorlesungen Erziehungswissenschaft, Chancengleichheit im Bildungssystem

Tabelle 5: Die von den Befragten am wenigsten nützlich gefundenen Lehrveranstaltungen

Eine weitere Frage beschäftigte sich damit, ob laut Meinung der Studierenden im Rahmen des Lehrpraktikums genügend Freiraum für eigene Ideen gelassen wird. Unter den Pécs-Befragten gab es lediglich zwei Befragte, die eine negative Antwort gaben, und dreizehn Studenten, die die Frage positiv beantwortet haben und meinten also, dass es für die Verwirklichung von eigenen Ideen genug Möglichkeiten gibt. Unter den Marburger Studierenden bejahten die Frage neun Befragte; zwei verneinten die Frage; wiederum sechs Studierende haben sich von einer positiven oder negativen Antwort distanzieren und die Frage mit der Antwort „Ich weiß es nicht“ beantwortet. Im Falle einer negierenden Antwort<sup>26</sup> haben die Untersuchungspersonen folgende Begründungen angegeben: „Lehrkräfte haben ihren eigenen Zeitplan“ bzw. „ihre eigenen Lehrpläne“, „sie haben wenig Zeit“ (Pécs), bzw. es läge „an der Einstellung der Lehrer“ bzw. „an den Schulen“ (Marburg).

Die nächste Frage bezog sich auf die Einschätzung der Möglichkeiten der Hospitation. Die Frage *Hat man während des Lehrpraktikums genügend Möglichkeiten zum Hospitieren?* wurde von der Mehrheit positiv beantwortet. Eine negierende Antwort gab lediglich eine Untersuchungsperson aus Marburg. Für die Antwortmöglichkeit „Ich weiß es nicht“

<sup>26</sup> Wenn nein, woran liegt es Ihrer Meinung nach?



entschieden sich aus Marburg und Pécs jeweils drei Studierende. Im Zusammenhang mit diesen Ergebnissen wurde die nächste Frage (Würden Sie es begrüßen, wenn die Möglichkeiten der Hospitation erweitert würden?) insgesamt von lediglich sechs Studenten bejaht und von 16 Befragten verneint, mit der Begründung „Es gibt jetzt schon zu viel Hospitationsstunden“. Jeweils sechs Studierende von beiden Universitäten haben sich von der Frage distanziert und sich für die Antwortmöglichkeit „Es ist mir egal“ entschieden.

Auf eine nächste Frage *Würden Sie es begrüßen, wenn Sie mehr Möglichkeiten hätten, sich auszuprobieren?* gaben insgesamt 28 Untersuchungspersonen eine positive Antwort. Lediglich eine Person aus Marburg meinte, dass es genügend Möglichkeiten gäbe. Fünf Befragte legten sich für die Antwort „Es ist mir egal“ fest. Bei der Begründung der positiven Antworten gaben die Studierenden aus Pécs und Marburg ähnliche Antworten (Tabelle 6).

<b>Pécs</b>	Mehr Praxis ist wichtig, eigene Erfahrung, Kenntniserweiterung, Zeitplanung lernen Kenntnisebenen kennen lernen, (Hospitation ist lediglich passive Beobachtung und deshalb weniger nützlich)
<b>Marburg</b>	Mehr Praxis ist wichtig, Selbsterfahrung, Sicherheit gewinnen, Probe – entscheidet, ob man als LehrerIn geeignet ist etc.

*Tabelle 6: Begründung der Erweiterung von Praktikumsstunden*

Schließlich wurde den Studierenden die offene Frage *Was würden Sie an der Lehrerausbildung allgemein ändern?* formuliert. Die Antwortgebenden schlugen mehr Praxisbezug in den Theorievorlesungen und allgemein mehr Praxis vor. Die Antworten sind in der folgenden Tabelle zusammengefasst.

<b>Pécs</b> (keine Angabe: zwei Befragten)	Mehr Praxis – weniger Hospitieren; mehr Praxis – weniger Theorie; Theorie auf Deutsch, weniger auf Ungarisch; (organisatorisches Verbessern, mehr relevante Informationen vermitteln), alle Fertigkeiten in den LV-en
<b>Marburg</b> (keine Angabe: eine Untersuchungsperson)	Mehr Praxisbezug; mehr Fachpraktikum, (Feedback); „die Praxis ist generell zu kurz (nach dem Fachstudium)“; mehr kleinere Seminare; Methodenvielfalt anwenden; „Sollte organisiert werden, dass Schulen PraktikantInnen aufnehmen müssen!“; Herstellung von Unterrichtsmaterial für spätere Nutzung; weniger erziehungswissenschaftliche Seminare („überall das gleiche“); Herstellung einer Beziehung zwischen den Fächern und der Pädagogik; „Lehrertests“; Referendariat aufteilen (während und nach dem Studium)

*Tabelle 7: Änderungsvorschläge der Lehrerausbildung von den Studierenden*

## 6.2. Kommunikationsform in den Lehrveranstaltungen

Der zweite Teil des Fragebogens konzentrierte sich auf die Kommunikationsform der Lehrveranstaltungen. Auf die geschlossene Frage *Gibt es Ihrer Meinung nach in den Lehrveranstaltungen genügend Möglichkeit, Ihre Meinungen zu äußern, d. h. die Lehrveranstaltungen mitzugestalten?* gaben die Befragten diverse Antworten (s. Tabelle 8).

	Pécs	Marburg
<b>ja</b>	6	8
<b>nein</b>	7	6
<b>ja + nein</b>	2	1
<b>ich kann es nicht beurteilen</b>	2	2

*Tabelle 8: Meinungsäußerungsmöglichkeit in den Lehrveranstaltungen*

Aufgrund der fast gleichen Zahl der positiven und negativen Antworten lässt sich bezüglich der Problematik keine sinnvolle Konsequenz ziehen.

Bei der Gestaltungsform der Seminare gibt es unterschiedliche Meinungen zwischen den Pécs- und den Marburger Studierenden (s. Tabelle 9). Die Problematik scheint für alle Befragten wichtig zu sein, denn niemand hat sich für die vierte Antwortmöglichkeit entschieden („Es ist mir egal, ich achte nicht darauf“). Für die Mehrheit der Seminare halten die Marburger Studenten eine dialogische (für Seminare charakteristische) Kommunikationsform gängig. Unter den Pécs-Befragten dagegen beurteilen die Kommunikationsform der Seminare acht Studierende eher monologisch, also den Vorlesungen ähnelnd.

	Pécs	Marburg
<b>Sie sind eher monologisch gestaltet (wie Vorlesungen)</b>	8	3
<b>Sie sind eher dialogisch gestaltet (man kann mitdiskutieren)</b>	5	11
<b>Ich weiß es nicht</b>	1	1
<b>Es ist mir egal, ich achte nicht darauf</b>	--	--
<b>Ja + nein (es kommt auf das jeweilige Seminar an)</b>	3	2

*Tabelle 9: Kommunikationsform der Seminare laut Meinung der Studierenden*

Die nächste Frage<sup>27</sup> beschäftigte sich ebenfalls mit den Möglichkeiten der Meinungsäußerung in den Lehrveranstaltungen. Bei dieser Frage gab es sowohl bei den Pécs- als auch bei den Marburger Studierenden homogene Antworten (Tabelle 10): Die Mehrheit würde es begrüßen, wenn es mehr Möglichkeiten geben würde, sich in den Seminaren zu äußern bzw. zu diskutieren.

	Pécs	Marburg
<b>ja</b>	15	11
<b>nein</b>	--	3
<b>es ist mir egal</b>	1	1
<b>ich weiß es nicht</b>	1	2

*Tabelle 10: Antworten auf Frage 13*

<sup>27</sup> Frage 13: Würden Sie es begrüßen, wenn es mehr Möglichkeiten geben würde, sich in den Seminaren zu äußern bzw. zu diskutieren?

Bei einer nächsten Frage<sup>28</sup> wurde die Wichtigkeit der Mitgestaltung der Seminare durch konstruktive Diskussion erfragt. Aufgrund der Antworten lässt sich sagen, dass die Studierenden eine Diskussion durch weiterführende Fragen in den Seminaren wichtig finden. Dies bestätigen die Angaben der Tabelle 11.

	Pécs	Marburg
<b>Ja, es ist mir sehr wichtig</b>	8	1
<b>Ja, es ist mir wichtig</b>	6	11
<b>Nein, es ist mir eher nicht wichtig</b>	3	3
<b>Nein, es ist mir überhaupt nicht wichtig</b>	--	--
<b>Es ist mir egal</b>	--	2

Tabelle 11: Wichtigkeit der Diskussionen in den Seminaren laut Meinung der Studierenden

## 7. Reflexion und Zusammenfassung

Ziel des Beitrages war eine kurze kontrastive Beschreibung der Einschätzung der Lehrerbildung an den Universitäten in Pécs und Marburg. Aufgrund der quasi-repräsentativen, paradigmatischen Ergebnisse der weitgehend standardisierten Fragebogen-erhebung konnte die Darstellung dem zuvor gesetzten Ziel nur bedingt gerecht werden.

Durch die ersten Ergebnisse dieser Pilotstudie können einige Unterschiede zwischen der Beurteilung des Lehramtsstudiums und deren Konsequenzen für die Struktur des Studiums ausformuliert werden. Bezüglich der (1) Vermittlung der praktisch-didaktischen Kenntnisse konnte aufgrund der Antworten der Studierenden festgestellt werden, dass sie sich anstelle theoretischer Lehrveranstaltungen mehr Lehrveranstaltungen wünschen, die konkret auf das Lehrpraktikum vorbereiten. Mit diesen Meinungen im Zusammenhang wünschen sich die befragten Studierenden mehr (2) Praktikumsstunden und weniger (3) Hospitationsstunden. Damit korrelieren auch die Antworten bezüglich der (4) Kommunikationsform der Lehrveranstaltungen: Die Befragten würden Diskussionen und mehr Nachfragemöglichkeiten in den Seminaren begrüßen<sup>29</sup>. Insgesamt kann man aussagen, dass die Antworten, die sich auf die vier Forschungsaspekte beziehen, miteinander korrelieren. Interessant ist, dass viele Studierende aus Pécs auch die erziehungswissenschaftlichen Vorlesungen gerne in deutscher Sprache besuchen würden. Dieser Wunsch ist m. E. zu begrüßen, dessen technische (und finanzielle) Gestaltung bleibt jedoch leider ein schwieriger Aufgabenbereich.

Aus den Ergebnissen der mit Fachleuten der Didaktik und der Studien- und Praktikumskoordinierung in Marburg durchgeführten Interviews lässt sich als allgemeine Konsequenz formulieren, dass die Vermittlung der Grammatik heute viel erfolgreicher ist<sup>30</sup>, da

<sup>28</sup> Legen Sie Wert darauf, dass man als StudentIn die Lehrveranstaltungen mitorganisiert, indem man mitdiskutiert?

<sup>29</sup> Selbstverständlich lassen sich keine Konsequenzen auf das reale Verhalten der befragten Studierenden in den Seminaren ziehen; dies wurde im Rahmen dieser Pilotstudie nicht in Betracht gezogen.

<sup>30</sup> In Marburg werden zu den Grundkenntnissen der deutschen Grammatik sog. Propädeutikum-Lehrveranstaltungen („Grammatisches Propädeutikum“) organisiert.

in den modularisierten Studiengängen das Basiswissen eher gesichert ist<sup>31</sup>. Dies ist als ein positives Resultat der Modularisierung zu interpretieren. Allgemein sei das modularisierte Studium – durch seine strenge Reguliertheit – mit dem Satz „*Kein Schein ohne Leistungsnachweis*“ zu charakterisieren.

Nach der Modularisierung hat sich der Aufbau des Lehramtsstudiums für die Marburger Studierenden nicht in die von ihnen gewünschte Richtung geändert: Die Zahl der Hospitationsstunden ist immer noch hoch, die Zahl der Unterrichtsstunden ist gleich geblieben. In Pécs dagegen wurde die Stundenzahl der Praktika allgemein gesenkt und anders aufgeteilt (vgl. die Zahl der Orientierungs-, Vorbereitungs- und Reflexionsstunden etc.) Die Frage, inwieweit die Aufteilung in Bachelor- und Masterstudiengänge sinnvoll ist, bleibt jedoch weiterhin offen. Die Bachelorstudenten (zum Beispiel in Pécs) müssen aufgrund einführender theoretischer Lehrveranstaltungen (oft ohne praktische Erfahrungen) entscheiden, ob sie im Masterstudium auf Lehramt studieren möchten. Ähnlich können Studierende in Marburg nach dem Grundstudium (Basismodule, Semester 1-4) entscheiden, ob sie das Lehramtsstudium aufnehmen möchten. Die Basismodule des Lehramtsstudiums und des Studiums Deutsch (als diszipliniertes Fach) sind gleich.

Da die ersten Studierenden, die in modularisierten Studiengängen studieren, in Marburg und in Pécs 2010 ihr Examen machen, lassen die Vor- und Nachteile dieser Strukturierung noch viele Fragen offen, und müssen im Rahmen weiterer Darstellungen diskutiert werden. Festgehalten werden kann, dass die Organisation der fachdidaktischen Praktika (vgl. Reflexionsberichte, Zahl der Lehrproben etc.), beiden Universitäten betrachtet, homogener geworden ist. Insgesamt konnte man also sowohl Vor- als auch Nachteile der Umstrukturierung des Studiums sehen.

## LITERATUR

FÖLDES 1993

FÖLDES, Csaba: Deutschlehrerausbildung und Germanistik im Wandel der Zeiten. In: FÖLDES, Csaba (Hg.): Germanistik und Deutschlehrerausbildung. Festschrift zum hundertsten Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Szeged. Szeged – Wien, PÄDAGOGISCHE HOCHSCHULE GYULA JUHÁSZ: 11-32. 1993.

## QUELLEN

<http://www.uni-marburg.de/fb09/studium/studiengaenge/deutschlamodularisiert>  
(25.05.2010)

<http://www.btk.pte.hu/index.php?p=contents&cid=390> (30.05.2010)

---

<sup>31</sup> An der Universität ist das grammatische Grundwissen durch das Basisrigorosum („Grundprüfung“) ebenfalls gut gesichert.

# DER BOLOGNA-REFORMPROZESS UND NEUE ANFORDERUNGEN AN DIE AUSLANDSGERMANISTIK

BORIS DUDAŠ  
Universität Rijeka, Kroatien

## 1. Einleitung

Die Ausgangshypothese für diesen Aufsatz lautet, dass die Reform der Hochschulen<sup>1</sup> – wenn auch im Schneckentempo – in die ‘richtige’ Richtung geht, d.h. in die sowohl von denen ‘dort oben’ als auch von den meisten Studierenden gewünschte Richtung. Also ist die Reform sowohl politisch als auch basisdemokratisch gewollt.

Die Hochschulreformen werden durchgeführt in Gesellschaften, die sich den Anforderungen des 21. Jahrhunderts, vor allem den Anforderungen der Globalisierung, stellen müssen. Im 21. Jahrhundert gibt es einen neuen ‘Gott’ (oder Götzen, je nach Perspektive und Weltbild) – das ist der ArbeitsMarkt.

Südosteuropäische Gesellschaften und Hochschulen können in Bezug auf den Arbeitsmarkt, auf die Schädlichkeit von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und auf den durch die Globalisierung verursachten Strukturwandel viel vom ‘Lehrmeister’ Deutschland lernen. In den letzten Jahrzehnten wurde die BRD von der ‘Fusionitis’, d.h. von der Tendenz, dass Unternehmen fusionieren, und das im nationalen Rahmen in den 80ern und 90ern, international dann in den 90er Jahren und am Anfang des 21. Jahrhunderts, heimgesucht. Die Fusionen zahlreicher Wirtschaftsunternehmen verursachten einen steilen Produktivitätsanstieg, der zusammen mit der einsetzenden Computerisierung die Nachfrage nach Arbeitskräften nachlassen ließ. Die einsetzende Rationalisierung verursachte einerseits einen regelrechten ‘Krieg zwischen Generationen’, da die jungen HochschulabsolventInnen und Schulabgänger keine Festeinstellungen finden konnten, da die älteren Arbeitgeber wiederum noch durchaus arbeitsfähig waren und die Rentenversicherungen ihre im Falle der Arbeitslosigkeit finanziellen und Statusverluste nicht auffangen konnten. So entstand ein regelrechter Stau auf dem Arbeitsmarkt, den man zunächst (in der ersten Hälfte der 90er Jahre) und vergeblich durch staatlich finanzierte Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen zu entschärfen versuchte. Andererseits entwickelten sich neue Kriterien für die Jobvergabe: Die raren Arbeitsplätze sollten an Spezialisten vergeben werden, die im Arbeitsprozess sofort einsetzbar sein sollten – und wegen der großen Zahl der miteinander Konkurrierenden nur die besten von ihnen. So kam es Ende der 90er Jahre zur Entstehung eines medial unterstützten regelrechten Expertenwahns. Zum anderen Kriterium für die Jobvergabe ist die Nützlichkeit geworden, unterstützt dadurch, dass sich der Staat (insbesondere die Bundesländer) infolge der enormen Staatsverschuldung in Bezug auf Neueinstellungen – die bekanntlich aus Steuern finanziert werden – zurückhalten mussten. Diese neuen Bedingungen haben seit Mitte der 90er Jahre die Absolventen geisteswissenschaftlicher Disziplinen besonders stark getroffen.

---

<sup>1</sup> Dem Aufsatz muss eine Eingrenzung vorangestellt werden: Der Autor bezieht sich auf die tatsächliche Lage, die er kennt, also auf die Universität in Rijeka. Verallgemeinerungen sind nur bedingt möglich, aber notwendig.

Der Arbeitsmarkt in Kroatien, wo die Gesellschaft noch immer als patrimonial zu bezeichnen ist, weist einige Unterschiede zum deutschen auf: Noch immer verschaffen Eltern, Onkel oder Tanten oder andere Verwandte dem/der Hochschulabsolventen bzw. – Absolventin den Arbeitsplatz, wohl äußerst selten durch Korruption, viel öfter durch das ‘Vitamin B’, also durch persönliche Beziehungen und Bekanntschaften. Im Zuge der Globalisierung, der freundlichen oder feindlichen Übernahmen, der ‘Fusionitis’, infolge dessen ausländische Firmen und bürokratisierte Personalabteilungen die Personalentscheidungen in ihre Hände nehmen werden, wird sich das ändern. Andererseits droht dem verschuldeten Mittelstand die Pleitewelle.

In den USA gibt es einen Spruch, sicher im Leben seien nur der Tod und die Steuern. Dieser Spruch soll durch ‘und die Wirtschaftskrise’ ergänzt werden. Das deutsche Beispiel soll die Südosteuropäer auch belehren, dass die Reformen **vor**, nicht während der Wirtschaftskrise durchgeführt werden sollen. Und die Bildungsreformen, insbesondere die Reform der Hochschulausbildung, sind da besonders wichtig.

Über der Eingangstür in die Landwirtschaftliche Hochschule in Poreč (Kroatien) steht ein bemerkenswerter Spruch geschrieben: Non scolae, sed vitae discimus. Das Leben bedeutet vor allem die Arbeit, bei der man doch die meiste Zeit seines Lebens verbringt. Es geht aber nicht um irgendwelche Arbeit, sondern um die bezahlte, also um die Erwerbsarbeit als die Vergesellschaftungsinstanz schlechthin, mithilfe derer man die eigene Existenz bestreitet und über die man den eigenen Platz in der Gesellschaft findet.<sup>2</sup>

## 2. Studium und Ausbildung für den Job

So gesehen, ist das wichtigste Ziel des Studiums die Ausbildung für den Job.<sup>3</sup> Das wird immer wieder betont, so auch am 18. Mai 2007 bei der Londoner Konferenz der Hochschulministerinnen und -minister der am Bologna-Prozess beteiligten Länder, die das Londoner Kommuniqué verabschiedet haben,<sup>4</sup> das den vielsagenden Titel trägt: „Auf dem Wege zum **Europäischen Hochschulraum: Antworten auf die Herausforderungen der Globalisierung**“ (hervorgehoben von BD)

Die zwei grundlegenden Ziele der europäischen Hochschulpolitik und des Bologna-Prozesses werden schon im Titel genannt. Im Text sind aber auch viele sog. ‘kleine’ Ziele zu finden, die aber genauso wichtig sind. Dazu gehört die Bedeutung der Verbesserung des Eintritts ins Berufsleben gleich nach dem Studienabschluss (LK 2.4). In Bezug auf die Beschäftigungsfähigkeit (Employability) werden Prioritäten bzw. Ziele für 2009 festgelegt: „Es ist notwendig, dass sich Regierungen und Hochschulen eingehender mit Arbeitgebern und anderen Akteuren über ihre Reformkonzepte austauschen.“ (LK 3.5)

Die HochschulabsolventInnen in Kroatien – diejenigen ohne gute Beziehungen -

<sup>2</sup> Vgl. DAHEIM, Hansjürgen – SCHÖNBAUER, Günther: *Soziologie der Arbeitsgesellschaft. Grundzüge und Wandlungstendenzen der Erwerbsarbeit*. Weinheim/München, JUVENTA, 1993.

<sup>3</sup> Dem aus dem Englischen übernommenen und mittlerweile eingedeutschten Begriff „Job“ wird vor dem mehrdeutigen und ambivalenten älteren Begriff „Beruf“ Vorzug gegeben. Der Job hat einen ausschließlich professionellen Bezug, während dem „Beruf“ auch die schicksalhafte Konnotation anhaftet.

<sup>4</sup> Das Londoner Kommuniqué ist in deutscher Übersetzung auf [www.bmbf.de](http://www.bmbf.de) zu finden, in kroatischer Übersetzung auf [www.mzos.hr](http://www.mzos.hr). Der englische Text ist auf zahlreichen Web-Seiten zu finden, man braucht nur das Google-Suchprogramm suchen zu lassen.

beschweren sich, dass sie nach dem Studienabschluss keinen Job bekommen bzw. finden. Diesbezüglich sollte man ihnen zunächst erklären, dass ein Job kein Geschenk ist, den man einfach so bekommt, sowie, dass die Jobs normalerweise nicht herumliegen, so dass man sie nur zu finden braucht. Freilich kann man Jobs auch finden – wenn es Jobangebote gibt. Irgendwann wird es diese nicht mehr geben, so dass die heutigen HochschulabsolventInnen gut beraten sind, wenn sie sich Jobs schaffen, sie ins Leben rufen.

Egal ob man einen Job findet oder sich einen ausdenkt, immer muss die Beschäftigungsfähigkeit gewährleistet sein. In Zukunft betrifft das sowohl die B.A.- als auch die M.A. - AbsolventInnen,<sup>5</sup> und damit auch die betreffenden Studiengänge und -programme. In Kroatien ist man der Meinung, die B.A. - Absolventen werden wohl arbeitslos bleiben, also werden alle Masterstudien absolvieren müssen, was auf der europäischen Ebene wohl nicht so gemeint ist.

Auf der Doktoratsebene (PhD-Ebene) werden Wissenschaftler produziert – auch Wissenschaftler, die in der Wirtschaft tätig werden, was oft vergessen wird. Die Organisation von Promotionsstudien ist zurzeit noch nicht so weit vorangeschritten und es wird sowieso viel geändert, deshalb werden sie in diesem Aufsatz nicht behandelt.

In Kroatien ist die Reform der Studienpläne durchgeführt worden und die Studierenden studieren nach den neuen Studienprogrammen seit dem Wintersemester 2005/06. In den Formularen für die Akkreditierung der Studiengänge waren als erster Punkt die Ziele des B.A. - Studiums zu nennen, die auch im Vorlesungsverzeichnis angegeben werden müssen. Diese Ziele beziehen sich zunächst auf die Berufsprofile. Erfahrungen in Bezug auf die Berufsprofile gibt es kaum, Daten darüber, wo die erfolgreichen ehemaligen StudentInnen arbeiten, wurden und werden nach wie vor nicht gesammelt, was für die Zielsetzung der Studienpläne sicherlich von Nutzen wäre. Auch ohne Erfahrungsdaten kann man die Berufsprofile bilden, der Phantasie sind eigentlich keine Grenzen gesetzt - aber diese Berufsprofile müssen seriös ausgearbeitet werden. Wir nennen freilich mögliche Beschäftigungsmöglichkeiten in unseren Studienplänen: in den Medienanstalten, in Bibliotheken, in Archiven usw. Allerdings bieten wir den Studierenden entweder keine oder nur wenige passende Lehrangebote. Mit anderen Worten: Studienziele und -inhalte weichen voneinander erheblich ab.

### **3. Berufsprofilbildung und Studienprogramme**

Im Prinzip sind in Bezug auf Berufsprofilbildung zwei Arten von Studienprogrammen möglich: mit einem Berufsprofil oder mit mehreren. Programme, in denen ein Berufsprofil konzipiert wird, haben einen Vorteil: Sie bieten nämlich eine zielgerichtete und vollständige Ausbildung, die relativ einfach zu planen und bewerkstelligen ist und relativ selten geändert werden muss. Sie weisen aber auch einen erheblichen Nachteil bzw. eine Gefahr für die AbsolventInnen auf: Was, wenn die AbsolventInnen in diesem Berufsfeld keinen Job finden? In diesem Fall haben sie entweder umsonst studiert oder sie müssen sich so bald wie möglich umqualifizieren (oder sich unendlich weiterbilden) lassen. Ein Beispiel für einen Studiengang mit einem Berufsprofil ist der integrierte (fünfjähriges Studium, ohne den ersten B.A. - Abschluss nach drei Jahren) Studiengang für Lehrerbildung.

---

<sup>5</sup> In diesem Aufsatz werden die in der BRD üblichen Bezeichnungen B.A. und M.A. benutzt.

Studiengänge, die mehrere Berufsprofile anbieten, haben den Vorteil, dass sie flexibler sind, d.h. wenn der/die Absolvent/in in einem Beruf keinen Job findet, findet er/sie ihn im anderen Beruf, z.B. als Übersetzer, als Touristenführer oder in bestimmten Institutionen. Außerdem bekommen die Studierenden ein oder mehrere Semester Zeit, um sich zu entscheiden, um das Studium den eigenen Fähigkeiten und Vorlieben anzupassen, um eigene Prioritäten festzulegen usw. Ein eventueller Nachteil dieser Studiengänge ist möglicherweise ihre 'Oberflächlichkeit' bzw. die fehlende Spezialisierung. Mit solchem 'Studium light' macht sich manch einer schwer, insbesondere in Deutschland, wo bisher Studien der Geisteswissenschaften schwer und sehr anspruchsvoll waren, vor allem weil die Studierenden weitgehend auf sich selbst gestellt waren.

Das Londoner Kommuniké betont allerdings die Wichtigkeit des „systematische(n) Ausbau(s) flexibler Ausbildungswege zur Unterstützung lebenslangen Lernens“ (LK 2.11). In einer Umwelt, in der die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt permanent sind und in der keiner mit Sicherheit sagen kann, wie sich der Arbeitsmarkt entwickeln wird, ist das 'Lernen zu lernen' die wichtigste Kompetenz.

Diese Erkenntnis wird sich nur zögerlich durchsetzen in Südosteuropa, wo es noch immer heißt, man müsse lernen, um einen Job zu bekommen, und wenn man einmal den Job bekommen habe, dann müsse man nicht mehr lernen. Wie die Eltern ihre Kinder wohlwollend beraten: Lerne, um nicht später arbeiten zu müssen. Im 21. Jahrhundert beginnt das Lernen aber eigentlich nach dem Erststudium, auch wenn das die Studierenden von heute nicht hören wollen und ungläubig gucken.

Wie sieht die Umsetzung der Lernkompetenz in Rijeka aus? Es gibt etliche intelligente und fleißige Studierende, die schon vor dem Studium lernen gelernt haben. Das sind die erfolgreichen StudentInnen – die anderen fallen durch und verschwinden irgendwann aus den Augen und in der Statistik, die nicht geführt wird. Übrigens ist es auch in Deutschland nicht viel anders gewesen, nur dass den Studierenden mehr Zeit gegönnt wurde und sie nicht von Prüfung zu Prüfung gehetzt wurden, da es in der Regel nur zwei bis drei Zwischenprüfungen und genau so viele Abschlussprüfungen gab. An einigen Zwei-Fach-Studiengängen in Kroatien haben die Studierenden dagegen zehn, ja sogar bis zu fünfzehn Prüfungen jährlich abzulegen.

#### **4. Die Ziele des Bologna-Prozesses**

Eines der erklärten Ziele des Bologna-Prozesses ist es, den Anteil der Bevölkerung mit Hochschulabschluss anzuheben, einerseits um weltweit konkurrenzfähig zu bleiben, andererseits um den Strukturwandel der Wirtschaft, die sich immer mehr auf Wissen gründet, leichter zu bewältigen. In ganz Südosteuropa gibt es viel zu wenig Menschen mit Hochschulausbildung, in Kroatien z.B. haben 7 % der Gesamtbevölkerung eine Hochschulausbildung. Einer der Gründe dafür ist auch die sehr hohe Abbruchquote. Die Abbruchquote ist auch in Deutschland sehr hoch,<sup>6</sup> der Anteil der universitär Gebildeten an der Gesamtbevölkerung ist aber viel höher. Nichtsdestotrotz wird von den Hochschulpolitikern in Deutschland die 40%-Marke zum Ziel gesetzt. Das hat auch sozialstaatliche bzw. ökonomische Gründe: Die Arbeitslosenstatistiken zeigen, dass die Arbeitslosigkeit bei den Akade-

---

<sup>6</sup> Statistiken aus den 90er Jahren sind mir allerdings unbekannt, es ist sogar fraglich ob sie je geführt wurden.



mikern relativ niedrig ist, da sie nicht auf die Staatshilfe warten, sondern sich aktiv um Alternative bemühen.

Die Berufsalternative bzw. mehrere Berufsmöglichkeiten sollen durch die schon erwähnten flexiblen Ausbildungswege erreicht werden. Für Studienprogramme bedeutet das, dass in ihnen Wahlmöglichkeiten angeboten werden sollen, damit die Studierenden zwischen unterschiedlichen Modulen (bzw. Fächern) wählen können. Das erworbene Wissen dürfen die Studierenden dann im M.A. - Studium zum Expertenwissen vertiefen, die erworbenen Fähigkeiten und Kompetenzen sowie das Grundwissen in bestimmten Bereichen befähigt die B.A. - Absolventen, Jobs in den von ihnen ausgewählten Berufsprofilen auszuüben.

Die Umsetzung in Rijeka ist zugegebenermaßen noch immer mangelhaft. Es wurde noch keine stringente Modularisierung der Studienprogramme vorgenommen. Als Fortschritt bei den bisherigen Reformen ist zu verzeichnen, dass es überhaupt Wahlmöglichkeiten gibt: Die Studierenden können hier und dort ein Fach abwählen. Die Tradition von Wahlmöglichkeiten gibt es in Südosteuropa nicht und Studiengänge wurden bisher aufs Genaueste vorgeschrieben. Das geht sogar so weit, dass sogar der Sportunterricht nach wie vor als obligatorisch vorgeschrieben ist und die Studierenden dafür ECTS-Punkte bekommen.

In der Verlautbarung der Minister in London wird auch nicht-formelles und informelles Lernen betont bzw. besonders erwähnt, und das in Bezug auf die Anerkennung von Qualifikationen (LK 2.5). Diesbezüglich sieht es in Südosteuropa ganz schlecht aus: Die Studierenden glauben, man brauche nur das Studium, alles andere würde nichts zählen. Und die Lehrenden unterstützen sie in diesem Glauben bzw. Irrtum. Die Erfahrungen in Deutschland zeigen, dass zusätzliche Aktivitäten außerhalb der Hochschulen bei der Jobsuche vom entscheidenden Vorteil sein können. Den potentiellen Arbeitgeber interessiert sicherlich, was der Kandidat / die Kandidatin im Studium gelernt hat, er möchte aber auch erfahren, ob diese/r bereit ist, etwas mehr und etwas völlig freiwillig und ohne automatische Gegenleistung zu tun.

Die Berufsausbildung ist die eine Seite des B.A. - Studiums, die andere ist die soziale (eigentlich die politische) Dimension, die im Londoner Kommuniqué auch hervorgehoben wird:

„Der Hochschulbildung sollte bei der Förderung des sozialen Zusammenhalts, beim Abbau von Ungleichheit und der Anhebung des Bildungsniveaus eine bedeutende Rolle zukommen. Die Politik sollte daher anstreben, das Potential der Einzelnen im Hinblick auf die persönliche Entwicklung und ihren Beitrag zu einer **nachhaltigen und demokratischen wissensbasierten Gesellschaft** in höchstem Maße auszuschöpfen.“ (LK 2.18 – hervorgehoben von BD)

Den Hochschulen wird somit die besondere Verantwortung für die Nachhaltigkeit und für die Demokratie beigemessen, ihr wird die „zentrale Rolle bei der Definition und Vermittlung der Werte, auf denen unsere Gesellschaften beruhen“ (LK 1.4) zugeschrieben und das sind demokratische Werte. Das kommt auch in der Aufzählung der vielfältigen Zwecke der Hochschulen zum Ausdruck, und das sind „die Vorbereitung der Studierenden auf **ein Leben als aktive Bürger in einer demokratischen Gesellschaft**, die Vorbereitung der Studierenden für ihre künftige Laufbahn und die Förderung ihrer persönlichen Entwicklung,

die Schaffung und Erhaltung einer breiten, modernen Wissensbasis sowie die Förderung von Forschung und Innovation“ (LK 1.4 – hervorgehoben von BD)

Akademiker haben die Pflicht, mündige Bürger zu sein, und dazu müssen sie durch die Hochschulbildung vorbereitet werden. In Deutschland hat die (politische) Bildung zum mündigen Bürger Tradition und sie wird hoch geschätzt. Dementsprechend gibt es Sozialkunde auf dem Gymnasium, politische Stiftungen fördern die StudentInnen, die sozialpolitisches Engagement vorweisen können, es gibt zahlreiche Vereine, in denen sich Menschen ehrenamtlich engagieren ... Die politische Bildung in Südosteuropa ist dagegen als katastrophal zu bezeichnen, ja sie ist so gut wie gar nicht vorhanden. Das ist einerseits als eine Reaktion auf die kommunistischen Zeiten zu verstehen, als die Mitgliedschaft in der Kommunistischen Partei Vorteile mit sich brachte, in der man sich aber opportunistisch, passiv und unkritisch verhalten musste. Andererseits ist das sicherlich auch eine Reaktion auf die korrupte Politik bzw. auf die korrupten Politiker der letzten zwanzig Jahre zu verstehen, die das Bild von Politik als schmutzigem Geschäft verfestigt haben. Gerade in Bezug auf die politische Bildung und Erziehung zum mündigen Bürger können die Literaturwissenschaft und -vermittlung (und insbesondere in der Auslandsgermanistik) sehr von Nutzen sein.

Die studentische Evaluation der Lehre bewirkt, dass auch die Literaturwissenschaft und -vermittlung unter dem Kriterium der Nützlichkeit gesehen werden. Die Literatur und die Literaturwissenschaft werden gemeinhin für etwas Schönes, aber weitgehend Nutzloses gehalten. Sie können sich aber als multifunktional entpuppen, indem sie der Entwicklung von Sprachkompetenzen – sowohl von rezeptiven Kompetenzen Hör- und Leseverständnis als auch von produktiven Kompetenzen Reden und Schreiben –, von Lernkompetenzen (lernen zu lernen) und der persönlichen Entwicklung dienen und die Grundlage für das demokratische Engagement von künftigen Akademikern liefern.

Ihre Nützlichkeit wird sich letztendlich im Joballtag unserer AbsolventInnen erweisen. Wo arbeiten aber GermanistInnen mit Hochschuldiplom? In den letzten Jahren haben nur wenige Germanistik-Absolventen aus Rijeka in der Schule Arbeit gefunden. Manchmal finden die GermanistInnen Anstellung bei (österreichischen oder deutschen) Banken und Versicherungen, auch wenn sie keine Ahnung von Wirtschaft und Finanzen haben und dazu nicht im Geringsten vorbereitet wurden. Öfter arbeiten sie aber in Übersetzungsbüros (haupt- oder nebenberuflich), als selbständige Gerichtsdolmetscher (nebenberuflich) oder in privaten Sprachschulen (haupt- oder nebenberuflich). Für diese Jobs werden sie im Laufe des Studiums einigermaßen gut vorbereitet. Meistens geben sie aber Nachhilfeunterricht (nebenberuflich und am Fiskus vorbei), arbeiten als Touristenführer (nebenberuflich und am Fiskus vorbei) oder übersetzen für Firmen mit Sitz in Deutschland oder in Österreich (nebenberufliches Teleworking und am Fiskus vorbei). Zu gesicherten Daten, die statistisch ausgewertet werden könnten, ist es schwer zu kommen, da die AbsolventInnen den direkten Nachfragen ausweichen, entweder aus Scham, noch immer keinen ‘richtigen Job’ gefunden zu haben, oder weil sie am Fiskus vorbei arbeiten.

Der angebliche Vorteil dieser Jobs ist, dass man nicht schwer, sondern eher locker arbeiten darf, wobei sich die Frage stellt, ob das als eine nationale bzw. regionale Eigenheit oder als Faulheit zu bewerten ist? Da aber der Arbeitsmarkt in dieser Grauzone ausgeschöpft ist, können die GermanistInnen relativ viel Geld für ihre Leistungen verlangen. Dennoch sind sie preiswert, weil sie meist am Fiskus vorbei arbeiten. Wenn sie angestellt

werden würden, wären Sozialversicherungsbeiträge und Steuern fällig – und dann wäre ihre Arbeitskraft zu teuer bzw. im internationalen Maßstab nicht konkurrenzfähig.

### 5. Änderungen sind nötig

Das soll sich ändern: Durch das B.A. - Studium der Fremdsprachen soll der Arbeitsmarkt gefüllt werden. Die B.A. - AbsolventInnen sollen die Nebenjobs und die schlecht bezahlten Arbeitsplätze in Anspruch nehmen und damit auch die Preise bzw. Löhne nach unten drücken. Wer mehr Geld verdienen möchte, wird ein M.A. - Studium absolvieren müssen. Die M.A. - Studien werden ab dem Wintersemester 2008/09 durchgeführt und sind meist hoch spezialisiert bzw. auf einzelne Berufe zugeschnitten.

Besondere Beachtung verdienen die Lehramtstudien, die zur Ausübung des Lehrerberufes berechtigen. Es gibt zwei Studientypen: Die Fakultät für Lehrerbildung in Zagreb<sup>7</sup> bietet ein fünf Studienjahre umfassendes integriertes Studium an. Philosophische Fakultäten bieten dagegen konsekutive Studiengänge, in denen die M.A. - Phase, die zur Ausübung des Deutschlehrerberufes berechtigt, zwei Studienjahre umfasst. Und diese M.A. - Phase ist vollgepackt mit pädagogischen Fächern, mit Methodik und Fremdsprachendidaktik, so dass für andere Angebote kaum Platz bzw. Zeit und Punkte übrig bleiben. Hinzu kommt, dass meist zwei Fächer (als zwei Hauptfächer) studiert werden.

Außerdem werden die Masterstudiengänge für Übersetzer und die interkulturelle Germanistik angeboten. Da wir uns aber noch in der Anfangsphase des Bologna-Prozesses in Bezug auf die Umsetzung von Masterstudiengängen befinden, ist die Schaffung neuer Studiengänge, wie auch die Reform der zurzeit geplanten, durchaus vorstellbar. Dabei ist zu beachten, dass die Spezialisierung auf dem M.A. - Niveau nicht zwingend geboten ist. Durchaus vorstellbar sind zum Zwecke der Ausbildung von Generalisten auch interdisziplinäre oder multidisziplinäre Masterstudiengänge.

In unserer Tradition ist es, dass wir diplomalastig sind: Mit dem Diplom in der Hand ist man jemand. Das Studienbuch – in Südosteuropa heißt es Index – wird nie mehr angeschaut. Wozu auch, wenn man weiß, was die AbsolventInnen gelernt haben, da alle dasselbe lernen? Das dürfte sich mit der Einführung des Diplomzusatzes (Diploma Supplement) ändern. In Zukunft werden unterschiedliche Inhalte unter Einsatz unterschiedlicher Methoden gelehrt bzw. gelernt. Es ist anzunehmen, dass die potentiellen Arbeitgeber dann Interesse dafür zeigen werden, welche für den künftigen Job relevanten Kurse der/die Kandidat/in absolviert hat (z.B. Wirtschaftsdeutsch, Grundlagen der politischen Wissenschaft, Einführung in Jura). Die Zensur dürfte dann im Zweifelsfall zweitrangig werden.

Von besonderer, möglicherweise von entscheidender Bedeutung wird der Übergang vom B.A.- zum M.A. - Studium. Damit dieser Übergang erfolgreich verläuft, ist vor allem die Mobilität wichtig. Das Londoner Kommuniqué hebt sowohl die Wichtigkeit der Mobilität, wie auch Schwierigkeiten in ihrer Umsetzung (LK 2.2) hervor. Anzumerken ist, dass es im Studium der Fremdsprachen nicht nur um die Mobilität nach dem B.A. - Abschluss geht, sondern dass hier die Mobilität schon während des B.A. - Studiums notwendig ist. Es gibt nämlich viele Studierende, die nur einen kleinen Schubser, einen mehrwöchigen Aufenthalt oder einen Semester-Aufenthalt im Land ihrer Zielsprache brauchen, um danach

---

<sup>7</sup> Die Fakultäten für Lehrerbildung in Osijek und in Rijeka bieten keine Ausbildung, die zur Ausübung des Berufes Deutschlehrer in der Grundschule berechtigen würde.

große Fortschritte machen zu können. Gerade für künftige Lehrer könnte die Mobilität während der B.A. - Studienphase von großer Bedeutung werden, da sie in der M.A. - Phase kaum Zeit dafür haben werden. Das sollte bedacht und entsprechende Konzepte sollten entwickelt werden.

Die Mobilität birgt auch Gefahr in sich, dass nach dem B.A. - Studium die besten Studierenden abwandern bzw. sich für ein weiteres Studium im Ausland entscheiden. Mit dieser Gefahr wird man in Südosteuropa halt leben müssen.

Sehr wichtig ist auch die Betreuung (Mentorship), vor allem für die Senkung der Abbruchquote. Die Studierenden sollen künftig als Partner angesehen und behandelt werden. In Rijeka werden zurzeit Workshops für Hochschullehrer angeboten, die ihnen die Umstellung erleichtern sollen. Viele Hochschullehrer lehnen solche Partnerbeziehung zu den Studierenden aber ab, auch weil die permanente und allumfassende Betreuung eine enorme Zusatzbelastung für die Hochschullehrer bedeutet. Eine solche Auffassung bahnt sich nur zögerlich an. Die Annahme oder die Ablehnung des neuen Verhältnisses zwischen den Hochschullehrern und den Studierenden ist wohl auch teils generationsbedingt.

## **6. Zusammenfassung**

Das 21. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Projekte. Das bewirkt auch die Neudefinition des Studiums als ein Projekt mit dem Ziel des erfolgreichen Studiums, in dem der/die Student/in viel lernt bzw. gelernt hat. Diese Veränderung spricht auch das Londoner Kommuniqué an: „Es gibt ein wachsendes Bewusstsein dafür, dass ein wichtiges Ergebnis des Prozesses ein Wandel von einer auf Hochschullehrenden zu einer auf Studierende ausgerichtete Hochschulbildung ist.“ (LK 2.1)

Eine auf die Studierenden ausgerichtete Hochschulbildung dürfte große finanzielle Anstrengungen bedeuten. Die entscheidende Rolle in diesem Prozess dürfte die Einführung von Studiengebühren spielen, zu der es wohl keine Alternative gibt. Durch die Studiengebühren werden die Studierenden zu Dienstleistungsempfängern, die Lehrkräfte bzw. die Hochschulen zu Dienstleistungsanbietern und die Hochschul(aus)bildung zur Dienstleistung. Bisher waren die Hochschulen und die Wissenschaftsinstitutionen staatlich finanzierte autoreferenzielle Systeme, in Zukunft werden sie aber marktwirtschaftlich funktionieren müssen. Möglicherweise wird es zu britischen Verhältnissen kommen: In Großbritannien werden Collages gekauft und verkauft, wie Unternehmen.

Auf dem Bildungsmarkt werden sich diejenigen behaupten können, die eine preiswerte aber hochwertige Dienstleistung anbieten. Um solche Dienstleistung anbieten zu können, müssen die Hochschulen und ihre Angehörigen miteinander sowohl konkurrieren als auch kooperieren, national wie international. Erstaunlicherweise erweist sich die Zusammenarbeit zwischen den Disziplinen, sogar innerhalb ein- und derselben Universität als besonders schwierig, da zwischen unterschiedlichen Fakultäten richtige Mauern stehen. Aber auch die werden fallen.

# INTERDISZIPLINARITÄT IN DEN DAF-LEHRWERKEN

GABRIELLA BIKICS  
Universität Miskolc, Ungarn

## 1. Einleitung

Interdisziplinär – oder wie man es in der Schule sagt – *fächerübergreifend* zu unterrichten, war schon immer eine Bestrebung des schulischen Lernens und Lehrens. Alternative pädagogische Auffassungen z.B. die Waldorf Schulen haben dafür gute Voraussetzungen: jeder Unterrichtstag beginnt dort mit der „epocha“, d.h. Stunden für komplexe Lerninhalte.

Es gibt auch in den staatlichen Schulen vereinzelte – zwar recht umstrittene – Versuche, klassische Schulfächer wie z.B. Physik, Chemie oder Biologie in einem einzigen naturwissenschaftlichen Fach zu integrieren. Die Wirklichkeit ist aber, dass das schulische Lernmaterial dort in einzelne Schulfächer zerrissen unterrichtet wird. Leider kann man den interdisziplinären Unterricht im Allgemeinen aus organisatorischen Gründen meistens nicht verwirklichen. Deshalb hängt es immer vom Lehrer ab, ob und wie fächerübergreifend der Unterricht läuft, z.B. in welchem Maße er seine eigenen Unterrichtsfächer miteinander verbindet. Meistens können aber die Schüler unter den vielen Informationen nur schwer selbst Zusammenhänge finden.

Eine fremde Sprache kann viele Möglichkeiten bieten, verschiedene Inhalte miteinander zu verbinden. Deshalb sind Sprachlehrbücher immer fächerübergreifend konzipiert. Bei ihrer Beurteilung ist es ein wichtiges Kriterium, ob sie viele, aus anderen Schulfächern schon bekannte Lerninhalte haben. Deutschlehrbücher sind z.B. ohne landeskundliche Teile unvorstellbar. Diese enthalten *geografische, historische, wirtschaftliche* Informationen über die Zielsprachenländer, in den kulturellen Bereich gehören *Literatur, Kunst und Musik*. Die meisten Schüler interessieren sich für *Sport* und *Informatik*, deshalb sind diese Themen in vielen Büchern vertreten.

## 2. Möglichkeiten des interdisziplinären Unterrichtens in der Schule

In der Schule bieten sich drei Möglichkeiten zum fächerübergreifenden Unterricht:

### 2.1. Der Projektunterricht (z.B. Projekttag, -tage)

Die Projektmethode ist eine offene Lernform, die sich durch folgende Merkmale auszeichnet:

- Orientierung an den Interessen der Beteiligten
- Selbstorganisation und Eigenverantwortlichkeit der Beteiligten
- Lehrer haben nur eine Beratungsfunktion
- Fächerübergreifendes Arbeiten (die Themen berühren mehrere Bereiche und Fächer)
- Produktorientierung (am Ende des Projektes steht ein Produkt)
- Soziales Lernen (Gruppenarbeit, Teamarbeit)

Im Vergleich zu den westeuropäischen Schulkulturen (z.B. zur deutschen Schultradition) ist Projektunterricht in den ungarischen Schulen leider viel weniger verbreitet, unter den Ursachen kann auf Zeit- Geld- Raum- sowie Lehrerkompetenzprobleme hingewiesen werden.

### 2.2. *Der zweisprachige Fachunterricht*

In Ungarn hat der zweisprachige Fachunterricht schon 20 jährige Tradition. Verschiedene Schulfächer werden in den Grundschulen, Gymnasien oder Fachmittelschulen in englischer, deutscher, französischer, spanischer, russischer oder italienischer Sprache unterrichtet. In den Grundschulen werden meistens Kunst oder Sport, in den Mittelschulen Geschichte, Geografie, Informatik, Mathematik, Physik oder Biologie unterrichtet, in den Fachschulen kommen auch noch die berufsbezogenen Fächer dazu, z.B.: Tourismus. Diese Art von Unterricht bietet ideale Voraussetzungen um eine Fachdisziplin mit einer fremden Sprache, Kultur und Denkweise zu verbinden.

### 2.3. *Der Fremdsprachenunterricht*

Zwar bieten die zwei oben genannten Unterrichtsformen die besten Möglichkeiten um verschiedene Inhalte miteinander zu verbinden, jedoch haben sie im Unterrichtswesen nur einen kleinen Anteil. Dafür werden aber Fremdsprachen in jeder Schule unterrichtet, und so bieten sie wenn auch nicht die besten aber ohne Zweifel die meisten interdisziplinären Möglichkeiten.

## 3. **Interdisziplinarität in den DaF- Lehrwerken**

Die modernen kommunikativen Sprachlehrbücher – mitunter auch die Deutschlehrbücher – erfüllen die Voraussetzungen der fächerübergreifenden Zusammenhänge und Beziehungen. Sie werden in den meisten Fällen von einem Team geschrieben (und auch begutachtet), was auch bedeutet, dass die Autoren verschiedene Kompetenzen, Fachwissen und Informationen vertreten. Unter den Autoren aber auch unter den Lehrbuchbegutachtern sind Linguisten, Sprachlehrforscher, Psychologen, Fachmethodiker, und praktizierende Lehrer.

Die von Unterrichtsamt bestimmte offizielle Kriterienliste zur Lehrbuchbegutachtung hält ein Lehrbuch für den Unterricht dann geeignet, wenn es z.B.

- auf fächerübergreifende Zusammenhänge hinweist,
- den Schüler mit Fragen und Problemstellungen motiviert Zusammenhänge und Beziehungspunkte unter den einzelnen Schulfächern zu suchen.

Interdisziplinarität kann man auf zwei verschiedene Weisen definieren:

- a) als wissenschaftlichen Begriff, der vor allem im Hochschulwesen benutzt wird.

Die Frage *Wie sind die einzelnen Disziplinen der Germanistik und Pädagogik in den Deutschlehrbüchern vertreten?* können Lehrbuchbegutachter beantworten. Sie sind Vertreter der germanistischen und pädagogischen Disziplinen, die aufgrund der Lehrbuchkriterienliste die fachliche Richtigkeit und die interdisziplinären Zusammenhänge in den Lehrbüchern überprüfen z.B.: in den einzelnen Teildisziplinen: Linguistik, Literatur und Landeskunde, die selbst interdisziplinär ist und geografische, geschichtliche, politische, wirtschaftliche, kulturelle Faktoren hat. Die germanistischen Teildisziplinen werden in pädagogische, methodisch-didaktische, psychologische Zusammenhänge eingebettet.

b) als pädagogisch-didaktischen Begriff, der vor allem in der Schule benutzt wird.

Auf die Frage *Wie erscheinen Inhalte der einzelnen Schulfächer in den Deutschlehrbüchern?* habe ich die Antwort von praktizierenden Deutschlehrern erwartet. Im Deutschlehrer-Master Seminar *Unterrichtstechniken und -methoden* habe ich die 30 Teilnehmer gebeten, die Deutschlehrbücher, die sie in ihrem Unterricht verwenden, mitzunehmen und im Seminar zu überprüfen und zu analysieren, ob sie den fächerübergreifenden Aspekten entsprechen.

Die untersuchten Lehrbücher waren die folgenden:

Für die Grundschule:

- Kopp – Fröhlich (2001): Pingpong neu I.
- Kocsány – Liksay (2006, 2008): Pass auf I.
- Bencze (2008): Der neue Schulbus

Für die Mittelschule:

- Neuner et al. (1993): Deutsch Aktiv neu I.
- Dallapiazza et al. (1999): Tangram I.B.
- Maros – Szitnyai (2001, 2007): Start Neu I.
- Aufderstraße et al.(2002): Delfin
- Dikova et al. (2005): Deutsch ist IN I.
- Maros (2007): Unterwegs Neu A.
- Tóth et al. (2007): Kekse I.
- Funk et al.(2007): Studio d A1.
- Maros (2008): KonTakt I.
- Weigman et al.(2008): Deutsch international

Die Teilnehmer hatten die Aufgabe, aus ihren Lehrbüchern zu den bestimmten Disziplinen möglichst viele Beispiele zu sammeln, diese zu strukturieren und ihre Erfahrungen den anderen Seminarteilnehmern zu präsentieren.

Einige Beispiele aus den untersuchten Deutschlehrbüchern:

*Geografie, allgemein:*

- Wetter und Klima (Deutsch International), In zwölf Tagen um die Welt (Tangram)

*Geografie der deutschsprachigen Länder:*

- Blinde Landkarte (Unterwegs), Landkarte (KonTakt), Quiz (KonTakt), Länderspiel (Pass auf), Die Küche der D-A-CH Länder (KonTakt)

*Geografie (Österreich):*

- Wien (Unterwegs), Wetter in Österreich (KonTakt), Der Naschmarkt in Wien (Start), Ein Ausländer in Wien (Start), Maria Theresia von Habsburg (Kekse)

*Geografie (Die Schweiz):*

- Die Schweiz (Unterwegs), Blinde Landkarte (Unterwegs), Landkarte (KonTakt)

*Geografie (Deutschland):*

Deutschlandkarte (Studio d), Ballonfahrt über Berlin (KonTakt), Deutschland Album (KonTakt), Berliner Sehenswürdigkeiten (Studio d), Eine Nacht in Berlin (Start), Radtour ins Elbetal (Start), Unterwegs in München (Deutsch ist IN), Eine Reise in Deutschland (Tangram), Leipzig (Deutsch ist IN), Berlin - einstündige Stadtrundfahrten (Kekse)

*Geschichte:*

Luther (KonTakt), Leipzig und seine Geschichte (Studio d), Das war das 20. Jahrhundert (Deutsch ist IN), Die heilige Elisabeth (Der neue Schulbus), Die Spaltung Deutschlands und Europas, Entspannungspolitik in Europa, Die Wende in der DDR und die Wiedervereinigung (Deutsch aktiv neu)

*Musik:*

Beethoven (KonTakt), Grönemeyer: Currywurst (Tangram), Lied: Meine Stadt (Deutsch International), Das ABC Lied (Pass auf), Meister Jakob, Zum Geburtstag (Deutsch aktiv neu)

*Mathematik / Physik:*

Vergleich von statistischen Angaben (Unterwegs), Maßeinheiten, Wiegen, Zahlen (Delfin)  
Statistik (Deutsch International, Tangram, Deutsch aktiv neu), Einstein (Kekse)

*Biologie / Chemie:*

Schlafen (KonTakt), Der Körper (Studio d), Medizin (Studio d), Tierparks und Zoos in Deutschland (Pass auf), Gesunde Ernährung, Ernährungsquiz (Tangram), Virus auf Weltreise (Start), Gesund oder ungesund (Der neue Schulbus)

*Literatur:*

Gedichte: Ein Gedicht von Ernst Jandl / Joseph Guggenmoos (Deutsch International), Ein Gedicht schreiben (Unterwegs), Auszug aus Novelle / Roman: „Wenn Maria kommt“, „Mia“ (Delfin), Weihnachten bei Buddenbrooks (Deutsch ist IN), Märchen: Die Heinzelmännchen (Tangram), Grimm: Die sieben Raben (Der neue Schulbus), Grimm: Die Sterntaler (Deutsch aktiv neu), Sagen: Eine Sage aus Tirol (Deutsch ist IN), Text über Schriftsteller: Karl May (KonTakt)

*Informatik:*

Einkaufen im Internet (Unterwegs), Das Cybertagebuch (Unterwegs), E-Mail schreiben (Pingpong neu, Kekse), Vorstellung in einer E-mail (Studio d), E-Mail schreiben und Chatten im Internet (Pass auf), Internettips (Studio d)

*Sport:*

Jugendsport, Sportarten (Unterwegs, KonTakt), Morgengymnastik, Jogaübungen (Studio d), Weltmeister (Studio d), Bodybuilding (Pass auf), Michael Schuhmacher, Stefi Graf (Tangram, Deutsch ist IN), Fußball international (Pingpong neu), Die Großen bei Formel eins (Deutsch ist IN)

*Technik:*

Das Deutsche Museum (Deutsch ist IN)

*Kunst:*

Ein Gemälde von Otto Dix (Studio d)

*Englisch:*

Grammatische Vergleiche (Kekse)



#### 4. Zusammenfassung

Das beschriebene kleine Seminarprojekt hat die Teilnehmer für die Wichtigkeit und Möglichkeit des interdisziplinären Unterrichts sensibilisiert. Sie haben festgestellt, dass in den untersuchten Lehrbüchern fast alle anderen Schulfächer in irgendeiner Form vertreten sind. Sie haben erkannt, dass es sehr wichtig ist, Lerninhalte aus anderen Schulfächern in den Deutschunterricht einzubeziehen, bzw. dass die einzelnen schulischen Disziplinen einander ergänzen, unterstützen und vertiefen. Diese Erkenntnis ist aus pädagogischer Sicht sehr wertvoll, weil es zur Zusammenarbeit unter verschiedene Schulfächer unterrichtenden Kollegen bzw. unter sich für verschiedene Schulfächer interessierenden Schülern führt und den Lernenden hilft, interdisziplinäre Zusammenhänge zu erkennen und sich eine komplexe Sichtweise aneignen zu können.

#### Literatur

AUFDERSTRASSE – MÜLLER – STORZ 2002

AUFDERSTRASSE, Hartmut – MÜLLER, Jutta – STORZ, Thomas: Delfin. Ismaning, MAX HUEBER VERLAG, 2002.

BENCZE 2008

BENCZE Éva: Der neue Schulbus 4. Lexika. Budapest, TANKÖNYVKIADÓ, 2008.

BIELER – WEIGMANN 2008

BIELER, Karl-Heinz – WEIGMANN, Jürgen: Deutsch international. Berlin, CORNELSEN/Szeged, MAXIM, 2008.

DALLAPIAZZA – EDUARD – SCHÖNHERR 2003

DALLAPIAZZA, Rosa-Maria – VON JAN, Eduard – SCHÖNHERR, Till: Tangram 1A. Ismaning, MAX HUEBER VERLAG, 2003.

DIKOVA – MAVRODIEVA – KUDLINSKA – STANKULOVA 2005

DIKOVA, Ventzislava – MAVRODIEVA, Lyubov – KUDLINSKA-STANKULOVA, Krystyna: Deutsch ist IN 1. Budapest, KLETT KIADÓ, 2005.

FUNK – KUHN – DEMME 2007

FUNK, Hermann – KUHN, Christina – DEMME, Silke: Studio d A1. Berlin, CORNELSEN/Szeged, MAXIM: 2007.

KOCSÁNY – LIKSAY 2008

KOCSÁNY Piroska – LIKSAY Mária: Pass auf 1. Neu. Budapest, NEMZETI TANKÖNYVKIADÓ, 2008.

KOPP – FRÖHLICH 2001

KOPP, Gabriele – FRÖHLICH, Constanze: Pingpong neu I. Ismaning, MAX HUEBER VERLAG, 2001.

MAROS – SZITNYAINÉ 2007

MAROS Judit – SZITNYAINÉ Gottlieb Éva: Start Neu I. Budapest, NEMZETI TANKÖNYVKIADÓ, 2007.

MAROS 2008

MAROS Judit: KonTakt I. Budapest, NEMZETI TANKÖNYVKIADÓ, 2008.

MAROS 2007

MAROS Judit: Unterwegs Neu A. Budapest, NEMZETI TANKÖNYVKIADÓ, 2007.

NEUNER – SCHERLING – SCHMIDT 1993

NEUNER, Gerd – SCHERLING, Theo – SCHMIDT, Reiner: Deutsch Aktiv neu I. München, LANGENSCHIEDT, 1993.

TÓTH – LÁZÁR – KENTSCH 2007

TÓTH Tímea – LÁZÁR Györgyné – KENTSCH, Andreas: Kekse I. Budapest, NEMZETI TANKÖNYVKIADÓ, 2007.

# **EINIGE BEMERKUNGEN ZU ENGLISCH IM UNTERRICHT DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE**

SILKE GESTER

Tomas-Bata-Universität, Tschechien

## **Einleitung**

Im vorliegenden Artikel werden ausgehend von der Tatsache, dass die Zahl der Anglizismen in der deutschen Sprache ständig steigt, in diesem Zusammenhang auftretende Probleme im Unterricht Deutsch als Fremdsprache sowie mögliche Lösungsansätze aufgezeigt. Darüber hinaus erfolgen konkrete Hinweise für die Behandlung des AE-Wortguts. Die Belege stammen aus fünf, auf das Vorhandensein von Anglizismen hin untersuchten Lehrwerken des Hueber-Verlags, die zwischen 2003 und 2009 erschienen sind.

Im September 2008 gab die Kommission an das Europäische Parlament, den Rat, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss sowie den Ausschuss der Regionen eine Mitteilung zur Mehrsprachigkeit heraus, in der im Untertitel die Mehrsprachigkeit als Trumpfkarte Europas, aber auch als gemeinsame Verpflichtung paraphrasiert wird. Derartige Mitteilungen sind jedoch lediglich Empfehlungen an die Nationalregierungen, die ihrerseits die darin enthaltenen Anregungen in nationale Strategien umsetzen können oder nicht. In dem zitierten Papier heißt es, die Kommission arbeite seit 2002 gemeinsam mit den Mitgliedsstaaten auf das Barcelona-Ziel hin, die Bürger in die Lage zu versetzen, neben ihrer Muttersprache in zwei weiteren Sprachen zu kommunizieren. Dabei sollte eine dieser beiden Sprachen global einsetzbar, eine zweite regional von Bedeutung sein. Mittlerweile hat sich Englisch als dieses globale Verständigungsmittel weitgehend durchgesetzt. So wird folglich auch in Tschechien bereits an vielen Grundschulen Englisch als erste Fremdsprache angeboten, in der Regel gefolgt von Deutsch. Dennoch lässt sich beobachten, dass - insbesondere infolge personeller Engpässe - mancherorts immer noch Deutsch als erste Fremdsprache auf dem Lehrplan steht. Auch dies erscheint insofern sinnvoll, da die Bundesrepublik Deutschland Tschechiens größter Handelspartner ist, das Land zudem mit Deutschland seine längste Außengrenze hat und somit zahlreiche grenzüberschreitende Kontakte zwischen beiden Staaten bestehen. In der Europäischen Union ist das Deutsche darüber hinaus die meistgesprochene Sprache und nimmt - nach Englisch, Spanisch und Chinesisch - den vierten Platz ein nach der Zahl der Ausländer, die es erlernen (Schneider, 2009, 18).

Im vorliegenden Artikel soll auf einige, dem enorm angestiegenen Gebrauch von Anglizismen geschuldeten Besonderheiten der modernen deutschen Sprache eingegangen werden, mit denen Lehrende und Lernende gleichermaßen in Berührung kommen und die letztendlich zunehmend spezifische Anforderungen an die Ausbildung der Deutschlehrer stellen werden. Obwohl sich unsere Beobachtungen in erster Linie auf die Situation in Tschechien beziehen, treffen die Aussagen im Wesentlichen auf den Unterricht Deutsch als Fremdsprache insgesamt zu.

### 1. Deutsch als Fremdsprache

Zu den bekanntesten Einrichtungen, die sich der Verbreitung der deutschen Sprache und Kultur verschrieben haben, gehört sicherlich das Goethe-Institut mit seinen 128 Auslandsniederlassungen. „Wir fördern die Kenntnis der deutschen Sprache im Ausland und pflegen die internationale kulturelle Zusammenarbeit. ... Wir nehmen seit über fünfzig Jahren weltweit zentrale Aufgaben der auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik wahr.“ ([www.goethe-institut.de](http://www.goethe-institut.de)) Darüber hinaus gibt es einige deutsche Verlage, die sich direkt oder über ausländische Partner aktiv auf diesem Gebiet engagieren. Erwähnenswert wären hier insbesondere die Verlage Klett und Hueber, letzterer ist vor allem als Herausgeber zahlreicher Lehrwerke für den Deutschunterricht, die bevorzugt an tschechischen Grund- und Mittelschulen verwendet werden, bekannt.

### 2. Anglizismen in der deutschen Sprache und in den untersuchten Lehrwerken

Es ist mittlerweile nicht mehr zu übersehen, dass die deutsche Sprache für jede Art von Entlehnungen aus dem angloamerikanischen Sprachraum sehr empfänglich ist. Anglizismen finden sich praktisch in jedem Bereich des täglichen Lebens. Im Allgemeinen bezeichnet man als Anglizismus einen dem Englischen eigenen, in einer anderen Sprache nachgebildeten oder verwendeten Ausdruck. Für die Zwecke des vorliegenden Artikels soll weiter in drei Typen von Anglizismen unterschieden werden, und zwar 1. in konventionalisierte Anglizismen, die zum allgemeinen Sprachgebrauch geworden sind, wie beispielsweise *Keks* oder *Tennis*, 2. Anglizismen im Konventionalisierungsprozess, die sich sozusagen an der Peripherie des deutschen Wortschatzes befinden, wie z. B. *Frontprint* oder *Mind-Map*, und 3. in Zitatwörter, Eigennamen und Verwandtes, die nicht selten dazu dienen, ein bestimmtes Lokalkolorit zu erzeugen, wie z. B. *Hollywood* oder *Bobby*. Sicherlich lassen sich die einzelnen Wörter, insbesondere die des ersten und zweiten Typs, nicht streng der jeweils einen oder anderen Gruppe zuordnen, da individuelles Sprachempfinden, Verwendungshäufigkeit, nicht zuletzt jedoch auch der Grad der Beherrschung des Englischen hierbei eine große Rolle spielen. Wo dies dennoch relevant erscheint, werden wir auch im vorliegenden Artikel eine Unterscheidung vornehmen.

Wir wollten einmal untersuchen, wie sich der gestiegene Anglizismengebrauch in der modernen deutschen Sprache in den im Deutschunterricht verwendeten Lehrwerken niederschlägt und haben zu diesem Zweck willkürlich einige Lehrbücher aus dem Hueber-Verlag, die bevorzugt an tschechischen Grund- und Mittelschulen zum Einsatz kommen bzw. für diese bestimmt sind, ausgewählt und sie auf darin enthaltene AE-Lexeme untersucht. In der folgenden Tabelle werden die einzelnen Lehrwerke genannt; die Reihenfolge ergibt sich aus dem Erscheinungsjahr – Themen aktuell, im Jahre 2003 erschienen, rangiert an erster Stelle, deutsch.com, das jüngste aus dem Jahr 2009, erscheint an letzter Stelle. Die Anzahl der im Wortverzeichnis des jeweiligen Lehrwerks vorgefundenen Anglizismen wurde absolut ermittelt; es fanden alle Wortarten Berücksichtigung. Darüber hinaus wurden auch Komposita mit jeweils ein und demselben Grund- oder Bestimmungswort sowie sämtliche Mischkomposita als jeweils ein selbständiges Lexem gezählt. Im Einzelnen ergibt sich folgende Verteilung:

Lehrwerk	Verlag	Herausgabjahr	Anzahl der Anglizismen
Themen aktuell 1	Hueber	2003	30
Planet	Hueber	2004	66
Themen aktuell 2	Hueber	2005	38
Planetino	Hueber	2008	33
deutsch.com	Hueber	2009	194

Tabelle 1: Anzahl der Anglizismen in ausgewählten Lehrwerken für den DaF-Unterricht

Die Anglizismen lassen sich den unterschiedlichsten Verwendungsbereichen zuordnen. Die folgende Aufstellung erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit; manche Wörter ließen sich sicher mehreren Kategorien zuordnen. Absichtlich weitgehend unberücksichtigt bleiben ältere Entlehnungen, wie beispielsweise *Keks* oder *Tennis*. Bei den aufgeführten Wörtern handelt es sich um Beispiele, die allen Lehrbüchern entnommen wurden:

- Mode: *Boxershorts, Frontprint, Hairspray, Jeans, Look, Outfit, Piercing, Pulli, Pullover, Secondhand-Fashion, Sweat-Shirt, T-Shirt ...*
- Essen und Trinken: *Chips, Cornflakes, Fast-Food, Fast-Food-Restaurant, Food, Grillparty, Hotdog, Ketchup/Ketschup, Steak, Toast, Toastbrot, Toaster, Tropicalsauce*
- Sport und Freizeit: *Aerobic, Aqua-Power, Badminton, Eishockey, Fitnessstraining, Inliner, Inlineskates, joggen, Kickbox-Training, Kickboxen, Schachclub, Skateboard, skaten, Skaterbahn, Skimboarding, Sportfreak, touren, trainieren*
- Computer: *Chat, Computer, Computer-Freak, Computerraum, Computer-Techniker, E-Mail, einloggen, Gigabyte, High-Tech, Homepage, Internet, Internetseite, iPod, Laptop, Link, Mail, Mail-Partner, online, PC-Spiel, Smiley*
- Elektronik: *Discman, DVD-Player, Fax, Gameboy, Handy, MD-Player, MP3-Player, Playstation, scannen, Scanner, SMS, Walkman*
- Musik: *Breakdance, Big Band, Blues, CD, CD-Laden, Charts, Clip, DJ, DVD, Hardrock, Hip Hop, Hip-Hop-Dance-AG, Hit, Hitliste, Hitparade, Jazz-Dance, Jazzband, Keyboard, Leadgitarre, Modern Jazz, Pop Star, Popmusiker, Rap, Reggae, Rock'n Roll, Rockkonzert, Rockmusik, Songtext, Sitzboogie, Soundtrack, Star, Star-Forum, Streedance, Tanzshop, Tanz-Workshop, Techno*
- Veranstaltungen/Unterhaltung: *Action, Adrenalin-Kick, Diashow, Hobby, Party, Workshop*
- Grußformeln, Floskeln: *cool, hey, hi, ok., okay, super, supercool, uncool*

Die übergroße Mehrheit der Einträge sind Substantive, gefolgt von Verben, Adjektiven und Lexemen, die anderen Wortarten zugehören. Das entspricht auch der Wortartenverteilung bei der Übernahme von AE-Entlehnungen ins Deutsche generell.

Bei einer derartigen Häufung von englischsprachigem Wortgut, insbesondere im neuesten Lehrwerk *deutsch.com*, dürfen die Schwierigkeiten bei der Behandlung nicht übersehen werden. Im Folgenden sind einige allgemeine Hinweise für die Aussprache, Schreibung, morphologische Bewertung, morphologische Integration und Semantik zusammengefasst.

### 2.1. Phonetik/Phonologie

Unter Berücksichtigung des Primats der gesprochenen Sprache stellt sich die Frage nach der Aussprache der Anglizismen. Hier wäre anzumerken, dass im Deutschen unverkennbare Tendenzen herrschen, englischsprachige Wörter auch „englisch“ auszusprechen, zumal wenn es sich um jüngere Entlehnungen, also Anglizismen im Konventionalisierungsprozess, handelt. Unter „genormtem Englisch“ oder „englischer Aussprache“ (*RP* – *Received Pronunciation*) ist eine annehmbare englische Aussprache zu verstehen, die nicht an der für das Deutsche gültigen Phonem-Graphem-Relation ausgerichtet ist, wie etwa bei [ˈba:bi/] anstelle von [ˈbeɪbi]. Bei konventionalisierten Anglizismen findet man mitunter Dubletten: [ˈtress] oder [ˈstress], [kɛ tʃ ap] oder [kɛ tʃ up]. In Bezug auf Abkürzungen schwankt die Aussprache. Die meisten Abkürzungen sind gewissermaßen eingedeutscht, beispielsweise *CD* [tʃe:ˈde:] oder *DVD* [de:fɔːde:]. Andere wiederum werden auch im Deutschen englisch ausgesprochen: *DJ* [ˈdi:dʒeɪ] oder *VIP* [vɪp] bzw. *V.I.P.* [vi:əˈpi:].

Im Zweifel, welche Aussprache die richtige ist, sollten einschlägige Wörterbücher zurate gezogen werden.

### 2.2. Orthographie

Die Übernahme von englischem Wortgut ins Deutsche erfolgt meist als Direktentlehnung. Dies bedeutet, dass die englische Schreibweise beibehalten wird. Im Deutschen tut man sich allerdings mit „Eindeutschungen“ generell etwas schwer. Folgende formale Änderungen sind zu beachten:

- a) Entlehnte englische Substantive werden in der Regel mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben: e. *meeting* – dt. *Meeting*, e. *computer* – dt. *Computer*. Abweichungen wurden in keinem der untersuchten Lehrbücher festgestellt. Uneinheitlich ist die Schreibung von entlehnten Wortgruppen. Hier gilt, dass Ausdrücke, die für einen substantivischen Bezug stehen, bevorzugt zusammen und groß geschrieben werden, z. B. *Computerfreak*, *Discjockey*.
- b) Die Schreibung von mehrgliedrigen Ausdrücken mit und ohne Bindestrich schwankt. Im Deutschen ist generell Bindestrichschreibung zu bevorzugen, wenn die Sinnzusammengehörigkeit eines solchen Ausdrucks dargestellt werden soll: e. *e-mail adress* – dt. *E-Mail-Adresse*, e. *fast food* – dt. *Fast-Food*, e. *fair play* – dt. *Fairplay*, *Fair Play*, *Fair-play*, *Fair play*, *Fair-Play* oder *Fair-Play*. Die neuen Rechtschreibregeln lassen dem Sprachbenutzer großen individuellen Entscheidungsspielraum. Infolge dessen finden sich in den untersuchten Lehrbüchern mitunter für Komposita mit ein und demselben Bestimmungswort unterschiedliche Schreibweisen: *Jobanzeige*, *Job-Café*, *Jobsuche*, *Job-Workshop*; *Computer-Firma*, *Computer-Freak*, *Computermesse*, *Computerraum*, *Computerspiel*, *Computer-Techniker*. Das Problem der Zusammen- oder Bindestrichschreibung tritt auch bei Komposita mit gleichen Grundwörtern auf: *Fußballtraining*, *Kickbox-Training*. Zumindest in ein und demselben Lehrwerk sollte man die Schreibweise vereinheitlichen, um die Lernenden nicht über Gebühr zu verunsichern.

- c) Besonders bei den konventionalisierten Anglizismen sind mitunter einzelne Konsonanten verändert. So steht im Deutschen ein *k*, wo im Englischen ein *c* zu finden ist: e. *club* – dt. *Klub*, aber hier auch im Lehrbuch Planet wieder originale Schreibung als *Schachclub*; ein *sch* für ein *sh/ch*: e. *shock* – dt. *Schock*, e. *ketchup* – dt. *Ketchup* oder *Ketschup*. Es handelt sich hierbei jedoch um keine konsequent angewandte Regel, wie folgende Beispiele belegen: *Clip*, *Clown*, *Comic*, *Computer*, *Container*, *Cowboy*, *Crew*; *Shopping*, *Show* u.a. In allen untersuchten Lehrbüchern fehlen Hinweise auf Dubletten, und zwar sowohl in Bezug auf Getrennt-, Zusammen- oder Bindestrichschreibung, als auch in Bezug auf die veränderte Schreibweise einzelner Konsonanten.
- d) Bei konsonantisch auslautenden Verbstämmen mit kurzem Stammvokal erfolgt häufig eine Doppelung des Konsonanten, an den die Infinitiv- bzw. Personalendung angehängt wird: e. *to chat* – dt. *chatten*, *ich chatte*, *du chatest*; e. *to babysit* – dt. *babysitten*; e. *to log in* – dt. *einloggen*; e. *to job* – dt. *jobben*; e. *to scan* – dt. *scannen*. Gleiches gilt für Substantive: e. *tip* – dt. *Tipp*, und für Adjektive: e. *hip* – dt. *hip* oder *hipp*.

### 2.3. Morphologie

#### a) Substantive

**Genuszuweisung** – Englische Substantive tragen in ihrer Herkunftssprache bekanntermaßen kein Genus, sie erhalten aber bei ihrer Übernahme ins Deutsche einen Artikel. Nur ein allgemein gebräuchlicher Anglizismus weist im Deutschen alle drei Genera auf, und zwar *Single*. Es handelt sich hierbei um die Bedeutungsdifferenzierung: *der Single* – der/die Alleinlebende, *das Single* – das Einzelspiel im Tennis und *die Single* – die Schallplatte. Es gibt jedoch einige Anglizismen, vor allem solche im Konventionalisierungsprozess, die zwei Genera besitzen, wie beispielsweise *der* oder *das Haarspray*, *Ketchup*; *das* oder *der Hotdog*, *Poster*, *Techno*; *die* oder *das E-Mail*; *das* oder *die Aerobic*.

Insgesamt ist jedoch anzumerken, dass die meisten Anglizismen lediglich mit einem der drei deutschen Genera verwendet werden, dabei dominiert das maskuline Geschlecht. In den Wörterverzeichnissen der Lehrbücher wird der Artikel für ein Substantiv üblicherweise immer mit angeführt, das gilt nicht nur für englische Lexeme. Insofern erleichtern diese Angaben dem Unterrichtenden und dem Lernenden die Zuordnung. Es musste jedoch festgestellt werden, dass die Genuszuweisung in den untersuchten Wortlisten mitunter vom Usus abweicht; in der Regel erfolgt ebenfalls kein Hinweis darauf, dass ein Substantiv mit zwei Genera verwendet werden kann. So erscheint *Ketschup* in Themen aktuell 1 als Neutrum, in Planet in der Schreibweise *Ketchup* ebenfalls lediglich als Neutrum. *Haarspray* wird in Themen 2 einzig als Neutrum ausgewiesen, *Techno* im gleichen Lehrbuch nur als Maskulinum. *E-Mail* ist in Planet und deutsch.com weiblich.

Noch schwieriger erscheint diese Problematik, wenn neben den Lehrbuchmaterialien auch mit authentischen Texten gearbeitet wird, beispielsweise um weiterführende Informationen zu recherchieren. Im Folgenden sollen deshalb einige Kriterien als Hilfestellung für die Genuszuweisung von AE-Substantiven aufgeführt werden. Diese sind nicht streng voneinander abgegrenzt zu betrachten, sondern überlappen sich in einigen Fällen.

- **Natürliches Geschlecht**

In der Regel stimmt das Genus der Anglizismen mit dem Sexus der bezeichneten Personen überein, z. B. *der Clown, der Discockey, der Grillwalker* oder *die Stewardess*. Abweichungen gibt es beispielsweise bei *der Fan, der Freak, der Single, der Star* und *der Teenager* sowie *das Model*, die für Angehörige beider Geschlechter stehen können; *das Groupie* bezeichnet vorzugsweise weibliche Fans oder Verehrerinnen eines Popstars; *Kids* tritt nur in der Pluralform auf.

- **Lexikalische Ähnlichkeit**

Das Genus der substantivischen Anglizismen richtet sich nach dem grammatischen Geschlecht ihrer nächsten deutschen lexikalischen Entsprechung, z. B. *die Mail* – *die Nachricht* oder *das Mail* – *das Schreiben*; *der Computer* – *der Rechner*; *die Power* – *die Kraft*; *die Story* – *die Geschichte*. Ausnahmen von dieser Regel sind z. B. *der/das Haarspray, der Look, das Team*.

- **Gruppenanalogie**

Hierbei richtet sich das deutsche grammatische Geschlecht eines substantivischen Anglizismus nach dem Oberbegriff im Wortfeld (Archilexem), z. B. *der Hip Hop/Pop/Rap/Reggae/Streetdance* – *der Tanz*; *das Steak* – *das Fleisch*.

- **Zahl der Silben**

Viele einsilbige Anglizismen sind Maskulina, wie z. B. *der Act, Chat, Hit, Job, Kick, Link, Look, Scout, Smog, Snack, Stress, Talk, Tipp, Toast*. Ausnahmen sind *das Camp, Quiz, Steak, Top*; *die Band, Crew, Show*; *die/das Mail*.

- **Morphologische Analogie**

Englische Substantive, die auf *-er (-ster)* enden, sind im Deutschen in der Regel Maskulina und bezeichnen Personen: *der Babysitter, Boxer, Gangster, Grillwalker, Kicker, Partner, Skater, Trumper*, Gegenstände: *der Computer, Container, DVD-Player, Inliner, Pullover, Revolver, Scanner, Toaster*, oder sowohl Personen als auch Gegenstände: *der Killer, Player, Tester*. Ausnahmen: *das/der Poster, die Power, das Cover*. Substantivische Anglizismen auf *-or, -ik/-ic* oder *-ist* sind meist männlich: *der Sponsor; der Comic; der Lobbyist*. Ausnahme: *das/die Aerobic*. *-ment* signalisiert Neutra: *das Appartement, Management*; *-ing* als Entsprechung des deutschen substantivierten Infinitivs ebenfalls: *das Babysitting, Casting, Fotoshooting, Meeting, Piercing, Recycling, Shopping, Skimboarding, Training*. Ausnahme: *der/das Looping, der Pudding, die Holding*. Die Endungen *-(n)ess, -ity, -ion* und *-ship* wiederum deuten auf Feminina hin: *die Fitness, Wellness; City; Action, Fashion, Playstation; Partnership*. Deutsch.com führt *Wellness* als Neutrum auf.

Anglizismen, die sich aus einem Verb und einer Partikel zusammensetzen, sind entweder Maskulina oder Neutra: *der Countdown, das Make-up*.

**Pluralbildung** – Die meisten Anglizismen behalten ihre englische Pluralform. Das englische Pluralallomorph tritt in allen drei Genera auf: *der Freak* – *die Freaks*, *die Story* – *die Storys*, *das Top* – *die Tops*; *der Gentleman* – *die Gentlemen*. Abweichend von den Regeln der Pluralbildung im Englischen verändern sich auf *-y* auslautende Substantive im Deutschen im Plural nicht: e. *baby* – *babies*, dt. *das Baby* – *die Babys*.



# SPRICHWORT IM DAF-UNTERRICHT

VĚRA KOZÁKOVÁ

Tomas-Bata-Universität, Tschechien

## 1. Einleitung

Dieser Beitrag untersucht die Frage, wie Sprichwörter im Fremdsprachenunterricht eingesetzt werden können. Sprichwörter sind kurze volkstümliche Aussagen, die situationsgebunden erscheinen. Ursprünglich sind sie als Produkt der spielerischen Phantasie im Volksmund oder in der Bibel entstanden. Im DaF Unterricht sind sie absichtlich mit ihrer didaktischen und erzieherischen Funktion zu präsentieren. Das Sprichwort ist für den Unterricht sehr geeignet, da es kulturspezifische Informationen beinhaltet. Die Lernenden werden damit motiviert und erfahren wertvolle Kenntnisse. Folgendes Zitat soll die Problematik illustrieren und auf das Thema einstimmen. „Man sollte nie vergessen, dass die Gesellschaft lieber unterhalten als unterrichtet werden sein will“ – behauptete Adolph Freiherr Knigge.

Das Sprichwortphänomen ist ein interdisziplinärer Forschungsgegenstand geworden. Nach P. Ďurčo stehen heute zwei Themen im Zentrum der linguistischen Sprichwörterforschung. Einerseits ist es der Status der Sprichwörter im Gesamtsystem der Sprache und im Rahmen der Idiomatik. Andererseits ist es das Funktionieren der Sprichwörter in der heutigen Kommunikation (Ďurčo, 2005, 9) und darauf wollen wir nun näher eingehen. Die Behandlung von Sprichwörtern ist in der Unterrichtspraxis von der Sprachdidaktik bisher wenig beachtet worden. Man will wissen wozu uns das Sprichwort im DaF Unterricht nützt. Die meisten Parömiologen meinen, dass wir nicht auf das Sprichwort verzichten sollten. Beim Unterricht geht man schon im Vorhinein oft davon aus, dass der Inhalt der kommenden Unterrichtseinheit Lernende langweilen könnte. Für den Lernerfolg wäre es sicher vorteilhaft, wenn Lernende Spaß am Unterricht hätten. Sprichwörter werden in der Unterrichtspraxis als beliebter Sprech Anlass zielgerecht benutzt. Mittels der Sprichwörter wird die Sprache lebendig: „*Lügen haben kurze Beine*“. Außerdem erfüllen Sprichwörter im DaF Unterricht sowohl erzieherische als auch didaktische Funktion: „*Erst die Arbeit, dann das Vergnügen*“. In der Form von besonderen spielerischen Aktivitäten werden Lernende durch das Sprichworteinbringen zur Begeisterung angeregt. Man will in diesem Beitrag beweisen, dass Sprichwörter nicht nur Ideenbereicherung, sondern auch Erfrischung für den deutschsprachigen Unterricht bedeuten könnten. Zur Bewältigung dieser Ziele wurde für diesen Artikel die bildhafte Methode ausgewählt.

## 2. Definition

Was versteht man überhaupt unter Sprichwörtern? Der Terminus Sprichwort ist die Bezeichnung einer Alltagskategorie ebenso wie einer wissenschaftlichen Kategorie. „*Übung macht den Meister*“ sagt ein Sprichwort. Ohne Übung kommt niemand zur Meisterschaft, aber ohne Wissen und Erkenntnis auch nicht. Die linguistische Teildisziplin Parömiologie befasst sich im engeren Sinne mit dem Sprichwort und das Wort selbst leitet sich von dem Griechischen ab. Der Sprichwortursprung liegt oft im Volksmund oder in der Bibel, andere Sprichwörter stammen aus der Antike. Sie wurden zunächst mündlich von Generation zu

Generation tradiert und leben heute fast in allen Ländern der Welt als Träger bestimmter Wertvorstellungen fort.

Es ist interessant, wie viele und verschiedene Sprichwortdefinitionen den Sprichwörtern im Laufe der Zeit zugeteilt wurden. Für unsere Ziele passt am besten H. Burgers Definition. Burger beschreibt semantische und kommunikative Spezifik des Sprichworts als Subklasse der Phraseologismen (Burger 2007, 108). Weiter bezeichnet er Sprichwörter als bekannte und kurze, inhaltlich geschlossene Sätze, die kontextfrei verstanden werden können.

### 3. Sprichwort in der Unterrichtskommunikation

Nach H. Burger können Sprichwörter als selbständige Mikrotex te aufgefasst werden. In der gesprochenen und geschriebenen Sprache spielen sie seit langem eine erzieherische Rolle und beschreiben vor allem menschliche Erfahrungen und Handlungen. Durch Sprichwörter teilen Eltern ihren Kindern eigene Lebenserfahrungen mit. Zur rechten Zeit gesprochen sind sie wie „goldene Äpfel auf silbernen Schalen“. Sie bilden ein System, durch welches Verhaltensmuster, Werte und Normen in knapper, leicht fassbarer Form mündlich überliefert werden. Es geht oft um höflich formulierte Befehle, die uns die Belehrung geben, wie man sich verhalten sollte, was man vermeiden sollte: „Halte Maß in allen Dingen“, „Male den Teufel nicht an die Wand“, „Wer bald gibt, gibt doppelt“. Damit geben Sprichwörter die Anleitung zum Handeln. Dank dieser regulativen Funktion ist es nur ein Schritt zu einer didaktischen Verwendung. Wie schon erwähnt, erfüllen Sprichwörter außer der erzieherischen Funktion auch eine didaktische Funktion.

In der Unterrichtspraxis werden mehrere Ziele gesehen. Sprichwörter sollten so vermittelt werden, dass Lernende sie nicht nur erkennen, sondern sie auch verstehen, festigen und gebrauchen können. Es geht vor allem um die Entwicklung der kommunikativen Kompetenz. Anhand von kontextgebundenen Formen sollen sich Lernende rezeptive und produktive Kompetenz aneignen. Außerdem wird das Sprichwort häufig zu Sprachspielen verwendet und damit wird auch seine Bedeutung aktualisiert. Man kann dabei mehrere Übungstypen kombinieren: Zuordnungsübungen, Memory-Spiele, Lückentexte, Kombinationsübungen, Korrekturübungen, Entscheidungsübungen usw. Und zuletzt geht es auch um die Förderung der Handlungskompetenz und des Argumentationsvermögens. Sprichwörter können ihre argumentative Kraft vor allem in Dialogen ausüben. Der Sprichwortgebrauch fördert Originalität und Kreativität beim Sprechen und wird oft benutzt, um den Texten Lebendigkeit zu verleihen. Heute wird auch interkulturelle Kompetenz, die Sprichwörter fördern, hoch geschätzt. Man spricht oft über den Zerfall oder den Verlust kultureller Werte und Sprichwörter sind imstande manchmal die Lücke der Kulturwerte zu kompensieren. Da Sprichwörter kurze Texte sind, bedienen sie sich Metaphern und Symbole. Personifikation macht aus abstrakten Begriffen lebende Wesen, Personen oder Tiere. Dieses stilistische Mittel versieht abstrakten Begriffen und Gegenstände mit einem Handeln oder Leiden: „Die Zeit heilt alle Wunden“, „Voller Bauch studiert nicht gern“. „Unglück kommt selten allein“. Abstrakte Begriffe können auch zielgemäß Körperteile bezeichnen: „Lügen haben kurze Beine“. Die Metapher verursacht, dass ein Wort nicht in seiner wörtlichen, sondern in einer übertragenen Bedeutung gebraucht wird: „Stille Wasser sind tief“, „Wenn die Katze aus dem Haus ist, dann tanzen die Mäuse“, „Verbotene Früchte schmecken am besten“. Die Symbolik im Sprichwort „Stille Wasser sind tief“

bezeichnet ruhige Leute, deren Reaktion für uns oft unerwartet ist. Lernende sollen in authentischen oder auch in teilweise adaptierten Texten in erster Phase Sprichwörter erkennen. Als Quelle für die Unterrichtsarbeit dienen kurze Texte: Werbungen, Werbeslogans, Horoskope, Gedichte, Lieder usw. Der Ausgangspunkt beim Erwerb der interkulturellen Kompetenz ist die eigene Kultur. Bin ich mir meiner kulturellen Wurzeln bewusst, werde ich in der Lage sein, mittels des Sprichworts eine andere Kultur zu verstehen. Deshalb sollten Lehrinhalte eine integrative, fächerübergreifende Funktion erfüllen.

#### 4. Didaktisierung der Methodenvielfalt

Es gibt eine große Zahl von Unterrichtsmethoden, die einen effektiven Unterricht ermöglichen. Die Unterrichtsmethoden helfen den Lernstoff für Lernende in einer angemessenen und verständlichen Form zu übermitteln. Wenn wir über die Methoden im DaF Unterrichtskontext sprechen, dann sind sich erfahrene Didaktiker einig. Die eine, allein dem deutschsprachigen Unterricht angemessene Methode gibt es nicht. Es gibt natürlich mehrere Hinweise für den Methodengebrauch. Aber welche Methode auswählen, um den Unterricht optimal zu gestalten? Es gibt sicher die Methodenkombination möglich. Die Vielfalt der Methoden bedeutet aber nicht ihren unkritischen Gebrauch. Über eine passende Methode muss der Lehrer selbst entscheiden und verschiedene Kriterien dabei berücksichtigen. Zu den wichtigsten Faktoren gehören sicher: Alter, Interessen, Motivation und Sprachvermögen der Lernenden.

Sprichwörter spiegeln reale und gedachte Situationen des Lebens. Aber welche Sprichwörter sollten im Unterricht präsentiert werden und wie? Vielleicht in der ersten Phase die, die Lernende in der Muttersprache aktiv in der gesprochenen Sprache verwenden. Zur inneren Formgebung der Sprichwörter gehören: Bildhaftigkeit, Personifikation und Metapher. Nach H. Burger sind Sprichwörter bildhafte Wörter und Wendungen, die zwangsläufig mit einer konkreten, klaren Situation, mit einem leicht erfassbaren Wirklichkeitszusammenhang assoziiert werden (Burger, 2007, S. 98). Die Bildhaftigkeit ist wohl die wichtigste Eigenschaft des Sprichworts. Diese zeigt sich in vielen Sprichwörtern und besonders bemerkbar ist sie im Beispiel: „*Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm*“. Die bildhafte Methode, vom Bild zum Sprichwort und umgekehrt, eignet sich fast für alle Übungstypen. Ein Bild sagt manchmal mehr als tausend Worte und trägt in sich selbst eine inhaltliche Kraft. Die illustrative Darstellung ist für Lernende anziehend und erweckt ihre Neugier gleich welchen Alters sie sind.

Der Lehrer kann im DaF Unterricht Powerpoint Präsentationen verwenden. Da kann man „*zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen*“, also zwei Sachen auf einmal erledigen. Die Präsentation wird zumindest durch den Bildwechsel, aber auch ohne die Bilder erfolgreich angenommen. Wo früher nur ein Text präsentiert wurde, findet man heute ein Bild. Bilder ersetzen heute sogar ganze Texte. Präsentationen fördern das Lernen mit allen Sinnen und Lernkanälen, weil gute Präsentationen niemals rein verbal ablaufen.

Die bildhafte Methode wird eingesetzt, um die Einprägung der sprichwortlexikalischen Struktur zu unterstützen. Aus diesem Grund sehen sich die Lehrer gezwungen, einen motivierenden Unterrichtseinstieg zu gestalten. Das Bildmotiv spielt dabei nicht nur eine emotionale Funktion, sondern auch eine wertende Funktion. Eine kurze volkstümliche und verständliche Aussage könnte das Motivationsziel am besten erfüllen. Die oben beschriebene positive Einstellung zum Erlernen einer Fremdsprache durch den

Sprichwortspielspaß entspricht den heutigen Lernzielen. Wenn die Sprichwörter im DaF Unterricht sinnvoll eingesetzt werden, erfüllen sie nicht nur die Fantasieförderung, sondern auch die Motivationssteigerung.

### **5. Zusammenfassung**

In der gegenwärtigen Situation besitzen Sprichwörter ein reiches Lehrpotenzial. Als Träger der nationalen Kultur – man sollte hauptsächlich von der Muttersprache ausgehen – stellen sie die Brücke bei der Vermittlung der interkulturellen Kompetenz dar. Spezifische Abweichungen von der wörtlichen Bedeutung machen die Sprache lebendig. Sprichwörter formulieren Werte und Normen, die in einer bestimmten Kultur und Zeit zur Geltung kommen, sie helfen in heutiger gesprochener und geschriebener Sprache Lernschwierigkeiten zu überwinden.

### **Literatur**

ĎURČO 2005

ĎURČO, P.: Sprichwörter in der Gegenwartssprache. Trnava, UNIVERZITA SV. CYRILA A METODA V TRNAVE, 2005.

BURGER 2007

BURGER, H.: Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. Berlin, ERICH SCHMIDT VERLAG, 2007.

JESENŠEK 2007

JESENŠEK, V.: Phraseologie kontrastiv und didaktisch. Neue Ansätze in der Fremdsprachenvermittlung. Zora, 47. Maribor, SLAVISTIČNO DRUŠTVO: FILOZOFSKA FAKULTETA, S. 273-280. 2007.

# **ZWEITSPRACHENERWERB: POSITIONEN, PROBLEME, KONSEQUENZEN FÜR DEN FREMDSPRACHENUNTERRICHT**

RECEP AKAY

Universität Sakarya, Türkei

## **1. Einleitung**

Die Auswertung der Forschungen zum Zweitsprachenerwerb (ZSE) für die Fremdsprachendidaktik (FD) und die Frage nach der Relevanz dieser Forschungsergebnisse für den schulischen Fremdsprachenunterricht (FU) gehören anerkanntermaßen zu den interessantesten und zugleich brisantesten Themen der fremdsprachendidaktischen Diskussion der Gegenwart. Im Folgenden wird versucht, Probleme aufzuzeigen, Begriffe zu klären und die Forderungen an den FU vor dem Hintergrund seiner realistischen Möglichkeiten zu überprüfen. Denn die Kontroverse, in der kognitive Verarbeitungsmechanismen im ZSE gegen externe Lernfaktoren im FU ausgespielt werden, ist irreführend. Fremdsprachendidaktiker behaupten nicht, dass die Strukturbereiche der L2 (Langue 2) im FU durch andere neurophysiologische Lernfähigkeiten gelernt werden als in nichtschulischen Situationen (vgl. Wode 1985). Sie wissen aber, dass der von den ZSE-Vertretern immer wieder für Strukturteilbereiche beschriebene Erwerbsmechanismus des FU im Fall des ZSE nicht wirksam ist. Es muss also die Frage gestellt werden, wie man neuere Forschungsergebnisse nutzbringend analysieren und verwerten kann.

## **2. Zweitsprachenerwerbsforschung und Fremdsprachenunterricht**

Die Entdeckung der Parallelitäten zwischen dem frühkindlichen Spracherwerb und dem so genannten natürlichen ZSE war einerseits faszinierend, andererseits voraussehbar. Für den Fall, dass sich ein Mensch in einem fremden Land ohne jegliche Instruktion eine fremde Sprache anzueignen gezwungen ist, musste man vermuten, dass er nur den ‚Mechanismus‘ seines Erstsprachenerwerbs (L1) modifiziert nachvollziehen konnte.

Die wichtigsten Ergebnisse der ZSE-Forschungen lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- a. Parallelitäten zum L1-Erwerb, aber keine Identität der beiden Erwerbstypen. Der Lerner hat im Laufe der sich entwickelnden kognitiven Strukturen schon ein syntaktisches System internalisiert und bei Begriffsbildungen Lernprozesse durchlaufen.
- b. Eigenständige, von Imitation und Bekräftigung weitgehend unabhängige Entwicklungsstadien: erkennbare Erwerbssequenzen und diskrete Plateau-Phasen. Wahrscheinlich keine vorhersagbare Erwerbsreihenfolge für die grundlegenden grammatischen Morpheme, aber invariante Sequenzen innerhalb einzelner Strukturbereiche (wie Negation und Interrogation).

Die anfängliche Euphorie der ZSE-Forscher hat, besonders in Europa, dazu geführt, dass der FU pauschal als wertlos abqualifiziert wurde. Man behauptete, dass die Schüler die L2 (Langue 2) eher trotz alldem wegen des Unterrichts lernten.

Beim natürlichen ZSE wird ausschließlich die kreative Kompetenz entwickelt, während beim FU primär reproduktive Kompetenzen erzielt werden. Dabei wurde ausdrücklich der Chomsky'sche Kompetenzbegriff herangezogen. Außer der Tatsache, dass das völlig falsch ist, übersah man auch, dass ‚kreative Kompetenz‘ eine Tautologie und ‚reproduktive Kompetenz‘ einen Kontrapunkt darstellt. Dem Übermaß an unrealistischer Kritik entsprach ein Defizit an konstruktiven Vorschlägen. Das Sprachlabor wurde als der problemlösende Ausweg aus dem angeblichen Dilemma empfohlen; der Schüler sollte jedoch nicht mit *pattern-drills* üben, sondern, an die Maschine angeschlossen, die neue Sprache aktiv und kommunikativ handhaben. Derartiges Kritisieren und Hineinreden in Dinge, von denen man offensichtlich nichts verstand, war keine gute Ausgangsbasis für den nötigen Dialog zwischen ZSE-Forschung einerseits und FU und Sprachlehrforschung andererseits. So waren bei der sich entwickelnden Kontroverse<sup>1</sup> zunächst – trotz einiger wichtiger Klärungen – die Verständigungsmöglichkeiten erschwert.

Inzwischen ist man jedoch, soweit sich das überblicken und aus den Gesprächen mit den Fachleuten entnehmen lässt, von derlei unqualifizierten Äußerungen abgerückt, und der Beginn sachbezogener Diskussionen zeichnet sich ab. Es war Aufgabe der Fremdsprachendidaktiker, die komplexen Rahmenbedingungen des FU analysierend einsichtig zu machen und damit eine realistische Gesprächsbasis zu schaffen. Wichtig ist es zu verstehen, dass bei dieser oft zitierten Faktorenkomplexität im FU externe und interne Faktoren untrennbar ineinanderwirken: Lernzeit, Motivation, Individuum/Gruppe, Verarbeitungsstrukturen, Progression, Realitätsgrad, Training, Fehlerkorrektur. Die scheinbar naheliegende Argumentation, dass man die externen Faktoren des FU (wie etwa Lernzeit und Gruppe) zwar als Realitäten anerkennt, aber interne Faktoren (wie etwa Verarbeitungsstrukturen) davon losgelöst vom ZSE her beurteilt, muss wider in die Irre führen. Eine vordringliche Aufgabe zur Einleitung fruchtbarer Gespräche ist es, den unterschiedlichen Gebrauch bestimmter Begriffe zu klären.

### 3. Behavioristisch versus kognitiv

Im Umfeld der Begriffe ‚behavioristisch‘ und ‚kognitiv‘ ist wohl im Rahmen der Kontroverse zwischen ZSE und FD (Fremdsprachendidaktik) die größte Verwirrung entstanden.

Felix (1982) und Felix und andere (1985) verwenden immer wieder viele Seiten dafür, den Vertretern der FU-Seite nachzuweisen, dass sie unverrückbar und ohne es zu erkennen, in einer behavioristischen Position festgefahren seien.<sup>2</sup> Es ist deutlich, dass es sich beim Gebrauch dieser Termini auf beiden Seiten um jeweils unterschiedliche begriffliche Rahmen handelt.<sup>3</sup> Aber welche die philosophisch-psychologischen Hintergründe dieser ‚Begriffsverwirrung‘ sind und wie es dazu kommen konnte, ist bisher großenteils im Dunkeln geblieben. Eine Klärung dieser Zusammenhänge kann uns im Verständnis der Unterschiede zwischen ZSE und FU einen großen Schritt weiterbringen. Der Behaviorismus beruht auf empiristisch-positivistischen Postulaten von Philosophen wie Bacon und Locke, wonach die Erfahrung die einzige Quelle des Wissens ist (Positivismus). Zu erforschen waren dann im Behaviorismus nur physikalisch nachweisbare Stimuli und deren Beziehun-

<sup>1</sup> BAUSCH – KÖNIGS 2008 / WODE 1985

<sup>2</sup> FELIX 1982 und FELIX/HAHN 1985

<sup>3</sup> Darauf haben auch BAUSCH – KÖNIGS (2008 S. 224ff) schon hingewiesen.

gen zu physiologischen und beobachtbaren Responses. Gegenströmungen gab es schon seit Beginn des Jahrhunderts (Gestalt-, Ganzheits-, Tiefenpsychologie) und sie führten in den 50er bis 70er Jahren zu einer Wende, die wir gemeinhin als ‚kognitive Revolution‘ bezeichneten. Heute kann der Behaviorismus als überwunden angesehen werden, auch für die Fremdsprachendidaktik (FD).

Nach heutiger weitgehend übereinstimmender Auffassung ist die Aufnahmekapazität des Menschen begrenzt und so ist Wahrnehmung und Erfahrung nur möglich, indem jegliche eingehende Information nach bestimmten Prinzipien selektiv verarbeitet wird. Was man Stimuli genannt hatte, sind input-Formen, und diese haben, wie es für Stimuli im ursprünglichen Sinne typisch war, keine stets gleichbleibende Wirkung. Die Bedeutung des Input hängt davon ab, wie das Individuum ihn analysiert und kodiert, ob und wo und wie es ihn speichert und wie es ihn mit anderen Inputs, die schon kodiert sind, kombiniert. Darüber, wie dies geschieht, gibt es in der Forschung keinen umfassenden Konsens.

Eine weithin akzeptierte Theorie ist das Hypothesenprüfungsmodell: der Mensch bildet eine Reihe von Konstruktionen und Hypothesen, die er so lange als Ausgangsbasis seines Handelns benutzt, bis sie sich, gemessen an neuer Informationsaufnahme, als irrig erweisen. Dann gibt er sie auf oder verändert sie und rekonstruiert sie neu. Der wissenschaftliche Induktionsprozess setzt voraus, dass die Hypothesen falsifizierbar sind.

Aufgrund seines internen Modells kann der Mensch mit seiner Fähigkeit der begrenzten Korelisierung die Informationen zu handhabbaren Einheiten, so zu sagen „zu verdaulichen Brocken“ zusammenfassen und so verarbeiten: Analysieren ---> Gruppieren --> bzw. Segmentieren ---> Neuverschlüsseln.

Wenn der Mensch, basierend auf einem gewissen Informationsstand, aktiv etwas unternimmt und das Ergebnis nicht den Erwartungen entspricht, so bestimmt der Unterschied zwischen Absicht und Resultat die Art des Korrekturverfahrens.

Wer mit dem hier zur Diskussion stehenden Problemfeld ein wenig vertraut ist, erkennt sofort, dass dieser in groben Zügen geschilderte Verlauf von Wahrnehmungs- und Lernvorgängen genau dem entspricht, was wir heute über die internen Verarbeitungsstrukturen des Individuums beim Erstspracherwerb und beim so genannten natürlichen ZSE wissen.

Wenn man diese vom Behaviorismus meilenweit entfernte Theorie der internen Verarbeitungsstrukturen kennt, so wird es verständlich, warum manche Exponenten der ZSE-Forschung alles, was dem nicht voll zu entsprechen scheint, als behavioristisch brandmarken. Dabei haben sie anscheinend eine wichtige Tatsache völlig übersehen.

Die geschilderten Prozesse der internen Datenverarbeitung finden durchaus nicht alle eigenständig und unabhängig von Einflüssen anderer statt; viele sind durch Instruktionen gesteuert. Wo hätte sonst das Schulen von Fertigkeiten und Fähigkeiten seinen Platz? Von der Wiege bis zur Bahre geschieht in unserer hochzivilisierten Kultur Lernen auch durch Instruktionen aus der sozialen Umwelt. Das Kind ist schon bei der ‚simplen‘ sinnlichen Wahrnehmung auf helfendes Eingreifen von Erwachsenen angewiesen. Das kindliche Lernen setzt sich in der Schule fort. Da werden Lerninhalte selektiv vorgegeben, damit verarbeitbare Einheiten entstehen, da wird gradiert, geübt, trainiert; und all dies, obwohl der Lerner gleichzeitig auch eigenständige Verarbeitungsstrukturen in sich zur Wirkung kommen lässt.

Das gesteuerte L2-Lernen, so verschieden es auch von anderen schulischen Lerninhalten und Lernprozessen sein mag, stellt in diesem Teilbereich unseres Erkenntnisinteresses keineswegs eine Aufnahme dar. Der Lerner selektiert von sich aus zunächst kaum etwas aus dem unaufbereiteten Input, er bildet von sich aus keine Hypothesen und er schreitet von sich aus nicht zu modifizierten Hypothesen fort. Der Unterricht ist es, der ihm Lernstoff in verarbeitbaren Portionen, klug gradiert, anbietet und ihn durch Fehlerkorrektur, ebenso klug und maßvoll eingesetzt, weiterführen muss. Und die FD entwickelt in langwieriger didaktisch-methodischer Arbeit Trainingsmaterial und Übungsmethoden, um das aufgenommene Sprachwissen im Lerner zu sichern und in Sprachkönnen umzusetzen.

Nun ist die FD in den letzten 25 Jahren von gewissen damals propagierten behavioristisch-strukturalistischen Drillmethoden immer mehr abgerückt und hat kognitive Methoden entwickelt.<sup>4</sup>

Dass der so gebrauchte Terminus ‚kognitiv‘ von Außenseitern nicht ohne Weiteres verstanden wird, ist bis zu einem gewissen Grade einsehbar; denn es handelt sich um eine verkürzende Ausdrucksweise. Es geht darum, die erwünschte Kognition im Lerner, die dieser von sich aus nicht leisten kann, durch klärende Stützmaßnahmen verschiedener Art zu erwirken. Im Unterschied zu Trainingsmaßnahmen, die ganz oder teilweise durch behavioristische Lerntheorien angeregt sind, werden diese Maßnahmen als kognitiv bezeichnet.

#### 4. Verarbeitungsstrukturen

Die neuere eher gemäßigt klingende Frage, von Felix/Hahn (1985) gestellt, lautet: „Wird der FU-Lernprozess unter anderem auch von der speziellen Struktur des kognitiven Verarbeitungsmechanismus des Menschen bestimmt und, wenn ja, ist dieser Verarbeitungsmechanismus der gleiche wie im natürlichen Spracherwerb?“<sup>5</sup> Diese zentrale – wenngleich rhetorisch gemeinte – Frage lässt sich nun im Lichte der vorangegangenen Erörterungen beantworten.

Im Hinblick auf den Terminus „Verarbeitungsmechanismen“ muss man vorab festhalten, dass es irgendwelche von allein und ohne Steuerung im Lerner ablaufenden Mechanismen im FU nicht geben kann. Ferner ist es irreführend, vom gesteuerten L2-Lernen so zu sprechen, als handle es sich dabei um einen natürlichen ZSE plus etwas Instruktion. Die Rede von ‚Steuerung‘ kann nur eine erklärende Ausdrucksweise für den Begriff FU sein, mit der die besondere Art dieses Spracherwerbstypus gegen andere abgegrenzt wird. Die Steuerung ist nicht ein dem schulischen L2-Lernen zusätzlich aufgepfropftes Element, sie ist der FU. Daher kann auch die ständig wiederholte Aussage der Exponenten des ZSE in Deutschland, dass der Lernprozess des Schülers nur in engen Grenzen manipulierbar sei, nichts Weiteres als eine im Hinblick auf den FU unverständliche Leerformel sein. Wenn nicht kontinuierlich in diesem Sinne gesteuert und manipuliert wird, kommt in der Schule keinerlei Fremdsprachenlernprozess zu Stande.

Natürlich gibt es bei diesem Steuern eine breite Palette von Abstufungen. Die Intensität der Steuerung richtet sich nach der Aufnahme- und Verarbeitungskapazität und nach dem Stand des schon erreichten Wissens und Könnens der Lerner. Je besser durchdacht die didaktisch-methodische Gradierung der Lerninhalte ist, desto mehr Phasen maß-

<sup>4</sup> Dafür gibt es in der Fachliteratur eine Fülle von Belegen. Vgl. u.s. auch GIPPER 1972

<sup>5</sup> FELIX – HAHN 1985. S.201



voller Steuerung und Lerner eigener Aktivität können eingebracht werden; und das steht in krassem Widerspruch zu der Propagierung des bloßen Einwirkenlassens von didaktisch unstrukturiertem Input.

Die differenziert angepasste Intensität der Steuerung ist eine Komponente dessen, was im FU als ‚Lernerzentriertheit‘ gelten kann.

Andererseits ist klar, dass die kognitiven Verarbeitungsstrukturen, die im Lerner durch den FU in kurzen Lernphasen immer wieder in Gang gesetzt werden, durchaus die gleichen sind wie beim natürlichen ZSE. Nun darf man nicht annehmen, dass unter den bekannten Rahmenbedingungen des FU die Lerner in der Lerngruppe demnächst dazu gebracht werden könnten – etwa durch diffuses Angebot großer Mengen von nicht selektiertem, nicht gradiertem Input-, Erwerbssequenz nach Erwerbssequenz von sich aus entwicklungsstadienmäßig auf das Zielmodell hin zu durchlaufen.

Es ist klar, dass fortgeschrittene Schüler gewisse eigenständige Lernstrategien entwickeln in dem Maße, wie bei ihnen das Verständnis für die besonderen Systemzusammenhänge der fremden Sprache wächst, und zwar für alle Komponenten der Sprache: Phonologie, Lexik, Syntax, Morphologie, Semantik. Man spricht dann populär von wachsendem Sprachgefühl. Das lässt sich durchaus mit wachsendem Geschichts- oder Mathematikverständnis vergleichen. Die didaktisch-methodisch gründlicher durchdachten und planvoll eingesetzten Unterrichtsverfahren bleiben Voraussetzungen für den Lernfortschritt.

## 5. Sprache und Denken

Die Vertreter der ZSE-Forschung erwecken, soweit sich das erkennen lässt, ständig den Eindruck, als gäbe es das Problem des Verbundenseins der L1 mit dem Denken überhaupt nicht.<sup>6</sup> In vielen wissenschaftlichen Schriften wird dieses Problem schlicht ignoriert oder als gelöst betrachtet. Dabei gilt es beim heutigen Kenntnisstand als gesichert, dass Denken und Muttersprache aufs engste miteinander verknüpft sind. Die Lösung dieser Verflechtung bildet eine der Hauptschwierigkeiten des L2-Lernens.

Wir wissen, dass die kognitive und die sprachliche Entwicklung des Menschen teils parallel verlaufen, teils aufeinander bezogen sind. „Das menschliche Denken als menschliche Form der Orientierung in der Welt ist eine gedanklichsprachliche Einheit, da sich nun einmal das begriffliche Denken ohne sprachliche Zeichen, die nicht unbedingt Lautzeichen sein müssen, nicht verwirklichen lässt“<sup>7</sup> – ist bei Schaff (1974) zu lesen. Jeder menschliche Gedanke, der sprachlich objektiviert und damit wissenschaftlicher Analyse zugänglich wird, ist ‚relativ‘, d.h. erstet in nachweisbarer Beziehung zu den Aussagemitteln und Aussagemöglichkeiten derjenigen Sprache, in der er zum Ausdruck gelangt.<sup>8</sup>

Es bedarf intellektueller Anstrengung, beim FU immer wieder neu von der L1 vorübergehend Distanz zu gewinnen und sich verstehend, sprechend, denkend und sozial interaktiv handelnd andere, fremde semantische und strukturelle Gliederungen und Aussagemittel zu Eigen zu machen. Das gelingt bei längerem Verbleib im L2-Land viel leichter. Es erweist sich also auch außerhalb der sogenannten externen Faktoren, die den FU be-

---

<sup>6</sup> SCHAFF, 1974. S.123

<sup>7</sup> SCHAFF, 1974, S. 124

<sup>8</sup> GIPPER, 1972. S. 240

stimmten, dass ZSE und FU nur auf einer sehr schmalen Basis überhaupt miteinander verglichen werden können.

## 6. Zusammenfassung

Die Kontroverse, in der kognitive Verarbeitungsmechanismen im ZSE gegen externe Lernfaktoren im FU ausgespielt werden, führt in die Irre. Die Fremdsprachendidaktiker behaupten (gegenüber Wodes Vermutung) nicht, dass die Strukturbereiche der L2 im FU „durch andere neurophysiologische Lernfähigkeiten gemeistert werden als in nichtschulischen Situationen“<sup>9</sup>. So ist in Zukunft darüber zu diskutieren, wie man die neueren Forschungsergebnisse im FU und ZSE nutzbringender bewerten kann, wenn man weiß, dass mit der Auslösung solcher Mechanismen im FU keinesfalls zu rechnen ist.

## Literatur

BAUSCH – KÖNIGS 2008

BAUSCH, K.-R. – KÖNIGS, F. G.: „Lernt“ oder „erwirbt“ man Fremdsprachen im Unterricht? Zum Verhältnis von Sprachforschung und Zweitspracherwerbsforschung. Die neueren Sprachen. 18. Heft 12, 308-336. 2008.

DIGESER 1983

DIGESER, A.: Mehr kognitive Lehr- und ihre Bezugswissenschaften. Einführung, Darstellung, Kritik, Unterrichtsmodelle. Stuttgart, KLETT, 1983.

FELIX 1982

FELIX, S.W.: Psycholinguistische Aspekte des Zweitspracherwerbs. Tübingen, NARR, 1982.

FELIX – HAHN 1985

FELIX, S.W. – HAHN, A.: Fremdsprachenunterricht und Spracherwerbsforschung. In: Die neueren Sprachen. Heft 2, 191-206. 1985.

GIPPER 1972

GIPPER, H.: Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip? Untersuchungen zur Sapir-Whorf-Hypothese. Frankfurt a. M. FISCHER, 1972.

PELZ 1974

PELZ, M. (Hg.): Freiburger Beiträge zur Fremdsprachendidaktik. Berlin, 1974.

SCHAFF 1974

SCHAFF, D.: Sprache und Erkenntnis und Essays über die Philosophie der Sprache. Reinbeck, 1974.

WODE 1985

WODE, H.: Die Revolution frisst ihre Eltern. Lernt oder erwirbt man Fremdsprachen im Unterricht? Die neueren Sprachen, 84- Heft 2, 206-218. 1985.

---

<sup>9</sup> WODE, 1985. S. 208

# KONVERSATIONSANALYSE IN DEN INTERAKTIONEN VON KRANKENHAUSLEHRERN UND SCHWERKRANKEN KINDERN

RITA KRÁNICZ  
Universität Pécs, Ungarn

## 1. Einführung

Die Konversationsanalyse hat sich in den 70-er Jahren zuerst in Amerika, dann in Europa zu einer bedeutenden linguistischen Disziplin entwickelt. In Ungarn sind nur einige Artikel bekannt. Dieser Mangel wird durch den in dem *Magyar Nyelvőr* 1996 erschienenen Artikel von Zs. Iványi ersetzt. Die Konversationsanalyse ist eine Methode, die die Struktur der verbalen Interaktion untersucht. Ihr Forschungsziel ist es, alltägliche Gespräche aufzunehmen und ihre Struktur ohne Präkonzeption zu analysieren. Solange nach der traditionellen linguistischen Annäherung der Gegenstand der Untersuchung die Struktur der gesprochenen Sprache ist, wirft die Konversationsanalyse neue kommunikative Aspekte auf. Die früheren kommunikativen Forschungen untersuchten Probleme, die das Gespräch als Ergebnis der sprachlichen Produktion betreffen. Die Konversationsanalyse dagegen untersucht den Prozess des Zustandekommens des Gesprächs (Iványi 1996).

Mit dem Unterrichten bereitet der Krankenhauslehrer den Weg des Kindes zurück in die Schule vor. In den meisten Fällen ist die in dem Krankenhaus verbrachte Zeit eine Übergangsperiode, in der der Krankenhauslehrer ein Helfer und Vermittler sowohl zwischen Kind und Eltern als auch zwischen Kind und Schule ist.

## 2. Methoden

Die Konversationsanalyse setzt voraus, dass die gesprochene Sprache anhand gewisser Regeln funktioniert, deren Prinzipien folgt. Mit ihren Analysemethoden ist es ihr Ziel, Gesetzmäßigkeiten und strukturelle Mechanismen im Gespräch nachzuweisen. Die in dem Gespräch entstandene Ordnung wird von ihr nicht in ihrer sprachlichen Strukturiertheit sondern aufgrund der Verflechtung von Sprache und Verhalten untersucht. Die Betonung in der Forschung liegt auf den spezifischen Charakterzügen des Gesprächs, auf dem interaktiven, sequentiellen Aufbau auf den Sprecherwechsel.

Über den Kenntnissen der methodologischen Regeln stellt die Methodologie der Konversationsanalyse die Mentalität ins Zentrum, die zur erfolgreichen Analyse notwendig ist.

Die Datensammlung beginnt mit der Aufnahme der Gespräche. Die alltäglichen Interaktionen, in diesem Fall die Lehrstunde, dienen als „rohe Aufnahmen“, die aus keiner Hinsicht verändert werden können.

Obwohl von diesem methodologischen Prinzip die empirische Arbeit begrenzt wird, dient es jedoch auch als Ausgangspunkt für die Arbeit. Die Aufnahme verläuft in der Zeit, wo das Gespräch geführt wird, demnach bildet es die einzig mögliche, registrierbare Version. Das ist das Prinzip der registrierenden Erhaltung (Iványi, 1996), wodurch ermöglicht wird, dass die zu einer Zeit verlaufenden Prozesse für die Analyse registriert und reproduziert werden können. Als Grund der Analyse können die ethnographischen Vorarbei-

ten dienen, in denen der Forscher ein zur Analyse geeignetes kommunikatives Ereignis auswählt, das einen vollen Prozess repräsentiert. Das Objekt der Aufnahme ist die Lehrstunde, die von dem Krankenhauslehrer dem schwerkranken Kind gehalten wird und die im Weiteren als Ganzes betrachtet, registriert und analysiert werden kann.

Der nächste Schritt der Analyse ist die von der Aufnahme geschriebene Transkription. Diese schriftlich registrierte Stunde bildet das zu untersuchende Korpus.

### 3. Ergebnisse und Diskussion

Bei der Analyse der Geographiestunde wollten wir folgende Fragen beantworten:

- A. Wie und wie oft erfolgt Sprecherwechsel?
- B. Wodurch wird der Ort des Sprecherwechsels bestimmt?
- C. Welche Länge haben die Sequenzen, die die Lehrstunde charakterisieren?
- D. Sind die eingebetteten Sequenzen charakteristisch?
- E. Mit welchen sprachlichen Elementen ist die zyklische Struktur zu beweisen?

A. Die Ordnung in alltäglichen Gesprächen, wie auch in den Lehrstunden erfolgt durch die Ordnung des Sprecherwechsels. Das ist das System, in dem die Sprecher mit minimaler oder ohne Unterbrechungszeit sprechen. Die Einheit der Interaktion ist der Redezug (turn), der ein Satz, ein Ausdruck oder eine lexikalische Konstruktion sein kann, und durch den der Sprecherwechsel durchgeführt wird. Der Redezug ist der Akt, in dem der Sprecher die Möglichkeit des Einsetzens wahrnimmt. Der Ort des Redezugs ist vorher nicht bestimmt, sondern erfolgt an einer möglichen zum Wechsel geeigneten Stelle. Der Sprecherwechsel kann durch Fremdwahl oder durch Selbstwahl passieren. Bei Fremdwahl wählt der vorherige Sprecher den nächsten Sprecher, bei Selbstwahl dagegen ergreift einer der Sprecher das Recht zum Sprechen. Wenn es weder eine Fremdwahl noch eine Selbstwahl erfolgt, setzt der ursprüngliche Sprecher den Redezug fort. Die Tabelle 1 fasst die Art und Weise des Sprecherwechsels zusammen.

	LEHRER	SCHÜLER	INSGESAMT
SPRECHERWECHSEL	27 (52%)	25 (48%)	<b>52</b>
FREMDWAHL	4 (16%)	21 (84%)	<b>25 (48%)</b>
SELBSTWAHL	23 (85%)	4 (15%)	<b>27 (52%)</b>

Tabelle 1: Die Art des Sprecherwechsels in den Interaktionen von Lehrer und Schüler

Der Sprecherwechsel des Schülers erfolgt durch Fremdwahl (84%), von dem Lehrer durch Selbstwahl, die der Struktur der klassischen Lehrstunde entspricht. Bei der Beobachtung der 4 Selbstwahlen von dem Schüler und 4 Fremdwahlen von dem Lehrer sind Abweichungen von der effektiven Ordnung wahrzunehmen.

Aus den 4 Selbstwahlen des Schülers ist 1 eine Ergänzung, 1 eine Bestätigung, 2 Wiederholungen (Wiederholen der Worte des Lehrers als Bestätigung). In der Struktur der klassischen Lehrstunde kann die Ergänzung als Zwischenrede interpretiert werden, wenn sich vorher der Schüler nicht gemeldet hat. In der speziellen Lage dieser Stunde bestätigt der Lehrer die Selbstwahl des Schülers. Die anderen 3 Selbstwahlen (Wiederholung, Bestätigung) wären im Rahmen der klassischen Lehrstunde nicht üblich.

B. Der für den Wechsel geeignete Ort wird von dem Sprecher am Ende seiner Äußerung durch ein Zeichen verdeutlicht. Die Tabelle 2 zeigt die Typen dieser sprachlichen Zeichen.

	FRAGE	AUFRUF	ANTWORT	ANDERE	INSG.
REDEZUG-LEHRER	10 (37%)	2+ <u>1</u> (11%)	4 (15%)	10 (37%)	<b>27</b>
REDEZUG-SCHÜLER	4 (16%)	<u>1</u> (4%)	9 (36%)	11 (44%)	<b>25</b>
INSG.	13 (25%)	4 (8%)	13 (25%)	21 (40%)	<b>52</b>

Tabelle 2: Der Typ des Zeichens an der für Sprecherwechsel geeigneten Stelle

In der aufgenommenen Stunde erweist sich die Frage oder Aufruf des Schülers als Zeichen. In der Kategorie der „Anderen“ wurden Elemente der Intonation eingeordnet. Der Sprecher senkt den Akzent, um zu zeichnen, dass er seine Aussage beendet hat und übergibt das Recht zum Sprechen. Es kann festgestellt werden, dass der aktuelle Sprecher mit Absenkung der Intonation, mit einer Frage oder Antwort deutet, dass er das Recht übergeben will.

In der Kategorie des Aufrufes vorkommender Unterstrich soll zur Unterscheidung solchen Ausrufs dienen, der statt des ins Imperativ gestellten Verbs das sprachliche Mittel des Konjunktivs benutzt.

Dieses Phänomen kann einmal bei der Aussage des Lehrers und einmal bei der des Schülers wahrgenommen werden.

**Beispiel**

*Lehrer: Würdest du es bitte formulieren?*

*Schüler: Soll ich es formulieren?*

Die Redeabsicht des Lehrers formuliert sich im Aufruf an den Schüler, während es sich beim Schüler um einen Selbstaufruf handelt.

C. Die Konversationsanalyse betrachtet die Verbindung von Äußerungen zu Interaktionsprozessen als Handlungsketten (Iványi, 1996). Als Grundmodell des Gesprächs können die Sequenzen betrachtet werden, die aus zwei einander folgenden, miteinander im Zusammenhang stehenden Äußerungen stehen. Auf der einen Seite ist die Zeitlichkeit wichtig, die zweite Äußerung folgt der ersten, aber die zweite verdeutlicht den Inhalt des ersten und auch umgekehrt: die erste Äußerung wirkt auf die zweite. Auf der anderen Seite werden die Länge und Struktur des „Folgenmodells“ (Schegloff, 1979) von den Prinzipien der sequentiellen Geordnetheit gelenkt. Die erste Äußerung entsteht durch Relevanz und bestimmt, mit Hilfe welcher Äußerung der Sprecher den Redezug hervorbringen soll, so bedeutet es eine gewisse Erwartung aus dem Aspekt der zweiten Äußerung. Das sind Paarsequenzen oder auch als zweistufige Sequenzen gekennzeichnet (wie z. B Frage-Antwort).

In der aufgenommenen Stunde sind 18 Paarsequenzen zu finden. Mehr als die Hälfte dieser Paarsequenzen sind in die Kategorie der „Frage-Antwort“ einzuordnen, 4 sind Wiederholungen, wo der Sprecher die Äußerung der vorherigen Sprecher wiederholt, 3 sind Bestätigungen: „ja“, „gut“, „dann ist es gut“.

Wesentlich seltener als Paarsequenzen oder zweistufige Gesprächssequenzen erscheinen die vierstufigen Sequenzen. In der untersuchten Lehrstunde finden wir insgesamt 3 vierstufige Gesprächssequenzen, deren Struktur folgenderweise aussieht:

*Lehrer: Frage*

*Schüler: Keine oder ausweichende Antwort - keine befriedigende Antwort*

*Lehrer: Frage erneut gestellt*

*Schüler. Antwort*

D. Die isolierte Forschung von zwei und vierteiligen Sequenzen ist notwendig (Clark D. D., Argyle, M. 1997). Das neue bettet sich ins alte (Rommetveit 1974), die Sequenzen knüpfen sich wie Kettenglieder aneinander, durch diese Weise wird die Interaktion gebildet.

Als spezieller Typ der Interaktion erweisen sich die eingebetteten Sequenzen. Durch den Aufbau der Dialoge wird es ermöglicht, dass die Satzbildung als „Einfügung von Einfügungen“ existiert und nicht als eine Reihe von einander folgenden Thesen. Die Frage- Antwort Paare betten sich auch ineinander.

E. Flanders hat sich mit den in der Lehrstunde vorkommenden wiederholenden Zyklen befasst (Flanders 1970. In: Clark D. D., Argyle, M. 1997). Er stellt fest, dass die Lehrfähigkeit aus der Fähigkeit von Lenkung dieser Zyklen besteht und aus der Fertigkeit, wie der Lehrer von einem zum anderen wechseln kann. Wir müssen von einem kürzeren Zyklus ausgehen: der Lehrer hält die Stunde, fragt den Schüler, der Schüler antwortet. In der untersuchten Stunde haben wir 9 Zyklen mit der erwähnten Struktur gefunden. Im Verlauf der Stunde bauen sich die Gedanken aufeinander, bis der Lehrer nicht den Punkt erreicht hat, worauf er seiner Lehrabsicht nach hinaus wollte.

Die zurückkehrenden sprachlichen Elemente der Zyklen sind die Bestätigungen und Hinweise auf das früher Gelernte. In dem Punkt ist die Vermittlerrolle des Krankenhauslehrers wahrzunehmen. Der Krankenhauslehrer kann die Rolle des Vermittlers zwischen dem schwerkranken Schüler und Schule annehmen. In 9 Fällen wird auf das früher Gelernte hingewiesen. Mit den folgenden Sätzen: „das hast du schon früher gelernt“, „kommt es dir bekannt vor“, „wir wollen wiederholen“. In 6 Fällen denkt das Krankenhauslehrer an das noch in der Schule Gelernte, in 3 Fällen jedoch an das gemeinsam Gelernte. In einem Fall wird auf die Rückkehr in die Schule hingewiesen: „wenn du in die Schule zurückgehst, werdet ihr das Material lernen“.

#### **4. Zusammenfassung**

Die Methoden der Konversationsanalyse bedeuten eine Untersuchungsmethode ohne Präkonzeption. Sie überlassen dem Forscher die Freiheit, das hinter der Interaktion stehende, soziale Ereignis an sich zu beobachten. Die Schlussfolgerungen können ausschließlich mit der Untersuchung der Ereignisse, als Spiegel der Wirklichkeit, interpretiert werden. Das Ziel mit der Konversationsanalyse durchgeführten Untersuchungen kann nur sein, die aus dem Aspekt der Handlung bedeutenden Regeln zu finden, anhand derer die soziale Ordnung entsteht.

Der Krankenhauslehrer – aus seiner Position ergebend – benutzt die Sprachelemente intensiver (Bestätigungen, Wiederholungen, Hinweise), die Redezüge, der Aufeinanderbau der Sequenzen, die zurückkehrenden Zyklen sind aber auch für die Stunde des Krankenhauslehrers charakteristisch.

Die Zeitebenen treffen sich im Verlauf des Lernens unabhängig von dem Ort. Hinter diesen Sprachelementen verbergen sich der Gedanke des Abgangs aus der und die Rückkehr in die Schule.

**Literatur**

IVÁNYI 1996

IVÁNYI, Zs.: A nyelvészeti konverzációelemzés. Magyar Nyelvőr, 1996.

CLARKE – ARGYLE 1997

CLARKE, D. D. – ARGYLE, M.: Beszélgetési szekvenciák. In: PLÉH, Cs. – SÍKLAKI, I. – TERESTYÉNI, T.: Nyelv – Kommunikáció – Cselekvés. Budapest, OSIRIS KIADÓ, 1997. 565-602

# **SUBJEKTIVE KRANKHEITSTHEORIEN VON HYPERTONIKERN IM GESPRÄCH MIT IHREM HAUSARZT**

ANIKÓ KÖHALMI HAMBUCH  
Universität Pécs, Ungarn

## **1. Einleitung**

Die interaktive Aushandlung von „Subjektiven Krankheitstheorien“ (SKT) im Gespräch mit dem Arzt ist ein bislang wenig untersuchtes Phänomen im Bereich der Arzt/Patient-Interaktion. (Birkner 2006: 152) Subjektive Krankheitstheorien werden vor allem im Bereich der medizinischen Psychologie, Soziologie und Anthropologie geforscht. Zahlreiche Publikationen und die Ergebnisse der Gesprächsforschung auf deutschsprachigem Gebiet haben aber bewiesen, dass die Phänomene „Subjektive Krankheitstheorien“ auch aus linguistischer Sicht untersucht werden können, und dass diese Untersuchungen zum besseren Verstehen der Laientheorien beitragen. Hier versucht der vorliegende Beitrag anzusetzen.

## **2. Subjektive Krankheitstheorien**

Sieht sich eine Person einer tatsächlichen oder potentiellen Gesundheitsbedrohung durch das Auftreten von Körperbeschwerden ausgesetzt, kommt es bei ihr zu einer gedanklichen Auseinandersetzung mit den erlebten körperlichen Phänomenen und zu Ideen, wie das auftretende Problem zu lösen sein wird. (Balck-Preuss 2008: 82) Das Individuum bildet „unter Nutzung relevanter Gedächtnisinhalte eine kognitive Repräsentation der wahrgenommenen Krankheit, worunter man sämtliche Assoziationen und Vorstellungen zu dieser Erkrankung, geordnet als mehr oder weniger komplexes Wissenssystem, versteht.“ (Balck-Preuss 2008: 82) Der psychologischen Definition von Wüstner nach, sind SKT „ein System krankheitsbezogener Vorstellungen, Überzeugungen und Bewertungen... Kernstücke des Konzepts sind Vorstellungen über die Verursachung einer Krankheit und über die Beeinflussbarkeit“. (Wüstner 2001: 308)

SKT haben je nach Erkrankung unterschiedliche Relevanz, sie sind von Art, Dauer und Bedrohlichkeit der Erkrankung sowie dem Grad der persönlichen Betroffenheit abhängig und sie werden auch von der Erkrankungsphase beeinflusst. (Birkner 2006: 158)

## **3. Hypertonie**

Ab einem ständigen Druck von systolisch 140 mmHg und/oder diastolisch 90 mmHg spricht man von Bluthochdruck. Bei Bluthochdruck handelt es sich um eine chronische, nicht heilbare Krankheit, die mit richtig eingestellten Medikamenten und einer gesunden Lebensweise - regelmäßiger Bewegung und gesunder Ernährung - gut im Griff zu halten ist, ohne oder bei ungenügender Therapie aber zu schwerwiegenden Folgen wie z.B. Herzinfarkt und Schlaganfall führen kann. Der Bluthochdruck verursacht häufig keine oder nur uncharakteristische Symptome und das erschwert die Therapie. Ohne oder keine eindeutige Symptomwahrnehmung fällt es nämlich den Patient/innen schwer, ihre Medikamente regelmäßig, nach ärztlicher Anordnung einzunehmen und weiteren ärztlichen Anweisungen hinsichtlich der Therapie von Hypertonie zu folgen. Da Hypertonie auch in Ungarn zur



Volkskrankheit wurde, und diese eine der häufigsten Ursachen von in den Todesstatistiken führenden Herz-Kreislauf-Erkrankungen ist, hat ihre erfolgreiche Therapie eine besondere Relevanz. Bei diesem Punkt kommt der Berücksichtigung der SKT von Hypertonikern in der ärztlichen Beratung eine besondere Rolle zu.

#### **4. Relevanz der Berücksichtigung der SKT von Hypertonikern**

In jedem Arzt-Patienten-Gespräch treffen Arztkonzept und Patientenkonzept aufeinander, professionelles Wissen wird mit Laienwissen konfrontiert. Der Erfolg der Therapie, die im Falle von Hypertonie einen lebenslangen Prozess bedeutet, hängt davon ab, wie weit die beiden Standpunkte im AP-Gespräch abgeklärt werden können. Dabei kann es sich der Arzt nicht erlauben, Vorstellungen des Patienten/der Patientin von seinem/ihrem hohen Blutdruck – v.a. Verursachung und Beeinflussung – zu ignorieren.

Um eine langfristige und erfolgreiche Behandlung durchführen zu können, müssen ärztliche Therapieansätze an die Vorstellungen der Patient/innen angelehnt werden. Diese Anlehnung soll auf sprachlicher Ebene geäußert werden.

#### **5. SKT im Gespräch und Fragestellung**

Obwohl SKT als Wissenssysteme in ihrer Struktur Parallelitäten zu wissenschaftlichen Theorien aufweisen (Birkner 2006: 160), werden sie im AP-Gespräch von Patient/innen selten wissenschaftlich präsentiert. Eine Erklärung dafür wäre einerseits die fehlende medizinische Kompetenz der Patient/innen. Andererseits können frühere institutionelle Erfahrungen eine Rolle spielen, nach denen es besser ist, wenn sich Patient/innen nicht in die Domäne des Arztes begeben. Patient/innen „verwenden alltagsweltlich geprägte Diskursformen“ (Birkner 2006: 160). Das Aufeinandertreffen dieser alltagsweltlichen Darstellungsformen des Erlebten vom Patienten / von der Patientin und von institutionell bedingten Diskursformen des Arztes/ der Ärztin können zu Missverständnissen im AP-Gespräch führen. Außerdem zeigen verschiedene Studien, dass - gerade durch die Unterschiedlichkeit ihrer Darstellungsformen - Patient/innen in der medizinischen Praxis nicht immer „den Gesprächsraum erhalten, der es zulassen würde, ihre SKT darzustellen.“ (Birkner 2006: 160)

SKT werden vom Arzt / von der Ärztin im Laufe des Gesprächs häufig als dysfunktional empfunden und so auch nicht berücksichtigt. Zahlreiche empirische Studien im medizinspsychologischen Bereich wiesen aber einen eindeutigen Zusammenhang zwischen dem Verstehen der SKT von Patient/innen seitens des Arztes und der Compliance<sup>1</sup> der Patient/innen nach.

Vor diesem Hintergrund entstand das Forschungsvorhaben, SKT von Hypertonie-Patient/innen im AP-Gespräch in ihrer interaktiven Bearbeitung zu erfassen, und zu zeigen, wie linguistische Methoden dem besseren Verstehen von SKT, und so indirekt zu einer erfolgreichen Therapie beitragen können. Mit der Verwendung gesprächsanalytischer Methoden wird versucht

---

<sup>1</sup> Compliance bedeutet in der Medizin das kooperative Verhalten der Patient/innen im Rahmen der Therapie, der Begriff kann als „Therapietreue“ übersetzt werden.

- die Komponente von SKT
  - die Ziele, für die sie funktionalisiert werden
  - die Formen bzw. Verfahren ihrer Darstellung
- zu beschreiben, wo unbedingt zu betonen ist, dass diese drei Ebenen sich nur analytisch trennen lassen, im Gespräch aber zusammenlaufen.

### 6. Datenmaterial

Die Datengrundlage der Untersuchungen besteht aus AP-Gesprächen, die in zwei Hausarztpraxen, in einem Außenbezirk von Pécs während der regulären Sprechstunde aufgenommen wurden. Bisher wurden 13 der Gespräche transkribiert, sie bilden den Korpus der unten folgenden Analyse. 5 der Gespräche fanden zwischen Hausärztin und ihren Hypertonie-Patient/innen, 8 der Gespräche zwischen Hausarzt und seinen Hypertonie-Patient/innen im Rahmen einer alle 3 Monate fälligen Kontrolluntersuchung statt. Die Tonaufnahmen wurden mit einem Transcriber-Programm<sup>2</sup> transkribiert.

Das Programm ermöglicht eine Grundsegmentierung im Hinblick auf die orthographische Transkription – z.B. bei jeder Aussage oder Atempause -, eine Segmentierung bei Sprecherwechsel und eine nach Abschnitten, neuen Themen. Diese drei Schichten sind hierarchisch eingebettet, so dass jeder Sprecherwechsel den Beginn einer neuen Sprechersequenz markiert, und die Sprechersequenzen selbst sich in homogenen Abschnitten über verschiedene Themen gruppieren. Als Beispiel für die Segmentierungsschichten des Transcriber-Programms zeigt Abbildung 1 einen Ausschnitt aus einer der Transkriptionen.

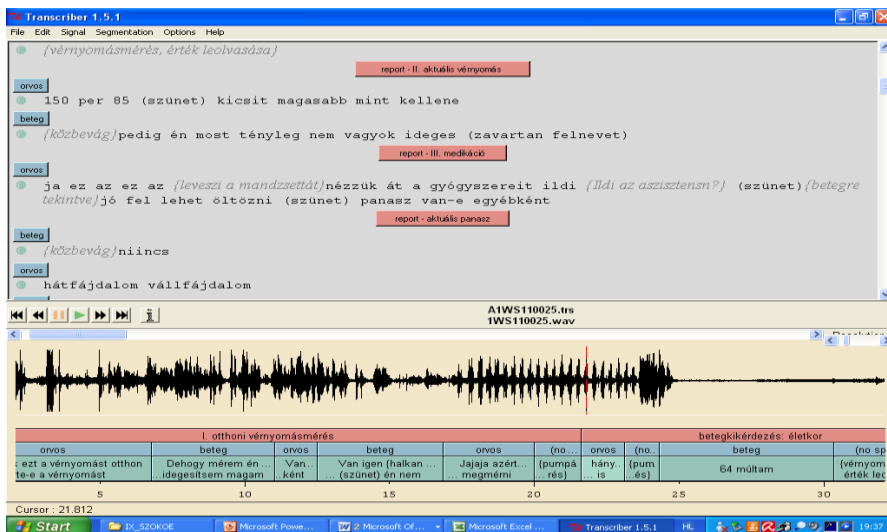


Abbildung 1

<sup>2</sup> (<http://trans.sourceforge.net/en/presentation.php>)

## 7. Komponente von SKT

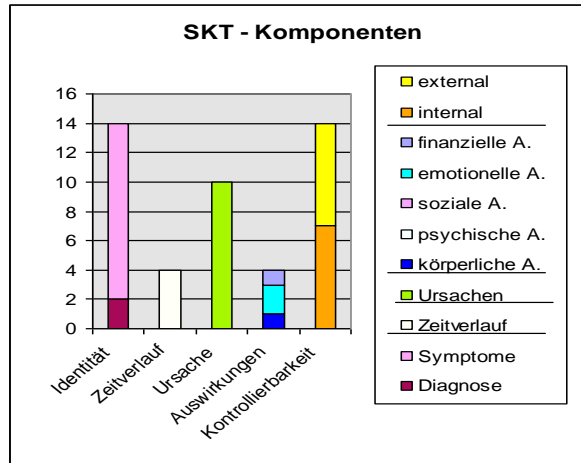


Abbildung 2

Die meist thematisierten Komponenten der SKT in den Gesprächen waren Identität und Kontrollierbarkeit. In der medizinischen Psychologie gehören zur Komponente Identität einerseits die von Patient/innen wahrgenommenen und geäußerten Symptome, andererseits die Bezeichnung der Krankheit seitens der Patient/innen, die sgn. Laiendiagnose. Am häufigsten äußerten sich die Patient/innen zu ihren wahrgenommenen Symptomen, in zwei Fällen gaben sie sogar eine Diagnose an, indem sie ihre Symptome Schüttelfrost und Kopfschmerzen als Anzeichen eines „grippalen Infekts“ bezeichneten, obwohl diese Symptome, nach der ärztlichen Untersuchung und Blutdruckmessung, vom Arzt als Folgen des enorm hohen Blutdrucks interpretiert worden sind.

Die Kontrollierbarkeit ihrer Krankheit war auch ein zentrales Thema bei den Patienten. Die Äußerungen im Zusammenhang mit dieser Komponente konnten in zwei Gruppen geteilt werden.

Etwa in der Hälfte der Fälle äußerten sich die Patient/innen zu ihrem eigenen Verhalten, das positiv oder negativ ihre Krankheit beeinflusste, in der anderen Hälfte äußerten sie sich zur Wirksamkeit der durchgeführten Untersuchungen, Therapien und verordneten Medikamenten. Interessanterweise wurden soziale und psychische Auswirkungen ihrer Krankheit von Patient/innen nicht thematisiert.

Bei den Ursachen wurden am häufigsten viel Arbeit, Familienprobleme, Stress und die Unwirksamkeit des verschriebenen Medikamentes erwähnt. Hier konnte am meisten die Beeinflussung der SKT durch die Medien und frühere Besuche beim Arzt beobachtet werden, dieses Phänomen wird von der Fachliteratur besonders bei chronisch Kranken oft beschrieben.

### 8. Ziele der Funktionalisierung von SKT

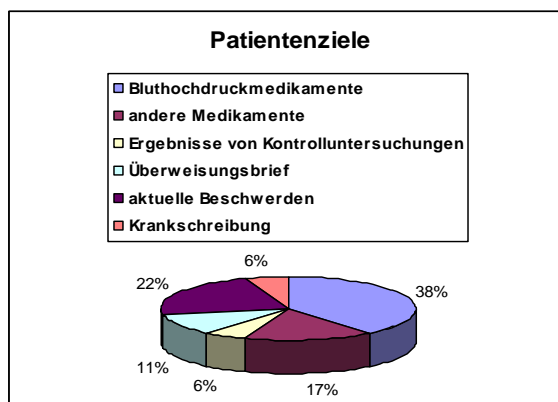


Abbildung 3

In mehr als der Hälfte der Fälle wollten die Patienten Medikamente verschrieben bekommen. Oft waren sie sogar überrascht, dass der Arzt/die Ärztin sie auch befragen und untersuchen möchte. An zweiter Stelle stehen aktuelle Beschwerden als Anlass für einen Besuch beim Arzt. Die Patientenziele beeinflussen, welche Komponente von SKT im Gespräch interaktiv bearbeitet wurden: Kontrollierbarkeit, im Zusammenhang mit dem Patientenziel „Medikamentenverschreibung“, und Identität, im Zusammenhang mit dem Patientenziel „aktuelle Beschwerden behandeln lassen“.

Die interaktive Struktur eines Gesprächs wird aber nicht nur von individuellen Zielen der Gesprächspartner beeinflusst, sondern auch von gesellschaftlich festgelegten Zielen geprägt. Das gilt besonders für institutionell bedingte Gespräche, wie das AP-Gespräch. Abbildung 4 zeigt institutionell bedingte Ziele der Hypertoniker-Betreuung. Fettgedruckt sind in der Tabelle die Ziele, die vom Arzt/von der Ärztin ohne Ausnahme in jedem Gespräch angestrebt wurden und so am meisten die interaktive Ausarbeitung von den SKT-Komponenten Identität und Kontrollierbarkeit gefördert haben.

Abbildung 4

<i>Institutionell bedingte Ziele</i>	
<b>Betreuung von Hypertonikern in der Praxis</b>	
<b>(Empfehlungen des Gesundheitsministeriums für Hausärzte)</b>	
<b>1. Beschwerden</b>	
<b>2. Medikamenteneinnahme</b>	
<b>3. Blutdruckmessung</b>	
4. Bewertung der Blutdruckwerte	
5. physische Untersuchung	
6. Einhaltung von Regeln der gesunden Lebensweise	

<http://www.kk.pte.hu/servlet/download?type=file&id=591.11.>

## 9. Formen und Verfahren der Darstellung

Zur Beschreibung der Formen und Verfahren der Darstellung der SKT in den Gesprächen verlief die Analyse auf zwei Ebenen, die zwar zu methodischen Zwecken getrennt werden konnten, in den Gesprächen aber gemeinsam die interaktive Struktur eines Gesprächs bildeten.

### 9.1. Analyseebenen

Als erster Schritt in der Analyse wurde versucht, die Verschiebung des Gesprächsthemas und die der Referenz des Gesprächs zu erfassen und in ein System zu bringen. Dabei leistete das Transcriber-Programm eine große Hilfe. Durch die Segmentierungsmöglichkeiten des Programms konnten größere Abschnitte im Gespräch festgelegt werden, die dann thematisch in weitere kleinere Abschnitte aufgeteilt werden konnten. In Anlehnung an die Episodendefinition von Clark und Argyle (Clark – Argyle In: Pléh – Siklaki – Terestyéni 1997: 565-602.) wurden thematisch größere Abschnitte Episoden genannt, die dann nach ihrer Thematik in Unterepisoden aufgeteilt werden konnten. Durch Wiederholungen und durch Einbettungen ineinander bilden Haupt- und Unterepisoden die hierarchische Struktur der Gespräche.

Die zwei häufigsten Hauptepisoden in den Gesprächen waren Medikation und Blutdruckmessung, die sowohl den Patientenzielen als auch den institutionell bedingten ärztlichen Zielen entsprachen und auch im kürzesten Gespräch präsent waren.

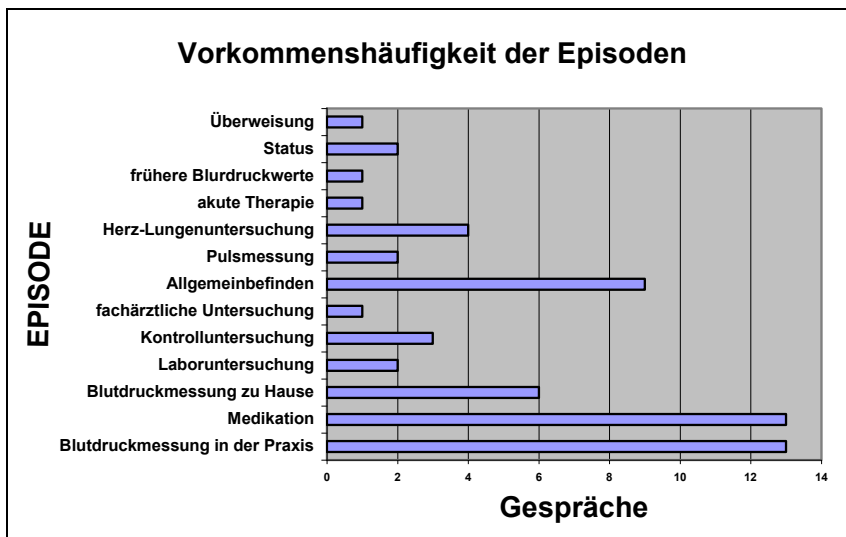


Abbildung 5

Als zweiter Schritt in der Analyse wurde der lineare Aufbau der Gespräche analysiert und vor allem auf Sprechakte, Gesprächsschritte, Sprecherwechsel und Gesprächssequenzen fokussiert.

Im Weiteren werden zwei Gespräche zur näheren Untersuchung als Beispiele ausgewählt. Durch ihre Analyse wird versucht, die möglichen interaktiven Ausarbeitungsformen von SKT im AP-Gespräch exemplarisch zu zeigen.

**9.2. Beispielanalyse**

*9.2.1. Allgemeine Charakteristika der Gespräche*

Gespräch A fand zwischen Hausärztin und einer 58-jährigen Patientin, die mehr als zehn Jahre an Hypertonie leidet, statt. Die Patientin kam in die Praxis, um sich und ihrem Sohn Medikamente verschreiben zu lassen. Offensichtlich wollte sie keine längere Zeit in der Praxis verbringen, sie war sogar überrascht, dass die Ärztin sie untersuchen und befragen möchte. Gespräch B führte der Hausarzt mit einem 63-jährigen Patienten, der auch mehr als zehn Jahre Hypertoniker ist. Er suchte den Hausarzt wegen seiner akuten Beschwerde, der zu niedrigen Pulszahl auf. Abbildung 6 dient zum Vergleich der allgemeinen Charakteristika der beiden Gespräche.

Gespräch	Episoden	Abschnitte	Turns	Teilnehmer
A	4	19	84	3
B	5	25	84	3
Gesamtzeit A: 3:59 B: 5:59	Turns Patient/in	Turns Arzt/Ärztin	Turns Sprechstundenhilfe	Wortzahl
A	41	40	4	604
B	41	47	5	1075

Abbildung 6

Gespräch B war um zwei Minuten länger als Gespräch A und hatte um eine Episode mehr, da der Arzt auch physikalische Untersuchungen vorgenommen hat. Sowohl im Gespräch A als auch im Gespräch B gab es insgesamt 84 Gesprächsschritte. Wenn wir die Anzahl der Gesprächsschritte des Arztes/der Ärztin bzw. des Patienten/der Patientin betrachten, kann man den Eindruck haben, es ist ein relativ ausgeglichenes, von niemandem stark geprägtes Gespräch. Anhand der Verteilung der Redebeiträge zwischen den Gesprächspartnern kann das in der Fachliteratur oft beschriebene asymmetrische Verhältnis im AP-Gespräch nicht beobachtet werden. Erst nach einer genaueren Analyse kann eine für beide Gespräche charakteristische, stark arztzentrierte Gesprächsführung nachgewiesen werden.

*9.2.2. Sequenzanalyse der Gespräche*

Neue Sequenzen wurden in beiden Gesprächen ausschließlich nur von dem Arzt/der Ärztin, also vom Experten initiiert. In der Gesprächsstruktur erschien diese Initiierung häufig in Form einer Vorsequenz: „Also, dann erzählen Sie bitte...“. Die Ebene der Sprechakte betrachtet, starteten die Experten eine neue Sequenz am häufigsten mit einer Frage („Wie nehmen Sie Ihre Medikamente?“), aber auch mit einem Vorschlag („Ich schlage dann ein anderes Medikament vor.“), einer Erklärung („Wissen Sie, es kann mehrere Gründe haben.“) oder mit einer einfachen Handlung. Das Rederecht ergriffen sie am häufigsten durch

Selbstwahl, oft durch Abbruch des Patienten/der Patientin. Es war interessant, wie die Beschwerdeexploration des Patienten/der Patientin ohne verbale Interaktion, einfach durch das Anlegen der Manschette des Blutdruckmessers abgebrochen wurde. Diese Bewegung des Arztes/der Ärztin führte in jedem Fall zum Abbruch der Beschwerdeexploration der Patient/innen.

Auf der Bedeutungsebene wurde mit einer neuen Sequenz eine Episode, entweder eine neue Hauptepisode oder eine neue Unterepisode gestartet. Blutdruck- und Pulsmessung sowie die Medikation waren Hauptepisoden in beiden Beispielgesprächen. Diese Episoden gaben einen inhaltlichen Rahmen zur Ausarbeitung der SKT-Komponente Identität - wahrgenommene Symptome, Laiendiagnose, angelehnt an Blutdruck- und Pulsmessung - und Kontrollierbarkeit, in Anlehnung an die Episode der Medikation. Die Episode der Medikation ermöglichte der Patientin im Gespräch A auch die SKT-Komponente „emotionelle und körperliche Auswirkungen der Krankheit“ zu äußern: „Ist es nicht zu viel (nämlich die verordneten Medikamente), ich *hasse* schon so diese Medikamente.“, oder später: „Ich lebe *nur noch durch Medikamente*...“. Im Gespräch B sprach der Patient über die Auswirkungen seiner jetzigen Beschwerde, der zu niedrigen Pulszahl, überhaupt nicht. Für ihn war die mögliche Ursache der niedrigen Pulszahl wichtig. Als Grund dafür nannte er das verschriebene Medikament, das er deswegen von selbst abgesetzt hat.

Nach der Feststellung der interaktiv ausgehandelten SKT in den Gesprächen A und B ergibt sich die Frage, wie weit die interaktive Ausarbeitung der SKT strukturell bestimmt ist, gibt es bestimmte Punkte in der Gesprächsstruktur, wo sie größeren Raum bekommen können, und andere, wo sie nicht geäußert werden können? Zur Beantwortung der Frage wurden Paarsequenzen in den zwei Gesprächen untersucht.

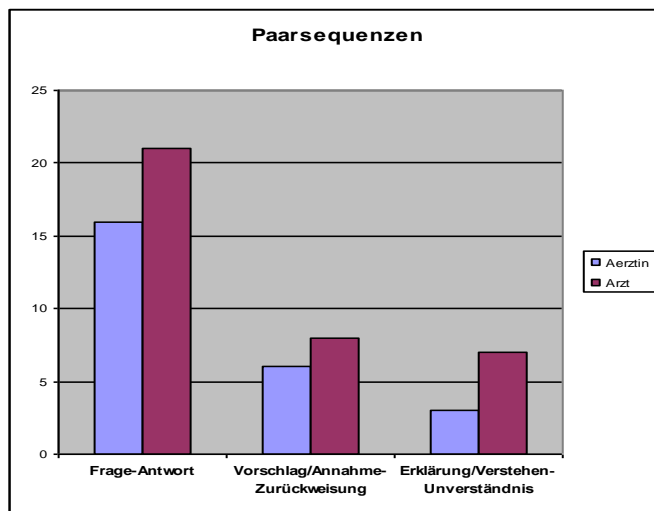


Abbildung 7

Am häufigsten kam die Paarsequenz Frage-Antwort vor, wo ganz wenig offene aber umso mehr geschlossene und gezielte Fragen gestellt wurden. Obwohl es in dieser Paarsequenz

strukturell den größten Raum für SKT gab, wurde diese Möglichkeit durch die sprachliche Form der Fragen begrenzt. In den Sequenzen, wo von dem Arzt/der Ärztin etwas vorgeschlagen oder erklärt wurde, konnte den geäußerten SKT eine besondere Funktion zugeordnet werden. Durch ihre Äußerung wurde nämlich fraglich, ob der ärztliche Vorschlag angenommen oder abgelehnt, ob die Erklärung verstanden/akzeptiert oder missverstanden/zurückgewiesen wurde:

<b>Gespräch A</b>
<b>(Ä)Vorschlag:</b> „Wir sollten also Frau Nagy die Medikation verändern, Sie müssen statt zweimal, die Medikamente dreimal am Tag nehmen.“
<b>(P) Reaktion:</b> „Ist es nicht zu viel, ich hasse aber diese Medikamente!“
<b>(Ä) Erklärung:</b> „Es ist zu viel, aber wir müssen ihn (den Blutdruck) unter 140 halten.“
<b>(P) Reaktion</b> „Ich lebe aber nur noch durch Medikamente“

Abbildung 8

Im Gespräch B reagierte der Patient auf die Erklärungen des Arztes zu den möglichen Ursachen des zu niedrigen Pulses immer wieder mit der Mitteilung „die Puls sank aber auf 60“, also einem wahrgenommenen Symptom. Er hat im Gespräch nie explizit die ärztliche Argumentation – die niedrige Pulszahl könnte auch Ergebnis von falscher Messung sein – bezweifelt. Er wiederholte aber immer wieder die Tatsache der niedrigen Pulswerte.

SKT scheinen also ein Mittel in der Hand der Patient/innen zu sein, sich gegen ärztliche Anordnungen oder Argumentationen zu wehren.

Mit der Äußerung von SKT vermeiden sie die offene Konfrontation mit dem Experten. Ihre negativen institutionellen Vorerfahrungen könnten einen Grund dafür sein. Mit subjektiven Äußerungen versuchen sie, dem professionellen Wissen des Experten „entgegenzuwirken“, und einen (subjektiven) Raum zu schaffen, wo sie sich in Bezug auf ihre Krankheit äußern können, ohne ärztliche Domäne zu betreten oder zu verletzen, wo ihr Laienwissen vom Experten nicht bezweifelt werden kann.

Diese Interpretation der Rolle von SKT benötigt aber weitere Untersuchungen. Die geäußerten SKT sollen in jedem weiteren Gespräch einzeln und detailliert analysiert werden, bis hin in ihre Mikrostruktur, ihre sprachliche Verwirklichung, um ein umfangreiches Bild von ihren Komponenten, ihrer Funktionalisierung und ihrem Darstellungsverfahren gewinnen zu können.

### 10. Schlussbemerkung

Anhand der bisherigen Ergebnisse der Forschung kann zusammenfassend festgestellt werden, dass jedes Gespräch von der Episode der Medikation geprägt wurde. Sowohl individuelle Patientenziele, als auch institutionell bedingte Ziele der Experten steuerten die Gespräche zur näheren interaktiven Bearbeitung der Medikation, wobei für andere Themen deutlich weniger Zeit verwendet wurde. Bei interaktiv ausgearbeiteten SKT herrschten die Komponente „Identität“ und „Kontrollierbarkeit“ vor, die mit den wahrgenommenen Symptomen und der Medikamenteneinnahme im Zusammenhang stehen. Diesen Komponenten wird seitens der Experten mehr Interesse gewidmet, als z.B. den sozialen Auswirkungen der Krankheit. Es hält bei einer arztzentrierten Gesprächsführung die Aushand-



lungsmöglichkeiten weiterer subjektiven Vorstellungen der Patient/innen in Grenzen: bestimmt u.a. die Gesprächssequenzen, die Länge der Redebeiträge und die Art und Weise der Sprecherwechsel.

Obwohl die medikamentöse Therapie Kernstück der Behandlung von Hypertonie ist, und es auch sprachlich in den AP-Gesprächen nachweisbar war, können aus der medizinischen Statistik folgende Angaben zitiert werden: „der Anteil der erfolgreich behandelten Hypertonikern liegt nur bei 4 – 27%...“ (Hiptónia: *Háziorvos Továbbképző Szemle* 2: 34. 1997. 25) Als Hauptgrund dafür nennen die Fachleute die nicht entsprechende Medikamenten-Compliance der Hypertoniker. Wie linguistische Methoden zum Verstehen dieser negativen Statistik der Medikamenteneinnahme bei Hypertonikern beitragen können, bleibt auch im Nachhinein Hauptansatz der weiteren Forschungen.

### Literatur

BALCK – PREUSS 2008

BALCK, Friedrich – PREUSS, Michael: Die unterschiedliche Wahrnehmung und kognitive Repräsentation von Erkrankungen. *Wissenschaftliche Zeitschrift der TU Dresden* 57, Heft 3-4. 2008.

BIRKNER 2006

BIRKNER, Karin: Subjektive Krankheitstheorien im Gespräch. *Gesprächsforschung* Ausgabe 7. 2006. 1. [www.gepraechsforschung-ozs.de](http://www.gepraechsforschung-ozs.de)

CLARKE – ARGYLE 1997

CLARKE, D. D. – ARGYLE, M.: Beszélgetési szekvenciák. In: *Nyelv, Kommunikáció, Cselekvés*. Szerk. PLÉH Csaba – SÍKLAKI István – TERESTYÉNI Tamás. Budapest, OSIRIS KIADÓ, 1997. 565-602.

WÜSTNER 2001

WÜSTNER, Kerstin: Subjektive Krankheitstheorie als Gegenstand der genetischen Beratung am Beispiel des Wiedemann-Beckwith-Syndroms. *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie* 51. 2001. 308-319.

# **DIE WECHSELBEZIEHUNG ZWISCHEN TERMINOLOGIE UND WISSENSREPRÄSENTATION IN DERMATOONKOLOGISCHEN TEXTEN**

ANDRÁS SZELÉNYI  
Universität Pécs, Ungarn

## **1. Einleitung**

Die genaue Beobachtung und fachgerechte Beschreibung und Darstellung von Phänomenen war immer eine Aufgabe, bei der man vielerlei Aspekte zu berücksichtigen hatte. Diese Notwendigkeit besteht schon seit den frühen Anfängen der Entdeckung von naturwissenschaftlichen Erscheinungen und der Entstehung von terminologischen Systemen in der Medizin. Der Entstehungsprozess von Termini hat diachronisch gesehen ununterbrochen sich umwandelnde Schwerpunkte. Eine neu eintretende Untersuchungsebene von naturwissenschaftlichen Phänomenen, wie zum Beispiel die pathologische Zellwucherung, die die Anwendung eines und mehrerer neuen Verfahren ermöglicht, bringt eine tiefgreifende Umwandlung im terminologischen Bereich mit sich (Bösze 2001: 2).

## **2. Terminologie**

### ***2.1. Traditionelle Wege der Terminologie***

Die ersten Versuche der Darstellung von medizinischen Kenntnissen stammen aus dem Altertum. Als einige der bekanntesten Beispiele gelten die Fachwörter „onkosz“ und „karcinosz“, mit Hilfe dieser beschrieb Hippokrates das Phänomen der Zellwucherung, und zwar auf der Hautoberfläche der Betroffenen. Als Fachmann beobachtete er eine Erscheinung, bei der gewisse Merkmale des Zeichengegenstandes wie Form oder Struktur wahrgenommen wurden. Diese Informationen wurden in Form der Charakteristik festgelegt (Hymes 1995: 101). Als nächster Schritt wurde dieses neue Wissen mit schon bekannten und beschriebenen Phänomenen in Form von verankertem Wissen und vorliegenden Vorkenntnissen verglichen (Székely 2007: 318). Die neu beobachteten Merkmale wurden nach gewissen Aspekten kategorisiert (Hymes 1995: 90-91), besonders die typischen und eigenartigen Merkmale bekamen eine größere Aufmerksamkeit. Mit Hilfe der zur Beschreibung ausgewählten Eigenschaften wurde ein Terminus gestaltet. Dieses Fachwort musste in die eventuell schon vorhandene Terminologie des gegebenen Fachbereiches eingefügt werden, was gegebenenfalls die Modifizierung des provisorischen Fachwortes induzierte. Der Terminus konnte schon als festgelegtes Fachwort eines Fachbereiches (zum Beispiel Anatomie) beziehungsweise zu diagnostischen oder therapeutischen Zwecken angewendet werden.

### ***2.2. Wichtige Merkmale der Terminologie***

Die Terminologie gilt als Form der Wissensrepräsentation. In einem Terminus wird das Wissen in unterschiedlichem Maß dargestellt. Aus der Charakteristik des Zeichengegenstandes wird und kann höchstens ein Bruchteil angewendet werden, wie zum Beispiel Gestalt, Struktur, Konsistenz, Substanz, Farbe, Beschreibung der Oberfläche wie Muster und

Formation, räumliche Anordnung oder Kopplungen zu anderen Entitäten und Kopplungstyp. Die Merkmale können also nicht oder mindestens schwierig „in verdichteter Form“ verwendet werden, es werden aus diesen einige oder eines ausgewählt. Als Ausnahme gilt die Benennung mit Hilfe von Analogie oder Metapher, wo die obigen Eigenschaften nicht direkt, auf morphologischer Ebene des Fachwortes, bloß verborgen, nach einer Interpretation erscheinen. Ein Fachwort ist auch generalisiert, er muss auf der ganzen Welt allgemeingültig benutzt werden können. Er muss immer mehr den Zwecken mehrerer Fachbereiche dienen, muss also fächerübergreifend geprägt sein. Ein Terminus muss präzise und korrekt sein. Die Terminologie stellt einen synchronen Zustand dar. Die Terminologie widerspiegelt den aktuellen Stand der Sprache, das Niveau der Wissenschaft des Zeitalters, in dem sie gestaltet wurde, eventuell die Persönlichkeit, den persönlichen Sprachgebrauch und die Phantasie des Gestalters und auch die Entfernung von den Laienkenntnissen, dadurch den Maß der Abgrenzung von der Außenwelt.

### **3. Untersuchungsmaterial**

Den Gegenstand der Untersuchung bilden deskriptive Texte aus dem Fachbereich der Dermatoonkologie, bei der pathologische Zustände und Prozesse der Zellwucherung der Haut dargestellt werden. Die Texte basieren auf Zuständen und Vorgängen, die auf makroskopischer, also mit bloßem Auge beobachtbarer, mikroskopischer-histologischer und zellulärer-molekularer Ebene untersucht und dargestellt werden. Der Korpus enthält ungefähr 60 Texte.

### **4. Terminologische Charakteristik**

#### **4.1. Makroskopische Ebene**

Auf der Untersuchungs- und Darstellungsebene, die mit freiem Auge gewonnenen Angaben operiert, haben die morphologischen und topologischen und im Allgemeinen die äußeren Eigenschaften eine entscheidende Rolle. Der dynamische Vorgang der Zellproliferation wird terminologisch gesehen wie ein Foto, statisch dargestellt. Die Zahl der identifizierbaren und voneinander abgrenzbaren „Entitäten“ ist niedrig, außerdem ist die Möglichkeit der Differenzierung dieser voneinander relativ beschränkt. Aus der Terminologie ist eine minimale Kopplung der Faktoren abzulesen, sie sind terminologisch gesehen fast völlig unabhängige Mitspieler. Wichtig ist es, dass die Beobachtung und Beschreibung auf diesem Feld schon seit mehreren Jahrtausenden läuft, was an der theoretisch allgemeinen visuellen Zugänglichkeit eines Hautkrebses liegt. Diese Schicht der Terminologie kann zurzeit als verankert betrachtet werden.

#### **4.2. Mikroskopisch-histologische Ebene**

Diese Untersuchungs- und Darstellungsebene hat wegen der nötigen Hilfsmittel wie der Mikroskop oder Gewebeschnitte eine viel kürzere Geschichte. Bei dieser Ebene werden ebenso Formen, Struktur und räumliche Anordnung in Betracht gezogen. Ein fotomäßiger Gewebeschnitt wird als statisches Foto beschrieben. Auf dieser Ebene gibt es schon mehrere Faktoren, deren Differenzierung voneinander viel einfacher ist. Infolge der beschränkten Zugänglichkeit dieser Untersuchungen ist für diese terminologische Schicht ein gewisser Abstand von den Laienkenntnissen charakteristisch. Die Termini gelten zurzeit als überwiegend verankert.

### **4.3. Zelluläre-molekulare Ebene**

Dieses zeitlich neueste Feld bringt bedeutende Änderungen im terminologischen Bereich mit sich; die früher im Vordergrund stehenden morphologischen und topologischen Elemente werden von den funktionellen Merkmalen und der Betonung der Verbindungen der vielen, voneinander differenzierbaren Faktoren verdrängt. Diese Elemente verfügen über eine Kopplungsstruktur, für die ist eine ausgedehnte Vernetzung charakteristisch, was auch in der Terminologie zu beobachten ist. Infolge der äußerst speziellen Voraussetzungen dieser Untersuchungen ist die Zugänglichkeit dieser Ebene besonders beschränkt. Prozesse können nur seit Jahrzehnten in dieser Form beobachtet werden, deswegen zeigt die angewandte Terminologie einen teils provisorischen Zustand.

### **4.4. Terminologie im Wandel**

Es ist festzustellen, dass die Visualisierung der darzustellenden Prozesse mit der Zeit von der terminologischen Ebene auf verschiedene Darstellungsverfahren wie zum Beispiel zweidimensionelle oder räumliche, dreidimensionelle Modelle versetzt wurde (Kopper-Marcsek-Kovalszky 1997: 130), wodurch die angewandte Terminologie der neueren Forschungen immer weniger deutliche und eindeutige Informationen für Nicht-Experten enthält. Diese Umwandlung kann nicht unbedingt als eine bewusste Abgrenzung von der Laienwelt bewertet werden, viel mehr als Konsequenz der Anforderungen der modernen wissenschaftlichen Forschung. Die Fachwörter der molekularen Forschungen konzentrieren sich immer mehr auf die funktionelle Charakteristik der Entitäten der beschriebenen Vorgänge (Kopper-Tímár 2007: XI). Für ebenso wichtig werden die Verbindungen, Beziehungen und Interaktionen der „Mitspieler“ gehalten (Kopper-Tímár 2007: XIII, **Pongor 2005: 419**), wodurch die Darstellung der Phänomene in Form eines dynamischen Netzwerkes realisiert wird (Kopper-Marcsek-Kovalszky 1997: 11, Kopper-Tímár 2007: XIII). Die früheren fotomäßigen, statischen Darstellungen wurden von ständige Aktivität aufweisenden, dynamischen Beschreibungen verdrängt. Diese Dynamik ist jedoch auf terminologischer Ebene im Allgemeinen nicht zu sehen, sie versteckt sich hinter nur für „eingeweihte“ Experten verständliche Kombinationen von Buchstaben und Ziffern in Form von Mosaikwörtern und Akronymen (Vincze 2007: 371, Keresztes 2003: 174, Murányiné 2009). Als allgemeine Entwicklungsrichtung der gegenwärtigen Forschungen gilt die intensive Anwendung des Englischen; Latein und Griechisch und die Nationalsprachen bleiben im Hintergrund (Bösze 2001: 2, Keresztes 2003: 174). Mit der zellulären oder molekularen Forschung steigt die dargestellte Datenmenge erheblich (Kopper-Marcsek-Kovalszky 1997: 11, Bösze 2001: 2), was die Gestaltung einer logisch aufgebauten, rigorosen Terminologie benötigt. Eine wichtige Tendenz ist, dass Termini immer weniger autonom sind, sie funktionieren immer mehr als „Zahnrad“ eines deskriptiven Sprachsystems.

### **5. Umstände und Konsequenzen der neuen, gegenwärtigen Forschungen**

Die zelluläre und molekulare Forschung gehören zur „neuen Wissenschaft“, in diesem Bereich kommt es kontinuierlich zu neuen Entdeckungen und Erkenntnissen. Ein Teil dieser erweist sich jedoch als umstritten oder falsch (Kopper-Marcsek-Kovalszky 1997: 11,12, Kopper-Tímár 2007: 222), die Ergebnisse gelten also manchmal als provisorisch (Kopper-Tímár 2007: XIII), deswegen bleibt der Anwendungsbereich der neuen Erkenntnissen häufig eingeschränkt. Die neuesten Forschungsergebnisse können als die neueste Kenntnis-

schicht eines gegebenen Fachbereiches betrachtet werden. Die immer mehr durch internationale Zusammenarbeit gekennzeichnete Forschung schreitet mit großem Tempo voran, die Forschungsergebnisse müssen in einer schnell verfügbaren Form festgelegt werden (Murányiné 2009). Der Zeitraum zwischen dem Eintritt der einzelnen Untersuchungsebenen ist historisch gesehen immer kürzer, es steht immer weniger Zeit zur Festlegung der terminologischen Schicht einer neuen, revolutionären Untersuchungsebene zur Verfügung (Kopper-Marcsek-Kovalszky 1997: 11). Auch dieser Zeitmangel zwingt die Terminologie in die neue Richtung (Ziskáné 2007: 387-388). Die mit Hilfe der nationalen Sprachen oder der traditionellen Sprachen der Terminologie durchgeführte Benennung hat keine oder mindestens wenig Chance. Die Fachwörter müssen nicht mehr die Nicht-Experten in die Wissenschaft „einweihen“, sie dienen eher zum Zweck des schnellen und möglichst reibungslosen Informationsaustausches innerhalb der Diskursgemeinschaft (Ziskáné 2007: 385) und der schnelleren, einheitlichen und effektiven Durchführung von diagnostischen und therapeutischen Tätigkeiten. Als Konsequenz dieser Entwicklungen bleiben die neueren Ergebnisse vor den Laien und den Quasi-Experten, wie zum Beispiel vor Vertretern von anderen medizinischen Fachbereichen mehr oder weniger versteckt, deshalb ist der Kreis der Anwender ziemlich beschränkt. Dieses neue Wissen wird immer mehr privilegiert, die betroffenen Fachleute müssen sich immer mehr spezialisieren, als Konsequenz entstehen neue, interdisziplinäre Fachbereiche mit einem exklusiven Kreis von Experten.

## 6. Die neuen Wege der Terminologie

Die gegenwärtige Wissenschaft und die Terminologie wenden sich inwärts, aber nicht willkürlich und zwecklos. Die neue, sich in permanenter Umwandlung entfaltende Terminologie der Dermatoonkologie und der molekularen oder noch neueren Forschungen ist durch grundlegende Änderungen gekennzeichnet, die durch die derzeitigen technischen, technologischen, methodischen, kommunikativen, diagnostischen und therapeutischen Bedingungen, Möglichkeiten und Notwendigkeiten motiviert sind. Als unmittelbare Folge dieser Neuigkeiten kommt die Terminologie aus dem alten, manchmal poetischen Rang in einen fast algebräischen Zustand.

## Literatur

BŐSZE 2001

BŐSZE Péter: Visszapillantás és bevezető gondolatok. Magyar Orvosi Nyelv 1. 2001. 2.

HYMES 1995

HYMES, Dell: A nyelv és a társadalmi élet kölcsönhatásának vizsgálata. In: Nyelv, kommunikáció, cselekvés. Szerk. PLÉH Csaba – SÍKLAKI István – TERESTYÉNI Tamás. Budapest, NEMZETI, 1995. 86-132.

KERESZTES 2003

KERESZTES Csilla: Az angol nyelv hatása a magyar szakmai nyelvre. In: A XII. Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus kiadványai III. Szerk. TÓTH Szergej. Szeged, 2003. 172-176.

---

KOPPER-MARCSEK-KOVALSZKY 1997

KOPPER László – MARCSEK Zoltán – KOVALSZKY Ilona: *Molekuláris medicina*. Budapest, MEDICINA, 1997.

KOPPER-TÍMÁR 2007

KOPPER László – TÍMÁR József: *Molekuláris onkológia*. Budapest, SEMMELWEISS, 2007.

MURÁNYINÉ

MURÁNYINÉ Zagyvai Márta: *A „Kurzwort” a magyarban*. (absztrakt), Magyar Alkalmazott Nyelvészeti Kongresszus, Eger, 2009.

PONGOR 2005

PONGOR Sándor: A molekuláris biológia ismeretábrázolási problémái, Magyar Tudomány 4. 2005. 418-425.

SZÉKELY 2007

SZÉKELY Gábor: Szemantikai elméletek, szóhasználat, nyelvtanulás, filozófia. In: *Nyelvelmélet-nyelvhasználat*. Szerk. GECSŐ Tamás – SÁRDI Csilla. Budapest, TINTA, 2007. 315-319.

VINCZE 2007

VINCZE Katalin: Szórővidülések a német és a magyar nyelvben. In: *Nyelvelmélet-nyelvhasználat*. Szerk. GECSŐ Tamás – SÁRDI Csilla. Budapest, TINTA, 2007. 371-377.

ZISKÁNÉ 2007

ZISKÁNÉ Kiczenko Katalin: A regionális gazdaságtan magyar nyelvű terminológiájának létjogosultsága. In: *Nyelvelmélet-nyelvhasználat*. Szerk. GECSŐ Tamás – SÁRDI Csilla. Budapest, TINTA, 2007. 385-389.

# SPRACHLICHE MERKMALE DER SMS-KOMMUNIKATION IM DEUTSCHEN

MIHÁLY HARSÁNYI  
Hochschule Eger, Ungarn

## 1. Einleitung

Die Behauptung, dass die Kommunikation via Handy für den Menschen des 21. Jahrhunderts eine immer wichtigere Rolle spielt, lässt sich leicht beweisen: In Deutschland gibt es z. B. statistisch gesehen bereits mehr Mobilfunkanschlüsse als Einwohner.<sup>1</sup> Die Kunden benutzen ihre Handys nach Angaben der Telekommunikationsbranche nach der Telefonie am häufigsten zum Verschicken von Kurznachrichten, sogenannten SMS.<sup>2</sup> Die Deutschen tun sich natürlich auch in dieser „Sportart“ hervor: 2008 haben sie 29,1 Milliarden SMS in deutschen Mobilfunknetzen versendet.<sup>3</sup> Die rasche Entwicklung neuer Kommunikationsformen konnte selbstverständlich auch von der wissenschaftlichen Forschung nicht außer Acht gelassen werden. Elektronische Medien gelangen neuerdings immer mehr ins Zentrum des wissenschaftlichen Interesses und Austausches. In den letzten Jahren sind zahlreiche Studien erschienen, die sich mit der Beschreibung der Eigentümlichkeiten der Kommunikation befassen, welche die neuen Medien wie Fernsehen, Computer und Mobiltelefon ermöglichen. In diese Reihe möchte sich auch der vorliegende Beitrag stellen, in dem der Versuch unternommen wird, die sprachlichen Eigentümlichkeiten der SMS-Kommunikation im Deutschen mit Hilfe konkreter Beispiele exemplarisch darzustellen. Während der Untersuchungen wird auf die Ergebnisse der Fachliteratur Bezug genommen, sowie auf eigene Beobachtungen. Diese beruhen auf der Auswertung eines ca. 1500 Kurznachrichten enthaltenden online SMS-Korpus.<sup>4</sup> Die in der Studie vorkommenden Textbelege wurden – falls nicht anders gekennzeichnet – in dieser Datenbank recherchiert.<sup>5</sup>

## 2. Sprachliche Merkmale der SMS

Als Einstieg in die Problematik sehen wir uns mal folgende SMS an:

*Sorry.muss lernen.no 2u.hdg.*

*Mandy*<sup>6</sup>

Versuchen wir mal, uns vorzustellen, wie diese Botschaft vor 20 Jahren ausgesehen hätte, als es noch keine SMS gab:

*Du, tut mir echt Leid, dass ich nicht zu dir kommen kann, aber ich muss noch lernen.*

*Ich habe dich sehr gerne, deine Mandy*<sup>7</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. COMPBOARD

<sup>2</sup> Vgl. HEISE ONLINE

<sup>3</sup> Vgl. DERWESTEN

<sup>4</sup> Vgl. SMS-KORPUS

<sup>5</sup> Die aus dem SMS-Korpus stammenden Belege werden in der originalen Schreibweise wiedergegeben.

<sup>6</sup> SCHIFFEL

<sup>7</sup> Ebd.

Schon auf den ersten Blick kann festgestellt werden, dass SMS durch ein hohes Maß an sprachlicher Ökonomie gekennzeichnet sind. Die Benutzer versuchen die in den Standard-SMS zur Verfügung stehenden 160 Zeichen optimal auszunutzen, sie platzieren in diesen 160 Zeichen so viele Informationen wie möglich.

### 2.1. Orthographische und grafostilistische Merkmale

Als allgemeines Merkmal kann die hohe Toleranz gegenüber Fehlern herausgestellt werden. Worin manifestiert sich das?

- **Weglassung der Satzzeichen** (insbesondere des Punktes und des Kommas)  
*OCH LOS SCHATZI KOMM DOCH MIT ZUM SCHWIMMEN OK SONST  
WÄR ICH VOLL TRAUIG BITTE BITTE SCHREIB MIR ODER RUF AN  
OB DU KOMMST H.D.G.G.G.G.G.G.L SIMI*

Eine vollständige oder teilweise Weglassung der Satzzeichen ist nach Schlobinski für ca. einen Drittel der SMS typisch.<sup>8</sup>

- **Häufige Weglassung des Leerschritts.** Die Funktion der optischen Trennung wird oft durch die initiale Großschreibung der Wörter übernommen.  
*RosenFürEinenLiebenMenschenDenIchNieMehrVerlierenMag!Riesenknutsch  
vom Knüti*

Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang der erste SMS-Gottesdienst, der am 3. Mai 2001 in Hannover stattfand.<sup>9</sup> Während des Gottesdienstes wurden den registrierten Benutzern sechs SMS (Begrüßung, Bibeltext, Predigt, Fürbitten-Gebet, Vaterunser und Segen) versandt. Zur Textübermittlung des Vaterunsers wurden zwei SMS gebraucht:

- |   |   |
|---|---|
| 1. VaterUnserImHi<br>mmel.GeheiligtW<br>erdeDeinName.<br>DeinReichKomme.<br>DeinWilleGeschehe.<br>WieImHimmelSo<br>AuchAufErden.Un<br>serTägliche<br>sBrotGibUnsHeut<br>e.UndVergibUnsU<br>nsereSchuld. | 2. WieAuchWirVerg<br>ebenUnsernSchul<br>digern.UndFühre<br>UnsNichtInVe<br>rsuchung,Sonder<br>nErlöseUnsVonD<br>emBösen.DennDe<br>inIstDasR<br>eichUndDieKraft<br>UndDieHerrliche<br>itInEwigkeit.Amen. |
|---|---|

Auch an diesem Text ist der Sinn der **initialen Großschreibung** gut zu erkennen, u. z. die Ersparung des Leerzeichens und die optische Trennung der Wörter, und das nicht nur bei Substantiven.

Das obige Beispiel illustriert anschaulich, wie spezielle technische Möglichkeiten einer neuen Kommunikationsform die Benutzer motivieren können, von der bestehenden Norm abzuweichen.

<sup>8</sup> Vgl. SCHLOBINSKI 2001, S. 9.

<sup>9</sup> Vgl. ebd., S. 9ff.



Die Verwirklichung der Idee des SMS-Gottesdienstes ist umso merkwürdiger, als die Kirche an sich als konventionelle Institution gilt. Trotzdem ist sie bereit, sich solcher 'unorthodoxen' Mittel zu bedienen, um den besonderen Reiz der neuen Kommunikationsmittel auf Jugendliche in ihren Dienst zu stellen.<sup>10</sup>

- **Gebrauch verschiedener Schreibkonventionen – konsequente Klein- oder Großschreibung**

Wegen der eingeschränkten Eingabemöglichkeiten der Handys ist es eine mühsame Arbeit, sich an die amtlichen Regeln der Groß- und Kleinschreibung zu halten. Das gilt verstärkt für die deutsche Sprache, in der nicht nur die Eigennamen, sondern auch alle Substantive schlechthin großgeschrieben werden. Darum kommt es sehr häufig – nach Angaben von Schlobinski in 60 % der Fälle – zu einer derartigen Abweichung von der Norm.<sup>11</sup>

*HI NADINE!HAST DU EIGENTL:FRAU HÖRMANN'S  
HANDYNR?KANNSTE MJIR MAL SCHICKN?VIELE GRÜßE  
VON MAIKE*

*muß gleich auf geburtstag, habe auch schon aufgegeben, dich anzurufen.  
versuche es morgen abend nochmal*

**Die satzinitiale Großschreibung** ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Bestrebung motiviert, die Sätze optisch voneinander zu trennen. Auf die Großschreibung der übrigen Substantive wird kein Wert gelegt.

*Eine mail schicke ich dir ins handy rein,denn ich möchte nicht vergessen  
sein.Doch lieber möchte ich ins herzen stehen,denn's handy könnt verloren  
gehen!*

**Die teilweise Großschreibung** der Substantive entbehrt scheinbar jeder Logik. Dabei liegt aber die Vermutung nahe, dass dem Benutzer von Zeit zu Zeit die Idee „aufblitzt“, normgerecht zu schreiben.

*Nee,der is nich da...aber bestimmt andere tolle Knaben.julia und ich liegen  
grade am strand und hören city of angels.viele abendsonnengrüße,hdl*

Eine der Chat-Kommunikation ähnliche kommunikative Funktion kann der **durchgehenden Großschreibung einzelner Wörter** zugeschrieben werden. In der Etikette des Chats, der sog. „Chatikette“, wird das als energischer Ausruf oder gar Schrei interpretiert.<sup>12</sup>

*ÜBERRASCUNG!Ich weiß ja nich ob du das schon weißt,aber im februar  
läuft The Sain fernsehen!rate mal was ich mache.ich nehme den film natürlich  
auf.hdl<sup>13</sup>*

<sup>10</sup> Vgl. INSIDE-HANDY.DE

<sup>11</sup> Vgl. SCHLOBINSKI 2001, S. 7

<sup>12</sup> Vgl. SCHLOBINSKI 2001, S. 7.

<sup>13</sup> Die Hervorhebungen in den Belegen stammen von mir [Harsányi].

Die Regeln der Groß- und Kleinschreibung beachten Untersuchungen zufolge vorwiegend die Über-Dreißigjährigen.<sup>14</sup>

• **Smileys und sonstige grafostilistische Mittel (Emoticons)**

Grafostilistische Mittel haben die Funktion, die Gefühle der Benutzer mit Hilfe typografischer Zeichen zu widerspiegeln. Als eine Art Metakommunikation erleichtern sie die Dekodierung der sprachlichen Zeichen und unterstreichen ihre informelle Funktion.

*@--))----dies ist eine digitale Rose! Sie welkt nicht und du brauchst sie nicht zu gießen. Lösche sie nicht, denn sie erinnert dich an den, der sie dir schenkte!*

*WARUM HAST DU MICH NICHT ANGERUFEN, DU HAST'S  
VERSPROCHEN >:-(*

Es werden mehr als 80 sog. **Emoticons** unterschieden. Von diesen wird der Standardsmiley am häufigsten verwendet (52 %), relativ verbreitet ist noch der „traurige“ Smiley, während andere Varianten nur selten vorkommen.<sup>15</sup>

:~))	übergelücklicher Smiley	;~)	blinzelnder Smiley
:-/	skeptischer Smiley	=-:(	Punk-Smiley
:O	schreiender Smiley	:-Q	rauchender Smiley
:-D	laut lachender Smiley	(:-D	großmäuliger Smiley
:->	zynischer Smiley	:*)	betrunkenener Smiley
:-l	gleichmütiger Smiley	-0	schnarchender Smiley
:-(	trauriger Smiley	(:-...	Smiley mit Liebeskummer
:'-)	weinender Smiley	:-)=	Smiley mit Bart
.'-)	vor Freude weinender Smiley	B:-)	Smiley mit Sonnenbrille am Kopf

Tabelle 1: Einige Smiley-Varianten

Bezüglich der Verwendung grafostilistischer Mittel zeigen sich auch Generationsunterschiede. Während die Generation der 20-er die verschiedenen Smileys bevorzugt, mögen die Teenager die vom Internet heruntergeladenen komplexen Bilder und Animationen am meisten.

Zu den grafostilistischen Mitteln gehören des Weiteren die sog. **Asterisken**, die zur Trunkierung der Wörter dienen. Sie stammen ebenfalls aus der Chatkommunikation.

Wenn ich eine Gestalt auf dieser Erde töten könnte, dann würde ich B.D.  
töten. :-) **\*freu\***

## 2.2. Abkürzungen und Kurzwörter

Ihre hohe Frequenz lässt sich damit erklären, dass das Schreiben am Handy relativ kompliziert ist. Es gibt nur eine begrenzte Anzahl von Tasten, darum muss man eine Taste mehrmals drücken, um einen Buchstaben einzugeben. Abkürzungen helfen uns, dieses Problem zu beseitigen. Die SMS-spezifischen Abkürzungen können in drei Gruppen eingeteilt werden.

<sup>14</sup> Vgl. SCHLOBINSKI 2001, S. 8.

<sup>15</sup> Vgl. ebd., S 11.

a. Einige von ihnen sind **traditionell und alltäglich**, z. B.:

*u. a. (unter anderem), AB (Anrufbeantworter), Nr. (Nummer).*

b. In der zweiten Gruppe können Abkürzungen erwähnt werden, die aus der **Chatkommunikation** übernommen sind:

*guk (Gruß und Kuss), hdgdl (hab dich ganz doll lieb), 8ung (Achtung) und gn8 (gute Nacht).* c. In die dritte Gruppe kommen die **Ad-hoc-Abkürzungen** (sie werden von den Schreibern frei verwendet), wie z. B.:

*e (ein), f (für), b (bei), u (und), zw.durch (zwischen durch).*

Zur Problematik der Kurzwörter zähle ich im weiteren Sinne die **Tilgung bestimmter Laute**. Wortfinale und wortinitiale Tilgungen (z. B. *freu, nich, is, ne*) finden sich in den SMS massenweise, aber **Assimilationen** (*wars, haste, biste*) und **Reduktionen** (*sehn, müssen*) sind auch keine Seltenheit.<sup>16</sup> In den letzten beiden Fällen handelt es sich eindeutig um die Wirkung der gesprochenen Umgangssprache. Laut Statistik enthalten 40% der SMS Abkürzungen, aber  $\frac{3}{4}$  der Abkürzungen beschränken sich auf die drei häufigsten Grußformeln, nämlich *lg = liebe Grüße, hdl = hab dich lieb* und *mb = mail back*.<sup>17</sup>

*Hi du danke schön für dein geschenk werde dich ganz mega doll vermissen hoffe du hast dich über mein geschenk gefreut vergiss mich nicht deine clädy HDGDL*

Mit nur 12 % Vorkommenshäufigkeit ist die Zahl der aus dem Englischen stammenden Abkürzungen relativ niedrig, am häufigsten handelt es sich dabei um *SMS, ok* und *cu*.

### Fehler

Der überwiegende Teil der Fehler sind **Flüchtigkeitsfehler**. Sie hängen mit dem Medium zusammen (man vertippt sich leicht), sie kommen durch Zeitdrang zustande. Man hat nämlich keine Möglichkeit oder – noch häufiger – Bereitschaft, den Text der Kurznachrichten zu überprüfen. Fehler solcher Art wären in dieser Größenordnung im traditionellen Briefverkehr unvorstellbar.<sup>18</sup>

*Foreigner sind doch die wo nicole mal schlagzeug gespielt hat.ode4r ar das kelly family?hihi.ich will auch sonne sonst geht nix.bis bald*

### 2.3. Syntaktische Merkmale

SMS sind durch eine große Zahl syntaktischer Ellipsen gekennzeichnet.<sup>19</sup> Unter syntaktischen Ellipsen verstehen wir folgende Fälle:

- **Eine Weglassung des Subjekts**, und besonders des in Subjektrolle stehenden Personalpronomens: *FAND'S AUCH S. SCHÖN*. Das ist der häufigste Typ, es ist vorwiegend für die 1. Person Singular charakteristisch. In diesem Zusammenhang zeigt sich eine große Ähnlichkeit zwischen Telegramm und SMS. Für beide ist die Bestrebung nach sprachlicher Sparsamkeit typisch. Da dem Adressat der Absender des Teleg-

<sup>16</sup> Vgl. DÜRSCHIED 2002, S. 108.

<sup>17</sup> Vgl. HAUCK

<sup>18</sup> Auch im Vergleich zu den E-Mails enthalten SMS mehr Rechtschreib- und Tippfehler, vgl. DÜRSCHIED 2002, S. 104.

<sup>19</sup> ANDROUTSOPOULOS–SCHMIDT 2002

ramms oder der SMS i. Allg. bekannt ist, kann das Subjekt als redundante Information weggelassen werden.

- **Tilgung der Determinative:** *URLAUB WAR TOTAL SPITZE*
- **Eliminierung des Finitums:** *Bei dir oder bei mir?*
- **Tilgung des Hilfsverbs:** *Ich dich besuchen? HEUTE LARA CROFT GUCKEN?*

Man kann des Weiteren folgende syntaktische Merkmale der SMS herausstellen: Die Frequenz der **Stirnsätze** ist sehr hoch. Die erste Stelle im Satz ist häufig durch das Finitum besetzt, was wiederum mit der Tilgung des Subjekts zusammenhängt.

*hallofini, wollte nur noch mal kurz tschüs sagen, bevor wir das land verlassen.  
kommen montag wieder. Treffen wir uns nächste woche? Liebe grüße von bine*

Unter quantitativem Aspekt kann folgende syntaktische Eigentümlichkeit erwähnt werden: In den untersuchten SMS konnten vorwiegend **kurze Sätze mit relativ einfacher syntaktischer Struktur** gefunden werden. Die Kürzung der Satzlänge ist übrigens ein Phänomen, das seit dem 19. Jh. für die Entwicklung der deutschen Literatursprache charakteristisch ist.

#### 2.4. Lexikalische Merkmale

In Anlehnung an Schlobinski kann behauptet werden, dass die SMS-Kommunikation – bis auf Abkürzungen wie *guk, hdgdl* usw. – über keinen selbstständigen, spezifischen Wortschatz verfügt.<sup>20</sup> Es handelt sich dabei um eine schriftlich manifestierte Form der gesprochenen Sprache. Im lexikalischen Sinne unterliegt die SMS-Sprache Einflüssen der gesprochenen bzw. Jugendsprache sowie der Telefon- und Chatkommunikation. Die Frequenz der **Vulgarismen** und **Regionalismen** ist niedrig. In den SMS-Korpora können **Anglizismen** häufig belegt werden, aber sie beschränken sich auf die häufigsten Grußformeln wie *hi, hey, hello, hey-ho* und *hy*.

**Lautnachahmende Wörter** treten nur vereinzelt auf; sie haben expressiven Charakter und sind nonverbale Ausdrucksmittel bestimmter Verhaltensweisen.

*Juhu! Ich freu mich schon auf mittwoch, weil ich n määdchen bin. Miri  
Buaaaaaahhhhhh!!! Ich will dir fressen!*

Nach englischem Muster kann auch im Deutschen der Gebrauch von **Textonymen** beobachtet werden. Nach der Textonym-Logik bedeutet das Wort *book cool*, das deutsche Wort *hast* meint dagegen *Gast*. Wie ist das denn möglich? Das hängt mit einer neuen Handy-Zusatzfunktion zusammen. Ein integriertes Wörterbuch soll die Texteingabe auf der Telefontastatur erleichtern. Von der Software werden aber immer die statistisch häufigsten Buchstabenkombinationen angeboten, im gegebenen Fall *hast* statt *Gast*. Unter den Jugendlichen<sup>21</sup> in England hat sich die Textonym-Logik merkwürdigerweise nicht nur in den Kurznachrichten, sondern auch in der gesprochenen Sprache verbreitet.<sup>22</sup>

<sup>20</sup> Vgl. SCHLOBINSKI 2001, S. 22ff.

<sup>21</sup> Im Zusammenhang mit den Jugendlichen verwendet Höflich den Begriff „Handy-Generation“, vgl. HÖFLICH 2001.

<sup>22</sup> Vgl. KOESCH

### 3. Schluss

Im vorliegenden Beitrag wurden die sprachlichen Merkmale der SMS-Kommunikation untersucht. Wie die Ergebnisse zeigen, mischen sich in der Sprache der elektronischen Kurznachrichten verschiedene Elemente der schriftlichen und mündlichen Kommunikation, sowie Merkmale anderer elektronischer Medien.

Anhand konkreter Korpusbeispiele konnte beobachtet werden, wie sich sprachliche Ökonomie auf verschiedenen Ebenen der SMS widerspiegelt: in der Rechtschreibung, auf der Ebene der Wörter und Sätze.

Die linguistische Erforschung elektronischer Medien kann auf eine relativ kurze Vergangenheit zurückblicken, und sie sollte darum – besonders auf kontrastiver Ebene – weitergeführt werden. Im Zusammenhang mit den neuen Medien sprechen Experten bereits von einer zweiten Gutenbergrevolution.<sup>23</sup> Wenn sie Recht haben, dann lohnt sich die Arbeit des Forschers.

### Literatur

ANDROUTSOPOULOS–SCHMIDT 2002

ANDROUTSOPOULOS, Jannis – SCHMIDT, Gurdy: SMS-Kommunikation. Ethnographische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe. Zeitschrift für angewandte Linguistik 36. 2002. 49-79.

COMPBOARD

COMPBOARD: 100-Millionen Mobilfunkanschlüsse in Deutschland. <http://www.compboard.de/blog/2008/04/28/100-millionen-mobilfunkanschluesse-in-deutschland/> (01.09.2009).

DERWESTEN

DERWESTEN: Deutsche verschicken 29 Milliarden SMS. 2009. <http://www.derwesten.de/nachrichten/panorama/2009/4/2/news-116159719/detail.html> (01.09.2009).

DÜRSCHIED 2002

DÜRSCHIED, Christa: E-Mail und SMS – ein Vergleich. In: ZIEGLER, Arne – DÜRSCHIED, Christa (Hg.): Kommunikationsform E-Mail. Tübingen, STAUFFENBURG, 2002. 93-114.

HAUCK 2009

HAUCK, Mirjam: 8ung SMS. <http://www.sueddeutsche.de/computer/673/450395/text/> (01.09.2009).

HEISE ONLINE 2009

HEISE ONLINE: Umfrage: SMS bleibt beliebteste Handy-Zusatzfunktion. <http://www.heise.de/newsticker/meldung/Umfrage-SMS-bleibt-beliebteste-Handy-Zusatzfunktion-184266.html> (01.09.2009).

HÖFLICH 2001

HÖFLICH, Joachim R.: Das Handy als „persönliches Medium“. Zur Aneignung des Short Message Service (SMS) durch Jugendliche. 2001. [http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B1\\_2001\\_Hoeflich.pdf](http://www.soz.uni-frankfurt.de/K.G/B1_2001_Hoeflich.pdf) (01.09.2009).

<sup>23</sup> Siehe z. B. SCHLOBINSKI 2001 und JUCKER 2004

INSIDE-HANDY.DE 2009

INSIDE-HANDY.DE: Katholische Kirche lockt Jugendliche mit SMS vom Papst. Kirche will neue Wege nutzen. <http://www.inside-handy.de/news/11835.html> (01.09.2009).

JUCKER 2004

JUCKER, Andreas: Gutenberg und das Internet. Der Einfluss von Informationsmedien auf Sprache und Sprachwissenschaft. Networx 40. Online-Publikation, Universität Hannover. 2004. <http://www.mediensprache.net/networx/networx-40.pdf> (01.09.2009).

KOESCH 2009

KOESCH Sascha [u. a.]: Das kostet nur ein paar Benus. <http://www.spiegel.de/netzwelt/mobil/0,1518,534371,00.html> (01.09.2009)

SCHIFFEL 2009

SCHIFFEL, Kurt: „bigbedi“ u. dergl.!! <http://www.hsgruenburg.eduhi.at/Kurt%20Schiffel/bigbedi/bigbedi.html> (01.09.2009).

SCHLOBINSKI 2001

SCHLOBINSKI, Peter [u. a.]: Simsen. Eine Pilotstudie zu sprachlichen und kommunikativen Aspekten in der SMS-Kommunikation. Networx 22. Online-Publikation, Universität Hannover. 2001. <http://www.websprache.net/networx/docs/networx-22.pdf> (01.09.2009).

## Quellen

SMS-KORPUS

SMS-Korpus, ca. 1.500 Short-Messages von Schülern und Studenten aus Osnabrück und Hannover. [http://www.mediensprache.net/archiv/corpora/sms\\_os\\_h.pdf](http://www.mediensprache.net/archiv/corpora/sms_os_h.pdf) (01.09.2009).

# INTERFERENZEN UND INTERKULTURELLE UNTERSCHIEDE IN DER KOMMUNIKATION

JANA BICÁKOVÁ – HEDVIGA SEMANOVÁ  
Technische Universität Košice, Slowakei

## 1. Einleitung

Oftmals steht das Wort Interaktion als Synonym für Kommunikation. Die Art und Weise der Kommunikation miteinander bestimmt den Erfolg einer Interaktion.

Die Grundfrage dabei ist, ob Verständigung zwischen den Sprechern möglich ist, und in welchem Bereich die Verständigung erfolgreich sein kann. Bei der Verständigung in der Kontaktsituation gibt es eine Skala von Situationen, die man angeben kann.

Die Sprache selbst ist nicht nur Medium, sondern auch Produkt des Sprachkontaktes. Das Ganze des Sprachkontaktes ist die Weltpopulation und deren Teilganzenheiten z.B. vielsprachige politische Gebilde wie Ethnien, Nationen, Dialekte, Fachsprachen und Sprachgruppen. In der Gegenwart ist auch die Sprachwissenschaft aufgefordert, eine nähere Betrachtung der kommunikativen Prozesse der interkulturellen Fachkommunikation vorzunehmen, um auch zukünftige Fach- und Führungskräfte besser auf ihre Arbeitsaktivitäten vorzubereiten.

Die Interferenzen betreffen Strukturen semantischer, grammatischer (morphosyntaktischer), idiomatischer, phonologischer und gestikulatischer Art in der Ausgangssprache, deren Übernahme in die Zielsprache von kompetenten Hörern oder Lesern dort als falsch oder irreführend betrachtet werden, und die so zu Missverständnissen oder zu unverständlichen Sätzen führen können.

## 2. Der Begriff der Interferenz

Der Begriff Interferenz bezeichnet in der Sprachwissenschaft die Übertragung muttersprachlicher Strukturen auf Äquivalente einer Fremdsprache oder von Strukturen eines Dialekts auf die zugehörige Hochsprache.

Es gibt auch Interferenzfehler bei Menschen, die mehrere Fremdsprachen beherrschen, und zwar dadurch, dass Phänomene einer Fremdsprache auf eine andere übertragen werden.

Oft tritt eine lexikalisch bedingte Interferenz auf, wenn das grammatische Geschlecht zwischen zwei Sprachen verschieden ist: z.B. das Haus – Neutrum, dom – auf Slowakisch – Maskulinum, der Stuhl – Maskulinum, stolička – auf Slowakisch Femininum usw.

Es gibt auch Wörter, die ähnlich oder gleich klingen oder geschrieben werden wie Wörter der Muttersprache, aber eine andere Bedeutung haben. Daraus ergibt sich oft der Irrtum, das Wort bedeutete dasselbe wie in der Muttersprache. Zum Beispiel das deutsche Wort BIO verzeichnet vor allem eine bestimmte Lebensmittelklasse, aber das dänische Wort BIO ist die Abkürzung für BIOGRAF und bedeutet KINO.

Eine ähnliche Problematik liegt vor, wenn eine Redewendung wörtlich übersetzt wird und daraufhin das eigentlich Gemeinte in der Zielsprache nicht verstanden wird. Ge-

nerell entstehen durch uneigentliches, insbesondere metaphorisches Sprechen oft Verständnisprobleme, wie zum Beispiel BLAU im Deutschen steht für VOLLTRUNKENHEIT und eine Farbe, während BLUE im Englischen dieselbe Farbe bezeichnet, aber auch TRAURIG bedeutet.

Interferenz entsteht auch bei der Aussprache der Wörter, weil jeder in der Fremdsprache ungeübtes Phoneminventar als universal annimmt. Er hört nicht den fremden Laut, sondern das, was er auf Grund seiner Muttersprache gewöhnt ist zu hören, und er bildet den Laut so, wie er ihn aus dem Munde der fremdsprachigen Muttersprachler zu hören meint.

Im Gegensatz zur morphologischen und syntaktischen Interferenz ist die Phonologische Interferenz einer Kreatur oder Modifikation meist weniger zugänglich. Muttersprachliche Interferenz lässt sich aber durch eine Bewusstmachung des Lernenden über den Sachverhalt fast vollkommen ausschalten. Hierzu sind allerdings neben dem Überwinden einer sprachpsychologischen Hemmschwelle meist auch die Kenntnis der Bedingungen menschlicher Sprachartikulation und eine besonders intensive Beschäftigung mit der Fremdsprache notwendig. Das gelingt allerdings meist nur, wenn sich jemand, der eine Fremdsprache erlernen will, eine gewisse Zeit im Land der Zielsprache aufhält.

Wenn sich der Sprecher der Fremdsprache nicht des Phänomens der muttersprachlichen Interferenzen bewusst ist, verfestigen sich seine Fehler in der Fremdsprache, so dass eine Ausschaltung des muttersprachlichen Einflusses praktisch unmöglich wird.

### 3. Sonderfälle phonetischer Interferenzen

Einen Sonderfall phonetischer Interferenzen stellen Eigennamen und Fremdwörter dar, weil sie nicht nach den Regeln der Muttersprache oder der angenommenen Herkunftssprache ausgesprochen werden (z.B. *laser* englisch und slowakisch).

Die Wertefühle, Verhaltensweisen und Symbole der gesellschaftlichen Kultur bauen zusammen mit dem Gesamtverhalten ein Konfliktpotential zu anderen, dabei meist verschiedenen Kulturen auf. In Bezug auf die Kommunikation innerhalb einer Kultur bedienen sich die Mitglieder der Gemeinschaft unterbewusst und instinktiv dieses Gesamtverhaltens, dennoch belastet es die Kommunikation zu Mitgliedern unterschiedlicher Kulturen. Sobald verschiedene Kulturen aufeinandertreffen, entstehen sogenannte Schocks aufgrund des interkulturellen Konfliktpotentials, welches auf dem spezialisierten Gesamtverhalten jeder Kultur basiert. Dieses Konfliktpotential spiegelt sich in Missverständnissen und Widersprüchen wieder, welche in einer fehlgeleiteten Kommunikation der unterschiedlichen Kulturen endet. Die daraus resultierenden versteckten und oftmals als unüberwindlich angesehenen Barrieren erschweren die Kommunikation von Kulturen untereinander. Kommunikation im weitesten Sinne bedeutet ein Austausch von Informationen, wobei dies nicht immer ohne Probleme abläuft. Der Informationsaustausch kann in Form von Gedanken, Sprache, Schrift oder Bildern erfolgen. Wichtig ist, dass der Sender die Angaben in verständlicher Weise an einen Empfänger übermittelt. Der Empfänger wertet diese Angaben aus und baut diese Nachricht in seinen individuellen Informationsgehalt ein, wenn die Nachricht in einer für ihn verständlichen Weise angenommen ist. Aufgrund der Individualität von Sender und Empfänger in der Rolle von Menschen können die Angaben unterschiedlich gewertet und verstanden werden, was sich in Kommunikationsproblemen widerspiegelt. Die Ursachen von Kommunikationsproblemen sind vielfältig. Sie treten nicht nur



zwischen verschiedenen Kulturen, sondern auch innerhalb der eigenen Kultur im alltäglichen Leben auf.

#### **4. Interaktion und Kommunikation**

Die Art und Weise der Kommunikation miteinander bestimmt nun den Erfolg einer Interaktion. Wenn eine klare und reibungslose Kommunikation über eine Sache erfolgt, führt die Interaktion zu einem Erfolg. Kommunikationsprobleme bilden häufig die Ursache für das Scheitern von Vorhaben, was sich auch auf das Niveau der Kommunikation auswirkt.

Kommunikation dient der Beseitigung von Problemen, der Formulierung von Wünschen und Zielen in jeglicher Beziehung. Wenn der Empfänger selbst, die Information in korrekter Weise empfängt, kann er entsprechend darauf reagieren.

Die richtige Kommunikation entscheidet nicht nur, welche Prozesse in welcher Raum- und Zeitaufteilung getätigt werden, sondern auch insbesondere, wie diese Prozesse durchgeführt werden, und in interkulturellem Kontext der Kommunikation sind beide Kategorien zu betrachten. Auch muss man berücksichtigen, dass in verschiedenen Ländern das Leben anders strukturiert und geführt wird.

In der heutigen Zeit der Globalisierung ist es unausweichlich, sich mit diesem Thema zu beschäftigen und hierbei das kulturelle Bewusstsein optimal für die erfolgreiche Kommunikation einzusetzen. Um einen guten Kontakt auch international pflegen zu können, ist es von Bedeutung, dass man sensibel mit kulturellen Unterschieden umgeht. Kommunikation erfolgt in unterschiedlichen Kulturen auf die unterschiedlichste Art und Weise, und sie beeinflusst alle Aspekte der Kommunikation.

Es sollte auch darauf geachtet werden, dass Ziele und Motivationen in den unterschiedlichen Kulturen determiniert sind. Lateinamerikaner sind beispielsweise mehr an dem Gemeinwohl interessiert, während die US-Amerikaner auf einen schnellen Erfolg bzw. sichtbaren Gewinn setzen. Die Auswirkungen solcher Geschäfte sind auf dem heimischen Markt spürbar, da ein verlorenes Geschäft durch die vorher getätigten Investitionen von zumeist Zeit und Geld zu Umsatzeinbußen führen kann und Arbeitsplatzverluste als mögliche Konsequenz beinhaltet. Geschäftsleute mit unterschiedlicher kultureller Herkunft sollten sich nicht auf Stereotypen und Vorurteile einlassen, da diese das tiefere Verständnis für andere Kulturen negativ beeinflussen und eine geringere Verhandlungsbereitschaft beiderseitig daraus resultieren kann.

Andererseits wiederum muss darauf geachtet werden, dass eigene kulturelle Gegebenheiten nicht gleichermaßen in anderen Kulturen wiedergefunden werden können, wie z.B. die deutsche Ordnung und Pünktlichkeit, oder die übliche Verspätung um einige Minuten durch Lateinamerikaner. Das Nicht-Einhalten von Terminen bei Deutschen kann Geschäftsbeziehungen erheblich belasten. Der Norddeutsche ist eher kühl und förmlich, der Süddeutsche impulsiver und umgänglicher, hat weniger Berührungsängste und setzt sich z.B. in Gasthäusern ohne weiteres mit anderen zusammen. Die Anrede erfolgt grundsätzlich per Sie und mit Nachname. Titel spielen keine große Rolle.

Deutsche und andere Westler kann man mit Schuldgefühlen unter Druck setzen. Asiaten reagieren in diesem Fall nicht. Innerhalb- und nur innerhalb- ihres dauerhaften Kontaktnetzes sind sie jedoch bestrebt, das Gesicht zu wahren. Ein Beispiel: Wenn eine asiatische Firma einer deutschen ein defektes Produkt liefert, wird der Hinweis auf den Fehler sie nicht zu Ersatzleistungen bewegen können. Auch der Gedanke, sich blamiert zu

haben, stört sie erst dann, wenn die Abnehmerfirma fest und auch zukünftig ins Netzwerk ihrer Geschäftskontakte gehört. Deutsche erwarten zum Beispiel, dass eine Entscheidung in einem Meeting getroffen wird, dass danach die übrigen davon Betroffenen informiert werden und die Entscheidung schließlich umgesetzt wird. Inder oder Chinesen erwarten, dass der Chef oder die Chefin eine Entscheidung trifft. Die Meetings dienen vielmehr dem Informationsfluss in beide Richtungen, zur Vorbereitung von Entscheidungen. Die Informationsphase nach getroffener Entscheidung entfällt praktisch, da alle schon im Bilde sind.

Man kann sagen, dass für eine erfolgreiche Verhandlung viele kulturelle Aspekte betrachtet werden müssen. Als sprachliches Hilfsmittel gibt es u.a. die Empathie, was die Fähigkeit ist, sich in die Lage des Gesprächspartners zu versetzen. Generell muss man fremden Kulturen gegenüber tolerant und aufgeschlossen sein, um die Unterschiede richtig handhaben zu können. Dies umfasst auch eine kulturelle Relativität, was bedeutet, dass man fremde Kulturen und deren Bräuche, Werte und Normen anerkennt.

### **5. Internationalisierung und Globalisierung**

Die Internationalisierung des Berufslebens und des Wissenschaftsbetriebes, sowie die Globalisierung der Wirtschaft, stellen Wissenschaftler vor ganz neue Anforderungen. Sie müssen die komplexen Aufgaben bewältigen können, die sich durch die Kooperation von Menschen aus unterschiedlichsten Kulturen ergeben.

Schon bei der ersten Begegnung entscheidet sich, wie viel man vom anderen hält. Um sich der Wertschätzung ihrer Gegenüber zu versichern, gibt es international unterschiedliche typische Angewohnheiten. Zum Beispiel: Amerikaner betonen vorwiegend aktuelle Leistungen und ihre Zukunftsvisionen. Und daher werden sie als naiv wahrgenommen. Die Briten sind von Natur aus konservativ, lieben Tradition und das äußert sich vor allem in der verbreiteten Verbundenheit mit dem Königshaus, in großartigen Militärparaden und traditionellen Sportereignissen. Sie sind sehr höflich und das äußert sich sprachlich durch häufige Verwendung von sogenannten softenes, d.h. Wörtern und Phrasen wie please, sorry, thank you, excuse me.

Im Geschäftsleben ist es üblich geworden, dass Arbeitskollegen einander mit dem Vornamen ansprechen, sogar wenn Geschäftskontakte nur über das Telefon bestehen. Akademische Titel werden grundsätzlich nicht verwendet.

Die Anrede „Doctor“ ist nur bei Personen angebracht, die ein Medizinstudium abgeschlossen haben. Von Geschäftspartnern wird erwartet, dass sie Englisch sprechen. Im Allgemeinen sprechen Briten keine Fremdsprache, dies ändert sich jedoch bei der jüngeren Generation.

Die Briten schließen sehr gern Wetten ab, mag es sich dabei um Sportveranstaltungen, Wetter oder um ein besonderes Unternehmen handeln.

### **6. Zusammenfassung**

Zum Schluss kann man bestätigen, dass es sehr wichtig ist, ein solides Wissen über unterschiedliche Kulturen zu haben und diese dann in korrekter Weise anzuwenden. Dabei ist es unentbehrlich, dass alle Gesprächspartner, die an einer interkulturellen Verhandlung teilnehmen, Wissen über die jeweils andere Kultur besitzen. Nur so ist es möglich, in einer Welt der Globalisierung Erfolg zu erzielen, anderen Kulturen seinen Respekt zu zeigen und zu würdigen.

**Literatur**

BERNSTEIN 1997

BERNSTEIN, Wolf: Wie kommt die muttersprachliche Interferenz beim Erlernen des fremdsprachlichen Wortschatzes zum Ausdruck. Linguistik und Didaktik 38. 1997.142-147.

FÖLDES 2005

FÖLDES, Csaba: Kontaktdeutsch. Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachlichkeit. Tübingen, GUNTER NARR VERLAG, 2005, siehe: <http://www.vein.hu/german/kontaktdeutsch.htm>

# ARGUMENTIEREN IN BEWERTUNGSTEXTEN (AM BEISPIEL DER WISSENSCHAFTLICHEN REZENSION)

JÚLIA BAŇASOVÁ  
Universität Prešov, Slowakei

## 1. Einleitung

Überall, wo zu bestimmten Problemen oder Sachverhalten Stellung bezogen wird, müssen Standpunkte argumentativ ausgearbeitet und überzeugend dargestellt werden. Argumentiert wird in alltäglichen mündlichen Kommunikationssituationen, in Medien (z.B. in der Politik, mündlich und schriftlich), und in wissenschaftlichen Texten. Die Ausdrucksweise hängt von der Schreibintention des Verfassers und von der jeweiligen Textsorte ab.

In diesem Beitrag wollen wir am Beispiel der wissenschaftlichen Rezension zeigen, wie in den Bewertungstexten argumentiert wird. Aus Analysen von Rezensionen, in denen typische formale und inhaltliche Strukturierungen befolgt werden, wurden Rahmenelemente und Spezifika der Textsorte Rezension rekonstruiert. Sie können durch drei Basisfunktionen charakterisiert werden: die Rezension soll die besprochene Arbeit in den Forschungszusammenhang stellen, über die besprechende Publikation ausreichend informieren und darauf aufbauende evaluative Stellungnahme des Autors beinhalten.

Diesen Zielen entspricht auch der Aufbau der wissenschaftlichen Rezension:

- *Basisinformationen, Kontextualisierung*
- *inhaltlicher Überblick*
- *Bewertung, Evaluation*
- *Fazit, Gesamteinschätzung*

Die Absicht der wissenschaftlichen Rezension ist es, die erreichten Arbeitsergebnisse kritisch zu reflektieren, sie muss also auch begründete Bewertung der besprochenen Publikation beinhalten. Die evaluative Stellungnahme des Autors, seine subjektive Bewertung muss mit Argumenten belegt werden.

## 2. Argumentieren in der wissenschaftlichen Rezension

Grundbaustein jeder Argumentation ist die bekannte Dreierstruktur: These, Argument, Beleg. Eine These ist eine Behauptung. Ein Argument ist eine Begründung für die aufgestellte These. Ein Beleg soll das Behauptete und Begründete durch bekannte Tatsachen, anerkannte Werte, mögliche Folgen oder Forderungen untermauern. Die vollständige Argumentationskette besteht jedoch aus Anknüpfung, These, Argument, Beweis, Beispiel, Einschränkung, Aufforderung. Es ist nicht immer notwendig, die gesamte Argumentationskette auszuführen.

Anknüpfung: *Das Buch ist aus einer sprachwissenschaftlichen Dissertation entstanden.*

These/Behauptung: *Für diesen Typ von Monographie ist es **überraschend wenig umfangreich**:*

Argument/Begründung: *Der eigentliche Buchtext umfasst 115 Seiten, hinzukommen ein 13 Seiten langes Literaturverzeichnis und ein Anhang, in dem alle Wirtschaftsanglizismen, die K. in der Untersuchung erfasst hat, alphabetisch verzeichnet sind.*

Beleg/Beweis: Die Kürze des Textes, so meine ich, ist **deshalb** kein Nachteil, **weil** sie auf Darstellungsökonomie zurückgeht. Die Autorin geht ohne lange methodische Vorreden gleich „in medias res“. **Da** ihr Thema von öffentlicher Relevanz ... ist, kann sie sich darauf verlassen, **dass die** Phänomene im Prinzip bekannt sind. **Vor allem formuliert sie klar**, vermeidet Wiederholungen und beschränkt sich auf jeweils wenige Beispiele.

Der Rezensent beruft sich in seiner Argumentation auf Fakten, wie Statistiken, wissenschaftliche Untersuchungen oder allgemein bekannte Tatsachen (Faktenargument): **Erwähnung verdient** auch die gründliche Beschreibung verschiedener ähnlicher, aber nicht gleicher grammatischer Erscheinungen. **Bekanntlich** haben auch fortgeschrittene Lernende immer wieder Schwierigkeiten beim Umgang mit bedeutungsnahen Wörtern einer Fremdsprache. **Da** ihr Thema **von öffentlicher Relevanz** ... ist, kann sie sich darauf verlassen, **dass die** Phänomene im Prinzip bekannt sind. Oder er stützt sich auf allgemein anerkannte gesellschaftliche Regeln (Normen und religiöse/moralische Werte). In diesem Fall kann man von einem normativen Argument sprechen: **Vor allem formuliert sie klar, vermeidet Wiederholungen und beschränkt sich auf jeweils wenige Beispiele**. Vor allem aber vertritt der Rezensent als Wissenschaftler und Autorität in seinem Fach seine eigene Meinung (Autoritätsargument): **Ihre Analyse scheint mir** sowohl für die Textlinguistik wie auch für den fachsprachlichen Deutschunterricht **von Bedeutung zu sein**. **Es bleibt als Fazit der Rezensenten, .... Die Aufgaben fand ich** besonders anregend.

Einen wesentlichen Punkt bei der sprachlichen und gedanklichen Strukturierung in der Argumentation bilden die **Verbindungen in dem Argumentationsgefüge**. Argumente können durch Konjunktionen, Adverbien oder andere Strukturen verbunden werden. Verknüpft man Argumentationsteile durch folgende Konjunktionen, so können folgende Gedanken verdeutlicht werden:

- *wenn – dann* = Voraussetzung
- *weil, da* = nach Ursachen forschende Begründung
- *aber, doch* = Gegensätze
- *wie, so* = Vergleiche
- *allerdings* = Gegenargument
- *damit* = Handlungsabsichten
- *zumal* = zusätzlicher Grund

Ähnliche Funktionen bieten Konjunkionaladverbien: *außerdem* (Abfolgen), *deswegen* (Begründung), *demzufolge* (Folgerung), *genauso* (Vergleich), *jedoch* (Gegenargument). Auch einige Präpositionen, wie *halber, durch, infolge, trotz, wegen* bezeichnen kausale Beziehungen:

*Dem wird man sicher zustimmen wollen; **allerdings** ist zu sagen, dass der Begriff... genauer definiert werden müsste.* (Gegenargument)

*Die Aufgaben ... fand ich besonders anregend, **weil** sie ..... das Lernen beeinflussen können.* (Begründung)

***Auch wenn** manche ..... Positionen und Argumente nicht umstrittig erscheinen, **so** handelt es sich **doch** sicherlich um ein Dokument, das ....* (Gegensatz)

*Mit Bescheidenheit nennen die beiden Autoren das Handbuch einen Abriss – 528 Seiten, kann das ein Abriss sein? Sicher, **wenn**.... **Aber** sind die beiden Autoren nicht zu bescheiden?* (Voraussetzung, Gegensatz)

*Hier wie auch an anderer Stelle wären einige Aufgaben und Übungen mehr wünschenswert, wie etwa in Kapitel 5, **zumal** das ..... genannte Buch von... z. Zt. vergriffen ist und ...* (zusätzlicher Grund)

*Die semantische Beschreibung der .... wird oft durch... erschwert. **Deswegen** und auch **aus anderen Gründen** verzichtet die Autorin auf ...* (Begründung)

***Trotz** der gelegentlich etwas zu vollmundig und einseitig formulierten Interpretationen, sind die Analysen .... **doch** sehr nützlich und aufschlussreich.* (Gegenargument)

***Wegen** der großen Zahl von „Spiegel“ – Lesern ist die Beschränkung auf diese Zeitschrift gut zu begründen.* (Begründung)

### 3. Fehler in der Argumentation und Konsequenzen für den Fremdsprachenunterricht

Aus Erfahrung im Unterricht können die Lehrer feststellen, dass in der Argumentation oft Fehler auftreten: es wird unsachlich argumentiert, die Argumentation ist unvollständig, es fehlen Belege, Definitionen oder Beispiele. Es lassen sich Widersprüche zwischen den aufgestellten Thesen und den Argumenten oder eine falsche Reihenfolge der Aussagen finden.

Damit die Lernenden komplexe Kommunikationsformen wie das Argumentieren und Erörtern bewältigen können, brauchen sie nicht nur systematisches Sprachwissen, sondern auch Kenntnisse über Kommunikationsprozesse. Der Gebrauch von Sprache und das Lernen von Sprache sind komplexe Aktivitäten, die in hohem Maße voneinander abhängen. Um Sprache zu lernen, muss Sprache verarbeitet werden. Die Textlinguistik hat bereits nachgewiesen, dass es bestimmte Gesetzmäßigkeiten und Regularitäten gibt, nach denen Texte unter Verwendung bestimmter Mittel produziert werden, und dass die dabei entstehenden Textsorten eigenständige, deutlich ablesbare Merkmale besitzen. Deswegen empfiehlt sich, im Fremdsprachenunterricht eine Textanalyse zu machen, aus genannten Gründen die Analyse einer Rezension. Die Textanalyse ist kein Wundermittel zum Verständnis von Texten, sondern ein Instrument zur Untersuchung ihres Funktionierens. Die selbständige Sprachanalyse ist eine Brücke dafür, dass die formulierte Regel für das Sprachhandeln nutzbringend wird: sie verbessert das Verstehen und die Produktion von Texten. Wichtig ist, dass vor einer grammatischen Textanalyse jeweils eine möglichst umfassende pragmatische Interpretation stehen sollte:

- **funktional - pragmatische Analyse** (Kommunikationssituation): Autor – Zielgruppe, Intention des Verfassers (Funktion), sein Medium, Textgliederung
- **strukturell - grammatische Analyse**  
(syntaktisch – Verweisungsformen, Konnexion, Satzgliedstellung  
semantisch – semantische Merkmale (Isotopie), thematische Progression, Argumentationsstrukturen)

Ein komplexes Programm einer linguistischen Textanalyse für den Hochschulunterricht finden wir bei H. Gross (1990). Bei dem Texttyp Argumentation wird ein dominanter kontextueller Fokus auf die Beziehungen zwischen konzeptionellen Phänomenen gerichtet. Es können gezielt sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten logischer Beziehungen vermittelt werden. Die Signalwörter in einem Text zu erkennen, richtig zu verstehen und zu verwenden, verbessert die Feinrezeption. Der Unterschied in den Beispielsätzen liegt nicht in der Basisinformation, sondern im Fokus, dem besonderen Wert, den Sprechende auf einen Teil der Gesamtinformation legen (nach Kurtz 2000):

*Er kommt nicht zur Arbeit, weil er krank ist.* = betont den Grund

*Er ist krank, weshalb er nicht zur Arbeit kommt.* = Verkettung von Grund und

Folge

*Er ist krank. Also kommt er nicht zur Arbeit.* = betont die Folge

*Er kommt nicht zur Arbeit. Er ist krank.* = zeigt den Schwerpunkt nicht explizit an

Über die Basisinformation hinaus liegt der **kommunikative Wert** solcher Aussagen v.a. darin, dass sie in spezifischen Situationen sind (Antwort, ironischer Kommentar, Vorwurf, Rechtfertigung, usw.) **Grammatisch** liegt der Unterschied vor allem im Zeigewert der Signalwörter:

- **weil** verweist nur nach rechts (Grund)
- **also** kann erst nach Nennung des Grundes stehen und verweist nach rechts (Folge)
- **weshalb** verweist sowohl nach links (Grund) als auch nach rechts (Folge)
- **denn** weist v.a. auf einen Grund voraus
- **deswegen** weist sowohl auf einen vorher genannten Grund zurück als auch auf eine Folge voraus

Bei der Sprachproduktion Lernender kann man solche Probleme beobachten, die durch Unkenntnis des Zeigewerts der Signalwörter entstehen. Da große Schwierigkeiten beim Produzieren liegen, ist die Bestimmung der Signalwirkung dieser Wörter für Lernende hilfreich. Bei der Grammatikarbeit können diese Signalwörter markiert und Richtungspfeile angetragen werden. Die wissenschaftliche Rezension ist für die Textanalyse geeignet, weil man dort nach diesen Signalwörtern nicht suchen muss, sie springen ins Auge. Man kann die Bedeutungsnuancen nennen, und der Weg zum Verständnis und der Gebrauch der Signalwörter werden dadurch erleichtert.

#### 4. Zusammenfassung

In alltäglichen mündlichen Kommunikationssituationen, in Medien, in wissenschaftlichen Texten, also überall, wo zu bestimmten Problemen oder Sachverhalten Stellung bezogen wird, müssen Standpunkte argumentativ ausgearbeitet und überzeugend dargestellt werden. Die Ausdrucksweise hängt von der Schreibintention des Verfassers und von der jeweiligen Textsorte ab. In diesem Beitrag beschäftigten wir uns mit dem Argumentieren in der wissenschaftlichen Rezension, wo die evaluative Stellungnahme des Autors, seine subjektive Bewertung, mit Argumenten belegt werden muss. Bei der sprachlichen und gedanklichen Strukturierung von erörternden Texten spielt die Verbindung im Argumentationsgefüge eine wesentliche Rolle. An Beispielen aus der Rezension wurden Argumentationstechniken gezeigt, und auf die Rolle der Konnektoren, die als Grundlage für mündliches und schriftliches Argumentieren gelten, wurde hingewiesen. Für den Fremdsprachenunterricht gilt, dass durch Sprachanalysen diese Argumentationstechniken erkannt werden und in verschiedenen mündlichen und schriftlichen Argumentationssituationen geübt und gelernt werden können.

#### Literatur

GROSS 1990

GROSS, Harro: Textlinguistik im Hochschulunterricht DaF, In: Von Gross, H. – Fischer, K. (Hrsg.): Grammatikarbeit im DaF-Unterricht. München, 1990. 105-121.

KÁŠOVÁ 1999

KÁŠOVÁ, Martina: Pragmatik der Argumentation. In: Kontaktsprache Deutsch II, Germanistische Tagung Nitra – Passau, Oktober 1999, 191 -196.

KURTZ 2000

KURTZ, Gunde: Zur Vermittlung des sprachlichen Ausdrucks logischer Beziehungen, In: DaF 2000. 97 – 103.

SEIFERT 1999

SEIFERT, Walter: Konnektoren als Grundlagen für mündliches und schriftliches Argumentieren In: Kontaktsprache Deutsch. 1999.

SISÁK 2003

SISÁK, Ladislav: Lexikalisches Wissen und Textverstehen. Eine Einführung zur fremdsprachlichen Rezeption deutscher Texte. Prešov, FILOZOFICKÁ FAKULTA, 2003

### Quellen

Beispiele aus den Rezensionen von Dietmar Rösler, Gerhard Helbig, Ina Schreiter, Peter Suchsland, Hans-Jürgen Grimm, Stefanie Haberzettl, veröffentlicht in der Zeitschrift „Deutsch als Fremdsprache“ 2000 – 2004

Anmerkung: Príspevok je súčasťou projektu VEGA 1/04757/08



# MORPHOLOGISCH – STILISTISCHE ANALYSEN UND ANMERKUNGEN ZU DEN INFINITIVEN BZW. INFINITIVKONSTRUKTIONEN MIT ZU

TERÉZIA BARÓCZI-NAGY  
Universität Miskolc, Ungarn

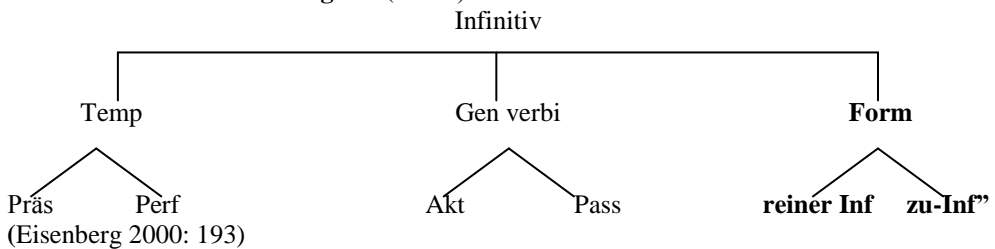
## 1. Einleitung

Diese Studie ist von der Einstellung zum Gegenstand her eine deskriptive, praxisorientierte Arbeit, eine Art Fallstudie, in der 'die Fälle' durch Problemfälle im Bereich der Infinitive bzw. der zu+Infinitivkonstruktionen repräsentiert werden. Als Beleg für das zitierte Motto werden hier morphologisch-stilistische Phänomene erörtert, die den grammatischen Regeln, „dem fest zementierten Regelwerk“ (Sick 2006: 12) widersprechen. Im Fall 1 werden Belege analysiert, in denen der zu+Infinitiv in einer bisher nicht dokumentierten syntaktischen Funktion (Relativsatz) vorkommt. Über die faktische Aufzählung der Problemfälle hinaus wird auf einige Schwierigkeiten und Lücken der linguistischen Beschreibungen dieser Problemfälle hingewiesen. An einigen Stellen werden die Beispiele unter stilistischem Aspekt bewertet. Der zu+Infinitiv ist schon vom Klang her – also wegen des Zischlautes in 'zu' – sowie wegen seiner Einfachheit und wegen der Vorkommenshäufigkeit eine der typischsten linguistischen Strukturen des Deutschen. Er kommt bereits in der Anfangsphase des Deutschunterrichts, z.B. in der einfachen Aufgabe 'Bildbeschreibung' vor, ohne dass die Deutschlernenden die Konstruktion *Auf dem Bild ist/sind ..... zu sehen* theoretisch kennen.

Wie bekannt, kann jedes Satzglied durch zu+Infinitiv realisiert werden, was wieder als Argument für das häufige Vorkommen gelten kann. Über das Schriftbild, über die Bezeichnung dieser grammatischen Kategorie 'zu schicken' und über die morphologische Einteilung von 'zu' weichen die Meinungen der Linguisten stark ab. Die meisten Autoren bezeichnen diese Konstruktion als Infinitiv mit zu; z. B. von Helbig – Buscha (Helbig – Buscha 1993: 107), von Drosdowski in der Dudengrammatik (Dudengrammatik 1984: 191), von Zielinski (Zielinski 1995: 3) wird diese Bezeichnung gebraucht. Engel verwendet die Schriftform zu+Infinitiv. (Engel 1992: 436) Bei Jung findet man die Benennung: „präpositionaler Infinitiv. Die Präposition 'zu' fordert keinen Kasus; deshalb sprechen manche Grammatiker hier auch von einer Infinitivkonjunktion.“ (Jung 1971: 203) Auch Drosdowski bezeichnet 'zu' als Infinitivkonjunktion (Duden-Grammatik 1984: 728), Helbig – Buscha verwenden die Benennung Partikel mit der Erklärung: „Im Gegensatz zu den Konjunktionen, die den Satz einleiten, steht die Partikel **zu** entweder unmittelbar vor dem Infinitiv oder zwischen dem ersten Verbteil und dem Stamm des Infinitivs.“ (Helbig – Buscha 1993: 108)

Engel bestimmt 'zu' folgenderweise: „Dieser Subjunktor hat **keine eigene Bedeutung**. Seine einzige Funktion besteht darin, Infinitivsätze anderen Elementen unterzuordnen“ (Engel 1992: 732). Eisenberg schreibt: zu-Infinitiv oder Infinitiv mit zu. Er fragt sich: „Wie soll man nun die Verbindung **zu** + Infinitiv analysieren, welcher Kategorie gehört insbesondere **zu** an? Wir kennen **zu** als Präposition. Erben (1980: 301) bezeichnet den **zu**–

Infinitiv als präpositionalen Infinitiv, verwirft diese Bezeichnung aber sofort wieder, weil zu einer Präposition die Kasusrektion gehört. Verbreiteter ist die auf Glinz zurückgehende Bezeichnung von **zu** als Infinitivkonjunktion (Grundzüge: 701; Duden 1998: 403 f.) (...) Gemeinsamkeiten hat **zu** vor allem mit **daß**. Wie **daß**-Sätze sind **zu**-Infinitive Ergänzungen, und häufig können **daß**-Sätze durch **zu**-Infinitive ersetzt werden, ohne daß eine wesentliche Änderung der Bedeutung eintritt.“ (Eisenberg 2001: 344). Eisenberg vertritt also die Auffassung, dass **zu** keine Konjunktion ist. Er begründet seine Auffassung mit folgender Argumentation: „Da **zu** nicht wie die Konjunktionen am Satzanfang steht, sondern bei der dem Finitum entsprechenden Verbform, sehen wir es als **Bestandteil** der Verbform an und nehmen neben dem reinen Infinitiv (**schicken**) den **zu**-Infinitiv (**zu schicken**) ins verbale Paradigma auf. Die Form **zu schicken** hat den Status einer syntaktischen Grundform, sie ist **eine Wortform**. Das bedeutet insbesondere, daß **zu** nicht für sich einer Konstituentenkategorie zugewiesen wird. **Zu schicken** ist nur als Ganzes Form eines Verbs.“ (Eisenberg 2001: 344). Eisenberg stellt folgendes Infinitiv-Teilparadigma auf, in dem er für die Wortform 'zu schicken' über die zwei traditionellen Kategorien (Tempus und Genus verbi) hinaus eine **zusätzliche Kategorie (Form)** einführt:



Auch Zifonum betrachtet 'zu' „–trotz der graphischen Abtrennung – als Bestandteil der Verbform Infinitiv, also als Verbauffix. **Zu** wird niemals topologisch vom Infinitiv abgetrennt, bei Verben mit abtrennbarem Verbpräfix wird **zu** zwischen Präfix und Verbstamm eingeschoben: ein**zu**gehen, ab**zu**fahren. Hier zeigt sich schon die Akzentstruktur, daß es sich um ein Wort handelt. **Zu** verhält sich ähnlich wie das Partizipialpräfix **ge-**. (...) Wie bei der Partizipialform, z. B. gearbeitet, kann man auch beim Infinitiv Präfix und Suffix als diskontinuierliche Bestandteile eines grammatischen Morphems betrachten: **zu**+arbeiten. Es existieren somit zwei Infinitive nebeneinander, der reine Infinitiv und der **zu**-Infinitiv, ihre Verteilung ist syntaktisch geregelt, nicht etwa wortstrukturell, wie dies bei Allomorphen von Verbalmorphemen z.B. bei der Partizipbildung üblich ist.“ (Zifonum Bd. 3. 1997: 2159). Als Benennung wird in dieser Studie 'die Partikel **zu**' und als Schriftbild 'zu+Infinitiv' verwendet, zumal diese Form auch im Ungarischen – in den Unterrichtsstunden – ähnlich ausgesprochen wird (zu plus Infinitiv). Die untersuchten Problemfälle tabellarisch dargestellt:

Fall 1	seltener Gebrauch: <b>zu+Infinitiv-konstruktion in Funktion eines Relativsatzes</b>
Problemfall 2	Stellungsprobleme der Infinitive im Attribut-satz
Problemfall 3	Weitere Stellungsprobleme der Infinitive in untergeordneten Nebensätzen

Problemfall 4	Attributsätze vom Typ 'Das war seine Methode, die Probleme zu lösen'
Problemfall 5	Deutung der Konstruktion 'könnte zu erklären sein'
Problemfall 6	Weglassung der Infinitivkonjunktion 'um'
Problemfall 7	Weglassung von 'zu' in den Infinitivkonstruktionen
Problemfall 8	Verben der Sinneswahrnehmung mit einem anderen Infinitiv in zusammengesetzter Tempusform

Tabelle 1

## 2. Diskussion von Problemfällen

### 2.1. Bisher nicht dokumentierter, seltener Gebrauch: zu+Infinitivkonstruktion in Funktion eines Relativsatzes

Dieser Fall ist kein Problemfall, vielmehr ist dieser Gebrauch eigentlich als Rarität zu bezeichnen, weil Infinitivkonstruktionen in Funktion von Relativsätzen in den traditionellen Grammatiken nicht behandelt werden. Im Attributsatztyp wie 'Sein Wunsch, ins Ausland zu fahren, ging nicht in Erfüllung.' ist die zu+Infinitivkonstruktion durch die Konjunktion 'dass' zu ersetzen: 'Sein Wunsch, dass er ins Ausland fährt, ging nicht in Erfüllung.' Anders ist aber der nächste Satz zu deuten, in dem die Umschreibung mit 'dass' unmöglich ist. *Die ersten, jene Veränderung zu bemerken, waren ihre Kinder, ...* (Zweig 1974: 18).

Der Satz ist nur so zu interpretieren: Die ersten, die jene Veränderung bemerkten, waren ihre Kinder. (Hier muss die Bemerkung gemacht werden, dass die ungarische Übersetzung der Erzählung von Zweig nicht zur Verfügung steht.). Ein zweites Beispiel für dieselbe syntaktische Funktion stammt aus Goethes Faust:

*Du bist noch nicht der Mann, den Teufel festzuhalten.* (Goethe 1974: 50)

Das sind Worte von Mephistopheles (in der Szene: Studierzimmer, Faust mit dem Pudel hereintretend). Will man die letztere Infinitivkonstruktion deuten, ergeben sich zwei Möglichkeiten. Nehmen wir an, dass die Infinitivkonstruktion finale Bedeutung hat. Die Weglassung der finalen Infinitivkonjunktion 'um' ist laut Zifonum möglich, wenn im Hauptsatz ein Bewegungsverb vorkommt. (Zifonum 1997: 2161) Das ist aber hier nicht der Fall. Das Prädikat des Hauptsatzes ist das Kopulaverb 'sein', dessen Valenzwerte schon besetzt sind (Subjekt: du und Prädikativ: der Mann). Das Kopulaverb hat keine weiteren obligatorischen Ergänzungen. Sowohl stilistisch als auch inhaltlich passt nur eine andere Interpretationsmöglichkeit, nach meiner Auffassung steht hier die zu+Infinitivkonstruktion für einen Relativsatz. Zwar sind Relativsätze inhaltlich Attributsätze, aber in den **obigen** zwei Fällen ist die zu+Infinitivkonstruktion nur mit den entsprechenden Relativpronomen 'der, die, das' bzw. im Plural 'die' aufzulösen. Die abwertenden Worte von Mephistopheles können so umgeformt werden: *Du bist noch nicht der Mann, der den Teufel festhält/festhalten kann.*

Des Weiteren werden auch Übersetzungen dreier ungarischer Schriftsteller konfrontativ untersucht, um zu erfahren, wie die Übersetzer diese Konstruktionen verstehen bzw. ins Ungarische übertragen. **Márton** gibt den Inhalt der zu+Infinitivkonstruktion mit Hilfe von „képes“/= fähig, kann/ wieder.

„*Nem vagy te még ördögöt fogni képes!*“ (Márton 1994: 76)

**Báthori** (1998: 58) weist in seiner Übersetzung darauf hin, dass Faust noch nicht reif genug ist, um den Teufel zu besiegen:

„*Ördög-vadásznak kissé laza még a karmod!*“ (Báthori 1998: 58)

Von **Jékely und Kálnoky** wird der Satz als Finalsatz ausgelegt:

„*Hogy elcsípj ördögöt, nem vagy még az az ember!*“ (Jékely, Kálnoky 2003: 59)

In den letzten zwei Übersetzungen ist Goethes Satz mit finalelem Inhalt gefüllt; nur die dritte Übersetzung enthält einen Nebensatz. Keiner der Übersetzer wählte einen Relativsatz, der in der Grundstruktur des deutschen Satzes enthalten ist. Diese von deutschsprachigen Schriftstellergenieen stammenden literarischen Belege vertreten den gehobenen, gewählten Sprachstil, in der Umgangssprache werden solche Sätze kaum gebildet.

## 2.2. Stellungsprobleme der Infinitive im Attributsatz

Für die Bildung und Stellung der Infinitive im Präsens und Perfekt; im Aktiv und Passiv; ohne Modalverb und mit Modalverb gibt es in den Grammatiken feste Regeln und zahlreiche linguistische Erklärungen. Als Deutschlehrerin mit vieljähriger Unterrichtspraxis wurde ich in einem Zeitungsartikel auf eine interessante grammatische Struktur aufmerksam. Der Artikel wurde in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung veröffentlicht, mit dem Titel *Psychische Folgen – Überleben nach dem Unheil*. Diese Zeitung gilt in sprachlicher Hinsicht als anspruchsvolles, zuverlässiges Presseorgan. Die Autorin heißt Bettina Schulz, dem Namen nach scheint sie Deutsche zu sein. Im Artikel handelt es sich um die Opfer der Tsunami-Katastrophe in Südasiens. Überlebende machten sich Vorwürfe:

„..... *Das Schuldgefühl, ein Kind nicht eher vom Strand herbeigerufen zu haben, es nicht noch länger festhalten können zu haben, die Ohnmacht, nicht haben helfen zu können, während unmittelbar neben einem Menschen von den Wassermassen fortgeschwemmt wurden - dies wird viele Überlebende über Jahre plagen, selbst wenn sie wissen, daß sie nicht anders reagieren konnten.*“ (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 03. 01. 2005)

Jetzt wird darauf ausführlicher eingegangen, warum die fettgedruckten Textstellen unter linguistisch-stilistischem Aspekt interessant sind. In folgenden Beispielsätzen erscheint der zu+Infinitiv zuerst ohne Modalverb: Er behauptet, sein Problem allein zu lösen (Präs.)/Er behauptet, sein Problem allein gelöst zu haben (Perf.), dann mit dem Modalverb: Er behauptet, sein Problem allein lösen zu können. (Präs.)/Er behauptet, sein Problem allein gelöst haben zu können (Perf.).

Im Deutschen bereitet es Schwierigkeiten, den letzten Satz durch zu+Infinitiv zu ersetzen. (Der Satz kann natürlich anders — also ohne zu+Infinitiv — mit der Konjunktion 'dass' realisiert werden: Er behauptet, dass er sein Problem allein lösen konnte. Oder: Er behauptet, dass er sein Problem hat allein lösen können. „Diese für das Deutsche ungewöhnliche Konstruktion führt zu einer Reihe von syntaktischen Brüchen und Konflikten.“ (Eisenberg 2001: 91 zitiert nach Edmondson) Auf solch einen Konflikt sind nicht nur namhafte Linguisten, sondern auch die Autorin des Zeitungsartikels gestoßen. Was kann der Grund für dieses Problem sein? Die Interpretation und Erklärung dieser Frage ist das Ziel der folgenden Ausführung. Wie sieht es im zitierten Zeitungsartikel aus? Nach dem Bezugswort 'Schuldgefühl' stehen zwei Attributsätze, die zu+Infinitivkonstruktionen enthal-

ten. Dann folgt das Bezugswort 'Ohnmacht', an das wieder ein Attributsatz angeschlossen wird.

„Das Schuldgefühl, ein Kind nicht eher vom Strand **herbeigerufen zu haben** (Attributsatz 1), es nicht noch länger **festhalten können zu haben** (Attributsatz 2), die Ohnmacht, nicht **haben helfen zu können**, (Attributsatz 3)“

Im ersten Attributsatz steht der zu+Infinitiv ohne Modalverb (herbeigerufen zu haben). Stilistisch ist es begründet, dass auch in den beiden folgenden gleichrangigen Attributsätzen zu+Infinitiv steht. Das Sprachgefühl erwartet, dass auch der zweite und dritte Attributsatz durch einen zu+Infinitiv realisiert und nicht durch eine Konjunktion unterbrochen wird. Problematisch ist aber die Bildung des zu+Infinitivs im zweiten Attributsatz, wo der zu+Infinitiv mit Modalverb im Vergangenheitstempus Perfekt steht. Die Autorin hat zwei verschiedene Lösungen gewählt, indem sie das temporale Hilfsverb in Form eines Infinitivs nach 'festhalten können' und die Partikel 'zu' vor den Infinitiv des temporalen Hilfsverbs stellte: 'festhalten können zu haben.' So widerspricht die Konstruktion der Stellungenregel, nach der der flektierte Verbteil in untergeordneten Nebensätzen vor den zwei Infinitiven stehen sollte.

Im dritten Attributsatz, dessen Bezugswort 'die Ohnmacht' ist, wurde die umstrittene Konstruktion überraschenderweise so gebildet, dass der Infinitiv des temporalen Hilfsverbs vor den zwei Infinitiven 'festhalten können' steht, die Partikel 'zu' aber nicht vor 'haben', sondern vor dem letzten Infinitiv seinen Platz hat: die Ohnmacht, nicht haben helfen zu können.

Auch diese Konstruktion widerspricht der Stellungenregel, nach der die Partikel 'zu' vor den Infinitiv gestellt werden sollte, der ursprünglich flektiert wurde.

Ein Nebensatz, der beiden Regeln entsprechen würde, könnte etwa so aussehen:

\* das Schuldgefühl, es nicht noch länger zu haben festhalten können,  
bzw. \* die Ohnmacht, nicht zu haben helfen können.

Man hat es hier aber mit einem Satz von fraglicher Korrektheit zu tun. Es ergeben sich grammatikalisch unkorrekte Formen. Auch die Autorin des Zeitungsartikels hat geschwankt und zwei andere, grammatisch nicht konsequent ausgeführte Konstruktionen gewählt. In diesem Fall besteht das Problem darin, dass in der Konstruktion drei Infinitive vorkommen, über deren Stellung im untergeordneten Nebensatz Zielinski Folgendes schreibt: „Bei einer Folge voneinander abhängiger Infinitive steht das 'zu' vor dem letzten Infinitiv. Dieser ist den anderen übergeordnet. Der abhängige Infinitiv steht immer vor dem ihn regierenden:

*Das Mädchen bat die Eltern, **tanzen gehen zu dürfen**.*“ (Zielinski 1995: 41)

Nehmen wir ein anderes Beispiel, in dem das Prädikat auch aus drei Infinitiven besteht.

Er behauptet, sich einen Anzug machen lassen zu wollen.

(Durch einen dass-Satz ersetzt: Er behauptet, dass er sich einen Anzug machen lassen will.) Der Nebensatz, in dem das Prädikat durch drei Infinitive realisiert wird, ist in diesem Fall ohne besondere Schwierigkeiten mit zu+Infinitiv zu bilden. Obwohl auch im untersuchten Zeitungsartikel drei Infinitive im Attributsatz stehen, ergeben sich Schwierigkeiten bei der Bildung dieser zu+Infinitivkonstruktion: 'festhalten können haben; helfen können haben'. Stehen drei Infinitive im Präsens, stößt die Bildung des zu+Infinitivs auf keine Schwierigkeiten. Das Prädikat mit dem Modalverb im Perfekt besteht auch in diesem Problemfall aus drei Einheiten, für deren Stellung aber in untergeordneten Nebensätzen eine andere (oben

behandelte) Stellungsregel gilt. Diese andere Stellungsregel ist also die Ursache der Schwierigkeiten bei der Bildung von zu+Infinitiv in diesem Vergangenheitstempus. Es ergibt sich die Frage, wie dieser Konflikt gelöst werden könnte? Wie würde es aussehen, wenn die Attributsätze dort, wo es ungrammatisch scheint, **ohne** zu+Infinitivkonstruktion gebildet wären?

Das Schuldgefühl, ein Kind nicht eher vom Strand *herbeigerufen zu haben*, **dass man** es nicht noch länger *hat festhalten können*, die Ohnmacht, **dass man hat nicht helfen können**, während unmittelbar neben einem Menschen von den Wassermassen fortgeschwemmt wurden ...

Dieses Satzgefüge scheint weniger kompakt zu sein, weil der dass-Satz die zu erwartende Reihenfolge der zu+Infinitivkonstruktionen unterbricht. Unter stilistischem Aspekt wäre hier die **ungrammatische** Lösung angemessener.

Das Schuldgefühl, ein Kind nicht eher vom Strand *herbeigerufen zu haben*, es nicht noch länger *\*festhalten können zu haben*, die Ohnmacht, *\* nicht helfen können zu haben*, während unmittelbar ...

Obwohl die letzten zwei Konstruktionen ungrammatisch sind, wird die Kontinuität des Textes nicht unterbrochen, indem 'zu haben' in allen drei Attributsätzen an letzter Stelle steht. In stilistischer Hinsicht sind die Attributsätze konsequent ausgeführt, auch wenn die Stelle von 'zu haben' gegen die grammatische Stellungsregel verstößt. Im Abschnitt Problemfall 3 belegen einige Beispiele, dass der Druck wächst, den konjugierten Verbsanteil immer näher dem Satzende zu stellen. Diese Konstruktion ist, zugegeben, zu kompliziert und das kann der Grund dafür sein, dass sie sich in der Umgangssprache nicht etabliert hat.

### 2.3. Weitere Stellungsprobleme der Infinitive in untergeordneten Nebensätzen

Dieses linguistische Phänomen hängt mit dem **Problemfall 2** eng zusammen, weil auch hier die Stellung der einzelnen Verbsanteile den Gegenstand der Untersuchung darstellt. Nach weiteren Abweichungen von der grammatischen Norm bei der Stellung mehrteiliger Prädikate wurden Sätze in deutschen Medien gefunden. Nach den Beispielen folgt der Kommentar. Ein Beleg aus dem Bereich der schriftlichen Kommunikation:

*Die Postings der Online-Leser von „Postimees“ fielen teilweise kritischer aus. Dort befanden einige, dass Österreich zu nachlässig gewesen sei und das eigene Ministerium schärfer reagieren hätte sollen. Andere wiederum fanden, Estland solle nach dem Muster der skandinavischen Länder lieber gleich ein Kreuz in der Fahne einführen.* (red/APA) (Der Standard, 13. Jan. 2006)

Ein Beleg aus dem Bereich der mündlichen Kommunikation: Am 8. Juli 2007 hat ein Reporter in einem Fernsehinterview nach dem Formel 1-Rennen in Silverstone auf RTL folgenden Satz gesagt: „..., dass er uns den ersten Platz **wegschnappen hätte können**“.

Im Gegensatz zu der grammatischen Stellungsregel rückt der konjugierte Verbsanteil 'hätte' zwischen die zwei Infinitive. Auch diese Beispiele belegen, dass das dreiteilige Prädikat in den Nebensätzen eine komplizierte Struktur darstellt und die Stellung der einzelnen Verbsanteile nach wie vor Schwierigkeiten bereitet, auch wenn kein zu+Infinitiv im Satz vorliegt. Die Reihenfolge des konjugierten Hilfsverbs und der Infinitive weicht in den Beispielsätzen von der vorgeschriebenen grammatischen Norm wieder ab. Die Stellung der einzelnen Glieder ist im Deutschen trotz der festgelegten Grammatikregeln gar nicht einheitlich und wird nicht immer eingehalten. Der Grund dafür könnte eben der Druck sein, in

Nebensätzen den konjugierten Verbeil in Analogie zu der bekannten Stellungsregel an das Satzende zu stellen. Es ist durchaus möglich, dass das im Problemfall 2 behandelte Dilemma auf diese Schwankung zurückzuführen ist. Der Sprachgebrauch soll entscheiden, wie dieses Problem gelöst wird. Zifonum schreibt im Abschnitt 'Stellungsbesonderheiten im Verbalkomplex über die Stellungsregularität hinaus Folgendes: „Von dieser Stellungsregularität gibt es Ausnahmen: Die finiten Formen des Hilfsverbs **haben dürfen nicht** nach zwei oder mehr Operandinfinitiven erscheinen. Sie werden an die Spitze des komplexen Ausdrucks in der rechten Klammer gerückt.“

\* ... , daß er wohl **kommen dürfen hat.**

**kommen dürfen wollen hat.**

Statt dessen: ... , daß er wohl

**hat kommen dürfen.**

**hat kommen dürfen wollen.**

Nach Engel (1988: 447) ist dies bei zwei Operandinfinitiven **nur dann obligatorisch**, wenn es sich um Modalverbinfinite handelt, fakultativ bei Infinitiven von Acl-Verben:

... , daß er ihn

**reden lassen hat.**

**kommen sehen hat.**

bzw. ... , daß er ihn

**hat reden lassen.**

**hat kommen sehen.**

„Es überwiegen auch hier die Verwendungen mit Voranstellung der Formen von *haben*. Bei den finiten Formen der Modalverben ist bei zwei Operandinfinitiven die Permutation umgangssprachlich ausgeschlossen (9a), bei drei Operandinfinitiven möglich ((9b) und (9c)). In letzterem Fall ist auch noch eine gemeinsame Voranstellung des finiten Modalverbs und des Infinitivs, auf dem das Modalverb unmittelbar operiert – in umgekehrter Reihenfolge – möglich (9d):

(9a) \* ... weil Hans ihn **soll fragen können.**

\* ... weil er ihn **will reden lassen.**

(9b) ... weil Hans ihn **kommen sehen haben will.**

(9c) ... weil Hans ihn **will kommen sehen haben.**

(9d) ... weil Hans ihn **will haben kommen sehen.**“ (Zifonum 1997: 1285 ff.)<sup>1</sup>

É. Kiss K. beschäftigt sich in ihrem Artikel 'Über eine überraschende Parallele: Mehrfache Unterordnung der Infinitive im Deutschen und im Ungarischen' mit der Reihenfolge von mehreren Infinitiven in Nebensätzen. Sie entdeckt Ähnlichkeiten zwischen folgenden komplizierten deutschen und ungarischen Formen: „(Wir haben die Tür nicht geschlossen,) weil er später **hätte** hereinkommen wollen **können**. (Nem zártuk be az ajtó, mert) ő később be akar**hatott volna** jönni.“ E. Kiss zeigt auch eine andere Variante: ... , weil er später **hätte können** hereinkommen wollen' (E. Kiss 2001: 20-29 in: Csátár). In der letzteren Variante wird also der dem ungarischen Suffix *-hatott volna* entsprechende deutsche Verbeil nicht getrennt, sondern direkt nebeneinander geschrieben *hätte können*, und erst dann werden die Konjugationseinheiten *akar ... jönni* durch zwei deutsche Infinitive *hereinkommen wollen* realisiert.

<sup>1</sup> Dort, wo Zifonum Engel zitiert, wird das Zitat mit kleinen Buchstaben gedruckt. Hier sei hingewiesen wiederum auf den Problemfall 2, wo die Autorin des Zeitungsartikels vergeblich versuchte, die drei Infinitive in eine zu+Infinitivkonstruktion einzubetten.

#### 2.4. Attributsätze vom Typ 'Das war seine Methode, die Probleme zu lösen'

In diesem Teil meiner Studie setze ich mich mit Attributsätzen auseinander, die innerhalb des Nebensatzes durch zu+Infinitiv realisiert werden und in denen das Bezugswort kein Verbalsubstantiv ist, also der Gebrauch der zu+Infinitivkonstruktion durch 'nichts' begründet ist. Helbig – Buscha interpretieren Attributsätze so: „Dem attributiven Infinitiv mit zu liegt – wie verschiedenen substantivischen Attributen – eine Objektsbeziehung zugrunde:

Die Hoffnung (des Sportlers), den Pokal zu gewinnen

← der Sportler hofft (darauf), den Pokal zu gewinnen

(← der Sportler hofft (darauf), daß er den Pokal gewinnt

(← der Sportler hofft auf den Pokalgewinn)

Bei einer Reihe von Substantiven ist es aus lexikalischen Gründen nicht möglich, den attributiven Infinitiv auf eine Objektsbeziehung zurückzuführen:

die Idee (des Schriftstellers), einen Roman zu schreiben

Daß aber grundsätzlich auch hier eine Objektsbeziehung anzunehmen ist, wird daran deutlich, daß solche Substantive durch synonymische Ausdrücke umschrieben werden können, bei denen der attributive Infinitiv auf eine Objektsbeziehung zurückführbar ist:

Der Plan des (Schriftstellers), einen Roman zu schreiben

← der Schriftsteller plant, einen Roman zu schreiben“ (Helbig – Buscha 1993:596)

„Bei den Infinitivkonstruktionen, die in der Oberfläche als Attributsätze erscheinen, gibt es vereinzelt auch solche, die nicht als Nominalisierungen von Verben oder Adjektiven aufzufassen sind, die entweder (a) nur eine indirekte semantische Entsprechung in Verben (Adjektiven) oder (b) überhaupt keine solche haben:

(a) Er hat das Recht, diese Papiere zu lesen.

← Er hat die Erlaubnis, (Ihm ist erlaubt, er ist berechtigt), diese Papiere zu lesen.

(b) Das war seine **Methode**, die Probleme zu lösen.“ (Helbig – Buscha 1993: 658)

Helbig – Buscha halten also den Fall (b) für problematisch, in dem die Substantive keine Entsprechung in Verben bzw. Adjektiven haben, denn solche Substantive verfügen über keine verbale/adjektivische Wurzeln, folglich über keine Objektbeziehung. Das Verhältnis zwischen dem Bezugswort und dem attributiven zu+Infinitiv ist nicht geklärt. Kein Argument begründet den Gebrauch von zu+Infinitiv; Analogie zu ähnlichen Attributsätzen könnte hier meines Erachtens als Argument für die Verwendung von zu+Infinitiv gelten.

Heringer spricht im Bereich Attributsätze von Relativsätzen und degradierten Gliedsätzen. Unter degradierten Gliedsätzen versteht er Nebensätze, die „sind nicht mehr direkte Teile des ganzen Satzes, also keine Satzglieder mehr, sondern Teile einer Nominalphrase und damit Attribute. Die Degradierung ist besonders üblich, wenn das Kernwort der Nominalphrase ein Verbalsubstantiv ist. Diese Substantive bewahren ja Teile der Verbbedeutung und auch die Anschlußmöglichkeiten des Verbs:

*[Seine Behauptung, daß er da war,] ist doch zweifelhaft.*

*Wie antwortet man auf [die Frage, ob Eva schuld ist?]*

*[Ihre Absicht, die Schule zu verlassen,] gab sie auf.*

Degradierte Sätze kommen nur bei bestimmten Sätzen vor. Es handelt sich um Substantive, die eine inhaltliche Füllung zulassen. Darum haben wir es auch überwiegend mit Inhaltssätzen zu tun. Der Inhaltssatz drückt den Sachverhalt aus, der die allgemeine Kategorisierung erläutert:



der Wunsch, dies zu tun  
die Absicht, dies zu tun  
die Methode, dies zu tun“ (Heringer 1995: 324 ff.)

Heringer behandelt den Fall 'die Methode, dies zu tun' nicht gesondert, er macht keinen Unterschied zwischen Substantiven, die auf ein Verb zurückzuführen bzw. nicht zurückzuführen sind. Im Gegensatz zu Helbig – Buscha und zu Heringer schlägt Engel über die Interpretation Präpositionalattribut hinaus die Möglichkeit vor, den attributiven Infinitiv als Genitivergänzung aufzufassen. Engel definiert Attributsätze als „satzartige Attribute“. Ausdrucksformen sind unter anderem „Infinitivsätze (als Ergänzungen und Angaben). Es handelt sich ausnahmslos um zu+Infinitivkonstruktionen. Wie ein Teil der Subjunktivsätze, so fungieren auch die hierher gehörenden Infinitivsätze als Genitiv- oder als Präpositivergänzungen. (...) Die regierenden Nomina bezeichnen eine Eigenschaft oder einen Zustand einer Größe (meist eines Menschen, die mit der (getilgten) Subjektgröße des Infinitivsatzes identisch ist:

die Angst (meines Nachbarn), den Prozeß zu verlieren  
= die Angst meines Nachbarn, daß er den Prozeß verliere(n könnte)

**Ausbausätze zum Genitivattribut** kommutieren mit einfachen Genitivergänzungen (als Attributen):

das Bewußtsein, Anna nicht helfen zu können  
die Gewißheit, zu spät gekommen zu sein“ (Engel 1992: 291)

Hier sei aber bemerkt, dass die Substantive 'Bewusstsein und Gewissheit' auf Adjektive zurückzuführen sind (bewusst, gewiss), die Genitiv regieren. Das Substantiv 'Gewissheit' kann mit der Präposition 'über' ergänzt werden. Im syntaktischen Sinne handelt es sich hier um ein Präpositionalattribut. Ein Beleg dafür: Er verschaffte sich Gewissheit (darüber), nicht falsch gehandelt zu haben.

Die Konstruktion *das Bewußtsein, Anna nicht helfen zu können* kann als Genitivattribut interpretiert werden:

das Bewusstsein (dessen), dass man Anna nicht helfen kann

Auch bei Hall – Scheiner finden wir über das Präpositionalattribut hinaus den Begriff Genitivattribut. „Auch Genitivattribute und Präpositionalattribute können zu Nebensätzen werden (=Attributsätze). Korrelate (Pronominaladverbien) werden nur selten gebraucht. (...) Attributsätze können auch Infinitivsätze sein.“ (Hall – Scheiner 2000: 187)

Für das Genitivattribut steht der Beleg (1)

„*Im Augenblick ist die Gefahr einer Massenarbeitslosigkeit gering.*  
*Im Augenblick ist die Gefahr, dass es zu einer Massenarbeitslosigkeit kommt, gering.*“ (Hall – Scheiner 2000: 187)

Die Autorinnen führen keine Belege an, in denen im Attributsatz ein zu+Infinitiv steht. Man findet aber viele weitere Beispiele mit dem Funktionsverbgefüge 'Gefahr laufen', nach dem eine zu+ Infinitivkonstruktion gebraucht wird. Einige Beispiele aus der deutschsprachigen Presse:

*Warum Menschen Gefahr laufen, auch ohne Vogelgrippe an der Vogelgrippe zu erkranken, ...*  
Warum Menschen Gefahr laufen, dass sie auch ohne Vogelgrippe an Vogelgrippe erkranken.

Das Funktionsgefüge 'Gefahr laufen' kommutiert mit dem verbalen Ausdruck 'wird/ist (dadurch) gefährdet, zu+ Inf.' In dieser Interpretation würde die zu+ Infinitivkonstruktion die syntaktische Funktion eines Präpositionalobjektes (durch) im Passivsatz erfüllen.

*Er läuft Gefahr, als Gesprächspartner in Deutschland uninteressant zu werden.*

→ \*Er ist/wird (dadurch) gefährdet, als Gesprächspartner in Deutschland uninteressant zu werden.

*Er läuft Gefahr, das Vertrauen der Freunde zu verlieren.*

→ \*Er ist/wird gefährdet, das Vertrauen der Freunde zu verlieren.

Die mit einem Stern markierten Sätze sind aber ungrammatische Lösungen. Eine andere Interpretation könnte die folgende Umschreibung sein: '... ist der Gefahr ausgesetzt'.

→ Er ist der Gefahr ausgesetzt, als Gesprächspartner in Deutschland uninteressant zu werden.

→ Er ist der Gefahr ausgesetzt, das Vertrauen der Freunde zu verlieren.

Hinter dieser Umschreibung verbirgt sich die Interpretation durch ein Genitivattribut.

\* Er ist der Gefahr des Uninteressantwerdens ... ausgesetzt.

\* Er ist der Gefahr des Verlierens ... ausgesetzt.

Diese Sätze gelten als unschön, weil die Einbettung der weiteren Satzglieder unter stilistischem Aspekt hässliche Anhäufungen ergäbe.

Im Duden werden folgende Satzgefüge:

„Er hat den Fehler, jeden Tag in die Kneipe zu gehen.

Der Auftrag, das Gesamtwerk zu übersetzen, war zu schwierig.“

aufgrund der erfüllten syntaktischen Funktion (Attribut) behandelt. (Dudengrammatik 1984: 668). Im Abschnitt 'Die Verhältnisbeziehungen im einzelnen' wird aber der Satz:

„Er hatte den Einfluß, den Beschluß durchzusetzen.“

als Konsekutivsatz gedeutet mit der Argumentation „Der Konsekutivsatz kann auch eine nur mögliche Folge dessen angeben, was im Hauptsatz genannt ist.“ (Dudengrammatik 1984: 694) Nach dieser Erörterung ist der semantische Faktor wichtiger als der syntaktische. Auch in dieser Grammatik werden die Substantive nicht extra behandelt, die keinen verbalen Stamm haben. Bei Kocsány – László findet man Beispielsätze nur mit Substantiven, „die aus einem Verb oder aus einem Substantiv abgeleitet sind.“ (Kocsány 2001: 107) Diese Wörter sind: Einsicht, Möglichkeit, Bitte, Versprechen.

Vergleicht man die linguistischen Ausführungen, kann man feststellen, dass außer Helbig – Buscha die Sprachwissenschaftler, deren einschlägige Werke ich gelesen habe, auf den Problemfall (Substantive, die nicht auf Verben bzw. Adjektive zurückgeführt werden können) gar nicht eingehen. Es finden sich keine Argumente, die die Verwendung der Infinitivkonstruktion in diesen Fällen begründen könnten.

Im Ausdruck *die Idee, einen Roman zu schreiben*, ... könnte der Attributsatz als Genitivattribut aufgefasst werden, der so umgeformt werden könnte: *die Idee des Schreibens eines Romans*.

Dabei ist der durch eine Präpositionalfügung (von+D) umschriebene Genitiv auch möglich: *die Idee von dem Schreiben eines Romans...*

Doch die Konstruktion gilt unter stilistischem Aspekt als unschön und schwerfällig. Wollte man noch auch den Genitivus subjektivus, nämlich 'des Schriftstellers' anschließen, wäre es nicht realisierbar: *etwa \*die Idee des Schriftstellers des Schreibens*

*eines Romans*. So ergeben sich komplizierte Ausdrücke, die für den Nominalstil charakteristisch sind.

Da ich auch einige andere Beispielsätze für solche Substantive gefunden habe, ist der attributive Infinitiv meines Erachtens in einigen Fällen auch als Genitivattribut aufzufassen. So bräuchte nicht nach Entsprechungen gesucht zu werden, wie es von Helbig – Buscha empfohlen wird. Der Satz 'Das war seine Methode, die Probleme zu lösen.' kann auch so umgeformt werden: *Das war seine Lösungsmethode*.

In diesem Satz liegt dem Kompositum 'Lösungsmethode' ein Genitivverhältnis zu Grunde: die Methode der Lösung. Innerhalb des Satzes ergäbe sich jedoch eine ungrammatische Konstruktion: '\*Das war seine Methode der Lösung.' Die Umschreibung des Satzes wäre auch mit einem Relativsatz denkbar, zumal Relativsätze als Attributsätze gelten: *Das war seine Methode, mit der er die Probleme lösen konnte*. Oder als Präpositionalattribut: *Das war seine Methode für die Lösung der Probleme*.

Ich habe im Laufe der Jahre Substantive gesammelt, nach denen zu+Infinitivkonstruktion als Attribut vorkommt. Deutschsprachigen Zeitungsartikeln und anderen Medien entnommene Beispielsätze dienen als Korpus. Wenn die untersuchten Sätze aus anderen Quellen stammen, werden diese Quellen extra angegeben. Im Folgenden versuche ich das Verhältnis zwischen dem Bezugswort und dem Attributsatz zu deuten. Das Bezugswort wird von den Linguisten anders bezeichnet. Engel spricht dabei von 'regierenden Nomina' (Engel 1992: 291), bei Heringer (Heringer 1995: 324) erscheint diese Bezeichnung als 'Kernwort', von Helbig&Buscha und in der Duden-Grammatik wird 'das Bezugswort' verwendet.

In der Lehrveranstaltung 'Morphologie' haben Studierende die Aufgabe bekommen, die angegebenen kursiv gedruckten dass-Sätze in zu+Infinitivkonstruktionen umzuformen. Die Übungssätze sind dem Buch Deskriptive Übungsgrammatik (Bradean Ebinger 2003: 95) entnommen worden.

*Wir wollten seine Bitte, dass wir ihn möglichst nicht unterbrechen sollten, gerne akzeptieren.*

Anfangs konnten die Studenten diese Aufgabe nicht lösen. Es gelang ihnen erst dann, nachdem sie die Verbalsubstantive auf Verben zurückgeführt und so eine zu+Infinitivkonstruktion gebildet hatten. (er bat uns, ihn möglichst nicht zu unterbrechen)

→ Wir wollten seine **Bitte**, ihn möglichst nicht **zu unterbrechen**, gerne akzeptieren.

*Wie ein Blitz traf mich die Einsicht, dass ich doch falsch gehandelt habe.*

(Ich habe eingesehen, doch falsch gehandelt zu haben.)

→ Wie ein Blitz traf mich **die Einsicht**, doch falsch **gehandelt zu haben**.

*Der Gedanke, dass ich meinen Geliebten verlieren kann, ließ mir keine Ruhe.*

(Ich dachte daran, meinen Geliebten verlieren zu können.)

→ **Der Gedanke**, meinen Geliebten **verlieren zu können**, ließ mir keine Ruhe.

Die folgenden Beispielsätze sind aus deutschsprachigen Zeitungen gesammelt worden. Aus dem Kommentar geht hervor, dass die Zurückführung der Verbalsubstantive auf den Verbstamm in einigen Fällen ganz andere Interpretationsmöglichkeiten ergibt bzw. ermöglicht als erwartet. Sätze mit dem Bezugswort 'Absicht, Plan, Versuch' sind leicht auf entsprechende Verben zurückzuführen.

*Die USA rechnen offenbar nicht mehr mit einer gütlichen Einigung. Es sei „mehr als klar“, dass der Iran nicht **die Absicht** habe, die vor drei Monaten formulierten UN-Forderungen **zu erfüllen**, sagte US-Außenstaatssekretär Nicholas Burns im Fernsehsender CNN.*

In diesem Satz erscheint das Substantiv 'Absicht' in Form eines Funktionsverbgefüges 'hat die Absicht'.

→ Der Iran beabsichtigt, ..... UN-Forderungen zu erfüllen.

*Auch **der Plan**, für Kassen eine Mindestgröße von einer Million Mitglieder **vorzuschreiben**, stieß auf Kritik.*

→ Man plant, .... eine Mindestgröße ... vorzuschreiben.

***Der Versuch**, auf dem Höhepunkt amerikanischer Macht die Welt so **zu ordnen**, daß amerikanische Interessen sich auch bei Schwinden dieser Überlegenheit entfalten können, muß als abgebrochen gelten (wenn er denn jemals mehr war als ein intellektuelles Gedankenspiel). → Man versucht, die Welt so zu ordnen, ...*

*Dabei verspüren die Nachwuchskräfte das **Bedürfnis**, schon früh eine verantwortungsvolle Rolle zugewiesen **zu bekommen**. (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.04.2007)*

Das Substantiv 'Bedürfnis' ist auf das Verb 'bedürfen' zurückzuführen, dieses Verb regiert Genitiv. Diese Rektion wird mit einem Substantiv im Genitiv realisiert. Die Umschreibung des Genitivobjektes mit einem Nebensatz (\*Die Nachwuchskräfte bedürfen, dass sie schon früh eine verantwortungsvolle Rolle zugewiesen bekommen.) gilt als ungrammatisch. Das Verhältnis zwischen dem Verbalsubstantiv und der attributiven zu+Infinitivkonstruktion kann als Präpositionalattribut aufgefasst werden: das Bedürfnis (danach), schon früh eine verantwortungsvolle Rolle zugewiesen zu bekommen.

*Der Magdeburger Regierungschef hält eine Einigung über die geplante Gesundheitsreform bis Sonntag für unrealistisch. Es übersteige seine **Fantasie**, **sich vorzustellen**, wie man diesen „Knoten“ mit wenigen Gesprächen lösen wolle. (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.06.2006)*

Das Bezugswort ist auf folgende verbale Konstruktion zurückzuführen: ...er fantasiert (darüber), sich vorzustellen, ... In diesem Satz erfüllt die zu+Infinitivkonstruktion die syntaktische Funktion eines Präpositionalattributes.

Jetzt werden Substantive analysiert, die zwar mit Verben verwandt sind, deren Umformung in eine zu+Infinitivkonstruktion aber Probleme aufwirft.

*Doch **der Druck** wächst, **sich zusammenzuraufen**.*

Die zu+Infinitivkonstruktion steht nicht direkt nach dem Bezugswort. Zwar ist das Verbalsubstantiv 'der Druck' auf ein Verb zurückzuführen, aber die Umformung in Form von

\*? Doch es drückt einen, dass man sich zusammenrauft.

oder: \*Man drückt, dass man sich zusammenrauft.

entspricht weder inhaltlich noch grammatisch dem Ausgangssatz. Es ergeben sich so komische Deutungsmöglichkeiten. Man könnte hier an ein Genitivattribut denken, das wiederum eine stilistisch falsche Umformung ergibt.

\*Doch der Druck des Zusammenraufens wächst.

Im Ausgangssatz spürt man, dass es sich um eine gewisse Gefahr handelt. Also kann 'der Druck' durch ein Synonym 'Gefahr' umschrieben werden. Dieses Synonym ist schon auf ein Verb zurückzuführen, mit dem die Umformung syntaktisch akzeptabel ist.

/→ Man läuft Gefahr/Man ist in Gefahr, sich zusammenzuraufen./ Dieser Satz entspricht zwar der Konzeption von Helbig – Buscha, also „der indirekten semantischen Entsprechung“, inhaltlich drückt er aber etwas anderes aus als der Ausgangssatz. Hier ist noch eine andere Interpretation möglich, nach der die zu+Infinitivkonstruktion als Genitivattribut anzusehen ist, und zwar so, dass ein Korrelat im Genitiv eingeschoben wird:

→ Doch der Druck (dessen), sich zusammenzuraufen, wächst.

*Die Praxis, abwechselnd zwei Sprachen zu sprechen, heißt Zweisprachigkeit.*  
(Weinreich 1976: 7)

In diesem Satz ist das Substantiv 'die Praxis' mit dem Verb 'praktizieren' verwandt, welches Akkusativ regiert; es handelt sich hier jedoch nicht um eine Objektbeziehung. Die Umschreibung – die etwa so aussehen würde:

→\*man praktiziert, zwei Sprachen zu sprechen

– ist ungrammatisch.

Das Substantiv 'die Praxis' hat es zwar mit dem Verb 'praktizieren' zu tun, die semantische Entsprechung kommt in diesem Fall zu kurz. Die Umschreibung in Form von

→ Die Praxis des Sprechens von zwei Sprachen heißt Zweisprachigkeit.

ist eher als Genitivattribut zu interpretieren. Es lohnt sich aber, diese stilistisch unschöne Variante zu vermeiden:

*Der Alleingang der Niederlande, als erstes Land der Welt Sterbehilfe gesetzlich zu regeln, hat Entsetzen und Lob zugleich ausgelöst.* (Horváthné Lovas 2002: 66)

In diesem Beispielsatz gilt zwar 'der Alleingang' als Verbalsubstantiv, aber es wäre falsch, den Satz so umzuformen:

→... die Niederlande gehen allein ...

Es empfiehlt sich deshalb den Vorschlag von Helbig – Buscha anzunehmen und nach synonymischen Ausdrücken zu suchen, etwa 'die Absicht, der Plan, das Vorhaben'.

→ Die Absicht/Das Vorhaben/Der Versuch der Niederlande, als erstes Land der Welt Sterbehilfe gesetzlich zu regeln, ...

Aber diese Synonyme sind nicht fähig, den semantischen Inhalt des Substantivs 'Alleingang' zurückzugeben.

*Die Tiere hätten damit eine sehr effektive Technik entwickelt, ihren Wasserverbrauch zu minimieren, schreiben Ostrowski und seine Kollegen. Dies erkläre zu einem gewissen Teil ihren Erfolg beim Überleben in der Wüste.* (Die Zeit, 14.02.2005)

Würde man das Substantiv 'die Technik' auf das Verb 'technisieren/technifizieren' zurückführen, ergäbe sich eine komische Lösung. Die satzwertige zu+Infinitivkonstruktion lässt sich entweder als Finalsatz deuten, in dem die Infinitivkonjunktion weggelassen wird:

→ Die Tiere hätten damit eine sehr effektive Technik entwickelt, um ihren Wasserverbrauch zu minimieren,

oder als Präpositionalattribut:

→ Die Tiere hätten damit eine sehr effektive Technik dazu/dafür entwickelt, ihren Wasserverbrauch zu minimieren,

oder als Genitivattribut

→ Die Tiere hätten damit eine sehr effektive Technik der Minimierung ihres Wasserverbrauches entwickelt.

Oder mit einem Kompositum:

→ Die Tiere hätten damit eine sehr effektive Minimierungstechnik ihres Wasserverbrauchs entwickelt.

Unter stilistischem Aspekt sind die letzteren zwei Deutungen wegen der Häufung der Genitivattribute unschön.

*Das würde eine Kehrtwende bedeuten, denn Google stand bislang im **Ruf**, sehr **verschlossen zu sein** und gegenüber der Öffentlichkeit eine gewisse Arroganz an den Tag **zu legen**.* (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.05.2006)

In diesem Satz finden wir das Funktionsverbgefüge 'im Ruf stehen'. Das Substantiv 'Ruf' hat zwar eine verbale Entsprechung 'rufen', aber die Zurückführung auf 'rufen' würde einen irreführen. Das Verhältnis zwischen dem Bezugswort und der attributiven Infinitivkonstruktion entspricht vielmehr einem Genitivattribut:

→ im Ruf des Verschlosseneins

→ im Ruf der Legung

Die Umformung, die Integrierung der anderen Satzglieder wäre ein Spiel im Nominalstil und würde zu ungrammatischen Formen führen.

*Vorurteile und Unwissen sind für sie kein **Grund**, zu **verheimlichen**, dass sie krank ist.*

Das Substantiv 'Grund' lässt sich zwar auf ein Verb zurückführen (gründen, begründen), aber bei diesen Verben ist das Akkusativobjekt mit einem zu+Infinitiv nicht realisierbar. Das Bezugswort 'Grund' steht oft mit dem Korrelat 'dafür'. So ist das Verhältnis zwischen 'Grund' und der Infinitivkonstruktion als Präpositionalattribut zu deuten: → Vorurteile und Unwissen sind für sie kein Grund (dafür), zu verheimlichen, dass sie krank ist.

*„... glättete mit dem starken **Willen**, arglos zu **scheinen**, ihr Gesicht, ...“* (Zweig 1974: 8)

Das Bezugswort ist im Satz das Verbalsubstantiv 'der Wille', das sich von dem Verb 'wollen' herleitet. Interessant ist dabei, dass in der Umformung wegen des Modalverbs kein 'zu' verwendet werden kann: → ... wollte arglos scheinen.

*..., und nun reizte sie das neue **Spiel**, weiter mit ihm zu **schmollen** und durch unmotiviertes Verweigern sich ihm noch kostbarer zu **machen**.* (Zweig 1974: 13)

Das Bezugswort 'Spiel' lässt sich zwar auf ein Verb zurückführen, aber es würde eine ungrammatische Konstruktion ergeben, wenn man 'Spiel' in seine verbale Entsprechung umformte: → \*sie spielt, weiter mit ihm zu schmollen und ..... zu machen

Zur Begründung der zu+Infinitivkonstruktion soll man nach inhaltlichen Entsprechungen suchen: → ... und nun reizte sie die neue Möglichkeit, weiter mit ihm zu schmollen und ..... zu machen.

Es finden sich viele Attributsätze mit dem Bezugswort 'die Art'.

*„Weil er die **Art** hatte, einen stundenlang mit seinen kleinen, vielleicht nur eingebildeten körperlichen Leiden zu **belästigen**.“* (Zweig 1974: 28)

*„Sie hatte jetzt schon eine bestimmte **Art**, zu **fliehen**.“* (Zweig 1974: 27)

Der Gebrauch des zu+Infinitivs ist nur zu erklären, wenn das Bezugswort 'die Art' durch Synonyme zu ersetzen ist, die über einen verbalen/adjektivischen Stamm verfügen, wie z. B. das Substantiv 'die Fähigkeit'. Da die Umformung mit dem Adjektiv möglich ist:

→ er war fähig ... zu belästigen,

→ sie war fähig, ... zu fliehen,

kann man annehmen, dass in Analogie zu 'fähig <Fähigkeit' auch nach dem Bezugswort 'die Art' eine attributive zu+Infinitivkonstruktion steht. Die Semantik der Sätze weicht aber

sehr stark ab. Ohne Synonyme wäre eine andere Interpretation möglich: → \*Weil er die Art der Belästigung ..... hatte

Der Einschub der anderen Satzglieder wäre nur ein Spiel mit grammatischen Einheiten.

*Die Türkei hat kein Öl, der Westen hätte **die Chance**, ihr anders zu begegnen als dem Irak.* → Die Türkei hat kein Öl, der Westen hätte die Chance (darauf), dass er ihr anders begegnet als dem Irak.

In diesem Satz ist das Bezugswort 'Chance' wiederum kein Verbalsubstantiv. Entweder folgen wir dem Vorschlag von Helbig – Buscha (und verwenden ein Synonym: Hoffnung/Möglichkeit) oder wir interpretieren das Verhältnis zwischen dem Bezugswort und der zu+Infinitivkonstruktion als Präpositionalattribut: 'die Chance auf eine andersartige Begegnung mit der Türkei (=ihr) als mit dem Iran'. Die Umformung mit dem Präpositionalattribut würde aber die Integrierung der weiteren Satzglieder in dem Maße erschweren, dass der Satz im Nominalstil gar ungrammatisch erscheinen würde.

*„Es fehlt ihnen **die Kraft**, wieder ein von Grund auf neues Leben **aufzubauen**.“*  
(Frankfurter Allgemeine Zeitung, 03. 01. 2005)

In diesem Satz hat das mit einem Attributsatz näher bestimmte Bezugswort (Kraft) gar keine verbalen Wurzeln. Das Verhältnis zwischen dem Bezugswort und dem Attributsatz kann als Präpositionalattribut gedeutet werden:

→ Es fehlt ihnen die Kraft dazu, wieder ein von Grund auf neues Leben aufzubauen.

Das Pronominaladverb 'dazu' enthält aber auch eine finale Bedeutungsnuance. Demnach kann das Verhältnis auch als final aufgefasst werden:

→ Es fehlt ihnen die Kraft, um wieder ein von Grund auf neues Leben aufzubauen.

*„... dann rauschte mit einemal in ihr eine seltene Selbstfreude auf, die **Lust**, so leicht, stark und elastisch **auszuschreiten**, ...“* (Zweig 1974: 14)

Die formale Ähnlichkeit des Bezugswortes 'Lust' mit dem Adjektiv 'lustig' würde einen irreführen. Hier ist die Interpretation der attributiven zu+Infinitivkonstruktion nur dann richtig, wenn eine semantische Entsprechung gefunden wird, die schon auf ein Verb zurückzuführen ist. Da 'Lust' sowieso als Apposition hinter 'Selbstfreude' steht, ergibt sich sofort die Lösung, indem das Substantiv weggelassen wird:

→ sie freut sich, so leicht, stark und elastisch auszuschreiten.

Der Satz wird also um ein Satzglied kürzer, da 'sich freuen' sowohl für Selbstfreude' als auch für 'Lust' eingesetzt werden kann. In stilistischer Hinsicht würde die Apposition nach dieser Umformung überflüssig, die Ausdrucksweise des Schriftstellers ärmer.

*„Aber als geschiedene Frau, Ehebrecherin, befect vom **Skandal**, **hinzuleben** ...“*  
(Zweig 1974: 40)

Wie in den obigen Belegen sucht man hier auch nach einer semantischen Entsprechung, um den Gebrauch der zu+Infinitivkonstruktion erklären zu können. Für Skandal, ein Substantiv lateinischer Herkunft, können folgende Synonyme stehen: 'die Empörung, die Scham'. Sie könnten diese Rolle übernehmen, da die Empörung/Scham verbale Wurzeln haben. Dieses Verb kann schon durch ein Präpositionalobjekt (über) in Form einer zu+Infinitivkonstruktion realisiert werden: → befleckt von der Scham, hinzuleben

*Malta und die Slowakei sieht Brüssel **auf dem Weg**, 2006 beziehungsweise 2007 jeweils unter die Defizitgrenze von 3 Prozent des BIP bei der Neuverschuldung **zu kommen**.*

Da 'der Weg' keine verbalen/adjektivischen Wurzeln hat, könnte man hier nach Synonymen suchen. Es finden sich aber keine. Man sollte hier die Möglichkeit eines Genitivattributes erwägen: → ... sieht Brüssel auf dem Weg des Kommens ...

Die Integrierung der anderen Satzglieder könnte wieder zu einem stilistisch-grammatisch unakzeptierbaren Satz führen.

### 2.5. Deutung der Konstruktion 'könnte zu erklären sein'

Für einen Muttersprachler scheint diese Konstruktion nicht problematisch, für einen Nichtmuttersprachler dagegen ist sie ziemlich kompliziert.

*„Daß der zweite Pilot neben Schuhmacher noch nicht nominiert wurde, **könnte damit zu erklären sein**, daß Toyotas Wunschfahrer mit gewissen Präferenzen die Auswahl verkleinert hat.“* (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 09.07.2004)

*„Wer sich dagegen unterhalb des Premium-Segments herumbalgen muss, der sieht lieber nach günstigeren Möglichkeiten um, die tunlichst auch schnell **zu realisieren sein sollten**.“* (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 31.07.2007)

Ein Satz aus dem Bereich der gesprochenen Sprache lautete in einem deutschen Fernsehprogramm im Oktober 2006 so:

*...., was in den Städten **zu besichtigen sein könnte**.*

Die Konstruktionen:

- ... könnte zu erklären sein
- ... zu besichtigen sein könnte
- ... zu realisieren sein sollte

gehören auf den ersten Blick zu den Konkurrenzformen des Passivs, wobei der flektierte Modalverteil im Konjunktiv II steht. Die Struktur 'ist ..... zu+Infinitiv' wird in linguistischen Kreisen als Konkurrenzform des Passivs (Kocsány 2001: 38; Duden-Grammatik 1984: 183) oder als Parallellform zu Passiv (Engel 1992 S: 462) oder als Passivparaphrase (Helbig – Buscha 1993: 183) erwähnt, diese Konstruktion enthält schon den semantischen Modalitätsfaktor von 'können oder sollen/müssen' in sich. Passivparaphrasen sind entstanden, um komplizierte Passivsätze mit Modalverben zu vereinfachen. In der Konstruktion 'ist ... zu besichtigen' ist der modale Inhalt von 'können' schon enthalten (kann besichtigt werden); dazu kommt noch 'können' im Konjunktiv II. Verdoppelt sich die modale Bedeutung in dieser Struktur?

Sollen die Deutschlehrer in Zukunft eine neue grammatische Form unterrichten? Etwa die Konstruktion: „Modalverb im Konjunktiv II ..... zu +Infinitiv + sein“? Wie ist diese Struktur zu interpretieren? Handelt es sich um die doppelte Paraphrase des Passivs, also um den 'können ..... sein zu+Infinitiv'? Formt man die Konstruktion 'ist damit zu erklären' ins Passiv um, sieht der Ausdruck so aus: 'kann damit erklärt werden'. Wird noch 'könnte' eingeschoben, würde folgende ungrammatische Konstruktion entstehen:

\*' *könnte damit erklärt werden können*'. Geht es um eine redundante Erscheinung? Verdoppelt sich also das Modalverb in dem untersuchten Satz? Wohl nicht. Wird die Konstruktion ein bisschen eingehender analysiert, kommt man auf eine andere Interpretationsmöglichkeit. Ich habe schließlich 'könnte ... zu erklären sein' als Konstruktion mit Modalverb im subjektiven Gebrauch aufgefasst:

→ ... ist wahrscheinlich/vermutlich/vielleicht damit zu erklären



Ein anderer Beispielsatz für diese Konstruktion

„*In diesem Zusammenhang **dürften** auch Wendungen der folgenden Art **zu sehen sein**.*“ (Duden-Grammatik 1984: 684)

→ ... sind **vielleicht** auch Wendungen der folgenden Art **zu sehen**. Hier kommt also wiederum subjektive Bedeutung zur Geltung.

Im Gegensatz zu dieser Interpretation steht folgender in dem Fernsehprogramm gehörte Satz:

...., *was in den Städten **zu besichtigen sein könnte***

Die im Fernsehen gehörte Konstruktion drückte keine Vermutung, keine subjektive Bedeutung aus, vielmehr hörte sich die Konstruktion als Paraphrase für die Passivparaphrase sein ... +zu Infinitiv (etwa für wäre zu erklären) an.

Die letztere Konstruktion scheint sich in der Umgangssprache zu verbreiten. Statt des Konjunktivs 'wäre ... zu besichtigen' wird umgangssprachlich auch die Form 'könnte ... zu besichtigen sein' verwendet. In den nächsten Beispielsätzen spürt man in dem fettgedruckten Ausdruck wieder die subjektive Bedeutung. Das empirische Material stammt aus deutschsprachigen Zeitungsartikeln.

*Auf beiden Seiten ist das Bedürfnis nach einer das Verhältnis überhöhenden Freundschafts- und Partnerschaftsrhetorik geschwunden, auf amerikanischer Seite ungeachtet aller realpolitischen Härte womöglich weniger als in Europa. Der Pragmatismus, den die Europäer für sich entdeckt haben - er **soll** künftig in konkreten Projekten **zu spüren sein** -, gilt auch für das Verhältnis zu den Vereinigten Staaten.*

*Sonst **müsste** ein Kraterwall **zu sehen sein**, der die Umgebung überragt, und das beim Einschlag hochgeschleuderte Auswurfmaterial **müsste** ebenfalls seine Spuren hinterlassen haben. Ein neues, von derselben Raumsonde Anfang August zur Erde übertragenes Bild hat jetzt weitgehend Klarheit geschaffen.* (Frankfurter Allgemeine Zeitung, 30. August 2007)

*Auch mit der in Österreichs EU-Halbjahr zu treffenden Entscheidung, ob Rumänien und Bulgarien 2007 beitreten dürfen, **wird** kein Beliebtheitspreis **zu gewinnen sein**.*

In diesem Satz ist die zu+Infinitiv-Konstruktion leichter zu interpretieren. Die Passivparaphrase 'ist zu gewinnen' steht im Futur I.

## 2.6. Weglassung der Infinitivkonjunktion 'um'

Die fehlende Finalsatzkonjunktion 'um' wird durch ein Ø-Zeichen markiert.

„*Was bedeutet das? Was will uns der Autor sagen? Ø **Dies** **ergründen**, zeichnet der 36-jährige Diplomingenieur erst mal eine Skizze aufs Papier.*“ (Süddeutsche Zeitung, 23.04.2003)

Im untersuchten Satz sind die obligatorischen und fakultativen Ergänzungen des Verbs 'zeichnen' durch entsprechende Substantive (Diplomingenieur, Skizze, aufs Papier) realisiert. Also ist ein weiterer Objektsatz in Form einer zu+Infinitivkonstruktion nicht denkbar. Der Nebensatz kann nur als Finalsatz interpretiert werden, in dem sowohl die einleitende Konjunktion 'um' als auch die Infinitivpartikel 'zu' weggelassen wurden.

*Das darwinsche Geschehen hat uns Menschen, wie alle anderen Organismen, zu Reproduktionsstrategen gemacht, die evolutionär geformt wurden, Ø das mühsam aufgebaute Investitionskapital möglichst gewinnträchtig einzubringen.*

Wird der erste Teil des Satzes weggelassen, bleibt übrig: ... die evolutionär geformt wurden, *das mühsam aufgebaute Investitionskapital möglichst gewinnträchtig einzubringen*. Das Verb 'formen' ist ein transitives Verb, dessen Akkusativergänzung im Passivsatz die Rolle des Subjektes (als Relativpronomen 'die') einnimmt. Das Verb 'formen' hat keine andere Ergänzung, die durch zu+Infinitiv realisiert werden könnte. Der Nebensatz kann nur die syntaktische Rolle eines Finalsatzes erfüllen, in dem aber 'um' fehlt. Die Weglassung der Finalsatzkonjunktion ist irreführend, folglich kann die Weglassung syntaktische Missverständnisse, Missdeutungen ergeben. Die Weglassung von 'um' ist in der linguistischen Fachliteratur nicht unbekannt, jedoch nur selten behandelt. Von den Autoren, deren Werke als Literaturquelle durchstudiert wurden, setzt sich Engel mit solchen Fällen wie folgt auseinander: „Infinitivische Finalsätze, die eine Absicht ausdrücken, kommen in seltenen Fällen auch ohne Subjunktor vor; allerdings ist solcher Gebrauch im wesentlichen auf die gehobene Sprache beschränkt:

Sie gingen, einen neuen Teich anzulegen.“ (Engel 1992: 437)

Kocsány – László stellen bloß fest: „Ein Infinitiv ohne zu ist **nur in der Umgebung weniger Verben möglich**.“ (Kocsány – László 2001: 103) Erwähnt werden unter anderem die Bewegungsverben 'gehen, kommen'. Im Gegensatz zu Engel liest man bei Zifonum Folgendes: „Sogenannte 'finale' IK bei **Bewegungsverben** können mit dem reinen Infinitiv **und** mit zu-Infinitiv konstruiert werden. Dabei ist der reine Infinitiv geläufiger, zu-Infinitiv kommt überwiegend literarisch vor:

(24) Man geht einkaufen. Man kommt mich besuchen.

(25) Er nickte ihr zu, aber er ging nicht, die Tücher abzunehmen und sie zu begrüßen. (Hesse, Narziß, 309; zit. nach Bech 1983: 214)“ (Zifonum 1997: 2161)

Einige Beispiele aus der Belletristik für diese grammatische Erscheinung:

„... gierig stürzte sie die Treppe hinab, Ø sich zu retten.“ (Zweig 1974: 22)

„Vor dem Hause blieb sie noch einmal zögernd stehen, Ø die feurige Luft, das Verwirrende dieser Stunde noch einmal mit geweiteter Brust in sich einzuatmen, Ø sie tief bis ans Herz zu spüren.“ (Zweig 1974: 14)

„Ich fuhr zu meinem Raseur, Teinfaltstraße, Ø mich verjüngern zu lassen.“<sup>2</sup>

Bei den Bewegungsverben 'gehen, fahren, hinabstürzen' bzw. bei dem Verb 'stehen bleiben' – das letztere mit dem Denotat einer Minus-Bewegung – richtet sich die Bewegung sowieso zu einem bestimmten Ziel, was für die Weglassung von 'um' als gutes Argument gelten kann.

„Sie schrak zusammen, als sie sich neuerdings in ihrer Verlegenheit ertappt fühlte, stand eilig auf, ging in ihr Zimmer, Ø den Hut abzunehmen, und sah dabei im Spiegel ihr unruhiges Auge so lange an, bis der Blick ihr wieder sicher und fest schien.“ (Zweig 1974: 9)

In diesem Fall kann der Inhalt des untersuchten Satzes infolge der fehlenden Infinitivkonjunktion auf zweierlei Weise gedeutet werden. Der Kontext lässt einerseits eine finale In-

<sup>2</sup> Bahlmann 2004: 14. zit. nach Altenberg *aus* Wie ich es sehe *in*: Gesammelte Werke, Bd.1, Wien.

interpretation zu, der Hauptsatz enthält nämlich das Bewegungsverb 'gehen', nach dem laut Engel die Finalsatzkonjunktion 'um' fehlen kann; andererseits ermöglicht aber die Situation und die semantische Interpretation auch den Gebrauch der Infinitivkonjunktion 'ohne'. Meines Erachtens passt eher die finale Deutung in den Kontext.

In Zweigs Erzählung finden wir aber auch Sätze, in denen neben den Bewegungs-  
verben sowohl die Infinitivkonjunktion als auch die Infinitivpartikel gesetzt werden: „*Frau Irene lief in ihr Zimmer, um das Geld zu holen.*“ (Zweig 1974: 25)

Die am Anfang des Absatzes analysierten Textstellen ( $\emptyset$  *Dies ergründen;  $\emptyset$  das mühsam aufgebaute Investitionskapital möglichst gewinnträchtig einzubringen.*) stammen aber aus Zeitungen, sie sind Beispiele aus der Umgangssprache, sie vertreten keinen literarischen Text, keine gehobene Sprache. Trotzdem wurde in den Sätzen 'um' eliminiert. In diesen Fällen ist es also dem Leser überlassen, wie er den Kontext interpretiert, was aber wiederum zu Missdeutungen führen kann.

## 2.7. Weglassung von 'zu' in den Infinitivkonstruktionen

„*Die FDP ist ebenfalls unzufrieden und fordert den Oppositionspartner auf, seine Querelen zu beenden, um 2006 Rot-Grün in Berlin abzulösen.*

*Berlin-FDP-Vize Rainer Brüderle habe die Union aufgefordert, ihre Angelegenheiten schnell ordnen, berichtet die Berliner Zeitung.*“ (Der Spiegel, 13.01.2005)

Hier muss es sich um einen Druckfehler handeln, im selben Artikel steht nämlich das Verb 'auffordern' im ersten Satz mit 'zu', im zweiten Satz dagegen fehlt die Infinitivpartikel 'zu' im Objektsatz.

## 2.8. Verben der Sinneswahrnehmung mit einem anderen Infinitiv in zusammengesetzter Tempusform

Ein grammatisches Phänomen anderer Art ist das nächste Beispiel, in dem die Verben der Sinneswahrnehmung 'sehen und hören' im Perfekt nicht in Form eines Ersatzinfinitivs stehen. „In der Verbindung mit Infinitiv ersetzen die Modalverben (einschließlich brauchen) und gewöhnlich auch die Empfindungsverben (und lassen) bei der Bildung von Perfekt, Plusquamperfekt und Infinitiv II das Partizip II durch den Infinitiv (Ersatzinfinitiv):

*Ich hätte nicht antworten können.*

*Ich habe ihn nicht kommen sehen (ugs. auch gesehen).*“ (Helbig – Buscha 1993: 109)

„*Ich habe sehr viele Jugendliche auf Bahnhöfen und Straßen rumgammeln gesehen.*“ (Bachmann 1999: 51)

„*Ein Verlangen überkam sie, jetzt sich an seinen festen Körper zu werfen sich anzuklammern, alles zu gestehen und ihn nicht eher zu lassen, als bis er vergeben, jetzt in diesem Augenblick, da er sie leiden gesehen.*“ (Zweig 1974: 24)

„*Nie hatte sie ihn so sprechen gehört.*“ (Zweig 1974: 24)

„... schon hatte sie die Deichsel des Wagens knapp vor sich hinstoßen gesehen.“ (Zweig 1974: 41)

Allerdings gibt es in Zweigs Erzählung auch Sätze, in denen das Verb 'sehen' im Perfekt nicht als Partizip Perfekt, sondern als Infinitiv gebraucht wird: „*die Person hat mich damals von Ihnen fortgehen sehn, ...*“ (Zweig 1974: 43). Diese Belege zeugen davon, dass es gar

nicht mehr als Regelverstoß empfunden wird, wenn die Umgangssprache so oft gegen die Bildungsregel verstößt.

### 3. Zusammenfassung

Diese Ausführungen sind als Ergebnis vieljähriger Beobachtung zu betrachten, wie es auch das Erscheinungsdatum einiger Belege im analysierten Korpus beweist. Als wichtigstes Phänomen bewerte ich also den im literarischen Korpus gefundenen Satz, in dem zu+Infinitiv für einen Relativsatz steht. Dieser Gebrauch ist sehr begrenzt, ich habe diese syntaktische Funktion nur durch zwei literarische Beispiele belegen können. Die anderen Erscheinungen dieses Bereiches können sowohl für Linguisten als auch für Laien als interessant gelten, zumal einige von ihnen mehrere Interpretationen zulassen.

### Literatur

BRADEAN-EBINGER 2003

BRADEAN-EBINGER, N. (Hrsg): Deutsche deskriptive Übungsgrammatik. Német leíró nyelvtan, Budapest, NEMZETI TANKÖNYVKIADÓ, 2003.

DUDEN 1984

Der Duden in zehn Bänden. Bd.4. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, 1984: Völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Hrsg. u. bearb. von G. Drosdowski in Zusammenarbeit mit G. August, H. Gelhaus, H. Gipper, M. Mangold, H. Sitta, H. Wellmann und Ch. Winkler. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag.

EDMONDSON 1980

EDMONDSON, J. A.: Gradienz und die doppelte Infinitivkonstruktion. PzL 22. S. 59-82. 1980.

EISENBERG 2000

EISENBERG, P.: Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 1. Das Wort. Stuttgart – Weimar, VERLAG J. B. METZLER, 2000.

EISENBERG 2001

EISENBERG, P.: Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 2. Der Satz. Stuttgart – Weimar, VERLAG J. B. METZLER, 2001.

É. KISS 2001

É. KISS, K.: Egy meglepő párhuzamról. Többszörös főnévi igenévi alárendelés a németben és a magyarban. In: CSATÁR, P – MAITZ, P. – TRONKA, K. (Hrsg): Tanulmányok Kocsány Piroska tiszteletére. Debrecen, KOSSUTH EGYETEMI KIADÓ, 2001. 20-29.

ENGEL 1992

ENGEL, U.: Deutsche Grammatik I.-II. 2., verbesserte Auflage. Budapest, MÚZSÁK KIADÓ, 1992.

ENGEL 1988

ENGEL, U.: Deutsche Grammatik, 2. Aufl. Heidelberg, GROOS, 1988.

HALL – SCHEINER 2000

HALL, K. – SCHEINER, B.: Übungsgrammatik für Fortgeschrittene. Deutsch als Fremdsprache, Ismaning, VERLAG FÜR DEUTSCH, 2000.

HELBIG – BUSCHA 1993

HELBIG, G. – BUSCHA, J.: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig – Berlin – München e.a., LANGENSCHIEDT VERLAG ENZYKLOPÄDIE, 1993.

HERINGER 1995

HERINGER, H. J.: Grammatik und Stil. Praktische Grammatik des Deutschen. Berlin, CORNELSEN VERLAG, 1995.

JUNG 1971

JUNG, W.: Grammatik der deutschen Sprache. Leipzig, BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT, 1971.

KOCSÁNY – LÁSZLÓ 2001

KOCSÁNY, P. – LÁSZLÓ, S.: Die Wortklassen des Deutschen. Eine praktische Darstellung mit Übungen für Fortgeschrittene, 16. változatlan kiadás. Budapest, NEMZETI TANKÖNYVKIADÓ, 2001.

SICK 2006

SICK, B.: Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Ein Wegweiser durch den Irrgarten der deutschen Sprache. 25. Auflage. Köln, VERLAG KIEPENHEUER & WITSCH und Hamburg, © SPIEGEL ONLINE GMBH, 2006.

ZIELINSKI 1995

ZIELINSKI, W.-D.: ABC der deutschen Nebensätze. Ismaning, MAX HUEBER VERLAG, 1995.

ZIFONUM – HOFFMANN – STECKER 1997

ZIFONUM, G. – HOFFMANN, L. – STECKER, B. (und BALLWEG, J. – BRAUBE, U. – BREINDL, E. – ENGEL, U. – FROSCHE, H. – HOBERG, U. – VORDERWÜLBECKE, K.): Schriften des Instituts für deutsche Sprache. Grammatik der deutschen Sprache, Band 2-3. Berlin – New York, WALTER DE GRUYTER, 1997.

### Quellen der Beispiele

BACHMANN – GERHOLD – MÜLLER – WESSLING 1999

BACHMANN, S. – GERHOLD, S. – MÜLLER, B.-D. – WESSLING, G.: Sichtwechsel. Bd. 2. Text- & Arbeitsbuch. München, ERNST KLETT VERLAG GMBH, 1999.

BAHLMANN – BREINDL – DRÄXLER – ENDE – STORCH 2004

BAHLMANN, C. – BREINDL, E. – DRÄXLER, H.-D. – ENDE, K. – STORCH, G.: Unterwegs. Lehrwerk für die Mittelstufe. Deutsch als Fremdsprache. Materialienbuch, Berlin – München, LANGENSCHIEDT KG, 2004.

GOETHE 1994

GOETHE, J. W. Faust. A tragédia első része. Matúra klasszikusok. Budapest, IKON KIADÓ, 1994.

GOETHE 1974

GOETHE, J. W.: Faust. Der Tragödie erster Teil. Leipzig, VERLAG PHILIPP RECLAM JUN. 1974.

## GOETHE 1998

GOETHE, J. W.: Faust. Fordította BÁTHORI Csaba. Budapest, ÚJ MANDÁTUM KÖNYVKIADÓ, 1998.

## GOETHE 2003

GOETHE, J. W.: Faust. Európa Diákkönyvtár. Fordította JÉKELY Zoltán – KÁLNOKY László. Budapest, EURÓPA KÖNYVKIADÓ, 2003.

## HORVÁTHNÉ 2002

HORVÁTHNÉ, L. M.: Einen Schritt weiter. Társalgási Témák a német felsőfokú nyelvvizsgálóhoz. Sopron, PADLÁS NYELVISKOLA ÉS KÖNYVKIADÓ, 2002.

## WEINREICH 1976

WEINREICH, U.: Sprachen in Kontakt. München, BECK, 1976.

## ZWEIG 1974

ZWEIG, S.: Die Angst. In: Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben einer Frau. (Lizenzausgabe mit der Genehmigung der S. FISCHER VERLAG GMBH, Frankfurt am Main) Berlin – Weimar, AUFBAU-VERLAG, 1974.

Deutschsprachige Zeitungen und Medien

# INDIVIDUELLE ERWEITERUNG DER DOLMETSCHFÄHIGKEIT. DOLMETSCHÜBUNGEN MIT DEM COMPUTER

HÜSEYİN ERSOY  
Universität Sakarya, Türkei

## 1. Einleitung

Besonders seit dem letzten Jahrhundert haben neue politische und wirtschaftliche Entwicklungen die Lebens- und Gedankenweise der Menschen sehr verändert. Im Zuge dieser Veränderungen kam es dazu, dass Menschen immer höhere Lebensstandards wünschten. Doch musste für diesen Zweck die Produktion erhöht werden, um auch viel verkaufen zu können und somit viel Geld zu verdienen. Um den Verdienst zu erhöhen, wurden Produkte auch exportiert. Politik und Wirtschaft sind Bereiche, die in diese Prozesse unvermeidlich haben eingreifen müssen.

Die oben erläuterte Situation erfordert die Kommunikation zwischen Menschen unterschiedlicher Nationalität und unterschiedlicher Sprache. Die Kommunikation zwischen Anderssprachigen wird durch die Translation ermöglicht. Im weitesten Sinne kann die Translation als ein Kommunikationsmittel definiert werden, mit dem die Bedeutung eines Textes bzw. eines Ausdruckes der Ausgangssprache in einer beliebigen Zielsprache ausgedrückt wird. Translation unterteilt sich in zwei unterschiedliche Teilbereiche, bzw. Anwendungsbereiche (Übersetzungswissenschaft, bzw. Übersetzung und Dolmetschwissenschaft, bzw. Dolmetschen). Für die präzise Durchführung der Kommunikation zwischen Anderssprachigen wird in der Gegenwart im Vergleich zur Vergangenheit sowohl qualitativ als auch quantitativ eine intensivere Übersetzer- und Dolmetscherausbildung durchgeführt. Doch ist das Studium alleine nicht ausreichend zur Aneignung genügender Kompetenz fürs Übersetzen und Dolmetschen, besonders gilt es aber für das Dolmetschen. Viel Übung (aufbauend auf den im Studium erworbenen Kenntnissen) ist für die größere Erfahrung im Dolmetschen ausschlaggebend, weil dadurch die in einem Dolmetschprozess angewendeten Strategien und Techniken automatisiert werden (Kautz 2002: 325).

Ein Computer mit Internetanschluss bietet viele Übungen für die Automatisierung der Strategien und Techniken, bzw. mit Hilfe des Computers kann das Dolmetschen auch geübt werden. Und es kann sowohl während der Dolmetscherausbildung als Unterstützung als auch nach der Ausbildung für die Erweiterung der Dolmetschkompetenz verwendet werden. Wichtige Voraussetzung für die Übungen mit dem Computer ist, dass der Computer über einen Internetanschluss verfügt. Denn der Dolmetscherkandidat muss sich das Übungsmaterial im großen Teil aus dem Internet besorgen.

Im folgenden Teil wird die Rolle des Dolmetschens in der Gegenwart unter dem Aspekt diskutiert, welche Gewichtung dabei den Dolmetschübungen zukommt.

## 2. Dolmetschen

Die Dolmetschtätigkeit ist älter als die Übersetzungstätigkeit (da die Schrift später entstand) und sie ist eine der ältesten Tätigkeiten des Menschen. Bei vielen Autoren ist der Satz zu lesen: „Das Dolmetschen ist eine uralte Tätigkeit“ (vgl. Snell-Hornby – Hönig – Kussmaul – Schmitt 1998: 43). Auch Salevsky behauptet: der älteste Beleg fürs Dolmetschen ist in der Antike im ägyptischen Alten Reich im 3. Jahrtausend v. Chr. zu finden (vgl. Salevsky 2002: 15).

Dolmetschen fand und findet statt, wenn ein Kommunikationsbedarf bzw. Kontakt zwischen Anderssprachigen nötig war und ist. Und dieser Kommunikationsbedarf entstand entweder aus kriegerischen oder friedlichen Gründen wie z.B. Handelszwecke (vgl. Pöchhacker, 2000: 12). Auch heute ist Dolmetschen zusammen mit der Übersetzung das wichtigste Kommunikationsmittel zwischen anderssprachigen Menschen. In der gegenwärtigen globalen Welt haben sich die Beziehungen zwischen den anderssprachigen Menschen dermaßen intensiviert, dass sich der Bedarf an Anwendungen von Dolmetscherdiensten – somit auch der Bedarf an Dolmetschern – im Vergleich zu der Vergangenheit enorm erhöht hat. In der Vergangenheit waren die Beziehungen nicht so intensiv. Parallel zu diesem Zustand war auch der Dolmetschbedarf nicht so hoch. In der Gegenwart haben sich die Beziehungen zwischen den Völkern in den Bereichen der Politik, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft sehr stark erhöht. Parallel dazu ist auch der Bedarf an Dolmetschleistungen gestiegen. Dieser Bedarf hat sowohl eine qualitative als auch eine quantitative Ausdehnung.

Um mit diesem Zustand Schritt halten zu können, müssen Dolmetscher sowohl qualitativ als auch quantitativ ausgebildet werden. Für diesen Zweck wurden in vielen Universitäten auf der Welt Abteilungen für Dolmetscher- und Übersetzerbildungen gegründet. In diesen Abteilungen werden den Dolmetscherkandidaten Theorien, Methoden und Strategien und Techniken gelehrt. Der Dolmetscherkandidat wird zuerst in der Ausbildung trainiert und die ersten Dolmetschübungen werden schon während der Ausbildung durchgeführt. Doch spielt unserer Meinung nach das Weiterführen der Dolmetschübungen auch nach dem Studium für die Erweiterung der Dolmetschkompetenz eine wichtige Rolle. Die Dolmetschübungen und die Informationen über die Dolmetschübungen werden von Ulrich Kautz (2002) in seinem Buch *„Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens“* sehr umfangreich behandelt. Um bessere Kompetenz zu erringen oder „qualitativ besser“ zu sein, müssen Dolmetscherkandidaten häufig Dolmetschübungen machen, bzw. die verschiedenen Dolmetschstrategien und Dolmetschtechniken üben. Das bedeutet, dass auch nach der Ausbildung die Dolmetschübungen weitergeführt werden müssen, um die Dolmetschkompetenz zu verbessern.

Wie können aber die Dolmetschübungen nach der Beendung des Studiums weitergeführt werden? Erstens muss der Dolmetscherkandidat diese Übungen alleine, also individuell und aus eigener Initiative und Motivation weiterführen. Das individuelle Weiterführen der Dolmetschübungen hat zwei wichtige Funktionen: Erstens wird die während des Studiums erworbene Dolmetschfähigkeit und Dolmetschkompetenz aufbewahrt. Und zweitens wird so aufgebaut, also auf den im Studium erworbenen Kenntnissen basierend, die Dolmetschkompetenz in der Praxis verbessert, was der „Erfahrenheit“ (Kautz spricht in seinem oben erwähnten Buch von „erfahrenen und unerfahrenen“ Dolmetschern (Kautz 2002: 302)) bzw. „Professionalisierung“ von Dolmetschern einen bestimmten Beitrag leisten wird.



Der Computer wird heutzutage in verschiedenen Bereichen für unterschiedliche Zwecke benutzt. In jedem Bereich übernimmt er aber eine andere Funktion. So werden Computer auch im Übersetzungsbereich, z.B. als Speicher von Wörterbüchern aller Art, als „Spezialist“, an den sich der Übersetzer in manchen Situationen wendet, und für didaktische Zwecke verwendet. Seit jüngerer Vergangenheit machen Computerprogramme auch Übersetzungen. Obwohl der Computer immer noch keine perfekten Übersetzungen anfertigen kann, sind solche Übersetzungen doch große Unterstützung für Übersetzer. So kann der Computer als das wichtigste Arbeitsmittel des Übersetzers angesehen werden. Der Computer kann auch für die Erweiterung der Dolmetschkompetenz bei den individuellen Dolmetschübungen eingesetzt werden. So kann er in einem bestimmten Maße die Rolle der „Simultankabine“, die Rolle des „Simultanredners“ und die Rolle des „Konsektivredners“ übernehmen. Der Computer ermöglicht auch die Aufnahme gedolmetschter Texte bzw. Sätze. Der Computer kann für individuelle Dolmetschübungen auch von Personen verwendet werden, die vorher kein Dolmetschstudium absolvierten. Doch muss betont werden, dass die Dolmetscherkandidaten, die ein Studium beendeten, wohl bessere Leistungen aufzeigen werden, da sie auch Methoden, Theorien, Strategien und Techniken des Dolmetschens gelernt haben.

Wie sieht der konkrete Ablauf der Dolmetschübung aus? Welche Übungen kann der Dolmetscherkandidat am Computer machen oder welche Übungen ermöglicht ihm der Computer? Im folgenden Teil dieses Artikels wird versucht, darzustellen, wie der Übungsprozess für einen Dolmetscherkandidaten vor dem Computer ablaufen kann.

### **3. Dolmetschübung mit dem Computer (mit Internetverbindung)**

Der Vorgang des Dolmetschens besteht im Allgemeinen aus zwei Phasen. Diese sind die rezeptive Phase und die produktive Phase.

Die rezeptive Phase unterteilt sich in folgende Phasen:

1. Hören und Verstehen
2. Das Speichern des Verstandenen
  - a) im Gedächtnis speichern,
  - b) Speichern durch schriftliche Notation.

Die produktive Phase kann in zwei Unterphasen gegliedert werden:

1. Den Ausgangstext im Gedächtnis in die Zielsprache transferieren und die Redaktion des Zieltextes,
2. Vortragen des transferierten Textes.

Die oben genannten Fertigkeiten bzw. Strategien und Techniken sind ständig zu üben, entweder in einer realen Dolmetschsituation oder in einer unrealen. Im letzteren Fall muss noch vor der Ausführung des realen Dolmetschens individuell geübt werden und das wird durch Computer ermöglicht. Welche Übungen können geübt werden und mit welcher Methode? Zuerst muss erläutert werden, welche Übungen mit dem Computer durchgeführt werden können. Der Computer kann mit Hilfe von Kopfhörern und für Dolmetschübungen geeigneten Computerprogrammen – das sind z.B. Programme, die Videos abspielen können, Reden vorspielen können und gedolmetschte Sätze aufnehmen können – Übungen ermöglichen, die die Fertigkeiten der rezeptiven und der produktiven Phase verbessern, bzw. automatisieren können. So können all die oben genannten Fertigkeiten des Dolmetschens trainiert werden.

Die Frage ist nun, wie die Übungen bei den zwei Hauptarten des Dolmetschens – konsekutives und simultanes Dolmetschen – durchzuführen sind. Außerdem muss auch sorgfältig ausgewählt werden, welche Art von Materialien – also Videos und Reden – am besten verwendet werden können. Auch darauf soll geachtet werden, wie und woher solches Material besorgt werden kann.

Eines der wichtigsten Produkte der Wissenschaft und der Technik ist wohl das Internet. „Google“ ist eine wichtige Suchmaschine, mit der Menschen benötigte Informationen und Videos erreichen können. So ist die Suchmaschine „Google“ auch eine bedeutende Quelle für einen Dolmetscherkandidaten. Damit kann er für die Übungen geeignetes Audiomaterial oder audio-visuelles Material suchen und herunterladen. Welche Art von Videos ist für die Übungen geeignet? An erster Stelle sind unserer Meinung und Erfahrung nach Dokumentarfilme für die Übungen sehr geeignet. Denn Dokumentarfilme werden in einer so genannten narrativen Redeweise vorgetragen – und enthalten überwiegend auch sehr konkrete Tatsachen – und auch Reden verschiedenster Art sind für das Dolmetschen geeignet. Das Herunterladen kann zum Beispiel mit dem Programm „*Realplayer*“ verwirklicht werden. Dann ist auch ein Programm (z.B. *Gomplayer*, *Realplayer* oder *Media Player*) nötig, mit dem das heruntergeladene Video abgespielt werden kann. Nach Erfahrung funktioniert das Programm „*Gomplayer*“ am einwandfreisten, denn mit diesem Programm kann das Video vorgespielt, zurückgespielt, angehalten und weitergespielt werden. Diese Arbeitsvorgänge benötigen keine Kontrolle mit der Maus – dies wäre ja schwerer und komplizierter –, sondern sie werden mit den Klaviertasten kontrolliert. So kann das Video viel präziser nachvollzogen werden. Diese Möglichkeit bieten manche ähnlichen Programme nicht an.

Im folgenden Teil werden individuell durchgeführte Übungen für das konsekutive und für das simultane Dolmetschen dargestellt.

#### **4. Individuelle Übung des konsekutiven Dolmetschens mit dem Computer (mit Internetverbindung)**

Konsekutives Dolmetschen wird verwirklicht, in dem zuerst ein Text von dem Redner gesprochen wird, wonach der Redner aufhört zu sprechen und wartet ab, bis seine Worte gedolmetscht werden. Nachdem der Dolmetscher das Gesagte gedolmetscht hat, spricht der Redner weiter. So gibt es immer eine Abwechslung zwischen dem Redner und dem Dolmetscher. Nach Kalina (1988) ist der Ablauf des konsekutiven Dolmetschens wie folgt zu beschreiben:

„Beim Konsekutivdolmetschen hört der Dolmetscher entweder einen vollständigen Diskurs in der Ausgangssprache und gibt ihn wieder, oder es werden Teilstücke des Diskurses von einer Länge ca. drei und zwölf Minuten vorgetragen, wobei vom Redner jeweils Pausen für die Verdolmetschung eingelegt werden. Die ziel-sprachliche Wiedergabe kann aus dem Gedächtnis erfolgen; da die Gedächtniskapazität des Dolmetschers nicht unendlich ist, macht er sich im Allgemeinen Notizen, die ihm die Memorisierung des Gehörten erleichtern“ (Kalina 1998: 23)

Für ein korrektes Dolmetschen ist ein korrektes Anwenden der im vorigen Teil betonten Fähigkeiten bzw. Strategien und Techniken nötig. Die erfolgreiche Anwendung dieser Fertigkeiten erfordert jedoch eine ständige Übung. Diese Fähigkeiten sind mit dem Computer sehr erfolgreich zu üben.

- *Hören und Verstehen*

Der Computer, der durch ein entsprechendes Programm einen Dokumentarfilm abspielt, übernimmt in diesem Fall die Funktion eines Redners für den Dolmetscherkandidaten. Der Computer ist gleich nebenan von dem Dolmetscherkandidaten, so wie ein Redner in einer realen Situation. Der Dolmetscherkandidat hört sich das Video über Lautsprecher an. Er hat die Möglichkeit, das Video immer an einer beliebigen Stelle anzuhalten (durch Klaviaturtasten). So hat er auch die Möglichkeit, die Länge der Redeteile selber zu bestimmen. Parallel zu der Verbesserung seiner Kompetenz kann er auf diese Weise die Redeteile jedes Mal verlängern. Durch das ständige Anhalten und Fortspielen des Videos wird das „Hören und Verstehen“ geübt, verbessert und automatisiert.

- *Speichern des Verstandenen*

Während der Computer das Video abspielt und der Übende es immer dann anhält, nachdem eine abgeschlossene Bedeutung (Bedeutungssegment) entstanden ist, übt er neben der Sequenz des „Hörens und Verstehens“ auch immer das „Speichern des Verstandenen“. Auf diese Weise wird sowohl „Speichern im Gedächtnis“ als auch „das Speichern durch schriftliche Notation“ verbessert. Während sich der Dolmetscherkandidat ein Redeteil von dem Dokumentarfilm anhört und versteht, speichert er die Bedeutung des Verstandenen im Gedächtnis. Bei diesem Prozess übt er auch die schriftliche Notation, in dem er die Namen und Zahlen aus dem Videoteil notiert. Diese mit dem Computer oftmals durchgeführten Übungen werden vor dem Auftritt in realen Dolmetschsituationen die Kompetenz des Dolmetscherkandidaten wirklich messbar verbessern.

- *Im Gedächtnis in die Zielsprache transferieren und die Redaktion des Zieltextes*

In einem Dolmetschprozess sind die oben genannten Phasen voneinander nicht klar trennbar, sondern sie sind ineinandergreifend (Kautz 2002: 322). So übt der Dolmetscherkandidat auch immer „das Transferieren in die Zielsprache im Gedächtnis und die Redaktion des Zieltextes“. Hier spielt die Häufigkeit der Übungen eine wichtige Rolle. Das heißt, je häufiger das Transferieren geübt wird, desto mehr verbessert sich die „Transfer- und Redaktionskompetenz“, mit anderen Worten: desto mehr wird es automatisiert. Und gerade dieses ständige Üben wird von dem Computer ermöglicht. Ohne einen Computer wäre es schwer, für den Dolmetscherkandidaten eine „Dolmetschsituation“ zu verwirklichen und zu üben. Und so würde eine Verbesserungsmöglichkeit der Fähigkeiten entweder nur in realen Dolmetschsituationen möglich oder der Dolmetscherkandidat müsste einen Freund bitten, ihm als „Redner“ behilflich zu sein. Sonst würde eine Übung unvorstellbar sein.

- *Vortragen der transferierten Redeteile in der Zielsprache*

Auch die Häufigkeit der Übung spielt für die Fähigkeit „Sprechen bzw. Vortragen des transferierten Redeteils in der Zielsprache“ bzw. für das konkrete Dolmetschen eine wichtige Rolle.

Der Computer ermöglicht auch die Aufnahme der gedolmetschten Redeteile. So kann der Dolmetscherkandidat immer nach der Übung die gedolmetschten Redeteile hören und kontrollieren, was als eine zusätzliche Übung angesehen werden kann. Für die Aufnahme der gedolmetschten Redeteile gibt es verschiedene Programme zu benutzen. Einige davon sind z.B. der „Cool Edit“. Auch mit „Windows“ können verschiedene Lautproduktionen aufgenommen werden. Die Eigenschaft hat auch das Brennerprogramm „Nero Start Smart“.

## **5. Individuelle Übung des simultanen Dolmetschens mit dem Computer (mit Internet-Verbindung)**

Simultandolmetschen wird von Kautz wie folgt definiert:

„Das Simultandolmetschen ist eine Art Dolmetschen, bei der der Zieltext vom Dolmetscher schon hergestellt wird, während der Ausgangstext noch dargeboten wird; die Darbietung des Ausgangstextes durch den Redner einerseits und das Hören, Verstehen, Neuvertexten und Darbieten des Zieltextes durch den Dolmetscher andererseits erfolgen parallel zueinander und (nahezu) gleichzeitig. (Die durchschnittliche Verzögerung der Verdolmetschung liegt bei etwa 4 Sekunden)“ (Kautz 2002: 340)

Im Simultandolmetschen wird die Rede des Redners durch einen Kopfhörer zu dem in der Kabine sitzenden Dolmetscher übertragen. Der Kopfhörer und die Kabine spielen eine wichtige Rolle, da so die Konzentrationsstörung des Dolmetschers durch die Geräusche im Saal verhindert wird. Auch der Kopfhörer spielt bei Übungen des Simultandolmetschens eine wichtige Rolle. Der Kopfhörer filtert nämlich bei den Übungsarbeiten die Geräusche, die im Haus oder in der Umgebung der Wohnung entstehen können, aus. Außerdem ist beim Simultandolmetschen eine intensivere Konzentration auf das „Hören und Verstehen“ nötig, was bloß mit Ohren nicht möglich ist. Somit kann eine der realen Dolmetschübung ähnliche Umgebung für Simultandolmetschen eingerichtet werden. Es ist zwar keine Kabine da, aber das ist unserer Meinung nach kein großer Nachteil, da der Übende, bevor er anfängt zu üben, sowieso dafür sorgen wird, dass keine weiteren störenden Geräusche entstehen. Wichtig ist, dass der Übende bei den ersten Übungen Dokumentarvideos wählt, in denen langsam geredet wird und in denen sich überwiegend konkrete Erklärungen befinden und die Zahl der abstrakten Erklärungen sehr wenig ist. Mit der Zeit kann – und soll er auch – Videos mit abstrakteren Sachverhalten und in denen auch Fachsprachen verwendet werden, wählen.

Nachdem die passende Videosequenz gewählt wird, kann der Dolmetscherkandidat mit der Übung anfangen. Er bringt den Kopfhörer an die Ohren und lässt das Video losspielen. Wie in einer realen Simultansituation wird das Video bis zum Ende nicht angehalten und ohne Pausen gehört, verstanden, gespeichert, transferiert und gesprochen. Und all diese Fähigkeiten werden fast im dem gleichen Zeitpunkt (vielleicht mit nur ein paar Sekunden Abstand) angewendet und geübt. Hier ist natürlich die Häufigkeit der Übungen maßgebend, da somit die Dolmetschfähigkeit automatisiert und verbessert wird.

## **6. Zusammenfassung**

Der Computer ist eine der wichtigsten Erfindungen der Menschheit. Es wird in unterschiedlichen Bereichen für unterschiedliche Zwecke verwendet. Der Computer spielt auch eine wichtige Rolle im Translationsbereich, so auch im Teilbereich Dolmetschen. In diesem Artikel habe ich versucht zu belegen, dass der Computer als eines der wichtigsten Übungsmittel für individuelle Dolmetschübungen bezeichnet werden kann. Aufbauend auf den im Studium gelernten Theorien, Techniken, Strategien und Methoden, bildet das häufige Üben mit dem oder am Computer eine Möglichkeit für die Verbesserung der Dolmetschfähigkeiten. Dolmetscherausbildung ist aber eine wichtige Voraussetzung für die individuelle Übung.

„Erfahrung“ ist eine Kernfrage beim Dolmetschen. So können die Übungen mit dem Computer einen Beitrag für die „Erfahrung“ im Dolmetschen leisten. Der Computer kann sowohl während der Dolmetscherausbildung als auch nach der Ausbildung für die Erweiterung der Dolmetschkompetenz verwendet werden.

Das Üben mit dem Computer hat unserer Meinung nach noch einen weiteren Vorteil. Jeder Mensch hat eine andere Individualität. So haben wohl alle Menschen aufbauend auf allgemeingültigen Methoden auch individuelle Methoden (sozusagen unterschiedliche Verhaltensweisen und Gedanken), was bei jedem Menschen eine andere Individualität hervorruft. So ändern sich auch die Methoden bei jedem Dolmetscher je nach seinem Weltwissen und Kulturniveau, was dazu führt, dass jeder Dolmetscher in einem bestimmten Maße auch individuelle Dolmetschmethoden bzw. -strategien und Techniken hat. Gerade diese individuellen Methoden bzw. Strategien und Techniken im Dolmetschen können durch die individuellen Dolmetschübungen mit dem Computer bekräftigt werden.

Wegen rasanter Entwicklungen in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft erhöht sich der Bedarf an Translation in der Gegenwart immer mehr – sowohl an Übersetzung als auch an Dolmetschen. Und so erhöht sich auch der Bedarf an geübten und qualifizierten Translatoren. Für die Qualifikation ist erstens eine universitäre Ausbildung nötig. Doch muss für die Erweiterung der Qualifikation bzw. der Translationskompetenz aufbauend auf den im Studium erworbenen Kenntnissen individuell weitergeübt werden.

Der Computer wird auch im Translationsbereich für Zwecke wie Didaktik, Wissenschaft, Übersetzen und Dolmetschen verwendet. In diesem Artikel wurde gezeigt, wie dies geschehen kann.

### **Literatur**

KAUTZ 2002

KAUTZ, Ulrich: Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens. München, IUDICIUM VERLAG, 2002.

KALINA 1998

KALINA, Sylvia: Strategische Prozesse beim Dolmetschen. Tübingen, GÜNTER NARR VERLAG, 1998.

SALEVSKY 2002

SALEVSKY, Haidemarie: Translationswissenschaft. Frankfurt am Main, PETER LANG, 2002.

SNELL-HORNBY – HÖNIG – KUBMAUL – SCHMITT 1998

SNELL-HORNBY, Mary – HÖNIG, Hans G. – KUBMAUL, Paul – SCHMITT, Peter: Handbuch Translation. Tübingen, STAUFFENBURG VERLAG, 1998.

PÖCHHACKER 2000

PÖCHHACKER, Franz: Dolmetschen – Konzeptuelle Grundlagen und deskriptive Untersuchungen. Wien, STAUFFENBURG VERLAG, 2000.

# VON „EXPERTEN“ VERTEUFELT UND DOCH...

PETRA SZATMÁRI

Westungarische Universität, Ungarn

## 1. Einleitung

Zur Erfassung von kommunikativen Verhältnissen, Sprachzuständen und Sprachnormen früherer Zeiten bleibt einzig der Rückgriff auf überwiegend schriftlich vorliegende Texte, die jedoch keinen direkten Zugang zur originären Sprachsituation ermöglichen. Vor diesem Hintergrund möchte ich Mosaiksteine anbieten, die vielleicht dazu beitragen, Lernenden z.B. in Bezug auf das sog. Rezipientenpassiv bewusst zu machen, welche komplizierten inner- und außersprachlichen Prozesse bei der Herausbildung von grammatischen Konstruktionen auch zu berücksichtigen sind. Die Zunahme der Lese- und Schreibfähigkeit war verbunden mit einer Erweiterung der Textsortenpalette, zu denen u.a. grammatische Texte gehörten.

In diesen grammatischen Texten werden – mehr oder weniger deutlich – auch Erwartungshaltungen gegenüber der Verwendung des Verbs *kriegen* zum Ausdruck gebracht. Anhand ausgewählter Wörterbücher<sup>1</sup> soll im Folgenden den Erwartungshaltungen nachgegangen werden. Im Mittelpunkt steht dabei die Bewertung einer sprachlichen Äußerung mit *kriegen* durch die Verfasser, um dadurch im Sinne von Schmidt-Wächter (2004: 28) eine Art „Gesamtheit metakommunikativer Äußerungen zur Erhellung der historischen kommunikativen Verhältnisse“ zu erreichen. Die ausgewählte Konstruktion ist – wie bereits erwähnt – das Rezipientenpassiv, für das erste Belege aus dem 16. Jahrhundert vorliegen, die mit auxiliarem *kriegen* gebildet wurden, vgl. (Beispiele zit. n. Eroms 1978: 365)

1. *Bat mich, ich wollt die kunst nicht schweigen, ich soll't sie wohl belohnet kreigen (um 1590, ältester schriftsprachlicher Beleg des Rezipienten-Passivs)*

Die meisten frühen schriftlichen Belege stammen überwiegend aus dem 19. Jahrhundert und dann bereits in Konstruktionen, die den heutigen Formen weitgehend entsprechen, so dass man für diesen Zeitpunkt einen weit vorangeschrittenen Grammatikalisierungsprozess annehmen darf, vgl. (Beispiele zit. n. Eroms 1978: 365ff.)

2. *Mehr speck und butter und eier kriegtest du in den tornister geschenkt, als ein Jäger geschenkt kriegt (Götz 1752)*
3. *dasz man aufgesagt kriegt [den Dienst]. (um 1838)*
4. *[...] so muß man die Ursache darin suchen, daß sie dergleichen zu einer Zeit als Dogmen überliefert bekommen haben [...] (nach Eroms ältester Beleg für auxiliaries bekommen – 1823)<sup>2</sup>*
5. *Daß er von Lucinden noch nie auch nur die Hand gedrückt bekommen hätte (Gutzkow)*
6. *Daß sie von den Andern doch nicht schneller geholfen bekamen (1849)*

---

<sup>1</sup> Im Einzelnen handelt es sich um folgende Wörterbücher: SANDERS (1860), GRIMMS DWB (1873/1991), WINDEKILDE (1896) und GÖTZE (1943).

<sup>2</sup> LENZ (2007: 5) datiert den ältesten Beleg auf das Jahr 1625.

7. *Zum Schluß bekomme ich nach Neujahr wieder abgenommen, was ich zu Weihnachten erhalten habe. (1859)*
8. *Sie erhielt den Aufenthalt gekündigt. (Gutzkow)*
9. *Wo der Mensch irgend bedeutsame Leute überliefert erhalten hat. (W. Humboldt)*

Die Konstruktion wird sowohl von transitiven wie auch intransitiven Verben gebildet und die in der Konstruktion aufscheinenden Besitzrelationen reichen von der durch das Bekommen vorgegebenen Besitz-/Haben-Relation (*belohnet kriegen, geschenkt bekommen*) zu immer abstrakteren Besitz-/Haben-Relationen (*[Leute] überliefert bekommen/erhalten, geholfen bekommen*) bzw. sogar zu deren Negation (*aufgesagt kriegen, abgenommen bekommen, gekündigt erhalten*).

Im 19. Jahrhundert gibt es also Belege für das Rezipientenpassiv mit den drei Auxiliärverben *kriegen, bekommen* und *erhalten*. Da Ausgangspunkt zahlreicher Grammatikalisierungsprozesse u.a. die Reanalyse der Struktur durch den Sprecher ist, spielt bei der Etablierung der Rezipientenpassiv-Auxiliare die negative Konnotation des Verbs *kriegen* eine wichtige Rolle.

Im Folgenden soll anhand der mir derzeit zugänglichen Fachliteratur der Be-/Verurteilung des Verbs *kriegen* nachgegangen werden. Nach einem kurzen Abriss zur Entwicklungsgeschichte des Verbs, gehe ich seinen Beurteilungen in den genannten Wörterbüchern nach.

## 2. Zur Entwicklungsgeschichte von *kriegen*<sup>3</sup>

Im Mitteldeutschen waren sowohl die regelmäßige wie auch die unregelmäßige Verbform gebräuchlich, und zwar ohne Bedeutungsunterschied, vgl. (DWB 1873/1991: 2223-2227)<sup>4</sup>

	unregelmäßiges krigen, kreic, gekrigen	regelmäßiges krigen
Bedeutung	a) sich anstrengen (angestrengt arbeiten, streben ringen, körperlich wie geistig)	
	<i>Si hât wi der mich gekrigen</i> („mir widerstrebt“) Pass. 377, 28. <sup>5</sup> Siegfried der Dorfer [14. Jh.] <i>erzählt von einer frau, die in folge schweres eheleidens zû dem tôde kreic (: neic), zu dem tode hinstrebte, selbstmord ausführen will</i> (DWB 2224)	er wolde ein bistûm stiften dâ, mit vlîze ( <i>eifrig</i> ) krîgete er darnâ. Ebermand 1016 (vgl. DWB 2225, Hervorhebungen dort)

<sup>3</sup> Die Entwicklungsgeschichte des Verbs wird hier in erster Linie anhand des DWB der Grimms (1873/1991) nachgezeichnet.

<sup>4</sup> Das Verb hat weitere Bedeutungen, deren eine sogar ein Passiv bilden kann, vgl. *sie haben ihn endlich gekricht* (DWB 2242, = gefangen genommen). Grimms berufen sich auf Adelung in Bezug auf die Passivbildung, vgl. „dies ist übrigens der einzige fall, wo das passivum gebräuchlich ist, wie auch Adelung bemerkt, mit beispiel: er ist gekriegt, wieder gekriegt werden“ (DWB 2242, Hervorhebungen des Originals wurden nicht übernommen).

<sup>5</sup> Vgl. zit. n. LEXER: Das alte Passional [Buch 1 und 2, nach Hs. D]. Hg. von K.A.HAHN. Frankfurt/M. 1845.D: Ende 13. Jh.

	b) kämpfen, streiten (körperlich wie geistig – mit Worten)	
	die mer denn 40 jar hatten gekregin wedir die Reinischen; die lange wile under einander gekregin hatten. (bei Liliencron <i>beidemal</i> gekriget) (vgl. DWB 2224, Hervorhebungen dort)	<i>bildlich, von wortstreit u. ähnl., z.b. im leben des heiligen Stephanus ist davon die rede, wie die Juden gegen im krigetén pass. K. 39, 61 (vgl. DWB 2225, Hervorhebungen dort)</i>
weitere Formen	erkrigen – ‚mit Anstrengung erreichen‘	
	überkrigen – ‚verschmerzen‘	
	înkrigen – ‚in seine Gewalt bekommen‘	

Tabelle 1

Im Niederdeutschen dagegen fehlen – dem DWB zufolge – diese Bedeutungen. Dafür gibt es ein Homonym in der Bedeutung von ‚erlangen, erwerben‘. Dem Mitteldeutschen wird dabei die Rolle der Vermittlerin zwischen der niederdeutschen und der oberdeutschen Bedeutung zuerkannt:

*„aber recht in die mitte zwischen beide tritt das mitteldeutsche wort, vermittelnd wie es sein beruf war. es ist in der form ein doppeltes, stark und schwach, und in der bedeutung doch eins. als schwach schlieszt es sich genau ans hd. an, [...], als stark genau ans nd., [...]. im gebrauche deckt es sich mit dem hd., auch in seinen starken formen, und steht mit diesem dem nd. gegenüber; aber es übernimmt von letzterem dessen eigene bed. und führt sie allmählich auch dem hd. zu. dabei konnte dem nd. gegenüber seine starke form die vermittlung besorgen, dem hd. gegenüber seine schwache [...]; in der schwachen form, also mit seiner hd. hälfte, und mit der bed. erlangen, also seiner nd. hälfte, hatte es im 18. jh. endlich alles, was hd. reden oder schreiben wollte, unter einen hut gebracht, und hält es auch darunter fest im gebrauch des lebens. bei wenigen wörtern würde durch genauere forschung das amt und wesen des mitteldeutschen so anschaulich vor uns treten, wie bei diesem.“* (DWB 2227, Hervorhebungen im Original)

### 3. Erwartungshaltungen in Bezug auf das Verb *kriegen* zu verschiedenen Epochen

Grimms sprechen die negative Beurteilung von *kriegen* zur damaligen Zeit (also um 1873) an:

*„Es gilt heutzutage für ein niedriges, ja fast für ein pöbelwort [...], ist aber geschichtlich eins der merkmüdigsten wörter unserer sprache, mit mehreren dunklen stellen in seiner geschichte“* (DWB 2232).

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, etwas Licht in diese „dunklen stellen“ zu bringen, auch wenn diese nicht lückenlos dargestellt werden können.

In der Bibelübersetzung von Luther (1483-1546) finden sich noch regelmäßige und unregelmäßige Verformen von *kriegen*, wobei im DWB die Grimms meinen, eine stärkere Frequenz für die regelmäßigen Formen festmachen zu können. Aber bereits zu Luthers Zeiten muss das Verdikt gegen das Verb gegolten haben, denn es finden sich in seiner Bibelübersetzung verschiedene Stellen, wo das Verb später gegen andere sinnver-



wandte Wörter ausgetauscht wurde.<sup>6</sup>

Allerdings lassen sich auch Schriftsteller anführen wie z.B. der Barockdichter Martin Opitz (1597-1639), der *kriegen* „mit dem gewähltesten, ja edelsten inhalte“ (DWB 2252) verwendet, so dass sich die Grimms auf Opitz bezogen befließigt sehen, festzustellen, dass er das Verb sogar als „dichterwort zu behandeln [scheint]“ (DWB 2253):

„da (im goldnen zeitalter) hat auch herz und muth den kranz des sieges kriegt.“

oder:

„(volk) das nie zu kriegen pflegt den geist von oben her, der die poeten regt.“  
(Opitz 1624, DWB 2252)

Dennoch muss sich die Ablehnung des Verbs auch im 17. Jahrhundert gehalten haben und mit ins 18. Jahrhundert genommen worden sein. So heißt es z.B. bei Frisch (1741), dass *kriegen* in der Bedeutung von ‚bekommen‘ „im guten stile selten mehr gebraucht“ werde (vgl. DWB 2252).

Gerade das 18. Jahrhundert war hinsichtlich der Sprache ein bedeutungsvolles Jahrhundert. Wolf (<sup>6</sup>2009) zufolge ist im 18. Jahrhundert

„der *Ausgleichsprozeß* zwischen den Sprachlandschaften so weitgehend abgeschlossen, daß die Buchproduktion über die Messestädte Frankfurt und vor allem Leipzig stark standardisiert und im gesamten Reich absetzbar wird. Man kann deshalb von einer einheitlichen *National-* oder *Kultursprache* ausgehen, die sich besonders im 18. Jh. als *Literatursprache* manifestiert“ (Wolf <sup>6</sup>2009: 145, Hervorhebungen im Original).

Man darf dabei auch das Leserpublikum nicht außer Acht lassen. Einige Daten sollen die Situation verdeutlichen (vgl. Wolf <sup>6</sup>2009):

- Um 1700 wird das Leserpublikum auf 80.000 Personen geschätzt.
- Um 1800 betrug es kaum mehr als 1 % der Gesamtbevölkerung (um 1850 leben 35 Millionen Menschen auf dem Reichsgebiet, 1870 sind es 41 Millionen und 1913 67 Millionen. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es 1871 8 Großstädte gab, deren Zahl bis 1910 auf 48 anwuchs.
- Um 1900 stieg die Bildungselite auf nahezu 20 % der Bevölkerung an.
- Um 1816 gab es humanistische Gymnasien und verbesserte Volksschulen (weil ausgebildete Lehrer dort unterrichteten), wobei die Volksschulen etwa 60 % aller Schulpflichtigen erfassten.
- 1874 wurden 60.000 Volksschulen (davon 213 auf dem Land), 257 Realschulen und 503 Gymnasien gezählt (das Verhältnis zwischen Realschule und Gymnasium änderte sich bis 1920 zugunsten der Realschule).

Eine bedeutende Figur für den Bereich der Sprachwissenschaft ist das „Sprachgenie“, der

<sup>6</sup> So finden sich dem DWB zufolge Stellen, „wo es anfangs stand und dann entfernt wurde, z. b. spr. Sal. 3, 13. 12, 2, wo in der ausg. letzter hand bekommen dafür eingesetzt wurde (3, a, β, γ), ebend. 4, 5. 7, wo es für nim an weisheit, nim an verstand urspr. hiesz kriege die w., kriege den v., also auch hier wie es scheint ein sträuben gegen das wort“ (DWB 2252).

„Schöpfer und Gestalter“ der deutschen Sprache, Johann Christoph Adelung (1732-1806). Zur Veranschaulichung seiner Bedeutung lässt sich auf die von Härle (1996) geschilderte Anekdote zurückgreifen, die sich um den 26. Januar 1804 zugetragen hat. Schiller bittet Goethe, ihm „sein“ Adelungsches Wörterbuch zurückzuschicken, weil er, Schiller, „in einer bestimmten Sache das ‚Orakel‘ befragen“ müsse. Goethe, der dies inzwischen an Voß, der es für eine Rezension zu Klopstock brauchte, geschickt hatte, musste nun, um Schillers Wunsch zu erfüllen, sein eigenes Exemplar an Schiller abgeben (zit. n. Härle 1996:1).

Wie Dill (1992) feststellt, war Adelungs Wörterbuch (1773) insofern bahnbrechend, als er erstmals eine auf soziologisch-stilistischen Aspekten basierende Klassifizierung des deutschen Wortschatzes vornimmt. Er unterscheidet 5 Ausdrucksweisen, die nicht als schriftlich vs. mündlich zu interpretieren sind:

- (1) höhere und erhabene Schreibart (*Angesicht*),
- (2) edle Schreibart (edle Schreibart – *Erhaben*, edle Sprechart – *bedecken*),
- (3) Sprechart des gemeinen Lebens und vertraulichen Umgangs,<sup>7</sup>
- (4) niedrige Sprechart (*abmachen*, *unehelich*, *Arschpauker*),
- (5) ganz pöbelhafte Sprechart (*Furz*, *scheißen*).<sup>8</sup>

Zur Gebrauchssphäre des Verbs *kriegen* findet sich bei Adelung folgende Einschätzung (da mir das Wörterbuch nicht zur Verfügung stand, referiere ich hier auf Götze 1943: 277): „[...] nur im gemeinen (1796: niedrigen) Leben üblich.“ Allerdings billigt Adelung dem Verb bessere Zeiten zu, denn „[s]o fremd dieses Wort jetzt der edleren anständigeren Sprech- und Schreibart geworden, so muß es doch ehemals nicht so niedrig gewesen seyn, weil man es oft in den feierlichsten und erhabensten Zusammenhänge findet (Adelung: Gram. krit. Wb 2 (1775) 1788, 2 (1796) 1786).“

Wesentlich ablehnender war – wie ein Zitat aus dem Jahre 1770 zeigt – die Haltung von Stosch: „Das Wort ist schon sehr veraltet. Man höret es nur noch, meistens in gemeinen Reden, und von geringen Leuten... Im zierlichen Reden und Schreiben wird es beinahe gar nicht, oder zum wenigsten sehr selten gebraucht“ (G.J.E. Stosch: Versuch in richt. Best. einiger gleichbedt. Wörter 1, (1770), zit. n. Götze 1943: 277).

Im DWB finden sich jedoch zahlreiche Beispiele für das 18. Jahrhundert, die die Verwendung des Wortes in der Dichtersprache belegen, wie z.B.

*„und wer aus steifem sinn, mit schwermuht wohl bewehret,  
sein forschend denken ganz in diese tiefen kehret,  
kriegt oft vor wahres licht und immer helle lust  
nur würmer in den kopf und dolchen in die brust.  
Haller ged. 1734 s. 57 (gedanken über vernunft u. s. w.) (DWB 2253)<sup>9</sup>*

<sup>7</sup> Hier wird in erster Linie auf die gesprochene Sprache Bezug genommen, nur in besonderen Fällen (wenn es z.B. um „komische“ und „lehrende Schreibart“ geht, findet sie sich auch in der Schriftsprache (vgl. Dill 1992: 290).

<sup>8</sup> Weitere Konnotationen Adelungs betreffen u.a. die mundartliche Zugehörigkeit, die Häufigkeit des Auftretens und die Diachronie. Dill (1992: 306) betont, dass Adelung in Bezug auf stilistische Konnotationen Neuland betrat und somit Pionierarbeit für die „gesamte nachfolgende Lexikographie“ leistete.

<sup>9</sup> Die Grimms weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass zwar verschiedene „Verbesserungen“ vorgenommen wurden, aber: „diesz kriegt blieb in den ausg. stehn, [...] bis zur 11. ausg. 1777, wo es endlich in findt geändert ist [...], d.h. der Schweizer wählte und entfernte das

Diesen Widerspruch formuliert Heynatz im *Antibarbarus* (1797),<sup>10</sup> indem er feststellt, dass „kriegen für erlangen, bekommen, ergreifen [...] *aus der schriftsprache ganz verbannt sein [sollte], aber selbst unsere besten schriftsteller lassen sich noch davon übereilen*“ (DWB 2253).<sup>11</sup>

Die Grimms sehen den Grund für die negative Beurteilung von *kriegen* in seiner niederdeutschen Vergangenheit, demzufolge „man es als ‚platt‘ fühlte (wie bei kerl)“.

Belangvoll für den Gegenstand dieses Beitrags sind u.a. die Ausführungen im Wörterbuch von Sanders (1860). Er weist auf zwei *kriegen* hin, eins mit der Bedeutung ‚Krieg führen, kämpfen‘ und eins mit der Bedeutung ‚bekommen‘ und meint, „wonach Bsp. nur nöthig sind, um das durchaus nicht seltne Vorkommen dieses in der Volksspr. so allgem. üblichen Worts auch in der gew. Schriftspr. zu belegen“ (Sanders 1860: 1031, Abkürzungen im Original). Ein Querverweis führt zum Verb *bekommen*, bei dem es – Bezugnehmend auf das Passiv<sup>12</sup> – u.a. heißt:

„Von ‚haben‘ [...] unterscheidet es sich wie ‚werden‘ von ‚sein‘ und demgemäß in unerschöpflichen Verbind. wie das entsprechende ‚kriegen‘, das – nur mehr in der gw. Sprache angehörig – in allen hier [...] erwähnten Bsp. statt b. stehen kann, wie umgekehrt auch b. in den unter *kriegen* [...] aufgeführten [...]“ (Sanders 1860: 976)<sup>13</sup>

Bei Sanders finden sich u.a. folgende Belege:

1. *etwas geschenkt/geliehen/geborgt/geschickt/geliefert bekommen*
2. *Ich bekommen die Bücher zugeschickt* (= „*sie werden mir zugeschickt*“, vgl. Sanders 1860: 976)

Auch das DWB (1873/1991) wendet sich dem Rezipientenpassiv zu und hebt sogar dessen Nähe zum engl. *to get* (*to get it done by night*) hervor: „*das engl. to get* deckt sich *vielfach mit kriegen*“ (DWB 2251, Hervorhebungen im Original). Weitere Beispiele sind u.a.

unschweizerische wort [...] nach maszgabe des ‚obersächsischen‘ geschmackes“ (vgl. DWB 2253).

<sup>10</sup> Heynatz, Johann Friedrich: Versuch eines Deutschen Antibarbarus oder Verzeichniß solcher Wörter, deren man sich in der reinen deutschen Schreibart entweder überhaupt oder doch in gewissen Bedeutungen enthalten muß: nebst Bemerkung einiger, welche mit Unrecht getadelt werden / von Johann Friedrich Heynatz. Berlin: Verl. der Königl. Preuß. Akadem. Kunst- u. Buchhandl. 1 (1796) - 2 (1797).

<sup>11</sup> Grimms kommentieren diese Äußerung folgendermaßen: „d. h. das sprachgefühl war nach seinen zwei seiten mit sich im widerstreit: das bewusste sprachgefühl bannte das wort, das unbewusste konnte und kann es noch nicht entbehren und trotz denn wol auch einmal jenem und lässt es aus der feder kommen. durch solchen bewussten trotz wie es scheint ist es schon mehrmals wieder emporgekommen, so zur zeit der sturm- und drangperiode (wie kerl u. a.), durch den schlesischen und nordd. einfluss im anfang des 18. jh. (daher bei HALLER), und um 1620 durch OPITZ. bei diesem mag übrigens ein äusserer anstosz mitgewirkt haben, der einfluss den die nl. dichtung auf ihn hatte; denn das nl. krijgen hat durchaus nichts unedles und ist bis heute ein dichterwort, d. h. das nd. gewächs hat sich dort ungestört entwickeln können“ (DWB 2253, Hervorhebungen im Original).

<sup>12</sup> Dazu heißt es bei Sanders (1860: 976): „[...] wo der Begriff des B[ekommen]s mehr zurücktritt als Ersatz des Passivs“.

<sup>13</sup> Interessant sind die unter *haben* vermerkten Beispiele, die als Gallizismen betrachtet werden: „Er will es versiegelt und verbrieft haben“, „Er will die Bücher zusammengebunden haben“, „Beide Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller Gewalt aufgestochen haben wollen [...]“ (Beispiele bei Sanders 1860: 649).

3. *ich kriege meine mühe redlich bezahlt (Rabener 1772, DWB 2251)*
4. *vielleicht könnte ich etwas von ihm geborgt kriegen (Weisze 1771, DWB 2251)*
5. *wenn sie nur die zehn tausend thaler auch gewiss ausgezahlt kriegen (Gellert 1748, DWB 2251)*
6. *um eine kanne bier bezahlt zu kriegen fangen sie händel an (Gothe, DWB 2251)*
7. *sie sollen auch beschert kriegen, wenn sie recht geschickt sind... (Gothe 1775, DWB 2252) (Kommentar der Grimms: „diesz kriegen, ‚beschert kriegen‘ ist gerade da das eigentliche hauswort, sicher jahrhunderte alt in Nord- und Mitteldeutschland.“)*
8. *während ... die gäste an die krüge schlugen, um eingeschent zu kriegen (J. Paul 1793, DWB 2252)*
9. *gescholten, gezankt kriegen (1873, DWB 2252)*

Im ausgehenden 19. Jahrhundert, 1896, entsteht das Handwörterbuch von Windekilde. Dieser will die „gegenwärtig gebräuchlichen Wörter des neuhochdeutschen Sprachschatzes“ versehen mit „Wort- und Sacherklärungen“ (Windekilde 1896: VI) erfassen, um dadurch „dem heranwachsenden Geschlechte zur tiefen Erkenntnis des großartigen deutschen Sprachdomes [zu] verhelfen“ (und „Freude an diesem Schatze [...] in mancher jungen Seele erwecken, damit die Verwilderung und Verlotterung aufhöre, die vielfach in Schrift und Wort, oft unter täuschendem Schimmer, ihr Wesen treibt“ Windekilde 1896: X). In dem recht kurz bemessenen Wortartikel von Windekilde findet sich eine eindeutige Verurteilung des Verbs *kriegen*: „kriegen, h; 1. Krieg führen; 2. erlangen, in die Gewalt bekommen; Nr. 1 von Krieg; Nr. 2 niederdeutsch krigen; in edlem Stil ist das Wort zu meiden“ (Windekilde 1896: 331).

Die Grimms dagegen urteilen 1873 wesentlich milder. Sie meinen: „*da musz denn aber zuletzt noch einmal auf die kraft hingewiesen werden, die dem kriegen eigen ist und oft durch ein andres wort nicht zu erreichen*“ (DWB 2254), und appellieren

*„mit dem farblosen bekommen, das uns längst kein bild mehr gibt, geht in vielen fällen alte schöne kraft verloren, wie in einen schrecken bekommen, zu gesicht bekommen, selbst in kinder bekommen, wo nicht gar die wendung etwas spaszhaft geiziert erhält, z. b. in zu packen bekommen, gesagt bekommen [...] unersetzlich aber ist kriegen z. b. in unterkriegen, und kraftwendungen wie einen dran kriegen [...] gehen der sprache mit kriegen überhaupt ganz verloren. Allerdings sind das vorwiegend fälle aus dem sinnlichen bereiche oder aus dem alltagsleben; aber eben da sollte man mit der verfolgung des wortes endlich inne halten und es in den grenzen anerkennen, die es bis jetzt in der wirklichkeit behauptet hat. die kluft zwischen unserer schriftsprache und unserer haussprache ist ohnehin grosz genug, viel zu grosz, weit gröszer als bei den Franzosen und Engländern, wovon gar viel zu sagen wäre – wir müssen sie kleiner machen, nicht gröszer.“* (DWB 2254, Hervorhebungen im Original)

#### 4. Zusammenfassung

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Fachwelt das Verb *kriegen* überwiegend negativ beurteilt.

Martin Luther (1483-1546)	Bibelübersetzung verschiedene Stellen: Austausch des Verbs gegen andere sinnverwandte Wörter
Martin Opitz (1597-1639)	verwendet <i>kriegen</i> „mit dem gewähltesten, ja edelsten inhalte“; „dichterwort“
Frisch (1741)	<i>kriegen</i> in der Bedeutung von ‚bekommen‘: „im guten stile selten mehr gebraucht“
Johann Christoph Adelung (1732-1806)	„[...] nur im gemeinen (1796: niedrigen) Leben üblich.“
G.J.E. Stosch (1770)	„Das Wort ist schon <b>sehr veraltet</b> . Man höret es nur noch, meistens in <b>gemeinen Reden</b> , und <b>von geringen Leuten</b> ... Im zierlichen Reden und Schreiben wird es beinahe gar nicht, oder zum wenigsten sehr selten gebraucht“
Heynatz (1797)	„kriegen für erlangen, bekommen, ergreifen [...] <i>aus der schriftsprache ganz verbant sein [sollte], aber selbst unsere besten schriftsteller lassen sich noch davon übereilen</i> “
Sanders (1860)	„wonach Bsp. nur nöthig sind, um das durchaus <b>nicht seltn</b> e <b>Vorkommen</b> dieses in der <b>Volksspr.</b> so allgem. üblichen Worts <u>auch in der gew. Schriftspr.</u> zu belegen“
Windekilde (1896)	„kriegen [...] 2. erlangen, in die Gewalt bekommen; [...] Nr. 2 niederdeutsch krigen; in <b>edlem Stil</b> ist das Wort zu <b>meiden</b> “
Grimms DWB (1873/1991)	„ <i>da musz denn aber zuletzt noch einmal auf die kraft hingewiesen werden, die dem kriegen eigen ist und oft durch ein andres wort nicht zu erreichen</i> “
Harald Weinrich (1985)	„Die Bildung mit dem Hilfsverb <i>kriegen</i> ist in der <b>mündlichen Umgangssprache weit verbreitet</b> und kann als die <b>vitalste Form</b> des Partner-Passivs gelten“ (Weinrich 1985: 368, Hervorhebung P.Sz.)

Tabelle 2

Die überwiegend negative Bewertung der Verwendung des Verbs *kriegen* führte scheinbar zu einer Verdrängung des Verbs aus der Schriftsprache. Die Diskrepanz zeigt sich auch deutlich bei der Abfrage beim Wortschatz-Portal der Universität Leipzig (Wortschatz 2009), wo für *kriegen* die Anzahl: 2.439 angegeben ist und sich unter den signifikanten linken Nachbarn von *kriegen* kein Partizip II findet. Bei *bekommen* dagegen beträgt die Anzahl 34.699; unter den signifikanten linken Nachbarn von *bekommen* gibt es folgende Partizip II-Formen: geschenkt – 2387; erstattet – 946; zugelost – 576; zugesprochen – 561; angeboten – 354; ausgezahlt – 323; zugeteilt – 285; verliehen – 272; überreicht – 268; geboten – 251; zugewiesen – 245; vermittelt – 224; gestellt – 224; serviert – 206; bezahlt – 204; ausbezahlt -202; überwiesen – 192, übertragen – 173; zugeschickt – 171. Für *erhalten* wird die Anzahl 37.185 genannt, unter den signifikanten linken Nachbarn findet sich bei *erhalten* allerdings ebenfalls kein Partizip II.

Als „Gegenprobe“ wurde eine spontane Internetrecherche durchgeführt, bei der neben der Gesamtzahl der Treffer (wobei darin natürlicherweise Treffer enthalten sind, die sich nur auf das Verb bzw. auf das Partizip II im Rezipientenpassiv beziehen) die Zahl der Treffer der ersten drei Seiten berücksichtigt wurden. Abgefragt wurden die Konstruktionen *geschenkt bekommen/erhalten/kriegen* und *zugeschickt bekommen/erhalten/kriegen*, vgl.:

Abfrage	Treffer (insgesamt)	Ergebnis (3 Seiten)
geschenkt kriegen	274.000	geschenkt kriegen – 20 Treffer geschenkt bekommen – 11 Treffer geschenkt erhalten – 1 Treffer
geschenkt bekommen	1.410.000	geschenkt kriegen – 1 Treffer geschenkt bekommen – 58 Treffer geschenkt erhalten – 1 Treffer
geschenkt erhalten	1.190.000	geschenkt kriegen – 1 Treffer geschenkt bekommen – 22 Treffer geschenkt erhalten – 13 Treffer
zugeschickt kriegen	45.100	zugeschickt kriegen – 24 Treffer zugeschickt bekommen – 8 Treffer zugeschickt erhalten – 0 Treffer
zugeschickt bekommen	719.000	zugeschickt kriegen – 0 Treffer zugeschickt bekommen – 45 Treffer zugeschickt erhalten – 0 Treffer
zugeschickt erhalten	883.000	zugeschickt kriegen – 0 Treffer zugeschickt bekommen – 27 Treffer zugeschickt erhalten – 8 Treffer

Tabelle 3

Die Internetabfrage scheint bezüglich der Gesamttreffer zu bestätigen, dass *kriegen* nicht so häufig verwendet wird wie seine beiden Konkurrenten, allerdings zerstreut sich dieser Eindruck sofort, wenn man die Treffer der ersten drei Seiten in Betracht zieht. Unter diesem Aspekt rangiert *kriegen* nach *bekommen* auf dem zweiten Platz. Es ist somit davon auszugehen, dass sich das Verb *kriegen* – allen Anfeindungen zum Trotz – behaupten konnte und im Sinne der Grimms als „malerisch kräftiges“ Verb gepriesen werden kann:

*„[D]as malerisch kräftige wort mit seinem reichen leben ist doch von der bildung mit einem banne belegt: es gilt für niedrig, unanständig; in schrift und druck ist es jetzt der theorie nach unmöglich, auszer wo es darauf ankommt, die farbe des volkslebens und des alltagslebens genau zu treffen. denn im alltagsleben, im hause, in freundesverkehr gestattet man sichs noch auch weit über die kreise des volks hinaus. aber selbst im verkehr geht man ihm aus dem wege in allen lagen, wo man grund hat seine bildung nicht in zweifel kommen zu lassen, und auch wo mans d e n k t , übersetzt mans im sprechen oder briefschreiben zuvor, hauptsächlich in bekommen, zum theil in empfangen, erhalten, was denn freilich oft wunderbarlich ge-*

*nug heraus kommt, wenn dabei fügen von kriegem auf jene wörter mit übernommen werden, die ihnen nicht auf den leib gewachsen sind. den grund und das alter dieses bannes genauer zu erforschen verlohnte sich bei dem wichtigen alltagsworte durchaus der mühe, es würde mitten in die bewegungen und einflüsse hinein führen, aus denen unser neuhochdeutsch hervorgegangen ist und die seinen fortgang noch jetzt bestimmen. hier sind nur andeutungen möglich.“ (DWB 2252, Hervorhebungen im Original)*

### Literatur

EROMS 1978

EROMS, Hans-Werner: Zur Konversion der Dativphrasen. In: Sprachwissenschaft 3. 1978. 357-405.

HÄRLE 1996

HÄRLE, Gerhard: Reinheit der Sprache, des Herzens und des Lebens. Zur Wirkungsgeschichte des rhetorischen Begriffs puritas in Deutschland von der Reformation bis zur Aufklärung. Tübingen, Niemeyer (= Rhetorik-Forschungen 11), 1996.

LENZ 2007

LENZ, Alexandra: Wenn einer etwas gegeben bekommt. Ergebnisse eines Sprachproduktionsexperiments zum Rezipientenpassiv. [http://www.staff.uni-marburg.de/~lenza/Forschung/IGDD\\_Lenz\\_09-05-2007.pdf](http://www.staff.uni-marburg.de/~lenza/Forschung/IGDD_Lenz_09-05-2007.pdf) (8. 10. 2007), 1-23.

SCHMIDT-WÄCHTER 2004

SCHMIDT-WÄCHTER, Anke: Die Reflexion kommunikativer Welt in Rede- und Stilbüchern. Zwischen Christian Weise und Johann Christoph Adelung. Erarbeitung einer Texttypologie und Ansätze zu einer Beschreibung der in Rede- und Stilbüchern erfaßten kommunikativen Wirklichkeit unter besonderer Beachtung der Kategorie des Stils. Frankfurt a. M. et al, Peter Lang (= Leipziger Arbeiten zur Sprach- und Kommunikationsgeschichte 12), 2004.

WEINRICH 1985

WEINRICH, Harald: Für eine nichtaristotelische Theorie der Aktiv-Passiv-Diathese in der deutschen Sprache. In: KOLLER, Erwin – MOSER, Hans (Hg.): Studien zur deutschen Grammatik. Johannes Erben zum 60. Geburtstag. Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe. Bd. 25 (1985). 357-374.

### Quellen

GÖTZE 1943

GÖTZE, Alfred (Hrsg.): Trübners Deutsches Wörterbuch. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Wortforschung. 4. Band. Berlin, Walter de Gruyter & Co (= Wörterbücher der Deutschen Akademie), 1943.

GRIMM 1873/1991

GRIMM, Jacob und Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. 11. Bd. München, Deutscher Taschenbuch Verlag, (1873/1991). [= DWB]

---

**LEXER 1992**

Mittelhochdeutsches Handwörterbuch von Matthias Lexer. Zugleich als Supplement und alphabetischer Index zum Mittelhochdeutschen Wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke. Nachdruck der Ausg. Leipzig 1872-1878 mit einer Einleitung von Kurt Gärtner. 3 Bde. Stuttgart, S. Hirzel (Online-Version), 1992. [= Lexer]

**SANDERS 1860**

Sanders, Daniel: Wörterbuch der Deutschen Sprache. Mit Belegen von Luther bis auf die Gegenwart. Von Dr. Daniel Sanders korrespondierendem Mitglied der Gesellschaft für das Studium der neuern Sprachen in Berlin. Erster Band A-K. Leipzig, Otto Wiegand Verlag, 1860.

**WINDEKILDE 1896**

WINDEKILDE, J.: Neues Handwörterbuch der deutschen Sprache. Auf Grund der neuen preußischen, sächsischen und bayrischen Rechtschreibung und einem Nachwort über den Gebrauch des Wörterbuchs. Leipzig & Neuwied, Heuser's Verlag, 1896.

WORTSCHATZ 2009. [http://wortschatz.uni-leipzig.de/\(23.11.2009\)](http://wortschatz.uni-leipzig.de/(23.11.2009)).



# ABWEICHEN DURCH TYPOLOGISCHE INTERTEXTUALITÄT

ROBERTA V. RADA  
Eötvös Loránd Universität, Ungarn

## **1. Einführung: Problemstellung, Zielsetzung**

Für die Beschreibung der typologischen Intertextualität in der einschlägigen textlinguistischen und stilistischen Fachliteratur werden oft Kategorien wie „Abweichen“ bzw. „Abweichung“ herangezogen. Hinter diesen Termini stecken jedoch meistens unterschiedliche Begriffe. Püschel 1989 spricht von „Abweichen“ im Sinne eines Handlungsmusters, Sandig 1986 definiert Abweichen als ein stilistisches Handlungsmuster, in ihrer „Textstilistik“ 2006 dagegen als stilistisches Verfahren. „Abweichung“ ist eine konstitutive Kategorie der sog. Abweichungsstilistik (vgl. dazu Spillner 1974), die auf der stilistischen Relevanz eines Sprachgebrauchs gründet, der von einer wie auch immer gearteten Norm abweicht. Stil wird als bewusstes Abweichen, motiviert durch bestimmte ästhetische Absichten, aufgefasst. Fix 2003 grenzt sich zwar von einer solchen stiltheoretischen Auffassung ab, aber gibt zu, dass „funktional intendierte Abweichungen von normativ geprägten Erwartungen der Rezipienten (...) ebenso wie andere Stilmittel auf jeden Fall als stilistisch relevant betrachtet werden [können]“ (S. 192). Mit „Abweichung“ ist in diesem Sinne ein ganzes Bündel von stilistischen Mitteln (genannt „Abweichungsmuster“) gemeint, da Abweichungen alle sprachlichen Einheiten und Ebenen betreffen können.

Ausgehend von diesen Problemen wird im folgenden Beitrag der Versuch unternommen, die typologische Intertextualität auf der Folie der erwähnten stilistischen Kategorien, in Anlehnung an die Auffassung von Dittgen 1989 über funktionale Abweichungen linguistisch zu beschreiben. Als Beispiel wurden deutsche und ungarische schriftliche gebrauchssprachliche Texte herangezogen. Diese Texte wurden teils von mir, teils von meinen Studenten an der Eötvös-Loránd-Universität, mit denen ich im Sommersemester 2009 ein Fachseminar zum Thema „Intertextualität in der Linguistik“ veranstalten konnte, gesammelt.

Im ersten Schritt erfolgt die Klärung der linguistischen Begriffe „Intertextualität“ bzw. „typologische Intertextualität“ (desweiteren: typ-IT). Im darauf folgenden wird Dittgens Auffassung kurz erläutert und auf die Erscheinungsweisen der Typ-IT angewandt, wobei die Anwendungsmöglichkeiten gleichzeitig an konkreten Texten problematisiert werden. Im letzten Schritt kommt es zur Synthese der Untersuchungsergebnisse und zu einer integrativen, angemessenen linguistischen Bestimmung von Typ-IT mit Hilfe der stilistischen Begriffe „Abweichung“ bzw. „Abweichen“.

## **2. Auffassungen von der Intertextualität in der Linguistik**

Als Ausgangspunkt ist der Gedanke von Fix 2000 gewählt worden, nach dem sich „Texte immer auf andere Texte beziehen müssen“ (Fix 2000: 449). Dieser Gedanke kann mit dem von Janich 2008 fortgesetzt werden: „und das können sie [d.h. die Texte – R.R.] in unterschiedlichster Weise tun“ (Janich 2008: 177). Jeder Text wird nämlich vor dem Hintergrund zuvor produzierter und rezipierter Texte wahrgenommen. „Streng genommen hat man nur den allerersten Text, den man in seinem Leben als Text erfahren hat, ohne intertex-

tuellen Bezug erlebt“ (Fix 2000: 449). Diese generelle Erfahrung über und mit Texten ist eine grundlegende Erfahrung des kommunizierenden Menschen und besagt, dass es unmöglich ist, außerhalb der Welt der Texte zu kommunizieren. Die diese Erfahrung widerspiegelnde Text-Textwelt-Beziehung zählt Fix zu einem der drei Grundtypen intertextueller Beziehungen. Der zweite Typ nennt sich Text-Text-Beziehung, bei der man Form- und/oder Inhaltselemente von anderen konkreten Textexemplaren aufgreift. Dieser Typ wird bei Holthuis 1993 als *refentielle Intertextualität* bezeichnet. Den dritten Typ stellt die Text-Textmuster-Beziehung dar – bei Holthuis *typologische Intertextualität* genannt –, die besagt, dass die Textproduzenten und -rezipienten auf ihr Wissen über Textmuster zurückgreifen.

Die typ-IT definiert sich also durch den Begriff des Textmusters. Unter Textmuster werden für die Zwecke dieses Beitrags in Anlehnung an die Theorie der Ethnographie des Sprechens (vgl. vor allem Adamzik 1995) bzw. an die Sprechakttheorie kulturell geregelte Konventionen des Sprechens/Schreibens verstanden. Textmuster beruhen auf Alltagskenntnissen über Texte und stellen komplexe Wissenstrukturen dar. Diese Wissenstrukturen bündeln thematisch-propositionale, handlungstypisch-illokutive und stilistisch-formulative Grundelemente. Mit Hilfe von Textmustern sind die Kommunikationsteilnehmer im Stande, gleiche/ähnliche und immer wiederkehrende kommunikative Situationen reibungsglos zu bewältigen bzw. kommunikative Probleme zu lösen. Textmuster funktionieren wie sprachliche Routinen, die genauso so wie nicht-sprachliche Verhaltensroutinen zur Regelung des Zusammenlebens dienen. Dazu muss natürlich die Bedingung erfüllt werden, dass alle Sprachteilhaber diese kennen und produktiv wie rezeptiv mit ihnen umgehen können.

Muster sollen dabei – im Sinne der kognitiven Psychologie – als Möglichkeitsfelder betrachtet werden, die sowohl Verbindliches, Konventionalisiertes, also Überindividuelles enthalten, um bei der Textproduktion und -rezeption orientieren zu können, als auch Nichtgenormtes, also Ermessensspielräume. Diese Freiräume können dann individuell ausgefüllt werden. Die durch ein Muster vorgegebenen Elemente haben den Charakter des Prototypischen.

Nach Fix 2003 gilt das Textmuster als der qualitative Aspekt einer Textgruppe. Es informiert über gemeinsame inhaltliche, formale und funktionale Gebrauchsbedingungen von Texten der betreffenden Gruppe, die folglich über gemeinsame thematisch-propositionale, handlungstypisch-illokutive und stilistisch-formulative Grundelemente verfügen. Alle Texte, die also dasselbe Textmuster befolgen, bilden eine Textsorte. Somit kann der Begriff Textsorte als der quantitative Aspekt des Phänomens aufgefasst werden.

### **3. Die typologische Intertextualität und ihre Erscheinungsweisen**

Die Typ-IT als Konventionalität meint also die Beziehung vom Einzeltext (token) zum Muster (type)(vgl. oben). Interessant wird sie aber, wenn aus der Konventionalität ausgebrochen, vom ursprünglichen Muster abgewichen wird, wodurch im Einzeltext gleich auf mehrere unterschiedliche Muster Bezug genommen werden kann (vgl. Janich 2008). In der einschlägigen Fachliteratur werden folgende Erscheinungsformen der Typ-IT als Ausbruch aus der Konventionalität unterschieden: Textmuster Mischung, Textmustermontage, Textmusterbruch (Fix 1997) und Textmustermetamorphose (Opiłowski 2007). Sie können mit einem sprechakttheoretisch angelegten Textmuster- bzw. Textsortenbegriff beschrieben und

analysiert werden. Im Folgenden werden die einzelnen Erscheinungsformen mit Hilfe von Beispieltexen kurz vorgestellt.

### 3.1. Textmischung

Bei der Textmischung geht es darum, dass ein Text zu mehreren Textmustern Beziehungen aufweist. Ein Text eines bestimmten (Text)Musters kann mit Hilfe der stilistisch-formulativen Elemente eines anderen Musters, d.h. nach einem anderen Muster, realisiert werden. Oder das propositionale Grundelement kann einer anderen Textsorte angehören als die dominierende Illokution.

Der folgende ungarische Text ist ursprünglich eine Ladenaufschrift eines Copycenters<sup>1</sup> in Budapest, in dem zahlreiche Verweise auf das Muster, das dem Informationsschild in der ungarischen U-Bahn zu Grunde liegt, entdeckt werden können. Dabei geht es teils um stilistisch-formulative Grundelemente, wie das Logo mit dem stilisierten Buchstaben „M“ (für Metro), die schematische Darstellung einer U-Bahn-Linie mit den (teils fiktiven) Namen der Haltestellen. Die Namen von Haltestellen weisen gleichzeitig auch wichtige propositionale Elemente des U-Bahn-Informationsschildes auf, nur, dass letztere die einzelnen Filialen des Copycenters „Copyguru“ angeben und nicht existierende U-Bahn-Haltestellen. Die dominierende Funktion INFORMIEREN des Informationsschildes fällt mit der Ladenaufschrift zusammen. Darüber hinaus enthält der Text auch das Logo des Copycenters selbst, auch die farbliche Gestaltung spiegelt die Farbenwelt von Copyguru wider. Ergänzend tritt die Illokution, die AUFFORDERUNG zum Besuch einer der Filialen auf („Üzleteink szeretettel várják kedves ügyfeleinket!“, was ins Deutsche übersetzt: „In unseren Läden sind unsere lieben Kunden herzlich willkommen!“ heißt). Dies wiederum ist jedoch nicht typisch für das Muster einer Ladenaufschrift.



Abbildung 1

<sup>1</sup> Für den Text danke ich der Firma Copyguru am Kálvin Platz in Budapest!

## 3.2. Textmustermontage

*Sorgfältig hergestellte Wurst von Wiltmann.*  
 Dass Sorgfalt und Verantwortung zu den wichtigsten Unternehmensgrundsätzen bei Wiltmann gehören, wissen Wurstliebhaber bereits seit über hundert Jahren. Sorgsam ausgewählte Zutaten, höchste Qualität und behutsame Naturcuring sind das Rezept für wohl-schmeckende Wurst von Wiltmann. Und dazu ein Höchstmaß an Sicherheit, das Wiltmann seinen Kunden bietet – mit der europaweit einzigartigen „Gläsernen Produktion“.



Was zeichnet Verbrauchersicherheit aus?

*Hans-Joachim Krankrämer,  
 Waldhotel Krankrämer, Münster:*  
 „Anspruchsvolle Gäste verlangen das Beste – bei jedem Besuch und jedem Gericht. Warum sonst sollten sie wiederkommen? Bei uns wird deshalb nur erstklassige Qualität serviert. Die Wurstspezialitäten von Wiltmann haben hier seit vielen Jahren ihren festen Platz auf unserem Frühstückstisch. Nicht nur, weil sie ausgezeichnet schmecken, sondern auch, weil sie durch die „Gläserne Produktion“ größtmögliche Qualitätsicherheit bieten. Und das genießen wir ebenso wie unsere Gäste.“



**Original  Wiltmann**  
*Die Marke für Genießer.*

**Die Gläserne Produktion.**  
 Wiltmann Qualität unter ständiger Kontrolle der Verbraucher! Kommen, sehen, sicher sein! Besucher Telefon 05423/172 20.

Abbildung 2

Textmustermontage: Werbeanzeige (Quelle: *essen&trinken*, Oktober 2008)

Die Textmustermontage meint die Kopplung von zwei unterschiedlichen Textexemplaren, die jeweils anderen Mustern angehören, aber der gleichen Textintention folgen.

In dem deutschen Text haben wir es mit einer Werbeanzeige zu tun, in der typische Teiltexthe der Werbeanzeige (Slogan, Headline, Benennung des Werbeproduktes, dessen Abbildung, dessen Beschreibung und positive Bewertung, Informationen über die Herstellerfirma usw.) mit einem Teiltext kombiniert werden, der wie ein Ausschnitt aus einem Interview mit dem Hotelbesitzer H. J. Krautkrämer (in der Werbeanzeige auch abgebildet) aussieht. In diesem Text berichtet er über die Wurstsorten von Wiltmann, die in seinem Hotel zur größten Zufriedenheit der Gäste angeboten werden. Sein Text klingt gleichzeitig wie ein Lob auf die Wiltmann-Würste aber auch wie eine Empfehlung, ganz im Sinne der Intention einer Werbeanzeige: das Werbeprodukt in seinen positiven Eigenschaften beschreiben und bewerten und zum Kauf anregen. Dadurch wird die Aussage der anderen Teiltexthe der Werbeanzeige unterstützt und durch eine Persönlichkeit mit positivem Image glaubwürdig gemacht und bestätigt.

### 3.3 Textmustermetamorphose



Dieser Begriff ist von Opilowski (2007) eingeführt worden und ist für Werbeanzeigen, wie hier, typisch. Es ist allgemein bekannt, dass Werbetexte heutzutage in ihrer Rezeption oft auf Ablehnung stoßen. Daher versuchen Werbetexter Werbeinformationen und -appelle im Gewand anderer Textsorten zu vermitteln. In unserem Beispiel erscheint die Werbeanzeige für die Hautcreme „Hametum“ im Gewand eines Zeitungsberichtes. An einen Zeitungsbericht erinnern uns Layout (Spalten, Bilder, Farben), Textgliederung (Titel, Dachzeile, Gliederung in Absätze mit jeweils eigenen typographisch hervorgehobenen Titeln), stilistisch-formulative Gestaltung, Thema usw.). Der metasprachliche Hinweis gleich über der Dachzeile „ANZEIGE“, stilistisch-formulative Elemente zur Beschreibung des Werbeproduktes in seinen positiven Eigenschaften bzw. zur dessen positiven Bewertung, Abbild des Werbeproduktes, Slogan, Informationen über die Herstellerfirma usw. sind verkleidet als Zeitungsbericht. Im Gegensatz zur Textmustermontage gilt hier die Werbeanzeige nicht als eine Art Hypertextsorte sondern als eine Art absichtlich versteckte, verschleierte Textsorte.

Abbildung 3: Textmustermetamorphose (Quelle: Tina 7.02.2005)

### 3.4. Textmusterbruch

Der Textmusterbruch ist eine eher theoretische Kategorie. In der einschlägigen Fachliteratur wird sie unter den Erscheinungsweisen der Typ-IT, als Beispiel für die Abweichung vom Muster immer wieder angeführt, aber kein einziges Beispiel geliefert. Der Textmusterbruch meint ursprünglich den Verstoß gegen einzelne Struktur- und Formulierungselemente eines Textmusters ohne auf ein anderes Muster zu verweisen. Der folgende kurze Text,

*Bei Risiken und Nebenwirkungen fressen Sie die Packungsbeilage und schlagen Sie Ihren Arzt oder Apotheker.*

weist tatsächlich Merkmale auf (Ersatz von bestimmten konventionalisierten, verbindlichen stilistisch-formulativen Elementen des Textmusters Medikamentenpackungsbeilage durch ähnlich klingende Wörter: *lesen* vs. *fressen*, *fragen* vs. *schlafen*), die keinem anderen Textmuster zugeordnet werden können.

Ermittelt man aber die Quelle, [http://www.0815sms.com/glossar\\_sms-sprueche\\_4813.html](http://www.0815sms.com/glossar_sms-sprueche_4813.html), so wird eindeutig, dass es hier um einen SMS-Spruch geht. SMS-Sprüche sind Sprüche, die man als witzige, geistreiche, ironische usw. Fertigbausteine per SMS verschicken kann. Im oben zitierten Textexemplar liegt also eigentlich nicht ein Textmusterbruch vor, sondern wir haben es mit einem SMS-Spruch mit Textmuster Mischung zu tun. Der SMS-Spruch wird mit Hilfe bestimmter stilistisch-formulativen Elemente des Textmusters der Packungsbeilage realisiert.

## 4. Die Auffassung von DITTGEN 1989 über funktionale Abweichungen

Die Theorie von Andrea Maria Dittgen 1989 geht zunächst von der Grundfrage aus, was eigentlich abweichen heißt. Sie definiert Abweichungen als Erwartungsbrüche, wobei im Sinne von Presch–Gloy 1976 von Erwartungen und Erwartungserwartungen abgewichen wird. Dadurch kann Dittgen die recht problematischen und strapazierten Begriffe, wie Norm und Regel vermeiden.

Abweichen heißt also anders sein als erwartet. Desweiteren konzentriert sich Dittgen auf sog. funktionale Abweichungen. Funktionale Abweichungen sind absichtlich und bewusst. Man weicht also mit Absicht ab und ist sich dessen auch bewusst. Sie haben im Gegensatz zu den Fehlern einen kreativen und sprachspielerischen Charakter und werden von den Rezipienten nicht übersehen, immer positiv bewertet.

Die generelle Funktion von funktionalen Abweichungen in Texten, in denen sie vorkommen, besteht darin, dass sie einen „Mehrwert“ haben. Hinter ihnen steckt nach Dittgen ein perlokutiver Versuch: „Ich weiche vom Bekannten ab, also setze ich mich mit Bekanntem auseinander (und ich wünsche, daß du das auch tust).“ (Dittgen 1989: 19). Darüber hinaus kann einer jeden funktionalen Abweichung im konkreten (Kon)Text eine eigene konkrete stilistische Funktion zugeschrieben werden z.B. den Text witzig machen, interessant gestalten, die Aufmerksamkeit erwecken usw.

Dittgen weist darauf hin, dass die funktionalen Abweichungen regelhaft sind. In diesem Sinne stellt sie eine Typologie der funktionalen Abweichungen in Kurztexten, wie Überschriften, Slogans, Werbeschlagzeilen auf. Sie unterscheidet Regeln und Techniken, mit deren Hilfe diese Regeln durchgeführt werden können. Die Regel: Phraseo-

logismusabwandlung kann beispielsweise durch eine Reihe von unterschiedlichen Techniken realisiert werden, z.B. mittels Bedeutungsnegierung durch Ersetzung eines Phonems: in der Überschrift *Immer der NASA nach*, oder mittels Bedeutungsfokussierung durch Ersetzung mehrerer Lexeme: *Die Sehnsucht des Rainer Werner Fassbinder*. Dem ersten Beispiel liegt der Phraseologismus *immer der Nase nach* zu Grunde, während beim zweiten, der Titel eines berühmten Filmes von Fassbinder „Die Sehnsucht der Veronika Voss“ abgewandelt wird. Dies in dem Titel einer Biographie über den Regisseur Fassbinder.

In welchem Maße und wie kann nun die Auffassung von Dittgen auf die Erscheinungsweisen der Typ-IT angewandt werden?

### **5. Anwendung von DITTGENS Auffassung auf die Typ-IT**

In Anlehnung an Dittgen können die Erscheinungsformen der Typ-IT als funktionale Abweichungen auf der Textebene interpretiert werden (vgl. auch Fix/Poethe/Yos 2003, Sandig 2006).

Püschel weist bereits 1989 darauf hin, dass zur Sprache alle Regeln und Muster gehören, die das sprachliche Handeln betreffen. Aus diesem Grunde ist es nicht angemessen, die Kategorie „Abweichung“ ausschließlich auf semantische und syntaktische Abweichungen zu beschränken. Auch von Textmustern, -sorten kann abgewichen werden. Im Falle der Erscheinungsformen der Typ-IT wird gerade vom erwartbaren Textmuster abgewichen. Es geht also um eine Abweichung, die die Textebene betrifft, wobei auf der Textebene durchaus auch andere funktionale Abweichungen vorstellbar sind, z.B. Abweichung von einer erwartbaren Varietät oder Stilebene (Fix/Poethe/Yos 2003).

Dabei stellt sich die Frage, ob man die funktionale Abweichung vom Muster als eine Regel und die konkreten Erscheinungsweisen der Typ-IT, wie Textmusterbruch, -mischung, -montage und -metamorphose als Techniken interpretieren soll. Die andere Alternative würde ja darin bestehen, dass man bei Textmuster Mischung, -montage, -metamorphose und -bruch jeweils von Regeln mit eigenen Techniken ausgeht. Bei der Bestimmung des Status dieser Kategorien lohnt es sich immer von den konkreten Textexemplaren auszugehen.

Betrachtet man die Textexemplare beispielsweise mit Textmuster Mischung, so fallen bestimmte Merkmale auf, die verallgemeinernd eventuell als Techniken für die Realisierung der Regel Textmuster Mischung akzeptiert werden könnten. Als Beispiel sollen ein ungarischer (Werbeanzeige einer Investmentgesellschaft) und deutscher Text (Werbeanzeige der Firma Harlekin schenke Humor) verglichen werden.

**WANTED DEAD OR ALIVE**  
**13,50%**  
**REWARD**

**Ne keresse tovább!**  
 Bankbetétek, állampapírok,  
 befektetési jegyek,  
 Modern Megtakarítási Formák

Budapest, Bâthón u. 4. Tel.: 299-9999/2232  
 Budapest, Duna Plaza II. emelet Tel.: 299-3725  
 Budapest, Mammut 1. Földszint Tel.: 345-8352  
 Budapest, Ráday utca 7. Tel.: 323-1049

QUESTOR  
 pénzügyek | ingatlan | utazás | telekom | www.questor.hu

# Dr. med. Felix Muntermacher

Humorologische Praxis

3333 Heiterstadt – Weg der Besserung 11

## Rezept

Machen Sie, was Sie wollen!  
 Wegen der riesigen Nebenwirkungen essen sie die Packungsbeilage und schlafen Sie mit ihrem Arzt oder Apotheker.  
 Aber 3x täglich!

Muntermacher!

Lachstunden: Täglich nach Vereinbarung

Schnee nicht versagen! Gebreite, nicht fertige Lebensmittel bevorzugt! Hosenar abgürzigt bestmögliche!

Harlekin Ehenke Humor

Abbildung 4

Vergleicht man den ungarischen Text mit dem deutschen, so merkt man, das im Ungarischen auf zwei (Werbeanzeige und Fahndungsplakat) im Deutschen dagegen gleich auf drei Textmuster verwiesen wird (Arztrezept, Werbeanzeige, Packungsbeilage). Während im ungarischen Text lediglich ein Teiltext der Werbeanzeige, genauer derjenige, der das Werbeprodukt benennt, mittels Textmischung realisiert wird, betrifft die Mischung von Textmustern die ganze deutsche Werbeanzeige. Ob man mit Hilfe solcher Parameter von Techniken im Dittgenschen Sinne sprechen darf? Schließlich sind die Textmuster viel komplexer, als beliebige Regeln oder Techniken semantisch-syntaktischer Art.

Ein weiteres Problem stellt die Tatsache dar, dass bestimmte Textmuster relativ große Freiräume als Spielräume bei der stilistisch-formulativen Gestaltung aufweisen. Letzten Endes sind es gerade diese Spielräume, die die abweichende Ausfüllung des Musters ermöglichen. Betrachtet man die Textsorten von Texten, für die Erscheinungsformen der Typ-IT charakteristisch sind, so geht es um Werbetexte, Graffiti, Sprüche, bestimmte Presetexte usw., also um Texte mit relativ wenig verbindlichen, konventionalisierten Vorgaben, aber mit relativ großer Freiheit bei der sprachlichen Formulierung. In dieser Relation



kann die Frage gestellt werden, ob es nicht angemessener wäre, einfach von der individuellen Ausfüllung von dem Freiraum des jeweiligen zu Grunde liegenden Textmusters zu sprechen als von einer Abweichung. Mit diesem hängt auch das andere Problem sehr eng zusammen. Es fällt andererseits auf, dass gerade bei Werbetexten, Graffiti, Sprüchen usw. die Abweichungen routiniert sind, d.h. man erwartet Abweichungen von vornherein. M.E. werden jedoch diese Faktoren höchstens die Wahrnehmung von Abweichungen beeinflussen, sie stellen aber die begriffliche Bestimmung der funktionalen Abweichung, wie sie oben erörtert worden ist, nicht in Frage.

## 6. Zusammenfassung

Zusammenfassend kann Folgendes festgehalten werden: Die typologische IT als Abweichung vom Textmuster kann in Anlehnung an Dittgen (1989) als Regel, ihre Erscheinungsweisen (Textmistermischung, -montage, -bruch und -metamorphose) können als Techniken der funktionalen Abweichung auf der Textebene aufgefasst werden.

Dabei geht es um eine Regel und um bestimmte Techniken, die als Elemente des allgemeinen stilistischen Verfahrens ABWEICHEN im Sinne von Sandig 2006 akzeptiert werden können. Ein stilistisches Verfahren wird nämlich durch formale Merkmale konstituiert, die im Text verschiedene Funktionen erhalten können. Textmistermischung, -montage, -bruch und -metamorphose repräsentieren mit anderen, z.B. lautlichen, grafischen, syntaktischen, semantischen usw. Abweichungen gerade solche formalen Merkmale, formale Möglichkeiten komplexer Art.

Eine derartige integrative Sichtweise auf die typologische Intertextualität könnte m.E. ermöglichen, die Erscheinungsformen der Typ-IT vor dem Hintergrund der Kategorien „Abweichung“ und „Abweichen“ linguistisch angemessen beschreiben zu können.

## Literatur

ADAMZIK 1995

ADAMZIK, Kirsten: Textsorten-Texttypologie. Eine kommentierte Bibliographie. Münster, 1995.

DITTFEN 1989

DITTFEN, Andrea Maria: Regeln für Abweichungen. Funktionale sprachspielerische Abweichungen in Zeitungüberschriften, Werbeschlusszeilen, Werbeslogans, Wandsprüchen und Titeln. Frankfurt/M., PETER LANG, 1989.

FIX 1997

FIX, Ulla: Kanon und Auflösung des Kanons – Typologische Intertextualität – ein „postmodernes“ Stilmittel. In: Die Zukunft der Textlinguistik. Traditionen, Transformationen, Trends. Hrsg. von ANTOS, Gerd – TIETZ, Heike. Tübingen, NIEMEYER, 1997. 97–108.

FIX 2000

FIX, Ulla: Aspekte der Intertextualität. In: Text- und Gesprächslinguistik. 1. Halbbd. Hrsg. von BRINKER, Klaus – ANTOS, Gerd – Heinemann, WOLFGANG – SAGER, Sven F. Berlin – New York, DE GRUYTER, 2000. 449-457 (HSK 16.1).

## FIX –POETHE–YOS 2003

FIX, Ulla – POETHE, Hannelore – YOS, Gabriele: Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Frankfurt/M., PETER LANG, 2003.

## HOLTHUIS 1993

HOLTHUIS, Susanne: Intertextualität. Aspekte einer rezeptionsorientierten Konzeption. Tübingen, STAUFFENBURG, 1993.

## JANICH 2008

JANICH, Nina: Intertextualität und Textsortenvernetzung. In: Textlinguistik. 15 Einführungen. Hrsg. von JANICH, Nina. Tübingen, NARR, 2008. 177-196.

## OPIŁOWSKI 2007

OPIŁOWSKI, Roman: Intertextualität in der Printwerbung. Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes, 54. Jahrgang, Heft 4/2007, 458-485.

## PRESCH – GLOY 1976

PRESCH, Gunther – GLOY, Klaus (Hgg.): Sprachnormen II. Theoretische Begründungen – authentische Sprachnormenpraxis. Stuttgart-Bad Cannstatt, FROMMANN-HOLZBOOG, 1976.

## PÜSCHEL 1989

PÜSCHEL, Ulrich: Das Stilmuster „Abweichen“. Sprachpragmatische Überlegungen zur Abweichungsstilistik. SLWU 55 16. Jg. 1989 1. Halbjahr, 9-24.

## SANDIG 1986

SANDIG, Barbara: Stilistik der deutschen Sprache. Berlin – New York, DE GRUYTER, 1986.

## SANDIG 2006

SANDIG, Barbara: Textstilistik des Deutschen. Berlin – New York, DE GRUYTER, 2006.

## SPILLNER 1974

SPILLNER, Bernd: Linguistik und Literaturwissenschaft. Stilforschung, Rhetorik, Textlinguistik. Stuttgart usw., KOHLHAMMER, 1974.

# **WÖRTERBÜCHER ALS SPIEGEL IHRER ZEIT. EINE DARSTELLUNG AM BEISPIEL DES WÖRTERBUCHS DER DEUTSCHEN GEGENWARTSSPRACHE (WDG), HERAUSGEGE- BEN VON RUTH KLAPPENBACH UND WOLFGANG STEINITZ**

EVA TESHAJEV  
Universität Miskolc, Ungarn

## **1. Einleitung**

Sprachwörterbücher sind nicht nur Quellen sprachlicher Informationen. Sie sind ein Spiegel der Epoche, in der sie entstanden sind. Denn aus den Definitionen der registrierten Stichwörter und aus den zur Veranschaulichung aufgeführten Zitaten lassen sich Schlüsse über politische, soziale und kulturelle Aspekte der Epoche ziehen.

Ein Wörterbuch, welches seine Epoche besonders widerspiegelt, steht im Mittelpunkt dieses Artikels: das in den 60er Jahren in Ostberlin entstandene Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache (abgekürzt WDG) – das erste Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache überhaupt (es erschien zwischen 1964 – 1977 in 6 Bänden). Das WDG wird weitgehend als die bedeutendste lexikographische Leistung deutscher Sprache im 20. Jahrhundert gesehen, auf der alle nachfolgenden einsprachigen Wörterbücher basieren (Hausmann 1986: V). Seine Herausgeberin Ruth Klappenbach schuf die moderne deutsche Lexikographie nach wissenschaftlichen Grundsätzen (Abraham 1980: X).

Darüber hinaus erfahren wir anhand des WDG nicht nur indirekt etwas über die aktuellen politischen Ereignisse der Zeit, sondern wir erfahren auch, in welcher politischen Atmosphäre das Wörterbuch verfasst wurde.

Ziel dieses Beitrags ist es, einerseits die Entstehungsgeschichte des WDG und seine Besonderheit vor dem Hintergrund der deutschen Wörterbuchschreibung zu skizzieren. Andererseits soll am Beispiel des WDG ansatzweise dargestellt werden, mit welchen außersprachlich bedingten Schwierigkeiten Lexikographen bisweilen konfrontiert werden und wie sich außersprachliche Rahmenbedingungen in einem Wörterbuch niederschlagen können.

## **2. Die deutsche Lexikographie vor dem WDG**

Um die Besonderheit des WDG zu verdeutlichen, ist ein Blick auf die Geschichte der deutschen Wörterbuchschreibung notwendig.

Die deutsche Sprachwissenschaft war traditionell historisch orientiert. Dies stand im Zusammenhang mit der Auffassung von Sprache als „heiligem“ Symbol der Nation (Müller 1994: 70). Ein Beispiel für diese historische Ausrichtung ist das von Jacob und Wilhelm Grimm begonnene Deutsche Wörterbuch (abgekürzt DWB, 1852 – 1961): Es enthält den deutschen Wortschatz ab 1450 und ist vor allem ein diachrones Wörterbuch. Die Belege der Stichwörter beziehen sich besonders auf die Frühzeit des Wortes und als erste Bedeutung wird nicht die Gegenwartsbedeutung, sondern die geschichtlich älteste gegeben (Malige-Klappenbach 1986: 6; Klappenbach - Malige-Klappenbach 1980: 3; Wiegand 1990: 2078).

Auch nach 1945 blieb die deutsche Sprachwissenschaft historisch ausgerichtet. Nahezu alle bedeutenden, an Lexikographie interessierten Germanisten arbeiteten entweder am Deutschen Wörterbuch, dessen letzter Band erst 1961 herausgegeben wurde oder an anderen historisch orientierten Wörterbüchern. Die deutsche Standardsprache der damaligen Gegenwart wurde in keinem Wörterbuch ausreichend dargestellt und den Wörterbuchbenutzern standen nur veraltete Werke zur Verfügung. Bei den ersten allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern, die nach 1945 erschienen, handelte es sich um Neuauflagen älterer Wörterbücher, aus denen typischer NS-Wortschatz getilgt wurde, was zur Folge hatte, dass diese Wörterbücher lediglich über den Sprachzustand vor dem 1. Weltkrieg Auskunft gaben (Wiegand 1990: 2105f).

### 3. Entstehung und Neuartigkeit des WDG

Schließlich machte es sich die Akademie der Wissenschaften der DDR zur Aufgabe, den erwähnten Missstand zu beseitigen. Die offizielle Bekanntgabe über die Gründung eines Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache (WDG) erfolgte auf einer sprachwissenschaftlichen Tagung im April 1952 am neugegründeten „Institut für deutsche Sprache und Literatur“; neben dem WDG wurde auch die Gründung einer „Grammatik der deutschen Sprache der Gegenwart“ und eines „Marx-Engels-Wörterbuch“ offiziell bekannt gegeben. (Malige-Klappenbach 1986: 3; Wiegand 1990: 2129f.) Der Finnougrist Wolfgang Steinitz, einer der wenigen NS-Gegner unter den Sprachwissenschaftlern, der als KPD-Mitglied 1934 in die Sowjetunion emigriert war, war Leiter der Beratungskommission des WDG (Haß-Zumkehr 2001: 225).

Anders als die bisherigen allgemeinsprachigen Wörterbücher, sollte das WDG ein praktischer Ratgeber in Sachen deutscher Wortgebrauch der Gegenwart werden. Seine Entstehung wurde mit großem Interesse im In- und Ausland verfolgt. Als Anregung zur Schaffung des WDG diente das 1935 – 1940 in 4 Bänden abgeschlossene Wörterbuch des Russischen unter der Redaktion von Ušakov (Malige-Klappenbach 1986: 7).

Die Funktion der Herausgeberin des WDG wurde, erstmalig in der Geschichte der deutschen Wörterbuchschreibung, an eine Frau übertragen, an die Germanistin und Anglistin Ruth Klappenbach (1911-1977). Ihre Schwester Helene Malige-Klappenbach arbeitete ebenfalls am WDG (Malige-Klappenbach 1986: 7 f.).

Das Fehlen methodischer Grundlagen für eine deutsche Lexikographie der Gegenwartssprache gestaltete die Vorbereitungsarbeiten äußerst schwierig. Da die Beschäftigung mit der Gegenwartssprache nicht der traditionellen Orientierung der deutschen Sprachwissenschaft entsprach, gab es kein gegenwartssprachliches Wortarchiv und auch keine Untersuchungen zur Gegenwartssprache und ihren Einzelproblemen. So musste Ruth Klappenbach selbst die methodischen und theoretischen Grundlagen des WDG erarbeiten (Malige-Klappenbach 1986: 8f.; Klappenbach - Malige-Klappenbach 1980: 5).

Auch ein gegenwartssprachliches Wortarchiv musste erst angelegt werden. Exzerpiert wurde vor allem die „fortschrittliche“ Literatur des 20. Jahrhunderts, wobei man allerdings alle deutschsprachigen Länder berücksichtigte. Neben der „antifaschistischen, sozialistischen Literatur“ des 20. Jahrhunderts wurde vor allem auf die Exzerption von Quellen aus dem bildungsbürgerlichen Literaturkanon Wert gelegt (Klappenbach 1980B: 115). Fast alle großen deutschen Autoren wurden berücksichtigt und so umfasst der Quellenkanon des WDG auch wesentlich mehr Klassiker, als der 6-Bändige Duden (Wiegand 1990: 2131).

Die Exzerption einer solchen Anzahl von Werken der älteren Literatur für ein Wörterbuch der Gegenwartssprache stieß jedoch auch auf Kritik. Wiegand führt die Quellenauswahl im WDG auf die „verfehlten Vorstellungen“ von deutscher Gegenwartssprache des Leiters der WDG-Beratungskommission Wolfgang Steinitz zurück (Wiegand 1990: 2131). Er wirft Steinitz vor, es wäre „entweder ein schwerwiegender Irrtum oder eine bewusst falsche Behauptung, dass die jetzt ungebräuchlichen, aber noch verständlichen Wörter der noch gelesenen älteren Literatur zur heutigen deutschen Sprache gehören“ und ist vielmehr der Meinung, es gäbe einen ideologischen Grund dafür, dass die Wörterbuchbasis so viele große literarische Werke enthält (Wiegand 1990: 2131). Dabei verweist er auf Steinitz' Aussage „Unsere klassische Dichtung wird von der deutschen ‚Linken‘, der deutschen Arbeiterklasse und ihrer Partei, als unvergänglicher Bestandteil der deutschen Kultur, geliebt und gepflegt und wir tun alles, um die Sünden der Weimarer wie der Nazizeit, wieder gutzumachen. Unsere Jugend wird ein lebendiges Verhältnis zu unserem klassischen Erbe haben.“ (Steinitz, zit. nach Wiegand 1990: 2132). Wiegands Meinung nach, ist es Ruth Klappenbach zu verdanken, dass nicht sehr viel mehr Lemmata aus der Literatur von Lessing exzerpiert worden sind. Sie habe sich wahrscheinlich bei der äußeren Selektion aus der Wörterbuchbasis nicht an die „verfehlten Vorstellungen“ von Steinitz gehalten (Wiegand 1990: 2132).

Neben den genannten Quellen des WDG, wurden jedoch auch als besondere Neuheit populärwissenschaftliche Zeitschriften der Deutschen Demokratischen Republik aller Fachgebiete, Zeitungen und Hörbelege, z.B. aus Gesprächen des Rundfunks oder des Fernsehens, als Dokumentation der gesprochenen Sprache, hinzugezogen (Klappenbach 1980B: 115).

So entstand schließlich ein Korpus von 2 ½ Millionen Belegen, der auch als Materialbasis für gegenwartssprachliche Arbeiten diente (Klappenbach 1980A: 60).

Die Vorbereitungsarbeiten am WDG dauerten von 1952 bis 1961. Im Herbst 1953 wurden bereits 50 Probeartikel zur Diskussion vorgelegt, die die Grundlage des späteren Wörterbuchs darstellen sollten (Malige-Klappenbach 1986: 12).

Eine weitere Besonderheit des WDG war sein Reichtum an Kollokationen und seine hohe Anzahl an Beispielangaben, die zahlenmäßig den Duden weit übertrifft (Wiegand 1990: 2137). Überdies wurde ein neuartiges System von Angaben zum Stil entwickelt (Haß-Zumkehr 2001: 229ff.).

Die gegensätzliche politische und gesellschaftliche Entwicklung der BRD und der DDR hatte auch eine sprachliche Auseinanderentwicklung zur Folge. Das WDG wurde dieser Entwicklung gerecht, indem Neologismen, entweder als Neuwörter oder Neuprägungen, erstmals in der deutschen Lexikographie gekennzeichnet und dabei teilweise durch ein „DDR“ (z.B. bei den Stichwörtern „volksdemokratisch“, „Aktivist“, „Verdienter Arzt des Volkes“) und „BRD“ (z.B. bei den Stichwörtern „Volksaktie“, „Aktualitätenkino“) markiert wurden (Haß-Zumkehr 2001: 229 ff.). Dadurch spiegelt das WDG in gewissem Sinne die damaligen kulturellen und politischen Verhältnisse wider.

Das WDG war in den deutschsprachigen Ländern und darüber hinaus erhältlich. (Abraham 1980: VI). Es entstand ein Werk, das weitgehend Zustimmung und Anerkennung fand und als Meilenstein der deutschen Lexikographie bezeichnet wurde (Haß-Zumkehr 2001: 228f.).

Die ersten drei Bände erschienen in einem Abstand von ca. zwei Jahren (Bd. 1. 1964; Bd. 2. 1967; Bd. 3. 1969), zwischen dem Erscheinen des dritten und des vierten Bandes gibt es jedoch eine Lücke von sechs Jahren. So wird Band 4. erst 1975 veröffentlicht. Band 5. und 6. erschienen jeweils im Folgejahr. (Malige-Klappenbach 1986: 3) Auf diese zeitliche Lücke, die von großer Bedeutung ist, soll später näher eingegangen werden.

Neben den rein praktischen Problemen der Wörterbucharbeit (wie der Erstellung des Wortarchivs und der Erarbeitung theoretischer Grundlagen), die die Lexikographen zu lösen hatten, gab es jedoch auch Probleme die aus den geschichtlichen Umständen resultierten.

Bei der Aufnahme von Belegbeispielen spielte eine Rolle, ob Zitate, die im Nationalsozialismus missbraucht wurden, registriert werden sollten. Helene Malige-Klappenbach schreibt dazu: „Gerade hier mußten im besonderen Maße Fingerspitzengefühl gezeigt und gewisse Regeln aufgestellt werden, man denke nur an die Hölty-Zeile ‘Üb immer Treu und Redlichkeit’, die in der Zeit des Faschismus als Pausenzeichen des Senders Potsdam belastet war und nun bei der Frage der Aufnahme ins WDG Anlaß zu längerer Diskussion bot. Sollte im Wörterbuch an diese Zeit erinnert werden?“ (Malige-Klappenbach 1986: 12). Das Zitat wurde schließlich nicht ins WDG aufgenommen.

Die Problematik des vom Nationalsozialismus missbrauchten Wortschatzes war jedoch nicht die einzige außersprachlich bedingte Schwierigkeit mit der das Lexikographenteam um Ruth Klappenbach konfrontiert wurde.

#### **4. Ein Spiegel seiner Zeit – Die außersprachlichen Rahmenbedingungen, unter denen das WDG entstand**

Nicht immer sind die Bedingungen, unter denen Lexikographen arbeiten und Wörterbücher entstehen, günstig. In totalitären Staaten zum Beispiel hat die Regierung ein Interesse am Inhalt eines Wörterbuchs, und die Arbeit der Lexikographen unterliegt bisweilen staatlicher Kontrolle.

Ein Beispiel solcher staatlichen Eingriffe ist die Lexikographie im Dritten Reich, wo mittels Berufsverbot, Zensurstelle und Reglementierung der Papierzufuhr, Einfluss auf die Produktion von Wörterbüchern genommen wurde, aber auch konkrete Anweisungen darüber, welche Stichwörter ins Wörterbuch aufzunehmen sind, erfolgten. (Müller 1994: 64ff.). So scheint es, dass Parteiideologen versuchen, auch in ideologisch unverdächtig Informationsliteratur, z.B. in Wörterbüchern, ihre Weltanschauung zu übermitteln. In der Kommunikationsforschung ist bekannt, dass propagandistische Inhalte gerade dann besonders wirken, wenn sie als Information getarnt sind (Jowett – O’Donnell 2006: 30). Aus Goebbels Tagebuch geht hervor, dass er sich viel von indirekter Propaganda in Wörterbüchern versprach (Müller 1994: 69).<sup>1</sup>

Auch die Lexikographen, die in den 60er Jahren am WDG arbeiteten, hatten keine einfachen Rahmenbedingungen.

<sup>1</sup> Goebbels schrieb 1942 in sein Tagebuch: „Ich veranlasse, daß von unserem Ministerium Wörterbücher für die besetzten Gebiete vorbereitet werden, in denen die deutsche Sprache gelehrt werden soll, die aber vor allem eine Terminologie pflegen, die unserem modernen Staatsdenken entspricht. Es werden dort vor allem Ausdrücke übersetzt, die aus unserer politischen Dogmatik stammen. Das ist eine indirekte Propaganda, von der ich mir auf die Dauer einiges verspreche.“ (zit. nach MÜLLER 1994: 69).

Die politischen Rahmenbedingungen (die Teilung Deutschlands und die damit verbundene sprachliche Auseinanderentwicklung zwischen BRD und DDR) schlugen sich auch im WDG nieder. Werner Abraham schreibt zu dieser Problematik: „Kein Lexikologe früherer Epochen hat an der Nahtstelle zweier Gesellschaftssysteme gestanden und auf diesem Gebiete registrierend und wertend vorgehen müssen.“ (Abraham 1980: VII). Diese Problematik äußert sich im WDG sowohl im ideologiegebundenen Wortschatz als auch in der Darstellung ideologiebedingter Sprachwandlungen.

Die Verschiedenheit der beiden Gesellschaftssysteme spielte von Anbeginn im WDG eine Rolle. Daher wurde auch die Markierung der Neologismen seit dem ersten Band vorgenommen. Dies ist nicht notwendigerweise auf das Bestreben einer politisch-ideologischen Einflussnahme zurückzuführen. Schließlich entwickelten sich tatsächlich semantische Divergenzen aufgrund des täglichen Lebens in verschiedenen Gesellschaftssystemen.

Helene Malige-Klappenbach schrieb dazu: „Durch die gegensätzliche gesellschaftliche Entwicklung in den zwei Staaten, in der sozialistischen DDR und der kapitalistischen BRD, zeigt die deutsche Sprache semantische Divergenzen, die rasch seit der Gründungs- und Vorbereitungszeit, also seit 1952 vorangeschritten sind und die besonders im ideologiegebundenen Teil des Wortschatzes zu Tage treten. Dem muß ein modernes Wörterbuch unbedingt gerecht werden.“ (Klappenbach - Malige-Klappenbach 1980: 17).

Diese sprachliche Auseinanderentwicklung betraf u.a. die Neuprägungen (wie z.B. Rationalisator; Volkseigentum). In ihnen waren die Unterschiede zwischen den beiden Gesellschaftssystemen am offensichtlichsten. Neben den für die DDR typischen Neuprägungen, enthielt das WDG aber auch BRD-typische Wörter (z.B. Marketing, Privatdetektiv), die als solche markiert waren (mit Formulierungen wie ‘im kapitalistischen Gesellschaftssystem’, ‘im nichtsozialistischen Wirtschaftssystem’, ‘wird auf sozialistische Verhältnisse nicht angewandt’ oder ‘unter bürgerlichen Verhältnissen gebraucht’ usw.). Allerdings verzeichnet auch der in der BRD erschienene Rechtsschreibduden von 1973 DDR-Neuprägungen, und zwar mit dem Zusatz „(DDR)“, (Haß-Zumkehr 2001: 11)

Parallel zu der Bildung von Neuprägungen verschwanden andererseits auch Wörter aus dem Alltagswortschatz der DDR, weil ihre Sachverhalte dort nicht mehr existierten (dies betraf Wörter wie *Beamter*, *Firma*, *Lyzeum*, *Mittelschule*, *Pension*, *Privatdozent*, *Referendar*, *Oberschicht*) (Klappenbach - Malige-Klappenbach 1980: 18f.). Im WDG wurden diese Wörter zwar registriert, jedoch mit einem Hinweis (z.B. *v e r a l t e n d* oder ‘in der bürgerl. Gesellschaft’) versehen (z.B. **Lyzeum** *v e r a l t e n d* *höhere Mädchenschule im bürgerlichen Schulsystem*).

### 5. Politischer Kurswechsel – die Konzeptionsänderung nach dem 3. Band

Es blieb aber nicht bei der bloßen Darstellung ideologischer und gesellschaftlicher Unterschiede. Die Problematik der Beschreibung von ideologiebedingten Sprachwandlungen verschärfte sich ab dem vierten Band weiter, als im Zuge eines politisch-ideologischen Kurswechsels die SED in der zweiten Hälfte der 60er Jahre die Akademie der Wissenschaften unter ihre Kontrolle brachte. Auch das WDG geriet dabei so unter Druck, dass sogar die Auflösung seiner Arbeitsgruppe gefordert wurde. Der Parteileitung missfiel die gesamtdeutsche Konzeption des WDG. Auch wurden die Lexikographen, die am WDG arbeiteten, als ideologisch unzulänglich befunden. Die geforderte Auflösung des Wörterbuchprojekts

ist zwar nicht verwirklicht worden, aber nach dem Erscheinen des dritten Bandes nahm man für die folgenden Bände eine Konzeptionsänderung vor (Zieliński 2008: 186).

In der „Vorbemerkung“ des 4. Bandes, bereits 1970 veröffentlicht, wurde die veränderte Lage thematisiert: „In den sprachlichen Unterschieden zwischen der DDR und der BRD (...) manifestiert sich die ökonomische, politische, insbesondere aber die ideologische Konfrontation zweier Weltssysteme. Das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache wird das erste semantische Wörterbuch sein, das dieser Konfrontation auf linguistischem Gebiet Rechnung trägt. Es wird vom 4. Band an den gesamten Wortschatz konsequent auf der Grundlage der marxistisch-leninistischen Weltanschauung darstellen.“ (WDG, Bd. 4, 2, Auflage, 1977).

Im Vorwort heißt es weiter: „Mit seinen lexikographischen Mitteln will [das WDG] zur Festigung des sozialistischen Bewußtseins der Menschen in der DDR beitragen, aber auch den fortschrittlichen Kräften in anderen Ländern helfen, die Sprache des sozialistischen Staates deutscher Nation besser zu verstehen und den Versuchen des Sprachmißbrauchs durch die Monopolbourgeoisie entgegenzuwirken“ (WDG, Bd. 4, 2, Auflage, 1977).

Haß-Zumkehr schreibt dazu: „Es ging aber keineswegs nur um die Darstellung ideologischer und gesellschaftlicher Unterschiede (...). Markierungen für abweichenden Wortgebrauch in DDR und BRD wurden von Anfang an besonders bei Neologismen eingesetzt. Ab dem 4. Band ging es dann aber um eine politische Bewertung dieser Unterschiede zum Zwecke der deutlichen Abgrenzung des ‚guten‘ sozialistischen Systems gegenüber dem ‚dekadenten‘, ‚bourgeoisien‘ System. Helene Malige-Klappenbach nannte es selbst eine ‚Konzeption der Abgrenzung‘“ (Haß-Zumkehr 2001: 230f.). Als Beispiele für die Abwertung des „bürgerlichen“ Systems können die folgenden Bedeutungsangaben im WDG angeführt werden:

**Pluralismus** *im bürgerl. Gesellschaftssystem verbreitete Auffassung, die das gleichberechtigte Nebeneinanderbestehen einer Vielzahl von Weltanschauungen, Macht- und Interessengruppen innerhalb eines Staates einer Gesellschaftsordnung fordert; [wird von bürgerl. Theoretikern benutzt, um die Klassen- und Interessengegensätze in der kap. Gesellschaft zu verschleiern; dient modernen Revisionisten als Schlagwort für ihre Bestrebungen, die Einheit des Marxismus-Leninismus aufzulösen, das Prinzip des demokratischen Zentralismus und die führende Rolle der marxistisch-leninistischen Partei im soz. Staat aufzuheben]* (WDG, Bd. 4, 2. Auflage, 1977)

**Politologie** *Neupräg. BRD sich als Wissenschaft von der Politik betrachtende bürgerl. Disziplin, die Erkenntnisse für die politische Strategie und Taktik der imperial. Bourgeoisie gewinnen und sie ideologisch rechtfertigen soll* (WDG, Bd. 4, 2. Auflage, 1977)

**Schmiergeld**, *das s a l o p p a b w e r t e n d Geld, mit dem jmd., bes. Vertreter einer bürgerl. Partei, eines kap. Unternehmens, bestochen wird, Bestechungsgeld* (WDG, Bd. 5, 3. Auflage, 1978)



Im Rahmen der Konzeptionsänderung wurde zunächst ein sorgfältig ausgewählter Beirat für ideologiegebundene Lexeme gegründet (Malige-Klappenbach 1986: 50). Auch wurde der Einfluss Ruth Klappenbachs auf das WDG begrenzt. Sie behielt zwar nach der Erreichung ihres 60. Geburtstages (1971) für weitere 5 Jahre die Funktion der Herausgeberin, musste jedoch die staatliche Leitung des WDG abgeben. Darüber hinaus wurden die Arbeitsmethoden modifiziert, mit dem Ziel, ideologiegebundene Wörter systematischer zu bearbeiten, als dies bisher geschehen war. All diese Umstellungen waren langwierig und führten dazu, dass der 4. Band erst sechs Jahre nach dem 3. Band herausgegeben werden konnte (Klappenbach - Malige-Klappenbach 1980: 9 f.).

Zu den abgewandelten Arbeitsmethoden gehörte die Markierung. Helene Malige-Klappenbach schreibt dazu: „Die neuen Markierungstypen mußten leicht verständlich sein (...), vereinheitlicht und systematisiert werden. Das war in erster Linie die Aufgabe der Herausgeberin, die zudem unermüdlich einen ausgleichenden Einfluß geltend zu machen suchte, um zu verhindern, daß das ganze Werk durch Überhöhungen und Übertreibungen, die nahelagen, in zwei entgegengesetzte Blöcke zerbrach. Daß diese ideologiebedingten Aufgaben weit über die bisher üblichen Ziele eines linguistischen, vor allem der Kommunikation dienenden Kompendiums hinausgingen, ist unleugbar.“ (Malige-Klappenbach 1986: 51 f.).

Bei offensichtlichen Ideologismen war die Formulierung der Bedeutungserläuterung sehr wichtig. Allerdings bot die Darstellung von Begriffen wie *Materialismus* und *Marxismus*, laut Helene Malige-Klappenbach, keine Schwierigkeiten (Malige-Klappenbach 1986: 51 f.).

Ein Vergleich zeigt, dass es keine großen Unterschiede bei den Bedeutungsangaben von Stichwörtern wie *Kommunismus* und *Marxismus* in WDG und Duden gibt:

**Kommunismus**, der; -, [ohne Pl.] [lat.] *die auf den Sozialismus folgende klassenlose Wirtschafts- und Gesellschaftsform, in der sämtliche Produktionsmittel Volkseigentum und alle Mitglieder der Gesellschaft sozial völlig gleich sein werden* (WDG, Bd. 3, 1969)

**Kom|mu|nis|mus**, der; - [(wohl über frz. communisme <) engl. communism, zu lat. communis, kommun]: **1.** *nach Karl Marx die auf den Sozialismus folgende Entwicklungsstufe, in der alle Produktionsmittel u. Erzeugnisse in das gemeinsame Eigentum der Staatsbürger übergehen u. alle Klassengegensätze überwunden sind* (Duden 2000)

**Marxismus**, der; -, [ohne Pl.] *von Marx und Engels begründetes, in sich abgeschlossenes System von Theorien, dessen Bestandteile der dialektische und historische Materialismus, die politische Ökonomie und der wissenschaftliche Sozialismus sind und das zur wissenschaftlichen Weltanschauung der Arbeiterklasse und anderer progressiver sozialer Gruppen und zur theoretischen Grundlage für die revolutionäre Umgestaltung der Gesellschaft geworden ist* (WDG, Bd. 4, 2, Auflage, 1977)

**Mar|xis|mus**, der; -, ...men [nach dem dt. Philosophen u. Nationalökonom K. Marx (1818-1883)]: **1.** <o. Pl.> *von Marx u. Engels begründete Lehre, die*

*auf einer mit der Methode des dialektischen Materialismus erfolgenden Betrachtung der Gesellschaft beruht u. die die revolutionäre Umgestaltung der Klassengesellschaft in eine klassenlose Gesellschaft zum Ziel hat* (Duden 2000)

Wesentlich schwieriger als die Darstellung offensichtlicher Ideologismen war jedoch, Ruth Klappenbach zufolge, die marxistische Interpretation der scheinbar unproblematischen Lemmata. Gerade das Lemma *Mensch* sei mehrmals umgearbeitet worden und hätte mehrere Mitarbeiter beschäftigt. (Malige-Klappenbach 1986: 51 f.). Die endgültige, gedruckte Form lautet:

**Mensch** *das höchstentwickelte Lebewesen, das gesellschaftlich lebt und arbeitet, die Fähigkeit zu denken und zu sprechen hat, die Welt in ihrer Gesamtheit erkennen und nach dem Maß seiner Erkenntnis planmäßig verändern und gestalten kann a) ... das bestimmten moralischen Normen folgt: ... das Anspruch auf menschenwürdige Behandlung, auf ein von Ausbeutung und Unterdrückung freies Leben hat: das in seinen (individuellen) Fähigkeiten gewissen Begrenzungen unterworfen ist: ... b) (bestimmte) männliche oder weibliche Person* (WDG, Bd. 4, 2, Auflage, 1977)

Im Vergleich dazu lautet die Bedeutungsangabe von *Mensch* im Duden:

**Mensch a)** *mit der Fähigkeit zu logischem Denken u. zur Sprache, zur sittlichen Entscheidung u. Erkenntnis von Gut u. Böse ausgestattetes höchstentwickeltes Lebewesen*

**b)** *menschliches Lebewesen, Individuum* (Duden 2000)

Auch andere ideologisch unverdächtige Wörterbuchartikel erhielten nun politisch-ideologische Inhalte. Diese ideologische Färbung spiegelt sich nicht nur in den Bedeutungsangaben, sondern auch gehäuft in den angeführten Belegbeispielen wider. So finden sich z.B. Belegbeispiele mit ideologischem Inhalt unter den Stichwörtern *schmachten*, *treten*, *Treue*, *Treuebekennnis* (*schmachten*: “Wir haben ferner auch unserer Kämpfer zu gedenken, die heute in den Verließen und Festungen der Bourgeoisie schmachten Thälm. Reden 1,168”; *treten*: “noch stehen Millionen vom Kapitalismus getretene und geschundene Jungarbeiter und Jungarbeiterinnen abseits [vom Jugendverband] Thälm. Reden 2,268”; *Treue*: “Menschen mit hohem Fachwissen und großer Treue zur sozialistischen Heimat *Urania* 1972” und “Die KPD besiegelte ihre Treue zum proletarischen Internationalismus (...) mit den größten Opfern im antifaschistischen Kampf *Gesch. d. dt. Arbeiterbewegung* 11, 206”; *Treuebekennnis*: “Diese Demonstration war ein eindrucksvolles T. zum proletarischen Internationalismus”). Alle diese Belegbeispiele sind im 5. (also nach dem politischen Kurswechsel erschienenen) Band des WDG enthalten.

Hinsichtlich der angeführten Beispiele, kann (was die methodischen Konsequenzen der ideologischen Anpassung anbelangt) eine Parallele zum Umgang mit Lexikographie im Nationalsozialismus gezogen werden - ohne Bewertung oder Vergleich der beiden Systeme. Haß-Zumkehr verweist darauf, dass auch bei der NS-Lexikographie ideologische Funktionalisierungen „weniger bei eindeutigen Ideologismen und Schlagwörtern, als im unauffälligeren Kern- und Alltagswortschatz“ zu finden waren (Haß-Zumkehr 2001: 231).

Ideologisch gefärbte Belegbeispiele finden sich in „Trübners Deutschem Wörterbuch“ (1939) zum Beispiel unter dem Lemma *Menschheit*: „[...] Mit den Ideen des Liberalismus ist seit 1789 der Gedanke der Welt- und Menschheitsverbrüderung geboren, der viel Hohn und Leid über die Welt gebracht hat. So spottete J. Goebbels über den frömmelnden Lord Halifax [...] Das sozialistische Schlagwort „menschwürdiges Dasein“, das Lasalle gern verwandte, ist heute gegenstandslos geworden.“ (Trübner 1939 ff., Bd. 4, 611; zit. nach Haß-Zumkehr 2001: 216).

Eine weitere Parallele zur Situation der Lexikographie im Nationalsozialismus lässt sich auch im Hinblick auf den zunehmenden Grad der Ideologisierung ziehen. Müller verweist bei ihrer Untersuchung der NS-Lexikographie, auf die Theorie, dass sich die Propaganda in einer Diktatur verschärfe. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass sich diese Theorie für die NS-Lexikographie im Falle des Dudens bewahrheitet hat, denn die Kriegsausgabe ist stärker nazifiziert als die erste NS-Ausgabe (Müller 1994: 59, 224).

Welche Konsequenz die Konzeptionsänderung für die Ideologisierung des WDG hatte, verdeutlichen die Untersuchungen von Zieliński. Er untersuchte die Verwendungshäufigkeit der Komposita mit Klassen- (-kampf, -feind, -gesellschaft, -charakter, -gegensatz) und kam zu dem Ergebnis, dass in den Bänden 4, 5 und 6 ihre Verwendungshäufigkeit im Gegensatz zu den ersten drei Bänden um fast das Siebenfache zunahm (Zieliński 2008: 187). Seiner Untersuchung zufolge ist desweiteren die Verwendungintensität des Adjektivs *imperialistisch* nach dem politischen Kurswechsel fast um das 5-Fache, die des Adjektivs *reaktionär* um das 5,5-Fache gestiegen. Zieliński folgert daraus: „ein so großer Unterschied in der Verwendungintensität (...) schließt eine zufällige Erscheinung aus und muss als Ergebnis der geplanten und konsequent durchgeführten Maßnahmen interpretiert werden, die aus rein ideologischen Überlegungen heraus erfolgten.“ (Zieliński 2008: 192).

Zwar hat die Umstellung ab dem 4. Band zu einer erhöhten Ideologisierung des WDG geführt, diese betraf jedoch nicht den gesamten Wortschatz. So hat Schaefer durch Auszählung exakt 2601 ideologisch markierte Stichwörter gefunden, was weniger als 3 % der gesamten Stichwortzahl im WDG ausmacht (Schaefer 1987: 69).

## 6. Rezeption des WDG in der BRD

Der ideologische Kurwechsel führte dazu, dass sich zur Anerkennung des WDG auch Kritik mischte und seine Rezeption in der BRD in den 70er Jahren erheblich erschwert wurde. Es musste, besonders Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre, „mächtige ideologische Stürme aushalten“ (Hausmann 1986: VI). Hausmann beklagt, dass das WDG seitdem in der germanistischen Wörterbuch-Forschung nahezu ignoriert wurde. Er vermutet jedoch, dass der Grund für das Fehlen klarer Stellungnahmen in der BRD seit 1976 mitunter im Erscheinen des neuen Dudens lag und in der Konkurrenzsituation, die sich dadurch ergab (Hausmann 1986: 176). Vor allem aber gab es eine verschwiegene Abhängigkeit des Dudens vom WDG. Vergleiche ergeben, dass nicht nur der Duden stark an das WDG angelehnt ist, sondern auch der Brockhaus Wahrig und andere Wörterbücher von den Vorarbeiten des WDG zehren (Haß-Zumkehr 2001: 234f.).

## 7. Zusammenfassung

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass das WDG einen Meilenstein der deutschen Wörterbuchschreibung darstellt. Es war das erste Wörterbuch in der Geschichte der deutschen Lexikografie, dass die Gegenwartssprache nach wissenschaftlichen Prinzipien und mit einem linguistisch fundierten Konzept darstellte.

Es gibt uns überdies einen kulturgeschichtlichen Einblick in die Zeit, in der es entstand, und macht deutlich, mit welchen außersprachlichen Problemen Lexikographen bei ihrer Arbeit konfrontiert sein können. Diese außersprachlichen Probleme bei der Bearbeitung des WDG ergaben sich aus der Existenz zweier deutscher Staaten mit unterschiedlichen Gesellschaftssystemen. Die Verschiedenheit dieser beiden Gesellschaftssysteme spielte im WDG von Anbeginn eine Rolle und die Problematik der Ideologisierung des WDG verschärfte sich im Laufe seiner Bearbeitung, als das Wörterbuch unter die Kontrolle der SED geriet.

Bei all der ideologischen Kritik, die das WDG vor allem nach dem Erscheinen des 4. Bandes auszuhalten hatte, sollte nie seine bedeutende Rolle in der deutschen Lexikografie vergessen werden. Es bildet die solide Basis für die nachfolgenden deutschen einsprachigen Wörterbücher, wie die Duden-Bände und den Brockhaus Wahrig. All diese Wörterbücher würden in ihrer heutigen Form nicht existieren, wenn das Lexikografenteam um Ruth Klappenbach nicht das WDG geschaffen hätte.

## Literatur

### ABRAHAM 1980

ABRAHAM, Werner (Hg.): Studien zur modernen Linguistik. Ruth Klappenbach (1911-1977). Amsterdam, 1980.

### HAB-ZUMKEHR 2001

HAB-ZUMKEHR, Ulrike: Deutsche Wörterbücher – Brennpunkt von Sprach- und Kulturgeschichte. Berlin, 2001.

### HAUSMANN 1986

HAUSMANN, Franz Josef (Hg.): Das „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“: Bericht, Dokumentation und Diskussion. Tübingen, 1986.

### JOWETT – O’DONNELL 2006

JOWETT, Garth S. – O’DONNELL, Victoria: Propaganda And Persuasion. Thousand Oaks, u.a 2006.

### KLAPPENBACH 1980A

KLAPPENBACH, Ruth: Das Wörterbuch der deutschen Sprache der Gegenwart. In: ABRAHAM, Werner (Hg.): Studien zur modernen Linguistik. Ruth Klappenbach (1911-1977). Amsterdam, 1980, 59-88.

### KLAPPENBACH 1980B

KLAPPENBACH, Ruth: Die Arbeit am Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. In: ABRAHAM, Werner (Hg.): Studien zur modernen Linguistik. Ruth Klappenbach (1911-1977). Amsterdam, 1980, 111-125.

**KLAPPENBACH - MALIGE-KLAPPENBACH 1980**

KLAPPENBACH, Ruth; MALIGE-KLAPPENBACH, Helene: Das Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Entstehung, Werdegang, Vollendung. In: ABRAHAM, Werner (Hg.): Studien zur modernen Linguistik. Ruth Klappenbach (1911-1977). Amsterdam, 1980, 3-58.

**MALIGE-KLAPPENBACH 1986**

MALIGE-KLAPPENBACH, Helene: Das „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“: Bericht, Dokumentation und Diskussion. Herausgegeben von HAUSMANN, Franz Josef. Tübingen, 1986, 1-55.

**MÜLLER 1994**

MÜLLER, Senya: Sprachwörterbücher im Nationalsozialismus. Die ideologische Beeinflussung von Duden, Sprach-Brockhaus und anderen Nachschlagewerken während des „Dritten Reichs“. Stuttgart, 1994.

**SCHAEDER 1987**

SCHAEDER, Burkhard: Germanistische Lexikographie. Tübingen, 1987.

**WIEGAND 1990**

WIEGAND, Herbert Ernst: Die deutsche Lexikographie der Gegenwart. In: HAUSMANN, Franz Josef (Hg.): Wörterbücher: Ein internationales Handbuch zur Lexikographie, 2. Teilbd. Berlin – New York, 1990, 2100-2246.

**ZIELIŃSKI 2008**

ZIELIŃSKI, Lech: Ideologie und Lexikographie. Empirische Untersuchung der ideologischen Wende im Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache von Ruth Klappenbach und Wolfgang Steinitz, dargestellt am Beispiel des Gebrauchs der Adjektive reaktionär und imperialistisch in den Definitionen. In: Muttersprache. Vierteljahresschrift für deutsche Sprache, Dezember 2008, 185-207.

### Quellen

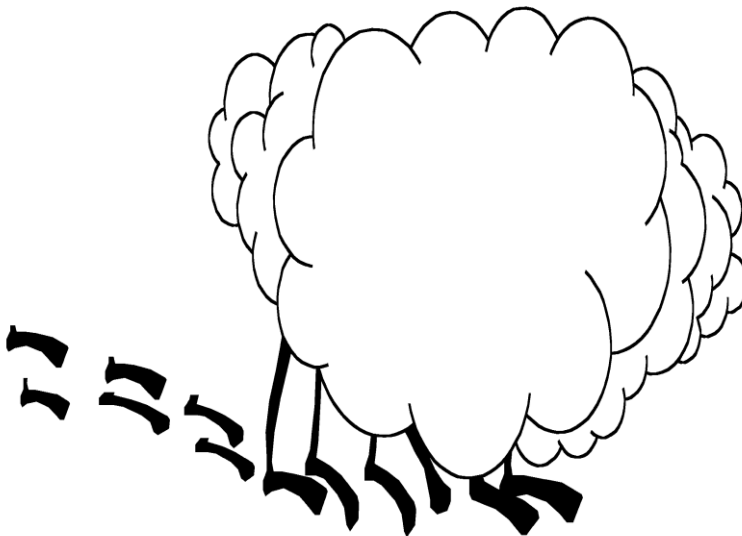
DUDEN – Das große Wörterbuch der deutschen Sprache, Dudenverlag, 2000. [CD-ROM]. Sat\_Wolf, Bayern.

WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN GEGENWARTSSPRACHE, Hg. Klappenbach, Ruth, Bde. 1-2, 10. Auflage, Berlin 1980, Bd. 3, 1. Auflage, Berlin 1969, Bd. 4, 2. Auflage, Berlin 1977, Bd. 5, 3. Auflage, Berlin 1978, Bd. 6, 1. Auflage, Berlin 1977.

# DIE FACHSPRACHE DER LOGISTIK ODER WAS HAT DIE GERMANISTIK MIT DER LOGISTIK ZU TUN

ERIKA KEGYES  
Universität Miskolc, Ungarn

## 1. Einleitung



### 1. Spuren hinterlassen<sup>1</sup>

Wenn wir auf das Bild schauen, können uns verschiedene Assoziationen einfallen. Sehen Sie Hühner darauf, die Wolken oder ein Schaf tarnen? Haben die Hühner in einer tollkühnen Deckung Sicherheit gefunden? Es ist alles eine Frage der Logistik oder des Logos. Unsere Hühner werden aber einmal entdeckt, da sie Spuren hinterlassen haben.

Alle Wissenschaften möchten in der Welt Spuren hinterlassen. Sowohl die Logistik als auch die Germanistik. Und wie es auf dem Bild dargestellt ist, können diese beiden Disziplinen auch gemeinsame Spuren hinterlassen. In der Welt der Globalisierung schenken auch die Germanisten der Erforschung von Fachsprachen, darunter auch der Logistik immer breiteren Raum, und wie es von Professor Schenk, dem leitenden Wissenschaftler des Instituts für Logistik und Materialfluss an der Otto-von-Guericke-Universität in Magdeburg

---

<sup>1</sup> Quelle des Bildes: [www.dhl.de](http://www.dhl.de)

in seinen Vorträgen immer wieder betont wird, sind auch die Logistiker an den linguistischen und kommunikationswissenschaftlichen Forschungen interessiert.

Die historische und sprachgeschichtliche Erforschung des Begriffs Logistik hat auch eine lange Tradition (Roth 1999, Leutgeb 2002, Arnold 1986). Diese Verbindung von linguistischen und logistischen Kenntnissen hat ihre Wurzeln in einer gemeinsamen Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Selbst das Lexem Logistik hat eine lange Wortgeschichte. Es wurde erstmalig etwa 900 Jahre nach Chr. erwähnt, dann geriet das Wort bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts in eine lange Vergessenheit (vgl. Leutgeb 2004: 206-207). Semantisch gesehen liegen die Wurzeln des Lexems im Militärwesen. In diesem Gebiet bedeutete (und bedeutet auch heute) der Begriff Logistik Truppenversorgung. Auch die Linguisten machten von diesem Lexem Gebrauch, aber in einer ganz anderen Bedeutung. Wie auch von Dürr (1949) darauf hingewiesen wurde, benutze der Philosoph und Sprachforscher Rudolf Carnap<sup>2</sup> diesen Terminus für die Beschreibung der Sprachlogik. Also über Logistik wird in der Sprachwissenschaft gesprochen, wenn die folgende Sprachformel eine Spur im Satz hinterlässt: „Von Anwendungen der Logistik sprechen wir dann und nur dann, wenn entweder einzelne Sätze oder Systeme von Sätzen gebildet werden, in denen Zeichen einer logistischen Sprache in Verbindung mit nichtlogischen Konstanten auftreten“ (Dürr 1949: 470). Carnap und Dürr verwenden also diesen Begriff als Synonym zu Sprachlogik und mit dem Attribut logistisch beschreiben sie den logischen Aufbau eines Satzes innerhalb eines bestimmten Sprachsystems. Die Logistiker erforschten auch den Ursprung dieses Kernterminus und kamen zu der Feststellung: „Die Vokabel „LOGISTIK“ tauchte in der Sprache der Wirtschaft seit den 1960-er und 1970-er Jahren auf – zunächst ganz vereinzelt. Im Verlauf der 1980-er Jahre ist sie zum festen Bestand der internationalen Wirtschaftsfachsprache, im Tandem mit „Supply Chain Management“ sogar zum aktuellen Modewort geworden“ (Logistik-Lotse, 2006: 1).

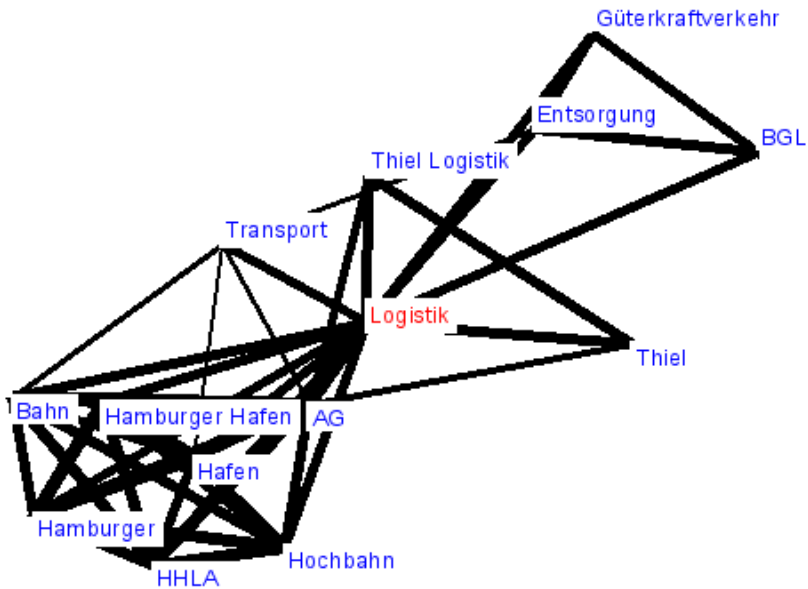
Sprachwissenschaftliche Forschungen (Leutgeb 2002, 2004) gehen bei der Bestimmung des Terminus davon aus, dass es einen griechischen Wortstamm hat, das mit dem Substantiv *lógos* in enger Verbindung steht. Aus dem Substantiv kann wieder *logikós* abgeleitet werden. Dazu können wieder zwei substantivierte Adjektiven *hē logistiē* und *tà logistikà* unterschieden werden. Ein kleinerer Kreis der Linguisten vertritt die Meinung, dass der Ausdruck aus dem Französischen stamme (vgl. *logistique*). Wie es zu sehen ist, über den Inhalt des Begriffes herrscht im Wesentlichen Einigkeit (vgl. Leutgeb 2004: 214), während der Ursprung des Wortes nicht so eindeutig ist. Wie die etymologischen Forschungen von Leutgeb (2004) gezeigt haben, ist die Wahrscheinlichkeit einer französischen Abstammung gering. Viel begründeter ist über eine griechische Entlehnung mit lateinischer Vermittlung zu sprechen.

Worauf assoziiert aber der moderne Mensch, der das Lexem *Logistik* liest oder hört? Mit Hilfe des Wortschatzlexikons Leipzig kann ein Graph erstellt werden, der die Häufigkeit der Vorkommnisse des Lexems in verschiedenen schriftlichen Textsorten zeigt. Heute wird das Wort Logistik vor allem mit Transport, Warentransport, Lieferung und Entsorgung, ferner mit Güterkraftverkehr in Verbindung gebracht. Dies ist als eine Bedeutungserweiterung sowie Bedeutungsveränderung des Begriffs aufzufassen, da durch dieses

<sup>2</sup> Carnap: Abriss der Logistik 1929, Einführung in die symbolische Logik 1954, Einführung in die symbolische Logik, Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage 1960.

Wort früher Tätigkeiten in den Breichen der Wirtschaft des Öfteren erfasst waren als heute. Früher beinhaltete der Begriff „die Tätigkeiten des Berechnens, des Kalkulierens“ (Leutgeb 2004: 214) in den verschiedenen Bereichen des Wirtschaftslebens, auch im militärischen Kontext.

Graph v. 1.5 für Logistik



## 2. Wortverbindungen des Lexems Logistik

(Graph erstellt auf der Webseite [www.wortschatz-lexikon.de](http://www.wortschatz-lexikon.de))

### 2. Übersetzung und terminologische Arbeit

In der Übersetzungswissenschaft wurden bisher mehrere Versuche unternommen, die praktischen Übersetzungsprobleme zu charakterisieren und zu typologisieren. Laut Nord (2004) können praktische Übersetzungsprobleme in vier Gruppen eingeteilt werden:

(1) Pragmatische Übersetzungsprobleme: sie hängen mit der konkreten Übersetzungssituation eng zusammen. Nord (2004) zählt zu diesem Problemkreis auch die Bezugnahme auf Sender und Empfänger.

*Beispiel aus der Fachsprache der Logistik:*

Im allgemeinen sprachpragmatischen Kontext ist das Lexem *Güter* eine zusammenfassende Bezeichnung für Waren und Material. Im Ungarischen wird aber in der Fachsprache der Logistik ein weniger verallgemeinernder Begriff benutzt, wenn das Lexem *Güter* mit dem ungarischen Wort für Material (*anyag*, oder im Plural *anyagok*, *javak*) zurückgegeben wird. Hier ist die situationsadäquate Verengung der Bedeutung zu sehen. In einem anderen Kon-



text wird das deutsche Lexem mit der Erweiterung der Bedeutung übersetzt: *Güteraufkommen* = *termékmennyiség*, da es hier kontextuell um die Angabe von der Produktanzahl ging. Hier wurde das Lexem *Güter* mit *Produkt* gleichgesetzt.

(2) Kulturpaarspezifische Übersetzungsprobleme: sie beziehen sich auf die sprachkulturellen Textsortenkonventionen, die in der Ausgangs- und Zielsprache auch ganz unterschiedlich sein können.

*Beispiel aus der Fachsprache der Logistik:*

In einem Text wurde die Entwicklung des Begriffs Logistik erläutert. In dem deutschen Text stand bei der Angabe von Daten die Abkürzung *ca.*, ganz speziell im Kontext von Angaben von Jahreszahlen (z.B. *cc. 1970*). In einem ungarischsprachigen Text würde die Form *cc. 1970* fremd wirken, da nach ungarischen Konventionen bei Angabe von Daten wie z.B. von Jahreszahlen eher eine umschreibende Form (z.B. *1970-es évek*) üblich ist.

(3) Sprachenpaarspezifische Übersetzungsprobleme: sie gehen aus den unterschiedlichen grammatischen und lexikalischen Strukturen der Ausgangssprache und Zielsprache hervor.

*Beispiel aus der Fachsprache der Logistik:*

In der Fachsprache der Logistik werden im Deutschen sehr viele Zusammensetzungen, manchmal auch *ad hoc*-Zusammensetzungen gebraucht. Einige Beispiele: *Logistikprodukt*, *Logistiksystem*, *Logistikprozess*, *Produktionsnetzwerk*, *Organisationsanforderungen*. Diese können in der Regel mit der Bildung von auf -i auslautenden Adjektiven in das Ungarische übersetzt werden: *logisztikai termék*, *logisztikai folyamat*, *logisztikai rendszer*, *termelési hálózat*, *szervezési követelmények*.

(4) Ausgangstextspezifische Übersetzungsprobleme: sie werden meistens durch die individuellen Stilmittel eines Autors oder durch die im Text vorkommenden Metaphern hervorgerufen.

*Beispiel aus der Fachsprache der Logistik:*

Auch in der Fachsprache der Logistik gibt es Begriffe, die als leitende Metaphern fungieren. Ein solcher Begriff ist zum Beispiel *Zeitfenster*, der eigentlich ohne Probleme in Spiegelübersetzung ins Ungarische übertragen werden kann (*időablak*). Problematischer erscheint die Übersetzung von dem Lexem *Fehlerbaum* zu sein. Schließlich wurde auch dieses Lexem als Spiegelübersetzung übernommen (*hibafa*).

Wie die obigen Beispiele beweisen, treten auch in der Fachübersetzung dieselben Probleme auf, wie bei der Übersetzung von Texten allgemeiner Relevanz. In der Fachübersetzung bedeutet die genaue Übertragung die meisten Schwierigkeiten. In dieser Hinsicht ist Göpferich (2002) der Meinung, dass die Übersetzer beim Übersetzen von Fachtexten oft eine so genannte „kontrollierte Sprache“ bzw. „kontrollierten Sprachgebrauch“ beanspruchen, wenn sie terminologische Probleme haben und die Termini konsequent und äquivalent übermitteln möchten. Dies bedeutet einerseits einen hohen Zuverlässigkeitsgrad von Fachwörterbüchern, andererseits die Überprüfung vom Gebrauch der Termini, welche Tä-

tigkeit durch Experten des jeweiligen Fachgebietes ausgeführt werden sollte. Die „kontrollierte Sprache“ setzt also eine Art von Kontrollfunktion ausübenden Fachlektoren voraus. Nach Göpferich (2002) bedeutet der Ausdruck Sprachkontrolle, aber auch die gemeinsame Absicht von Übersetzern und Experten eine standardisierte Lexik des Fachgebietes in mehreren Sprachen zu schaffen. Der Terminus Sprachkontrolle kann in dieser Hinsicht manchmal irreführend sein, wie darauf auch von Göpferich darauf hingewiesen wird: „Obwohl es sich bei der Bezeichnung „kontrollierte Sprache“ um eine Fehlübersetzung handelt, hat sie sich im Deutschen eingebürgert. (...) Da das steuernde Eingreifen in eine Sprache immer mit einer Standardisierung verbunden ist, könnte man kontrollierte Sprachen korrekter als „standardisierte Sprachen“ bezeichnen“ (Göpferich 2002). Göpferich (2002) beschreibt in ihrer Auslegung die Merkmale einer kontrollierten Sprache wie folgt:

- Eindeutigkeit in Wortwahl und Satzbau,
- Konsistenz im Ausdruck,
- Verständlichkeit,
- Prägnanz,
- Effizienz.

Diese Merkmale können als eine Art von DIN-System verstanden werden, wonach auch die Gültigkeit einer Übersetzung gemessen werden kann. Eine in mehreren Sprachen zuverlässig benutzbare Datenbank der Fachsprache Logistik zu schaffen, war die Absicht der Wissenschaftler der logistischen Zentren der Otto-von-Guericke Universität Magdeburg und der Universität Miskolc, sowie der Universität Las Vellas Kuba. Das Ziel war und ist, die Schaffung einer einheitlichen Wissensbasis für den Fachbereich der Logistik. Das Methodendatenbank Logistik (mlog) ist unter der Webadresse [www.mlog.de](http://www.mlog.de) zu erreichen und ist öffentlich zugänglich. Die Datenbank versteht sich als ein Lexikon logistischer Begriffe, die sowohl für die Experten als auch für die Fachübersetzer eine nützliche Hilfe bei der Suche nach Erklärungen, Termini und Fallbeispielen bedeutet. Die zurzeit in der Datenbank zur Verfügung stehenden Termini stehen in alphabetischer Anordnung und zu einem jeden Terminus gehören Facherklärungen, manchmal Veranschaulichungen auch. Diese können beim rezeptiven Verstehen von Termini eine weitere Hilfe leisten. Bei der Zusammenstellung der Datenbank wirkten in erster Linie Logistiker zusammen. Ihre Arbeit stellt für die Übersetzer eine vielseitige Unterstützung ihrer übersetzerischen Tätigkeit dar.



3. Methodendatenbank Logistik ([www.mlog.de](http://www.mlog.de))

### 3. Terminologie und übersetzerische Arbeit

Terminologische Forschungen führen sowohl Linguisten als auch Terminologieexperten verschiedener Fachbereiche aus. Arntz und Picht (1989) schrieben eine terminologische Einführung aus dem Aspekt der Experten. Andere Arbeiten studierten die Arten und Formen der Termini aus linguistischer und übersetzungswissenschaftlicher Sicht (z.B. Wüster 1991, Hohnhold 1990, Albrecht und Baum 1992). Schulz (2001) untersuchte in einem Aufsatz, was hinter dem Gebrauch von Terminologien steckt, also denken wir in dieser Hinsicht in Wörtern, Begriffen oder eigentlich in Konzepten. Für das Letztere spricht vieles. Zum Beispiel die Tatsache, dass in den Fachsprachen oft bewährte Metaphern den Kernwortschatz bilden, die meistens nicht eins zu eins zu übersetzen sind. Ein solcher Kernbegriff in der Logistik ist der Sammelpunkt. Wie hört sich die ungarische Entsprechung an? Wenn bei dem Gebrauch von Termini keine Einheitlichkeit vorherrscht, kann es – wie darauf von Schulz (2001) hingewiesen wird – zu Verzögerungen bei der Kommunikation, zu Missverständnissen und Fehlreaktionen kommen und dadurch wird die Kommunikation mit dem Markt, beispielsweise im Vertrieb und im Kundendienst enorm verhindert. Aus diesem Grunde hat die Terminologienormung eine wesentliche Rolle im Bereich von Fachsprachen. Bei der Herstellung von akzeptablen Termini können Experten eines Fachgebietes und Linguisten zusammenwirken. Aus der Praxis her betrachtend stellt Schulz (2001) zwei wichtige Kriterien für eine erfolgreiche terminologische Normung fest:

- „Einheitlichkeit, d.h. sauberes Gliedern von Benennungen in hierarchischen Strukturen, die leichtes Wiederauffinden bestehender und Einfügen neuer Benennungen ermöglichen.
- Durchgängigkeit, d. h. möglichst alle Betroffenen im und außerhalb des Unternehmens sollen die gleichen Benennungen auf die gleiche Weise in ihren jeweiligen Kontexten verwenden“ (Schulz 2001).

Auf der sprachlichen Ebene bedeutet es eine Einheitlichkeit in der Bezeichnung, Benennung und schließlich selbst in der Definition. Auch im Fachbereich der Logistik sind die sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse aus den empirischen Forschungen der Translations- und Übersetzungswissenschaft vom Belang. Mit Formen und Funktionen von zweisprachigen Translationswörterbüchern beschäftigt sich Fata (2009). In ihrer Ausführung behauptet Fata (2009), dass sich ein Translationswörterbuch eben dadurch auszeichnet, dass es fachspezifisch zwei- oder mehrsprachig ist und eindeutig dem Translationszweck dient. Ein solches Wörterbuch kann nicht nur die konkreten Äquivalente für Fachbegriffe beinhalten, sondern auch als Informationsquelle für Übersetzer dienen.

Bei der Zusammenstellung von Wortlisten von Termini zweier oder mehrerer Sprachen wirken auch die Linguisten mit. In der Linguistik versteht man unter dem Begriff Terminus meistens die Herausarbeitung einer spezifischen Lexik eines Fachgebietes, während das Fachwort Terminologie auch andere Dimensionen der Wortschatzarbeit beherbergen kann. Diese sind vor allem die sprachwissenschaftliche Erforschung, Klassifizierung und Einordnung von Termini, sowie die Terminologielehre in Mutter- und Fremdsprache.

Terminologie ist

- der Fachwortschatz eines bestimmten Fachgebietes (Gesamtheit der Begriffe und ihre Benennungen = Termini, Fachwörter, Fachausdrücke), z.B. die Terminologie des Transportwesens, der Raumplanung oder des Weinbaus,
- die Terminologearbeit, d.h. das Erfassen, Beschreiben und Zugänglichmachen von Fachwortschätzen in Terminologiedatenbanken oder Fachwörterbüchern
- die Terminologielehre, d.h. die theoretische Grundlegung der terminologischen Arbeitsmethoden und die sprachwissenschaftliche Erforschung des Fachwortschatzes

4. Bedeutungsdimensionen des Lexems Terminologie  
Quelle: Rat für Deutschsprachige Terminologie, 2003

#### 4. Zusammenfassung

Die Erforschung von Fachsprachen fordert spezifisches Forschungsdesign und die Anwendung von neuen Methodologien (vgl. Bańcerowski 2005). Es gibt sehr viele Forschungsinitiative im Bereich der Fachsprachenforschung. So kann zum Beispiel die Lexik, die Syntax, die Phraseologie und die Pragmatik der logistischen Fachsprache erforscht werden. Fachsprachen werden in einem speziellen Kontext der Muttersprache unterrichtet, meistens innerhalb der Fachausbildung eignet man sich auch den Wortschatz an, oft nur den Fachjargon einer Fachsprache. Auch im Bereich des Fremdsprachenunterrichts nimmt der Fachsprachenunterricht immer mehr Raum ein. Nach Bańcerowski (2005) leben wir im Zeital-

ter der Technolinguistik, in dem der Erforschung und Erlernung von Fachsprachen immer mehr Bedeutung beigemessen wird.

Bei der terminologischen Arbeit bedient sich wohl sowohl die Linguistik als auch die Logistik (wie auch andere Fachgebiete samt ihrem sprachlichen Repertoire) eines Begriffsinventars, das die Grundlage aller terminologischen Fragen und Aufgaben bildet. Aus diesem Grunde soll hier zusammenfassend noch einmal auf die Wichtigkeit gemeinsamer Konzeptualisierung von fachsprachlichen Forschungsgrundlagen hingewiesen werden. Im Rahmen der Konzeptualisierung haben Experten beider Disziplinen (Logistik, Linguistik) zum begrifflichen Inhalt von Grundbegriffen wie Benennung, Bezeichnung, Symbol, Terminologie und Terminus einen gemeinsamen Standpunkt herausgearbeitet. Aufgrund der sprachempirischen Arbeit von Schmalenbach (2000) könnten die folgenden Begriffserklärungen als eine gemeinsame Wissensbasis für lexematische terminologische Arbeit sowohl von Linguisten als auch von Logistikern akzeptiert werden. Wenn Linguisten und Logistiker von den obigen Grundlagen ausgehen, können binnen kurzer Zeit die wichtigsten Fachbegriffe der Logistik standardisiert und normiert werden.

**Begriff**

Denkeinheit, die aus einer Menge von Gegenständen unter Ermittlung der diesen Gegenständen gemeinsamen Eigenschaften mittels Abstraktion gebildet wird.

Anmerkung: Begriffe sind nicht an einzelne Sprachen gebunden, sie sind jedoch von dem jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Hintergrund einer Sprachgemeinschaft beeinflusst. DIN 2342

**Benennung**

Aus einem Wort oder mehreren Wörtern bestehende Bezeichnung.

Anmerkung 1: Begriffe werden sprachlich durch Benennungen (und Definitionen) repräsentiert.

Anmerkung 2: Man unterscheidet zwischen Einwortbenennungen (einschließlich der zusammengesetzten Benennungen) und Mehrwortbenennungen. DIN 2342

**Bezeichnung**

Repräsentation eines Begriffs mit sprachlichen oder anderen Mitteln. DIN 2342

**Symbol**

Aus alphanumerischen Zeichen, Bildzeichen oder einer Kombination daraus bestehende Bezeichnung. DIN 2342

**Terminologie** (auch: Fachwortschatz)

Gesamtbestand der Begriffe und ihrer Benennungen in einem Fachgebiet. DIN 2342

**Terminus**

Das zusammengehörige Paar aus einem Begriff und seiner Benennung als Element einer Terminologie. DIN 2342

4. Begriffe der terminologischen Arbeit (nach Schmalenbach 2000)

Eine gemeinsame Terminologiarbeit bringt mehrfachen Nutzen. Die linguistischen Analysen und Überlegungen können auf die Normierung der logistischen Fachsprache aus dem Aspekt der Verständlichkeit und einheitlicheren Begriffsbenutzung positiv wirken. Die Untersuchung der Entwicklungsstadien der Fachsprache der Logistik kann auch die Fachsprachenforschung mit neuen Einsichten in das Wirken und Leben von Fachsprachen bereichern. Die Bereicherung kann qualitative und quantitative Aspekte haben. Diese werden auf der Webseite des Rates für Deutschsprachige Terminologie folgenderweise beschrieben:

- „quantitativ, durch die Verminderung des Arbeitsaufwands für terminologische Recherchen in den Bereichen Redaktion, Übersetzung und Dokumentation und durch die Vermeidung von Kosten, z.B. für zusätzliche Abklärungen oder für Entschädigungen bei Haftung als Folgen fehlerhafter Information;
- qualitativ, durch die Sicherung der terminologischen Qualität von Fachtexten, z.B. rechtsverbindlicher Texte und ihrer Übersetzungen“.

Die Globalisierung und der Trend zum standardisierten, normierten Wissen erfordert auch eine konsequente Terminologiarbeit. Auch die EU-Richtlinien sprachlicher Ver- und Übermittlung stellt an interdisziplinäre Forschungen neue Anforderungen. Eine EU-konforme Terminologiarbeit hat die Aufgabe, sich mit der Erarbeitung, Bearbeitung, Speicherung und Nutzung von Fachwörtern zu beschäftigen sowie Terminologieverwaltungssysteme zu unterstützen (vgl. Hahn 1983). Terminologiarbeit ist begriffsorientiert und beschreibt den Weg vom Begriff zur Benennung und „ist damit vom methodischen Ansatz her besonders zur Lösung mehrsprachiger Kommunikationsaufgaben geeignet“<sup>3</sup>. Es gibt nach Hahn (2005) die folgenden linguistischen bzw. sprachpraktischen Anforderungen an die Benennung:

- sich grammatisch problemlos in das Sprachsystem einordnen,
- möglichst kurz und kein Fremdwort sein,
- Einprägsamkeit,
- leicht aussprechbar,
- geeignet zum Bilden von Ableitungen,
- eindeutige Beziehung zwischen Begriff und Benennung,
- gute Übersetzbarkeit.

Anhand dieser Kriterien sind auch die logistischen Leitbegriffe zu überprüfen. Es gibt bereits Empfehlungen für die Terminologiarbeit, die von KÜDES (Konferenz der Übersetzungsdienste der Europäischen Staaten Arbeitsgruppe für Terminologie und Dokumentation, 2003) herausgearbeitet wurden. Diese Empfehlungen sind bereits in französischer, englischer und italienischer Sprache erschienen. Es wäre auch eine ungarischsprachige Fassung notwendig. Aus der Sicht der übersetzungsorientierter Terminologiarbeit ist auch die Dokumentation bisheriger Ergebnisse unentbehrlich.

Dazu möchte das Projekt der Universität Magdeburg und der Universität Miskolc auch beitragen. Im Rahmen dieses Projektes, das an der Universität Miskolc im Herbstsemester des akademischen Jahres 2009 angefangen hat, wurde das Ziel gesetzt, Fachtexte der Logistik zu übersetzen und dabei die Sprachdaten der Methodenbank Logistik vor dem Hintergrund konkreter Übersetzungsarbeit zu überprüfen. An der Universität Magdeburg

---

<sup>3</sup> HAHN, v. W., Fachsprachen Materialien Pool, Folien der Vorlesung Fachsprachen, 2005.

gibt es einen Lehrstuhl für Logistik, wo seit Jahren ein interdisziplinäres Programm mit dem Ziel, einen Dialog zwischen Sprachen und logistischen Disziplinen unter dem Aspekt der Globalisierung zu eröffnen, erfolgreich läuft. Die Universität Miskolc beteiligt sich am Programm dadurch, dass der Lehrstuhl für Logistik an der Erweiterung der Methodendatenbank Logistik mitwirkt. In unserem Projekt geht es einerseits also um Übersetzungen, andererseits um die Herstellung didaktisierter Aufgaben, die die Lerner der Fachsprache der Logistik dabei unterstützen, ihren Wortschatz auf diesem speziellen Gebiet der technischen und wirtschaftlichen Kenntnisse miteinander verkoppelnd zu aktivieren, zu erweitern und zu spezialisieren. Die ersten Erfahrungen des Projekts sind sehr positiv. Die Methodendatenbank Logistik kann bei Übersetzung von logistischen Fachtexten bei der Begriffs- und Wortschatzarbeit eine wichtige Hilfe leisten und bietet den Übersetzern genau das, was oben als „kontrollierter Sprachgebrauch“ bzw. als kontrollierte Terminologiebenutzung beschrieben wurde.

### Literatur

ALBRECHT – BAUM 1992

ALBRECHT, J. – BAUM, R. (Hg.): Fachsprache und Terminologie in Geschichte und Gegenwart. Tübingen, NARR, 1992.

ARNTZ – PICT 1989

ARNTZ, Reiner und PICT, Heribert: Einführung in die Terminologiearbeit. Hildesheim, VERLAG FÜR WISSENSCHAFTEN, 1989.

BAŃCZEROWSKI 2005

BAŃCZEROWSKI, Janusz: A szaknyelvek szerepe a civilizációs fejlődésben. Magyar Nyelvőr, 2005. [www.c3.hu/~nyelvor/period/1273/127302.pdf](http://www.c3.hu/~nyelvor/period/1273/127302.pdf)

CARNAP 1929

CARNAP, Rudolf: Abriss der Logistik. Wien, JULIUS SPRINGER, 1929.

CARNAP 1954

CARNAP, Rudolf: Einführung in die symbolische Logik mit besonderer Berücksichtigung der Relationstheorie und ihrer Anwendungen. Wien, JULIUS SPRINGER, 1954.

CARNAP 1960

CARNAP, Rudolf: Einführung in die symbolische Logik, Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. 1960.

DÜRR 1949.

DÜRR, Karl: Beleuchtung von Anwendungen der Logistik in Werken von Rudolf Carnap. In: Synthese, Volume 12, Nr. 4, 1949. 470-480.

FATA 2009

FATA, Ildikó: Das zweisprachige Translationswörterbuch für Fachsprachen in der wissenschaftlichen Theorie und Praxis. Budapest, TINTA, 2009.

GÖPFERICH 2007

GÖPFERICH, Susanne: Standardisierung von Kommunikation. In: KNAPP, K. et al.: Angewandte Linguistik – Ein Lehrbuch. 2. Aufl. Tübingen, FRANCKE, 2007. 479-502.

HAHN, v. 1983

HAHN, v. Walther: Fachkommunikation. Geschichte - Linguistische Konzepte - Betriebliche Beispiele. Berlin, DE GRUYTER, 1983.

HOHNHOLD 1990

HOHNHOLD, Ingo: Übersetzungsorientierte Terminologearbeit. Stuttgart, INTRA, 1990.

LEUTGEB 2004

LEUTGEB, F. Daniel: Etymologische Analyse des Lexems Logistik. Muttersprache. 2004/3. 206-219.

LEUTGEB 2002

LEUTGEB, F. Daniel: Evolution des militärischen Logistikbegriffes – eine kontrastierende Aufnahme. Wien, PRAESENS, 2002.

LOGISTIK-LOTSE 2006

LOGISTIK-LOTSE. Düsseldorf, VERKEHRSVERLAG FISCHER, 13. Ausgabe. 2006.

NORD 2004

NORD, Christiane: Die Übersetzung von Titeln und Überschriften aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Harald KITTEL et al. (Hg.): Übersetzung - Translation - Traduction. Internationales Handbuch zur Übersetzungsforschung, Berlin – New York, DE GRUYTER, 573-579. 2004.

SCHMALENBACH 2000

SCHMALENBACH, Konrad: Terminologie – Grundbegriffe. In: Fachzeitschrift Technische Dokumentation, 2000/11.

SCHULZ 2001

SCHULZ, Matthias: Die Bedeutung der Terminologie oder was wir von der „Klingelrassel“ lernen können. In: Fachzeitschrift Technische Dokumentation, 2001/09

WÜSTER 1991

WÜSTER, Eugen: Einführung in die allgemeine Terminologielehre und terminologische Lexikographie. 3. Auflage. Würzburg, ERGON, 1991.



# NAMENGEBUG IN PHANTASIEN. ÜBERSETZUNGSMÖGLICHKEITEN DER LITERARISCHEN EIGENNAMEN

ESZTER KUTOR  
Universtät Pécs, Ungarn

## 1. Einleitung

In meinem Beitrag möchte ich einige Strategien vorstellen, die bei der Behandlung literarischer Eigennamen während der Übersetzung eines literarischen Werkes angewandt werden können.

Die Natur der Eigennamen wird hier nicht behandelt, denn sie ist ein zu großes Thema, um kurz gefasst zu werden. Eigennamen haben nämlich eine besondere Stellung im Sprachsystem; laut Definition haben sie nur eine Referenz, eine Identifikationsfunktion, und keine beschreibende Funktion, keine Bedeutung, und da es nichts zu übersetzen gibt, sind sie unübersetzbar.

Anders ist aber die Situation mit den literarischen, oft sprechenden Eigennamen, sie verfügen nämlich neben der Identifikationsfunktion auch über eine beschreibende Rolle; sie nennen nicht nur die Figuren, sondern können auch eine kurze Beschreibung über sie geben. In diesem Fall können sie, oder müssen sie auch in die Zielsprache übersetzt werden.

Jeder Schritt des Übersetzungsprozesses hängt von den Entscheidungen des Übersetzers ab: ob der Name sprechend ist, oder nicht, wie wichtig die Bedeutung des sprechenden Namens ist, wie wichtig die Form des Originalnamens ist; der Übersetzer entscheidet auch darüber, welche Strategie er nach der Analyse des Originals benutzt und auf welcher sprachlicher Ebene er den Namen in den zielsprachigen Text einführt. Er muss eventuelle semantische und stilistische Verluste abschätzen und die phonetischen, morphologischen, semantischen, stilistischen Eigenschaften des Originals beachten.

## 2. Übersetzerische Strategien

Im Folgenden werden die dem Übersetzer zur Verfügung stehenden Strategien mit Hilfe einiger Beispiele vorgeführt. Die Beispiele sind aus Michael Endes *Die unendliche Geschichte* entnommen mit der ungarischen Übersetzung von Ernő Hárs und der englischen Fassung von Ralph Mannheim. Die Handlung spielt sich in der Wirklichkeit und in *Phantasien* ab, deshalb gibt es viele sprechende Fantasienamen; man könnte sagen, dass alle Namen in der Geschichte irgendwie sprechen, was auch der Übersetzer beachten soll.

### 2.1. Strategie 1

Die erste, und vielleicht die meistbenutzte Strategie ist *Kopieren*. Es bedeutet, dass der Originalname unberührt bleibt und einfach in den zielsprachigen Text kopiert wird. Beispiele gibt es vor allem in der englischen Fassung, aber auch die ungarische hat einige solche Namen: *Artax, Argax, Eribo, Morla, Lirr, Quana, Quin, Aquil, Muqua, Yor, Pataplan*. Kopieren passiert meistens dann, wenn der Übersetzer meint, entweder der Name sei kein sprechender Name, oder kann nicht oder schwierig entziffert sein; oder der Name ist auch

ohne Veränderung für die zielsprachige Leserschaft verständlich. Letzteres kann bei solchen Namen vorkommen, die auf allgemeines kulturelles Wissen hinweisen, wie z. B. *Cairon* oder *Gaya*.

### 2.2. Strategie 2

Die zweite Strategie ist die *Übersetzung* in weiterem Sinne; diese Kategorie habe ich in drei Subkategorien eingeteilt. Die erste ist *Naturalisation* oder *Adaptation*. Sie bezieht sich vor allem auf die Ebene von Schreibweise und Aussprache und bedeutet, dass das Ausgangselement den orthographischen Regeln und der Laut-Buchstabe-Schreibweise der Zielsprache angepasst wird wie z.B. bei den altgriechischen und altrömischen Namen oder bei den Namen von Renaissance-Künstlern. Unterschiede in der Aussprache gibt es z.B. bei geographischen Eigennamen (*Paris*) oder bei Personennamen wie *Peter*. Solche Beispiele sind zahlreich in den untersuchten Werken zu finden: *Karl Konrad Koreander* – *Carl Conrad Coreander*; *Ückück* – *Ükükk*; *Fuchur* – *Fuhur*; *Uschtu* – *Ushtu* – *Uzsdu*. So werden die phonetischen Eigenschaften des Originalnamens behalten.

Die zweite Subkategorie ist die *wortwörtliche Übersetzung* oder *wortwörtliche Wiedergabe*. Sie hängt sehr eng mit Durchsichtigkeit zusammen; Sie kann in solchen glücklichen Fällen auf der Ebene der Morphologie und der Wortsemantik passieren, wenn das ausgangssprachige Element transparent und leicht entzifferbar ist und ein adäquates zielsprachiges Element auch vorhanden ist. Das ist meistens der Fall mit eindeutig sprechenden Namen, wie geographische Namen: *Haulewald* – *Howling Forest* – *Zengerdö*; *Elfenbeinturm* – *Ivory Tower* – *Elefántcsonttorony*; *Nebelmeer* – *Sea of Mist* – *Köd-tenger*; *Hornberg* – *Szaruhegy*; *Korbstadt* – *Basketville* – *Kosárváros*; oder klar durchsichtigen Namen, wie *die Kindliche Kaiserin* – *the Childlike Empress*; *Frau Karge* – *Fukaros néni*; *Änderhaus* – *the House of Change* – *Változ-lak*.

Eine gute Übersetzung kann auch im Fall von weniger durchsichtigen Namen vorkommen, wie *Engywuck* – *Szűkmók*; oder ein eindeutiger Name kann dem Übersetzer auch Probleme bereiten, wenn das Original z. B. mehrere Bedeutungen hat, die alle wichtig sind. Das Beispiel ist *Gänge-Berg* mit zwei Bedeutungen im Deutschen; felseneißende Riesen nicht nur leben und „gehen“ in diesem Berg, sondern sie ernähren sich von ihm auch. Die ungarische Version, *Furat-hegy*, gibt nur eine der zwei Bedeutungen wieder.

### 2.3. Strategie 3

Die dritte Strategie unter Übersetzung ist *Substitution*. Substitution ist nahe an der wortwörtlichen Übersetzung. Diese Methode nimmt Parallelität zwischen den Systemen und Ausdrücken der zwei Sprachen an, und der ausgangssprachige Eigenname soll ein konventionelles Äquivalent in der Zielsprache haben. Hierher gehören vor allem die geographischen Eigennamen, z. B. *Die Donau* – *the Danube* – *Duna* und Personennamen, z. B. *Peter* – *Péter* – *Pierre* – *Pietro*. Beispiele aus dem Buch sind: *Carl Conrad* – *Károly Konrád*; *Christa* – *Kriszta*; *Willi* – *Willy* – *Vili*.

Wenn diese Strategie bei Personennamen angewandt wird, verliert das Werk seinen Nationalcharakter; das kann bedeuten, dass die Geschichte nicht einer besonderen Nation gehört, und die Geschehnisse können überall – oder nirgendwo – passieren. Das ist der Fall mit der Unendlichen Geschichte.

#### 2.4. Strategie 4

Die nächste große Strategie ist die *Modifikation* auf der Ebene der Phonetik, Morphologie oder Semantik. Für diese Wahl kann es mehrere Gründe geben. Z. B. die Modifikation des Namens des einen Haupthelden, *Bastian Balthasar Bux* zu *Bux Barnabás Boldizsár* im Ungarischen deutet eben auf die Allgemeingültigkeit und Unabhängigkeit von Raum und Zeit der Geschichte hin. Oft gibt es phonetische Gründe für die semantische Modifikation, z. B. die Bewahrung von Alliteration: *Brodellbrüh – Fertőforty* oder *Kindliche Kaiserin – Kislány Királynő*. Das Ziel kann auch die Erleichterung der Aussprache sein: *Xayide – Xaida* oder *Gmork – Gomor*. Es kann auch vorkommen, dass der Übersetzer solche Extra-Bedeutungen hingibt, die im Original nicht zu finden sind: *Wodgabay – Vadgoboly*, *Uyulala – Jajulála*, *Goab – Góba*, *Morgul – Morozóna*.

Ein weiterer Schritt von Modifikation ist *Auswechslung*, wo das Ausgangssprachige Element ausgelassen und mit einem Zielsprachigen Element substituiert wird, das anscheinend keine Beziehung zum Original aufweist. Das ist entweder die Folge einer Lücke in der Zielsprachigen Kultur oder eines Unterschieds zwischen der Ausgangs- und Zielsprachigen Kultur, oder der Übersetzer möchte einige phonetische Eigenschaften behalten, wie Alliteration in *Moder-Moor – Lapos-láp*; oder er möchte den Klang des Namens der Phonetik der Zielsprache annähern wie bei *Prinzessin Oglamár – Olunda hercegnő*; oder gibt es Probleme mit der Aussprache bei den Zielsprachigen Lesern, wie bei *Fuchur*, wo die englische Version *Falkor* heißt.

Anlass für Auswechslung kann auch ein sprachliches Spiel sein, das in der Zielsprache nicht wiederzugeben ist, wie z.B. die *Zweisiedler*, deren Name die Verdrehung von *Einsiedler* ist. Die ungarische Übersetzung hält sowohl die Bedeutung als auch das Wortspiel bei, und verrenkt das Wort *egymaga* zu *Másodmagák*, der englische Übersetzer tauscht aber das Wort völlig aus und nennt das Paar *Gnomics*.

#### 2.5. Strategie 5

*Deletion* oder *Auslass* bedeutet, dass ein Eigenname ohne wirkliche Bedeutung aus dem Zielsprachigen Text ausgelassen werden kann. Obwohl Auslass vor allem bei unübersetzbaren Wortspielen oder kulturellen Hinweisen benutzt wird, habe ich dafür nur ein Beispiel in der englischen Übersetzung gefunden, wo *der Garten Oglais* nicht erwähnt wird.

#### 2.6. Strategie 6

Obwohl ich in den untersuchten Texten kein Beispiel dafür gefunden habe, muss ich auch noch die Strategie der *Explikation/Deskription/Beschreibung* erwähnen. Das bedeutet, dass eine zusätzliche Information, entweder ein Einschub in den Text (eine Erklärung, Appositionen, Gattungsnamen neben den Eigennamen, usw.) eingebaut wird, oder eine Fußnote, eine andere erklärende Mitteilung außerhalb des Textes eingefügt wird. Gebraucht wird diese Methode, wenn die Leser der Zielsprache die Referenz des gegebenen Eigennamens höchstwahrscheinlich nicht kennen (z.B. ein Markenname, ein lokaler Ortsname usw.)

### 3. Besonderheiten der Übersetzungen

Bei der Untersuchung der drei Werke ist mir noch etwas Interessantes aufgefallen. Dank der Besonderheit der deutschen Rechtschreibung, alle Substantive groß zu schreiben, gab es aus den insgesamt 169 Namen in dem deutschen Original 30 solche, deren Status als Ei-

genname fraglich wurde. In der englischen Übersetzung wurden 10 davon als Gattungsnamen, 19 als Eigennamen behandelt, 1 wurde ausgelassen, während in der ungarischen Fassung 5 als Gattungsnamen (und nicht dieselben Namen wie im Englischen) als Gattungsnamen und 25 als Eigennamen behandelt wurden. Deshalb musste während der quantitativen Untersuchung der Übersetzungsstrategien eine weitere Kategorie, „Appellativierung“ eingeführt werden. Es gab auch Fälle, wo die eindeutigen Eigennamen als Gattungsnamen in den Übersetzungen erscheinen.

Während einer quantitativen Untersuchung habe ich gezählt, wie oft die verschiedenen Strategien von den zwei Übersetzern benutzt wurden. Da ich auch den Durchsichtigkeitsgrad der Eigennamen für besonders wichtig halte, habe ich die Namen in zwei Gruppen eingereiht: es gibt also insgesamt 101 durchsichtige Namen und 68 nicht- oder schwerlich durchsichtige Namen.

DURCH.	KOP	ADP	ÜS	SUB	MÖD	WECHS	EXP	AUSL	GATT	
ENG	1	4	64	3	6	7		2	14	101
UNG		1	72	5	10	1			12	101
N-DURCH.										
ENG	41	16			8	2		1		68
UNG	13	14	2		30	5			4	68

Tabelle 1

#### Quantitative Untersuchung

Bei den durchsichtigen Namen war ganz eindeutig Übersetzung die meistbenutzte Strategie bei beiden Übersetzern (64% bzw. 72%); interessant ist noch, dass der englische Übersetzer öfter den völligen Austausch verwendet hat. Die Strategie der Kopierung war fast gar nicht verwendet.

Bei den nicht durchsichtigen Namen gibt es aber große Unterschiede zwischen den Übersetzungsmethoden. Die englische Fassung enthält bedeutend viele Kopierungen (60%), während die ungarische Übersetzung viel mehr zur Modifikation griff (44%). Bei diesen Namen gab es wesentlich mehr Adaptationen als bei den Durchsichtigen.

#### 4. Zusammenfassung

Während meiner Forschungen im Internet habe ich natürlich einige Foren angetroffen, wo eben die verschiedenen Übersetzungen der Unendlichen Geschichte besprochen wurden. Da haben einige die englische Version des Namens von Phantasien, *Fantastica* kritisiert, da es eine Modifikation der Originalbedeutung ist. Obwohl die Kritik dieser Werke fern von mir ist, möchte ich noch zwei Fälle erwähnen. Der schon erwähnte Gänge-Berg steht in der englischen Fassung als *Cheesiewheezies*, das nicht nur eine semantische, sondern auch eine stilistische Veränderung ohne verständliche Begründung ist. Dass die Übersetzung manchmal mehr sagt als das Original, wurde schon erwähnt, damit muss man aber vorsichtig umgehen, um nicht zu viel zu sagen. Hornberg im Original ist als Szaru-hegy in der ungarischen

schen Version wortwörtlich übersetzt, steht aber als *Tortoise-Shell Mountain* in der englischen Fassung und verrät damit viel zu früh, dass hier ein Schildkröte zu erwarten ist.

Natürlich kann man aus zwei Übersetzungen von einem Werk keine allgemeinen Folgerungen ableiten und Tendenzen erweisen, aber in diesem Fall ist eindeutig, dass der englische Übersetzer öfter Kopierung und Adaptation verwendet, während der ungarische Übersetzer die etwas kreativere Modifikation oder Übersetzung bevorzugt. Das kann natürlich auch auf den größeren sprachlichen und kulturellen Ähnlichkeiten des Deutschen und des Englischen liegen.

Eine Frage, die aber ganz schwierig zu beantworten ist, ist, ob diese literarischen Eigennamen, sprechende oder nicht, überhaupt übersetzt werden sollen. Ohne Übersetzung gibt es natürlich große Verluste für die zielsprachige Leserschaft, die eventuell die Originalsprache des Werkes nicht beherrschen; es kann aber auch vorkommen, dass ein Eigenname überinterpretiert wird, und solche Bedeutungen in einer Übersetzung bekommt, die gar nicht gemeint waren, und welche vielleicht auch störend sind. Mit Vorsicht behandelt können aber diese übersetzten und interpretierten Eigennamen den Lesern aller Sprachen Spaß bereiten.

# ZUM KONZEPT EINES ZWEISPRACHIGEN LERNERWÖRTERBUCHES DER GASTRONOMIE<sup>1</sup>

ILDIKÓ FATA  
Universität Gödöllő, Ungarn

## 1. Einleitung

Anlass für den vorliegenden Aufsatz sowie unsere theoretischen und praktischen Überlegungen zu einem relativ neuen Wörterbuchtyp bietet die kürzlich erschienene und mehrere Sprachkombinationen (u.a. Deutsch-ungarisch, Ungarisch-deutsch) abdeckende Wörterbuchreihe des GRIMM Verlags zum Fachgebiet Gastronomie (vgl. Wörterbücher), welche sich als fachliche Lernerwörterbücher versteht und somit einen besonderen Stellenwert in der ungarischen Wörterbuchlandschaft einnimmt. Im vorliegenden Aufsatz soll jedoch keine Wörterbuchrezension über das Deutsch-ungarische, Ungarisch-deutsche Gastronomische Wörterbuch (Hadoke – Kerndter – Iker 2008) geschrieben werden. Dies haben wir in einer anderen Publikation bereits getan (vgl. FATA 2009a).

Ziel des vorliegenden Aufsatzes ist es – ausgehend von der Kritik an dem bereits existierenden Deutsch-ungarischen Fachwörterbuch für die Gastronomie – das Konzept eines zweisprachigen gastronomischen Lernerwörterbuches in groben Zügen zu entwickeln, indem auf folgende Punkte kurz eingegangen wird: 1. Kurzfassung der Wörterbuchkritik; 2. Definitorisches zum zweisprachigen Lernerwörterbuch für Fachsprachen; 3. Potenzielle Benutzer und Wörterbuchfunktionen; 4. Die pädagogische Dimension des zu konzipierenden Wörterbuches sowie 5. Aufbau des Wörterbuches der Gastronomie.

## 2. Kurzfassung der Wörterbuchkritik

Das hintere Deckblatt des Deutsch-ungarischen, Ungarisch-deutschen Gastronomischen Wörterbuches (vgl. Hadoke – Kerndter – Iker 2008) enthält die folgenden Informationen – in Eigenübersetzung:

---

<sup>1</sup> Der vorliegende Aufsatz ist eine gekürzte und z.T. überarbeitete Fassung meines Vortrages mit dem Titel „Chancen und Perspektiven eines neuen Wörterbuchtyps: Das zweisprachige Lernerwörterbuch für Fachsprachen“, der am 28.11.2009 an der II. Germanistischen Konferenz der Universität Miskolc mit dem Titel „Interdisziplinarität in der Germanistik“ vorgetragen wurde (vgl. FATA 2009b).

- Insgesamt **ca. 2500 aktuelle Fachausdrücke**, mit **ca. 3000 Übersetzungen pro Sprachrichtung**
- **Fachgebiete:** allgemeine Gastronomie, Zubereitungsweisen und Koch-tipps, Zutaten, Gewürze, Obst- und Gemüsesorten, Speisen und Getränke usw.
- Das Fachwörterbuch ist besonders **empfehlenswert** für Angestellte, Auszubildende sowie Unterrichtende im Gastgewerbe, für Arbeitnehmer, Übersetzer, Journalisten und Touristen, bzw. für alle, die während ihrer Arbeit Probleme hinsichtlich der Fachsprache Gastronomie begeben.
- **Im Anhang:** deutsche und ungarische Speisen und Rezepte mit ihrer Übersetzung, landeskundliche Informationen, nützliche Adressen im Bereich Gastgewerbe und Hotellerie.

Auf Grund dieser Beschreibung scheint das Wörterbuch ein polyfunktionales, das Fachgebiet Gastronomie in all seinen Einzelfachgebieten abdeckendes, für eine Vielzahl von Benutzergruppen konzipiertes nützliches zweisprachiges Nachschlagewerk zu sein. Das Wörterbuch besteht aus den folgenden Teilen:

- |      |   |
|------|---|
| I.   | Vorwort, an dessen Ende die verwendeten Abkürzungen zu finden sind; |
| II.  | Deutsch-ungarisches Wörterbuch;                                     |
| III. | Ungarisch-deutsches Wörterbuch;                                     |
| IV.  | Anhang  |

Die unter Punkt II. und III. verzeichneten Wörterbuchteile sind in der Wirklichkeit einfache zweisprachige Wortlisten mit einem traditionellen alphabetischen Anordnungsprinzip, unter dem Anfangsbuchstaben „a“ z.B. können wir die folgenden Lemmata jeweils mit ihrem/(en) zielsprachigen Äquivalent(en) in alphabetischer Reihenfolge finden: *alóza – alsó comb – alsóerjedésű – általános forgalmi adó – aludttej – alufólia*.

Als Fazit unserer Wörterbuchkritik an dem untersuchten zweisprachigen Fachwörterbuch der Gastronomie kann festgestellt werden, dass das Wörterbuch zwar zahlreiche Benutzersituationen anvisiert und eine Vielzahl an gastronomischen Fachgebieten abdeckt, in seinem/r **Informationsangebot** und **-darbietung** schöpft es jedoch die Potenzen eines zweisprachigen Lernerwörterbuches für Fachsprachen bei weitem nicht aus. Daher scheint es sinnvoll zu sein, ausgehend von der Definition und Wesensbestimmung des Wörterbuchtyps „Lernerwörterbuch für Fachsprachen“ ein auf die verschiedenen Benutzerbedürfnisse tatsächlich abgestimmtes, zahlreiche lexikographische Funktionen wahrnehmendes Lernerwörterbuch der Gastronomie zu konzipieren.

### 3. Definitorisches zum zweisprachigen Lernerwörterbuch für Fachsprachen

Bereits die Bezeichnung des Wörterbuchtyps scheint nicht unproblematisch zu sein. Aus Überlegungen, auf die im vorliegenden Rahmen nicht eingegangen werden kann, lautet unser Vorschlag für die Bezeichnung dieses Wörterbuchtyps auf Deutsch „Lernerwörterbuch für Fachsprachen“ oder „fachliches Wörterbuch für Lernerzwecke“, auf Ungarisch „tanulói szakszótár“.

Da für unsere wörterbuchtheoretischen Überlegungen die Forschungsergebnisse der modernen lexikographischen Funktionslehre von besonderer Relevanz sind (vgl. u.a. Bergenholtz/Tarp 2002), wird auch der Wörterbuchtyp 'Lernerwörterbuch für Fachsprachen' vor diesem Hintergrund definiert. Weitere Anhaltspunkte für die Definition von diesem Wörterbuchtyp bietet Nord (2002).

Unsere Eigendefinition von zweisprachigen Lernerwörterbüchern für Fachsprachen lautet folgenderweise:

Zweisprachige Lernerwörterbücher für Fachsprachen sind solche polyfunktionalen lexikographischen Werke, deren genuiner Zweck darin besteht, den kommunikativen und kognitiven Wissenserwerb der anvisierten Benutzergruppen im Hinblick auf die gewählten (Fach)Sprachen (deren Textsorten- und Textgenerierungsmuster) und das Fachgebiet umfassend und ganzheitlich abzudecken. Ein zweisprachiges Lernerwörterbuch für Fachsprachen vereinigt in seinem Informationsangebot die Vorteile und Stärken eines einsprachigen fachlichen Lehrbuches, eines zweisprachigen Äquivalenzwörterbuches und die von Paralleltexten. (vgl. auch Fata 2007, 2009a)

### 4. Potenzielle Benutzer und Wörterbuchfunktionen

Da die anvisierten Benutzergruppen des zu konzipierenden Lernerwörterbuches für die Gastronomie zum überwiegenden Teil mit den des rezensierten Wörterbuches übereinstimmen, erfolgt an dieser Stelle eine systematische Erfassung der Benutzergruppen (s. Abbildung 1).

Die Darstellung wurde der Vielfalt und Heterogenität der anvisierten Benutzer dadurch gerecht, dass auf der senkrechten Achse der Tabelle (von oben nach unten) die abnehmenden Fachkenntnisse der potenziellen Wörterbuchbenutzer, während auf der waagrechten Achse der Tabelle (von links nach rechts) die abnehmenden (fach)sprachlichen Kenntnisse der Wörterbuchbenutzer dargestellt wurden: Dementsprechend verfügt die Benutzergruppe 'Journalisten/interessierte Laien/Touristen im Zielland' über die wenigsten Fach- und Sprachkenntnisse zum Fachgebiet.



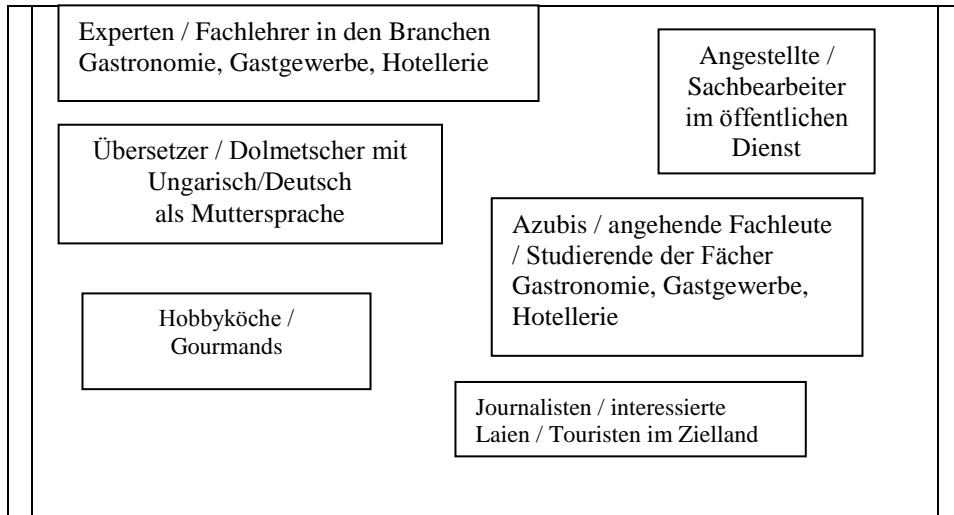


Abbildung 1: Die anvisierten und potenziellen Benutzergruppen des zweisprachigen Lernerwörterbuchs der Gastronomie

Die **primären** und **sekundären Funktionen** eines als polyfunktionales Nachschlagewerk konzipierten zweisprachigen Lernerwörterbuchs der Gastronomie können in Anlehnung an Tarp (1995) in den folgenden Punkten zusammengefasst werden:

- Rezeption eines Fachtextes in deutscher Sprache
- Rezeption eines Fachtextes in ungarischer Sprache
- Übersetzung eines ungarischen Fachtextes in die deutsche Sprache
- Übersetzung eines deutschen Fachtextes in die ungarische Sprache
- Informationsbeschaffung über das deutsche Fachgebiet bzw. die deutsche Fachsprache
- Informationsbeschaffung über das ungarische Fachgebiet bzw. die ungarische Fachsprache

Mit dem Fachwörterbuchprofil wird auch an sich in ihrer Ausbildung befindende angehende Fachleute und Studierende des Faches gedacht: Durch die Darstellung der Fachsystematik jeweils in den beiden Sprachen gleicht das Fachwörterbuch einem **einsprachigen Studienbuch** oder **Lehrwerk** mit Erklärungen und Definitionen in der Fremdsprache, das zum Teil auch als Lückenschließer unter den aktuellen fachbezogenen Lehrwerken zu fungieren vermag. Die Verweisstruktur der einzelnen lemmatisierten Begriffe sowie die Vernetzung des Fachwörterbuchs mit anderen themenbezogenen Nachschlagewerken ermöglicht weiterhin das weiterführende, vertiefende Selbststudium.

Auch weitere, über die obigen hinausgehenden, z.T. **nicht wörterbucheigene Funktionen** können dem Lernerwörterbuch der Gastronomie in Anlehnung an Kühn (1989) zugeschrieben werden. Diese sind: Sozialkritische und sprachkritische Funktionen; das Wörterbuch als Quelle für weitere kontrastive Erforschung von Fachsprachen bzw. als Materialbasis für weitere Wörterbücher sowie der Wörterbuchtup und das -konzept als Forschungsgegenstand künftiger lexikographischer Untersuchungen.

## 5. Die pädagogische Dimension des zu konzipierenden Wörterbuches

Ein Lernerwörterbuch für Fachsprachen kann auf zweierlei Wegen entstehen: Entweder wird ein bereits existierendes zweisprachiges Fachwörterbuch auch für Lernerzwecke funktionstüchtig gemacht, oder es entsteht zum gegebenen Fachgebiet ein grundsätzlich neues Fachwörterbuch, das auch den Lerneraspekt mitberücksichtigt.

Für die erste Vorgehensweise treten Fuertas-Olivera (2005) und TARP (2005) ein, während FATA (2009a) den zweiten Weg für die Konzipierung eines Lernerwörterbuches für Fachsprachen einschlägt und die pädagogische Dimension bereits im Vorfeld der Fachwörterbuchkonzipierung als Leitprinzip gelten lässt. Nachstehend werden die vier Stellen ausführlich besprochen, wonach Fata (2009a) die pädagogische Dimension eines Lernerwörterbuches für Fachsprachen zum Tragen kommen kann.

### *Makrostruktur*

Die erste Stelle ist das als Wörterbuchbasis geltende Korpus. In das Korpus des Wörterbuches sollten für die beiden Sprachen ausschließlich Textstellen aus einsprachigen Fachbüchern, DaF-Lehrwerken sowie aus wortmonographischen Darstellungen aufgenommen werden. In unserem konkreten Fall heißt es, auf bereits existierende gastronomische Wörterbücher, fachliche, fachsprachliche Lehrwerke für die Gastronomie sowie auf zwei- oder mehrsprachige Speisenlexika in ungarisch-deutscher Relation zurückzugreifen und sie als Wörterbuchbasis zu benutzen.

Wegen des Niveaus ihrer Beschreibungssprache können nämlich die dort zu findenden Definitionen und Erklärungen für Lernerzwecke entweder direkt in das zu konzipierende Lernerwörterbuch übernommen werden oder sie dienen als Ausgangspunkt für die eigens zu verfassenden Erläuterungen, indem sie leicht verändert werden können.

### *Mikrostruktur*

Als zweite Stelle gilt die sprachliche Ausformulierung von Bedeutungserläuterungen zu den einzelnen Wörterbuchartikeln sowie der in den Anhängen untergebrachten zusammenhängenden Darstellungen zu fachrelevanten Sachverhalten. Bei der Verfassung von Definitionen, Kontexten sowie Beispielsätzen ist das Prinzip der „didaktischen Authentizität“ (ein Begriff von Solmecke (1992: 10); zitiert nach Kühn (2004: 30)) anzustreben: eine knappe, sachgerechte und benutzerfreundliche Metasprache soll hier erzielt werden.

### *Mediostruktur*

Die pädagogische Dimension eines Fachwörterbuches in der Mediostruktur kann und soll in Form einer einfachen und einheitlich handzuhabenden Verweisstruktur gewährleistet werden. Die Verweisstruktur des Fachwörterbuches zur Rentenversicherung (vgl. Fata 2005) kam z.B. mit drei Typen von Verweiszeichen und zwei Typen von Verweisrelationen – u.a. auch auf Quellen und verwendete Literatur – aus.

### *Hyperstruktur*

Als vierter Aspekt der pädagogischen Dimension soll die Darstellung des Lemmabestandes in systematischen Zusammenhängen in Form von 'lexikographischen Erzählungen' (ein Begriff von Wiegand (1977, 1988 bzw. 1999)) und Glossen erwähnt werden. Insbesondere für Bedeutungsbeschreibungen in den einzelnen Anhängen ist eine lexikographische Erzäh-

lung geeignet, weil sie über die Bedeutungserläuterungen bzw. Darstellung von systematischen fachlichen Zusammenhängen hinaus auch die versteckten Kollokationen, Reihenfolgen von Handlungsabläufen, fachtypischen Verwendungen usw. enthalten kann.

Mit obigen Überlegungen im Vorfeld der Wörterbuchkonzipierung kann u.M.n. gewährleistet werden, dass ein polyfunktionales, die Bedürfnisse der potenziellen Benutzergruppen erfüllendes sowie die zahlreichen lexikographischen Funktionen wahrnehmendes Lernerwörterbuch für die Gastronomie entsteht.

## 6. Aufbau des Wörterbuches der Gastronomie

Nach der Charakterisierung der Benutzerbedürfnisse sowie der Abgrenzung und Ausdifferenzierung des Fachgebietes Gastronomie scheinen die folgenden Themenbereiche – jeweils mit ihren fachsprachlichen Ausdrücken – für den Wörterbuchbestand von Relevanz zu sein:

1. Speisen: Namen von atypischen, kultur- und landesspezifischen Werktags- und Festtagsspeisen
2. Getränke (mit und ohne Alkohol)
3. Gemüse- und Obstsorten
4. Fisch-, Fleisch- und Wildsorten
5. Gewürze, Grundzutaten, Lebensmittel, Vitamine
6. Zubereitung von Speisen, Kochmethoden, -tips und -tricks, wichtige gastronomische Ausdrücke, Speisennamen und ihr Ursprung (z.B.: *Dobostorta*, *Eszterházy-torta* usw.)
7. Gastronomische Betriebe, Speisenbestellung und -zulieferung
8. Mitarbeiter in Gastgewerbe und Hotellerie; Aufgabenbereiche des Küchenpersonals; Küchengeräte, -maschinen, Innenausstattung eines Restaurants
9. Tischdeckung und -dekoration; Empfang von Gästen
10. Über die nationalen Küchen (Ungarn, Österreich, Deutschland, Schweiz): Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Rezepte, Speisekarten, regionale Spezialitäten, Weinbaugebiete, Weinsorten
11. Kurze Geschichte von Firmen von internationaler/nationaler Bedeutung: z.B.: *Dr. Oetker*, *Haribo*, *Leibnitz*, *Zwack*, *Pick*, *Lindt*, *Milka*, usw.
12. Ernährung in der Vergangenheit und der Gegenwart; gesunde und Reformernährung, über die Ernährungswissenschaft
13. Trends in der Gastronomie, Der Begriff 'Gourmand', Typen von Verbrauchern
14. Verbraucher- und Warenschutz, nationaler und europäischer Markt, Warenzeichen
15. Adressen von nationalen und internationalen Organisationen für Gastgewerbe und Hotellerie; Darstellung ihrer Tätigkeiten und Kompetenzbereiche

Abbildung 2: Die einzelnen Themenbereiche der Gastronomie

Obige Themenbereiche mit ihren fachsprachlichen Ausdrücken können **in Form von drei Artikeltypen**<sup>2</sup> im Lernerwörterbuchbestand lemmatisiert werden:

1. In Form von Wörterbuchartikeln (sog. **Einzelartikel**) im Wörterverzeichnis;
2. In Form von einfachen Wörterbuchartikeln (sog. **Verweisartikel**) im Wörterverzeichnis
3. In Form von **Synopseartikeln** im Wörterverzeichnis sowie
4. In Form von **lexikographischen Umtexten** in Anhang des Wörterbuches.

Die geplanten Wörterbuchteile im Einzelnen:

I.	Vorwort
II.	Benutzeranleitung mit Abkürzungsverzeichnis und Probeartikeln
III.	Deutsch-ungarischer Wörterbuchteil: Thematische Blöcke + alphabetische Reihenfolge
IV.	Ungarisch-deutscher Wörterbuchteil: Thematische Blöcke + alphabetische Reihenfolge
V.	Anhänge
VI.	Wortregister
VII.	Quellen- und Literaturverzeichnis

Abbildung 3: Die Wörterbuchteile im Einzelnen

Von den in Abbildung 2 aufgelisteten Themenbereichen finden die fachsprachlichen Ausdrücke der Punkte (1-6 sowie 8) eine Lemmatisierung in Form von Einzel- oder Verweisartikeln im Wörterbuchbestand. Sie werden ihren Platz in den Punkten III und IV der Abbildung 3 finden: in den zwei Wörterbuchteilen. Die als Oberbegriff geltenden Fachausdrücke wie z.B. „Speisen“, „Getränke“, „Kochmethoden“ usw. bieten die Möglichkeit, die ihnen zugeordneten thematischen Blöcke in alphabetischer Reihenfolge zu lemmatisieren.

Der Punkt 7 sowie Teile von 10, 12 und 13 in Abbildung 2 sind für die Verfassung von Synopseartikeln besonders geeignet. Mit dieser Vorgehensweise kann das neuartige Konzept eines **kombinierten thematisch-alphabetischen Wörterbuches** erstellt werden. Sollte es sich jedoch im Laufe der Arbeiten an dem Wörterbuch herausstellen, dass es gar nicht so viele thematische Blöcke gibt, so wird auf das Prinzip einer alphabetischen Anordnungsstruktur sowohl innerhalb des Deutsch-ungarischen, als auch des Ungarisch-deutschen Wörterbuchteiles zurückgegriffen.

Bei komplexeren Fachgebieten, die als Wörterbuchgegenstand dienen, kann auch eine **mehrfache Lemmatisierung als eine Möglichkeit zur Förderung des Lerneffektes** im Wörterbuchbestand vorgesehen werden: In unserem konkreten Fall z.B. könnte das

<sup>2</sup> In Anlehnung an SCHAEDELER (2006, 3) werden die drei Artikeltypen wie folgt definiert: „Ein Wörterbuchartikel besteht wenigstens aus einem > Lemma und in der Regel zusätzlich aus einer (geordneten) Menge von > Angaben (> Mikrostruktur). Unterschieden werden: (a) Einzelartikel, die lediglich Angaben zu der durch das Lemma repräsentierten Benennung und/oder dem durch das Lemma repräsentierten Begriff enthalten; (b) Überblicksartikel (auch: Synopseartikel), die Angaben zu einem Oberbegriff und einigen oder allen zu ihm gehörenden Unterbegriffen enthalten; (c) Verweisartikel, die als einzige Angabe einen > Verweis enthalten.“

ungarische Lemma *Jókai babléves* u.U. auch vierfach lemmatisiert werden: als selbstständiger Einzel-Wörterbuchartikel mit Übersetzung und Erklärung; als Einzel-Verweisartikel mit einem Verweis auf *Hungarika*, in einem Synopseartikel zu *Hungarika* oder aber in einem Anhang zu „*Geschichte, Gegenwart und regionale Spezialitäten der ungarischen Küche*“. Das unter Punkt VI. untergebrachte Wortregister soll darüber informieren, an welchen Stellen und wie viel Mal das zu suchende Lemma im Wörterbuchganzen vorkommt.

Die hier aufskizzierte Datendistributionsstruktur des Wörterbuches ermöglicht es, zu einem zuverlässigen Nachschlagewerk sowohl im Falle von punktuellen, textabhängigen Wörterbuchkonsultationssituationen, als auch bei textunabhängigen, den Wissenserwerb unterstützenden Benutzersituationen zu werden.

### 7. Die lexikographischen Umtexte des Lernerwörterbuches

Insbesondere sind es die lexikographischen Umtexte in Anhang des zu konzipierenden Fachwörterbuches, die den systematischen Wissenserwerb für das Abitur, die Sprachprüfung sowie als Einführungslektüre in das Fach ermöglichen.

Im vorliegenden Rahmen wird den in der Fachliteratur (vgl. u.a. DRESSLER 1994) fakultativ ergänzend genannten Umtexten und ihrer Gestaltung eine ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Unter fakultativ ergänzenden Umtexten wird ein bestimmter Typ der Umtexte verstanden, der das Fachgebiet als Wörterbuchgegenstand systematisch darstellt und in seine Gegenstandsbereiche zerlegt. Sie werden im Rahmen dieser Arbeit – der lexikographischen Praxis folgend – als **Anhänge** bezeichnet.

Mit den in den Wörterbuchbestand aufzunehmenden Anhängen soll gewährleistet werden, dass die im Wörterverzeichnis durch die alphabetische Anordnung der Lemmata verloren gegangenen systematischen Zusammenhänge wiederhergestellt werden. Dank den zahlreichen Anhängen kann das Wörterbuch trotz der semasiologischen Ordnungsweise innerhalb der alphabetischen Wörterverzeichnisse den Anspruch erheben, ein onomasiologisch angelegtes Fachwörterbuch zu sein.

Die nachstehende Abbildung 4 fasst die Anhänge des Lernerwörterbuches der Gastronomie zusammen:

- |  |
|--|
| <ol style="list-style-type: none"> <li>1. Rezepte und ihre Übersetzungen (mit metasprachlichen Verweisen auf die Textbausteine und die Unterschiede zwischen den zwei Sprachen)</li> <li>2. Speisekarten und ihre Übersetzungen</li> <li>3. Küchengeräte, -maschinen, Restauranteinrichtungen, Tischdeckung und -dekoration</li> <li>4. Vergangenheit, Gegenwart und Traditionen der ungarischen Küche, Spezialitäten nach Regionen</li> <li>5. Vergangenheit, Gegenwart und Traditionen der deutschen Küche, Spezialitäten nach Regionen</li> <li>6. Vergangenheit, Gegenwart und Traditionen der österreichischen Küche, Spezialitäten nach Regionen</li> <li>7. Vergangenheit, Gegenwart und Traditionen der schweizerischen Küche, Spezialitäten nach Regionen</li> <li>8. Speisennamen und ihr Ursprung (z.B.: <i>Dobostorta</i>, <i>Eszterházy-torta</i> usw.)</li> <li>9. Kurze Geschichte von Firmen von internationaler/nationaler Bedeutung: z.B.: <i>Dr. Oetker</i>, <i>Haribo</i>, <i>Leibnitz</i>, <i>Zwack</i>, <i>Pick</i>, <i>Lindt</i>, <i>Milka</i>, usw.</li> </ol> |
|--|

10. Internationale Vergleiche (Statistiken) über Speisen und Getränke
11. Ernährung in der Vergangenheit und Gegenwart, gesunde und Reformernährung
12. Trends in der Gastronomie
13. Verbraucher- und Warenschutz, nationaler und europäischer Markt, Warenzeichen, nationale und internationale Organisationen
14. Adressen von nationalen und internationalen Organisationen für Gastgewerbe und Hotellerie; Darstellung ihrer Tätigkeiten und Kompetenzbereiche

Abbildung 4: Anhänge im Lernerwörterbuch der Gastronomie

### 8. Das Problem der Sprachwahl bei den einzelnen Anhängen

Ausgehend von den Bedürfnissen und Kenntnissen **der primären Benutzergruppe** des zu konzipierenden Lernerwörterbuches – Abiturienten, Auszubildende, angehende Fachleute sowie Studierende der Fächer Gastgewerbe und Hotellerie mit ungarischer Muttersprache – wird im Falle der einzelnen Anhänge eine jeweils anderssprachige Vertextungsstrategie vorgeschlagen: Bei den Anhängen mit Rezepten und Speisekarten (genauer: Anhänge 1 und 2) sowie für das Verzeichnis der nationalen und internationalen Organisationen mit ihren Kompetenzen (Anhänge 13, 14) eine beidsprachige Verfassung; eine zweisprachige Bebilderung und Beschriftung soll im Falle von Küchengeräten, Restauranteinrichtungen, Tischdekorationen usw. (Anhänge 3) vorgeschlagen werden. Für den historischen Überblick über die ungarische und deutsche Küche (Anhänge 4-7, sowie Anhang 8-9) und die gegenwärtigen Trends (Anhänge 10-11, sowie 12) ist eine Vertextung in deutscher Sprache empfehlenswert.

### 9. Zusammenfassung

Als Ausgangspunkt des vorliegenden Aufsatzes kann das bei dem GRIMM Verlag erschienene Deutsch-ungarische, Ungarisch-deutsche Gastronomische Wörterbuch betrachtet werden. Als wichtigster Kritikpunkt haben wir festgestellt, dass das Wörterbuch zwar zahlreiche Benutzersituationen anvisiert und eine Vielzahl an gastronomischen Fachgebieten abdeckt, in seinem/r Informationsangebot und -darbietung schöpft es jedoch die Potenzen eines zweisprachigen Lernerwörterbuches für Fachsprachen bei weitem nicht aus.

Daher schien es sinnvoll zu sein, ausgehend von der Definition und Wesensbestimmung des Wörterbuchtyps „Lernerwörterbuch für Fachsprachen“ das Konzept eines zweisprachigen Lernerwörterbuches für die Gastronomie zu entwickeln, den Aufbau der einzelnen Wörterbuchteile, die Artikel- und Datendistributionsstruktur sowie das Problem der Sprachwahl in den Anhängen kurz zu schildern, indem das Lernerwörterbuch der Gastronomie tatsächlich versucht, die Bedürfnisse der potenziellen Benutzergruppen zu erfüllen, bzw. den einzelnen Benutzersituationen gerecht zu werden.

---

**Literatur****BERGENHOLTZ – TARP 2002**

BERGENHOLTZ, Henning – TARP, Sven: Die moderne lexikographische Funktionslehre. Diskussionsbeitrag zu neuen und alten Paradigmen, die Wörterbücher als Gebrauchsgegenstände verstehen. In: *Lexicographica* 18. 2002, 253-263.

**CHRISTIANSEN – DUVA – LAURSEN 1994**

CHRISTIANSEN, Lisbet Maidahl – DUVA, Grete – LAURSEN, Anna-Lise: Das Translationswörterbuch für Fachsprachen: Ein integriertes Konzept. In: SCHAEDEER, Burkhard – BERGENHOLTZ, Henning (Hg.): *Fachlexikographie: Fachwissen und seine Repräsentation in Wörterbüchern*. Tübingen, NARR, 1994. (= *Forum für Fachsprachen – Forschung*; 23), 269-282.

**DRESSLER 1994**

DRESSLER, Stephan: Texte um Texte im Kontext: Umtexte in Fachwörterbüchern. In: SCHAEDEER, Burkhard – BERGENHOLTZ, Henning (Hg.): *Fachlexikographie. Fachwissen und seine Repräsentation in Wörterbüchern*. Tübingen, NARR, 1994. (= *Forum für Fachsprachen – Forschung*; 23), 305-324.

**FATA 2007**

FATA Ildikó: Zwei Sprachen – Vier Begriffssysteme. Profil und Design eines lexikographischen Werkes zur Rentenversicherung. Vorgetragen am 10. 11. 2007 an der Internationalen Konferenz für Terminologie an der Dániel-Berzsenyi-Hochschule in Szombathely. [erscheint demnächst.] 2007.

**FATA 2009a**

FATA Ildikó: Egy német-magyar gasztronómiai szótár tervezete avagy szótárrecenzió helyett. In: Fábíán, Zsuzsanna (szerk.): *Szótárírás és szótárírók*. Budapest, AKADÉMIAI KIADÓ, 2009. (= *Lexikográfiai Füzetek*; 4.), 175-193.

**FATA 2009b**

FATA Ildikó: Chancen und Perspektiven eines neuen Wörterbuchtyps: Das zweisprachige Lernerwörterbuch für Fachsprachen. Vorgetragen am 28. 11. 2009 an der II. Germanistischen Konferenz der Universität Miskolc mit dem Titel „Interdisziplinarität in der Germanistik“. [Unveröffentlichter Vortrag.] 2009.

**FUERTAS-OLIVERA 2005**

FUERTAS-OLIVERA, Pedro A.: Specialized Communication and English Studies: Research Proposals on Specialized Lexicography and English for Specific Purposes. In: *Atlantis* 27.2. (December) 2005, 41–55.

**KÜHN 1989**

KÜHN, Peter: Typologie der Wörterbücher nach Benutzungsmöglichkeiten. In: HAUSMANN, Franz Josef – REICHMANN, Oskar – WIEGAND, Herbert Ernst – ZGUSTA, Ladislav (Hg.): *Wörterbücher. Dictionaries. Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie*. Berlin – New York, DE GRUYTER, 1989. (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*, 5.1), 111-127.

## KÜHN 2004

KÜHN, Peter: Übungsgrammatiken: Konzepte, Typen, Beispiele. In: KÜHN, Peter (Hg.): Übungsgrammatiken Deutsch als Fremdsprache. Linguistische Analysen und didaktische Konzepte. Regensburg: Fachverband Deutsch als Fremdsprache, 2004. (= Materialien Deutsch als Fremdsprache; Heft 66.), 10-40.

## NORD 2002

NORD, Britta: Hilfsmittel beim Übersetzen: Eine empirische Studie zum Rechercheverhalten professioneller Übersetzer. Frankfurt am Main, PETER LANG. (=FASK / Johannes-Gutenberg-Universität: Reihe A, Abhandlungen und Sammelbände; 32).

## SCHAEDER 2006

SCHAEDER, Burkhard: Anhang C: Glossar zur Fachlexikographie. [http://www.uni-siegen.de/fb3/lissie/materialien/skripte/schaeder/terminologie\\_fachlexikographie\\_2/anhang\\_c\\_glossar\\_fachlexikographie.pdf](http://www.uni-siegen.de/fb3/lissie/materialien/skripte/schaeder/terminologie_fachlexikographie_2/anhang_c_glossar_fachlexikographie.pdf) Heruntergeladen 21. 01. 2010

## SOLMECKE 1992: 10

SOLMECKE, Gert: Ohne Hören kein Sprechen. In: Fremdsprache Deutsch 7. 1992, 4-11.

## TARP 1995

TARP, Sven: Wörterbuchfunktionen: Utopische und realistische Vorschläge für die bilinguale Lexikographie. In: Wiegand, Herbert Ernst (Hg.): Studien zur zweisprachigen Lexikographie mit Deutsch II. Hildesheim – Zürich – New York, OLMS, 1995. (= Germanistische Linguistik 127-128), 17-61.

## TARP 2005

TARP, Sven: The pedagogical dimension of the well-conceived specialised dictionary. In: Ibérica 10. 2005, 7-21.

## WIEGAND 1977

WIEGAND, Herbert Ernst: Nachdenken über Wörterbücher. Aktuelle Probleme. In: HENNE, Helmut – DROSDOWSKI, Günther – WIEGAND, Herbert Ernst (Hg.): Nachdenken über Wörterbücher. Mannheim – Wien – Zürich, BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT. 1977, 51-102.

## WIEGAND 1988

WIEGAND, Herbert Ernst: Was eigentlich ist Fachlexikographie? Mit Hinweisen zum Verhältnis von sprachlichem und enzyklopädischem Wissen. In: MUNSKE, Horst Haider (Hg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien. Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin – New York, DE GRUYTER, 1988. 729-790.

## WIEGAND 1999

WIEGAND, Herbert Ernst: Mit Wittgenstein über die Bedeutung nachdenken. Gebrauch? Regel des Gebrauchs? Ein Etwas im Kopf. In: WIEGAND, Herbert Ernst (Hg.): Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Walter de Gruyter&Co. Anlässlich einer 250jährigen Verlagstradition. Berlin – New York: de Gruyter, 1999. 404-461.



**Wörterbücher**

**BARRERA – SCHOONHEERE – KERNDTER – DOROGMAN 2009**

BARRERA, Alberto Y Vidal – SCHOONHEERE, Anita – KERNDTER, Fritz – DOROGMAN, György: Spanyol-magyar, Magyar-spanyol gasztronómiai szótár. Szeged, GRIMM KIADÓ/Langenscheidt, 2009.

**FATA 2005**

FATA Ildikó: Magyar – német, német – magyar nyugdíjbiztosítási szakszótár. Szeged, GRIMM, 2005.

**HADOKE – KERNDTER – IKER 2008**

HADOKE, Mike – KERNDTER, Fritz – IKER, Bertalan: Német-magyar, Magyar-német gasztronómiai szótár. Szeged, GRIMM KIADÓ/LANGENSCHIEDT, 2008.

**HADOKE – KERNDTER – P. MÁRKUS 2008**

HADOKE, Mike – KERNDTER, Fritz – P. MÁRKUS, Katalin: Angol-magyar, Magyar-angol gasztronómiai szótár. Szeged, GRIMM KIADÓ/LANGENSCHIEDT, 2008.

**INGALA 2009**

INGALA, Daniela Malagodi: Olasz-magyar, Magyar-olasz gasztronómiai szótár. Szeged, GRIMM KIADÓ/LANGENSCHIEDT, 2009.

**KERNDTER – KERNDTER – PÁLFY 2008**

KERNDTER, Françoise – KERNDTER, Fritz – PÁLFY, Miklós: Francia-magyar, Magyar-francia gasztronómiai szótár. Szeged, GRIMM KIADÓ/LANGENSCHIEDT, 2008.

# ANGLIZISMEN ALS EIGENNAMEN IN DER FACHZEITSCHRIFT MARKETING JOURNAL ANHAND DER ANALYSE DER ERSTEN AUSGABE AUS DEM JAHR 1982

KATHARINA DOLEŽALOVÁ  
Tomas-Bata-Universität, Tschechien

## 1. Einleitung

Der vorliegende Beitrag wird dem Thema des Anglizismengebrauchs in der deutschen Marketingsprache gewidmet. Der Akzent liegt auf den Eigennamen, in denen mindestens ein Anglizismus inkorporiert ist. In diesem Beitrag wird für ihre Bezeichnung der Ausdruck „Anglizismeneigennamen“ gebraucht.

Dieser Beitrag konzentriert sich hauptsächlich auf die Analyse des ersten Heftes der Fachzeitschrift *Marketing Journal* aus dem Jahr 1982. Diese Untersuchung soll zeigen, welche Anglizismen in den Eigennamen schon vor 27 Jahren gebräuchlich waren. Darüber hinaus betrachtet die Analyse, wie nach der Bedeutung „Anglizismeneigennamen“ eingeteilt werden können. Diese Einteilung wird detaillierter in den folgenden Absätzen behandelt.

## 2. Anglizismus

Ein Anglizismus wird als eine aus einem englischsprachigen Gebiet übernommene Einheit definiert, die entweder eine lexikalische (z.B. *Management*), syntaktische (z.B. *einmal mehr* statt *noch einmal* nach dem englischen Vorbild *once more*) oder idiomatische Art (z.B. *Sinn machen* statt *Sinn ergeben* nach der englischen Wortverbindung *make sense*) hat.

Ein Anglizismus kann zugleich als ein *Neologismus* oder ein *Internationalismus* auftreten. Ein Neologismus stellt ein vor kurzem entstandenes Wort dar, das vor allem neue Sachverhalte oder Erfindungen beschreibt. Ein *Internationalismus* ist ein Wort, das in mehreren Empfängersprachen zu finden ist, in denen es eine gleiche oder ähnliche Bedeutung trägt. Seine Schreibweise zeigt nur kleine Abweichungen.

## 3. Eigennamen, Sammelnamen, Gattungsnamen

Genauso wie in den früheren Marketingjournalausgaben bilden auch in diesem Heft die Eigennamen, die Anglizismen beinhalten, eine unteilbare Einheit des Zeitschriftwortschatzes. Bevor die einzelnen „Anglizismeneigennamen“ genauer betrachtet und nach der Bedeutung in Gruppen eingeteilt werden, ist es nötig, den Begriff Eigennamen abzugrenzen und zu definieren.

Was eigentlich mit dem Eigennamen gemeint wird, lässt es sich nach der folgenden Definition im Duden feststellen (2007: 452): „Eigennamen, der: Name, der ein Individuum (Person, Gruppe, Sache usw.) bezeichnet u. als einmalig von allen gleichartigen Individuen unterscheiden soll: ein geographischer E.“ In Wahrig (2008: 414) unterscheidet man weiter zwischen den so genannten Gattungsnamen (Anm. auch Appellativa genannt) und Sammelnamen (Anm. auch Kollektiva bzw. Sammelbegriffe genannt). Der Gattungsname bezieht sich auf: „Wort, das die Gesamtheit gleichartiger Lebewesen od. Dinge bezeichnet,

z.B. Mensch, Fluss.“ (Wahrig 2008: 414) Der Sammelname ist wie folgt definiert: „Wort, das eine Gruppe gleichartiger Lebewesen od. Dinge bezeichnet, z.B. Vieh, Gebirge.“ (Wahrig 2008: 1264)

#### 4. Die Teilung der „Anglizismeneigennamen“ nach der Bedeutung in der ersten Ausgabe der Fachzeitschrift *Marketing Journal* aus dem Jahr 1982

Je nach der Bedeutung können die Anglizismen in folgende Gruppen eingeteilt werden: Personalnamen, Publikationsnamen, Marketingveranstaltungsnamen, Firmennamen, Produktnamen, Ortsnamen, Währungsnamen. Die einzelnen Beispiele werden in den folgenden Kapiteln genauer betrachtet.

##### 4.1. Personalnamen in der Fachzeitschrift *Marketing Journal* im Jahre 1982

Die Personalnamen bilden die erste Eigennamengruppe. Eine Persönlichkeit, die in der untersuchten Ausgabe aus dem Jahre 1982 erwähnt wird, ist *Dr. Charles A. Bearchell*. Es handelt sich um einen an der California State University in Northridge in den USA tätigen Marketing-Professor, der mit der Fachzeitschrift *Marketing Journal* seit Jahren kooperiert. Er schreibt eine Artikelserie für *Marketing Journal*, die in der ursprünglichen englischen Version beibehalten wurde. In diese Zeitschriftausgabe hat er den Beitrag *Future-Trends and Possibilities for Marketers: Looking Ahead-What kind of Thinking Does it take?* inkorporiert (MJ 1982: 31).

Ein anderer Professor, der als Mitarbeiter der *MARKETING-JOURNAL*-Redaktion tätig ist, heißt *Dr. Eberhard E. Scheuing*. Während er an der *St. John's University* in New York arbeitet, und außerdem als USA-Korrespondent für die Zeitschriftredaktion tätig ist, werden die meisten Informationen, die ihn betreffen und seine Kontaktadresse auf English angegeben: „Representative for the United States: *Dr. Eberhard E. Scheuing*, Professor of Marketing, P. O. Box 56, Tivoli/New York Phone (914) 757-2141.“ (MJ 1982: S.85)

Der andere Ausländer *Rosser Reeves*, auf den in dieser Ausgabe hingewiesen wird, ist kein *MARKETING-JOURNAL*-Mitarbeiter, sondern ein Marketingforscher, der für die Werbeagentur *Ted Bates* gearbeitet hat und als erster den Marketingtermini *Unique Selling Proposition* geprägt und definiert hat. Auch im betreffenden Artikel erwähnt man ihn als den „*Unique-Selling-Proposition-Präger*“. Es wird auf ihn im folgenden Kontext hingewiesen: „Jede Anzeige muss an den Verbraucher einen Anspruch herantragen. Nicht bloß Worte, nicht nur Marktschreierei oder Schaufensterwerbung für das Produkt. 1. Jede Anzeige muss zum Leser sagen: „Kaufe dieses Erzeugnis, und du wirst den hier genannten spezifischen Nutzen daraus ziehen.“ 2. Es muss ein Anspruch sein, den die Konkurrenz nicht erheben kann oder nicht erhebt. Es muss einzigartig sein - muss entweder etwas Einzigartiges in der Marke selbst beinhalten oder aber etwas, das auf diesem speziellen Gebiet nirgendwo in der Werbung geltend gemacht wird. 3. Der Anspruch muss so stark sein, dass er die Millionenmassen bewegt, das heißt, neue Kunden zu Ihrem Erzeugnis herüberziehen kann. Er muss verkaufbar sein.“ Der Autor - es handelt sich, wie man unschwer erraten konnte, um *Rosser Reeves* - hat diese drei Richtlinien bekanntlich zu drei Buchstaben zusammengefasst: **USP**, „**Unique Selling Proposition**“ oder auf Deutsch „**einzigartiger verkaufender Anspruch**.“ (MJ 1982: 51)

Ein Werbe-Logistik-Plan trägt auch einen Personalnamen in der Bezeichnung *Thompson T-Plan*. Im Artikel *Kunden-Stil vor Agentur-Stil* (MJ 1982: 68-74) versucht man dem Leser zu erklären, worin dieser Plan besteht. Darüber hinaus wird *Thompson T-Plan* mit einem anderen Marketingmodell verglichen, das andere Verfahren bevorzugt: „In der Praxis gibt es viele gute Ansätze für differenzierende Werbe-Logistik. Zu den Thompson T-Plan (Differenzierung nach rationalen und emotionalen Reaktionen). Oder das FCB-Modell, das nicht nach rational und emotional (thinking feeling), sondern auch nach der unterschiedlichen Interessenzuwendung in verschiedenen Produktbereichen differenziert.“ (MJ 1982: 68)

Von Interesse erscheint der Ausschnitt von Mark Twains weltbekanntem Buch *Tom Sawyer* (MJ 1982: 36-38). Der Originaltext wird von der Marketing-Journal-Redaktion durch acht Zwischentitel unterbrochen und mit dem eigenen Kommentar ergänzt, in dem sein Verhalten aus dem Marketingstandpunkt kommentiert wird. Der Originaltext behandelt eine Strafaufgabe, die Tom wegen seiner Pleiten bekam. Die Strafaufgabe bestand darin, einen Zaun anzustreichen. Da Tom Angst hatte, von anderen Jungen verspottet zu werden, versuchte er diese Arbeit klug zu umgehen. Deshalb hat er diese Arbeit als eine „gehobene“ vor den anderen Jungen präsentiert. Aus diesem Grund haben die Jungs diese „verspottete“ Aufgabe so begeistert übernommen. Sie haben statt Tom die Wand freiwillig angestrichen. In diesem Fall wurde eine berühmte Literaturfigur *Tom Sawyer* absichtlich ausgewählt, um eine gute „Marketing-Strategie“ anschaulich zu demonstrieren. Mittels dieses Beispiels wollte man zeigen, wie eine verachtete Aktivität mittels einer klugen „Werbung“ begehrenswert und erwünscht werden kann. Außer Tom kommen in diesem Ausschnitt auch andere Romanhelden vor. Zu denen gehören *Tante Polly*, deren Zaun Tom anstreichen sollte; Jim, ein Freund von Tom und *Ben Rogers*, ein im ganzen Städtchen bewunderter Junge, dessen Spott Tom vor allem befürchtet hat.

Ein anderer Personalname, der in der analysierten Ausgabe vorkommt, gehört dem amerikanischen Präsidenten *Ronald Reagan* (MJ 1982: 5). Der Artikelautor Ernst Dieter Lueg hat seinen Namen absichtlich ausgewählt, um zu zeigen, wie wichtig die gegenseitige Kommunikation zwischen zwei damaligen Weltmächten - den USA und der Bundesrepublik Deutschland, ist. Es soll sich aus dem folgenden Textausschnitt ergeben: „Das „Hy, Ronald“ und das „Hy, Helmut“ über den Atlantik und zurück wurden zur ärgerlichen Mangelware. Da, wo Kommunikation dringend geboten gewesen wäre, machte man von ihr erstaunlicherweise keinen Gebrauch. In Bonn nicht, in Washington erst recht nicht. Nichts störte somit die Medien, vor allem drüben in den USA, bei der Verbreitung von Schauer-märchen. Man schoß sich genüßlich gegen die Deutschen und gegen den Kanzler ein. Nachrichten, die gegensteuern hätten können, wie etwa die, dass Schmidt und Reagan im Polen-Streit Kommunikation betreiben würden, gab es nicht.“ (MJ 1982: 5)

Im Fall von *McDonald* kann man auch behaupten, dass der betreffende Ausdruck als Personalnamen eingeschätzt werden kann, obwohl es um eine Fast-Food-Restaurant-Kette geht. Die *McDonaldsgeschäfte* wurden nämlich nach ihren Gründern *Richard „Dick“ J. McDonald* und *Maurice „Mac“ McDonald* genannt.

#### 4.2. Publikationsnamen in der Fachzeitschrift *Marketing Journal* im Jahre 1982

Die zweite Anglizismeneigenamengruppe bilden verschiedene Publikationsnamen, die vorwiegend dem Marketing- und Marktforschungsthema gewidmet werden. Die höchste Frequenz weist voraussichtlich der Zeitschriftentitel *MARKETING JOURNAL* aus. Die Wortverbindung *MARKETING JOURNAL* wird vor allem verwendet, wenn der Leser über einen Zeitschriftartikel informiert wird, der in den vorangehenden Jahrgängen veröffentlicht wurde: „Vgl. hierzu „Mehr Erfolg für Ihr Verkäufer- Training durch Einbezug des Partners“ Erwin Florian; in Heft 4/81 *MARKETING JOURNAL*. Seite 370 und 372.“ (MJ 1982: 44) Bemerkenswert erscheint, dass in einigen Fällen der Zeitschriftentitel im Genitiv Singular undekliniert blieb, d.h. keine –s Endung hinzugefügt wurde: „Aus der jetzt vorgelegten Zusammenfassung dieses Gesprächs veröffentlichen wir für die Leser des *Marketing Journal* mit freundlicher Genehmigung des Veranstalters aus dem ersten Teil. (MJ 1982:26); 220 Seiten (mit breitem Notiz-Rand), Spiralbindung, Preis: 56,- DM/45,- sFr. Kriterion- Verlag AG, Zürich - ein Tochterunternehmen des *MARKETING JOURNAL*.“ (MJ 1982:51)

Mit dem Zeitschriftentitel wird sogar eine Mehrfachzusammensetzung d.h. *MARKETING JOURNAL-Serie* gebildet, die auf eine Artikelfolge hinweist, die man regelmäßig in dem betreffenden Heften herausgibt: „Lesen Sie die 3. Folge in der *MARKETING JOURNAL-Serie* „Lernen von Hans Domizlaff“.“ (MJ 1982:10)

In den Herausgeberinformationen führt man Kontaktadressen der ausländischen Mitarbeiter an. Dabei wird auf eine in Österreich ansässige Person wie folgt hingewiesen, die für die *Marketingjournal*-Ausgabe in diesem Land verantwortlich ist: „*Marketing Journal Austria: Doris Matievic, c/o Marketing-Club Österreich. A-1090 Wien, Günthergasse 3.*“ (MJ 1982: 85) Bereits auf den ersten Blick ragen die in diesem Hinweis verwendeten Anglizismen hervor: *Austria* statt *Österreich*; *Marketing-Club* im zweiten Wort, wo –c nach der ursprünglichen englischen Schreibweise beibehalten wurde, und vor allem das englische Abkürzungswort *c/o*, die aus den Wörtern *care of* entstanden ist, wörtlich übersetzt *Sorge von*. Im Englischen wird diese präpositionale Verbindung verwendet, wenn man einer Person nicht auf ihre eigene Heimadresse, sondern auf eine andere Anschrift schreibt, unter der sie zurzeit erreichbar ist (vgl. Cambridge International Dictionary of English 1995: 251).

In einer Anzeige wird dem Leser von der *Marketingjournal*-Redaktion eine andere verwandte Zeitschrift zum Kauf angeboten, das *Pharma-Marketing Journal* heißt (MJ 1982:67). Weiterhin empfiehlt man dem Zeitschriftabonnenten eine auf Direktmarketing orientierte Zeitschrift, die vom Verlag Koop herausgegeben wird. Der ganze Zeitschriftentitel klingt *KOOP Direktmarketing-Journal'82* (MJ 1982:58).

Im Artikel, der charakteristisch *Von Amerika lernen? (1) Eindrücke aus dem amerikanischen Marketing-*, *Alltag*“ (MJ 1982:50-52) heißt, findet man zahlreiche Anglizismen, weil dieser sich ausschließlich mit Werbung in den USA beschäftigt. Der Grund des erhöhten Anglizismengebrauchs mag darin bestehen, dass der Artikelautor Horst Kleinert dem Leser die Atmosphäre in einem englischsprachigen Land näher bringen wollte. So weist man in diesem Text auf zwei in den USA regelmäßig herausgegebenen Zeitschriften hin, die sich auch mit dem Thema des Einflusses der Werbung auf die Kaufbereitschaft der Kunden beschäftigen. Die erste erwähnte Zeitschrift ist *San Francisco Chronicle* im folgenden Zitat: „Nicht nur die wachsende Attraktivität des werbefreien – „Pay-TV“ spricht

dafür, sondern z. B. auch die Beliebtheit von Kolumnen wie „Die zehn meistgehaßten Spots der Woche“ im - wenn ich mich recht entsinne - „San Francisco Chronicle.“ (Diese mit Original-Zitaten versehenen Umfrageergebnisse sind eine wahre Fundgrube für Werbeleute.)“ (MJ 1982:52)

Im Fall der zweiten amerikanischen Zeitschrift lässt sich vom grammatischen Standpunkt, genau wie beim *Marketing Journal*, „die -s Abweichung“ im Genitivsingular beobachten, was auch der folgende Beleg beweist: „Produktpersönlichkeit ist genauso entscheidend wie das Produkt selbst!“ lautete eine Überschrift auf der Titelseite (!) des „Wall Street Journal“ vom 13. August 1981.“ (MJ 1982: 52)

In dieser Ausgabe empfiehlt man dem Zeitschriftleser vorwiegend mittels der inkorporierten Anzeigen verschiedene Publikationen. Um einige von ihnen zu erwähnen: *Kapferer's Marketing Wörterbuch* (MJ 1982:67), *Marketing Arbeitsmodelle* (MJ 1982:67), *Marketing Arbeits-Materialien* (MJ 1982:51).

#### 4.3. Marketingveranstaltungen als Eigennamen in der Fachzeitschrift *Marketing Journal* im Jahre 1982

Die in der Marketingsprache üblichen Anglizismen *Controlling*, *Marketing*, *Management*, und *Training* fungieren oft in der betreffenden Ausgabe als ein Bestandteil im Namen verschiedener Marketingveranstaltungen. Zu diesen zählen Seminare, Kongresse, Tagungen. Gegebenfalls muss man darauf aufmerksam machen, dass sich diese Anglizismen nicht nur in den ausländischen Namen befinden, sondern auch in Veranstaltungsbenennungen, die in deutschsprachigen Ländern stattfinden.

So kommen der Anglizismus *Controlling* und das verwandte Wort *Controller* beispielsweise in den Namen *Controller's Führungs-Seminar* und *Controller's Budget-Seminar* (MJ 1982:98) vor, wobei beide Seminare in Gauting veranstaltet werden. Aus dem grammatischen Standpunkt ist vor allem bemerkenswert, dass im Wort von *Controller's* der so genannte Saxon Genitiv (Anm. der Possessivfall im Englischen) behalten wurde, der für die englische Sprache charakteristisch ist. Als andere Belege können die folgenden Seminare angeführt werden, wie z.B. *Controller-Symposium* (MJ 1982:98), ein Seminar, das in Heidelberg veranstaltet wird; *Controlling* (MJ 1982:98), zwei Seminare mit demselben Namen, von denen eins in Frankfurt und das zweite in Heidelberg veranstaltet wird; *Marketing-Controlling* (MJ 1982: 98), auch in diesem Fall geht es um zwei gleichnamige Seminare, wobei ein in Graz und das zweite in München stattfindet; *Controlling 1. bis 3.* (MJ 1982:98), ein Seminar in Wildhaus. Darüber hinaus wird der Leser auf einen Ausbildungskurs, der *Der Kommunikations-Controller* heißt, in Seeheim aufmerksam gemacht (MJ 1982:97).

Genauso wie im Fall vom *Controlling* und *Controller* gibt es analog in den Seminarnamen verwandte Wörter *Training* und *Trainer*. In dieser Ausgabe werden dem Leser verschiedene Seminare zum Thema *Verkauf* angeboten, wie z.B. *Verkaufsintensiv-Training* in Stuttgart (MJ 1982:99), *Verkaufsleiter-Training* in Baden (MJ 1982:99), *Verkaufstraining*, gleichnamige Seminare in Baden-Baden, in Filderstadt und Sindelfingen (MJ 1982:99), *Verkaufstraining für den Innendienst* in Frankfurt und Düsseldorf (MJ 1982:99), *Basistraining für Verkaufsleiter*, ein Seminar in Hamburg (MJ 1982:99).

Was den Anglizismus *Marketing* betrifft, findet man ihn unter anderem in folgenden Seminar- und Kursnamen: *Betriebswirtschaft und Marketing im Außendienst*, ein Seminar, das in Bremen stattfindet (MJ 1982:98); *Bildschirmtext-Neue Marketing- Dimensionen für Immobilienmakler* und *Bildschirmtext-Neue Marketing- Dimensionen für Versandhäuser*, beide in München organisiert (MJ 1982:98); *Weiterbildung im Marketing*, ein Fernkurs in Zürich organisiert (MJ 1982:95).

Genau wie der Anglizismus *Marketing* kommt auch das Wort *Management* als ein Bestandteil der Seminarnamen vor. Als Beispiele kann man die folgenden Seminarnamen erwähnen, *Zukunftssicherung durch marketing-orientiertes Produktmanagement*, ein Seminar in Graz organisiert (MJ 1982:98); *Strategisches Marketing-Management*, ein Seminar, das in Heidelberg stattfindet (MJ 1982:97), oder zwei Seminare mit demselben Namen d.h. *Marketing Management* aber mit verschiedenen Veranstaltungsorten Lausanne und Brüssel (MJ 1982:97).

Es gibt aber auch Seminar- und Marketingveranstaltungsamen, die ausschließlich auf Englisch verfasst werden, wie z.B. *Practical Sales Management* veranstaltet in Brüssel (MJ 1982:99), *Sales Compensation* an demselben Ort organisiert (MJ 1982:99), *Sales Grid* mit dem Sitz in Wien (MJ 1982:99), *10th World Industrial Advertising Congress 1982*, der in London stattfindet (MJ 1982:97). Man kann sagen, dass die erwähnten Veranstaltungsamen ausschließlich aus Anglizismen bestanden haben, weil die Veranstalter mit einer internationalen Teilnahme gerechnet haben.

#### 4.4. Firmennamen als Eigennamen in der Fachzeitschrift *Marketing Journal* im Jahre 1982

In die vierte Gruppe der „Anglizismeneigennamen“ ordnet man Benennungen verschiedener Firmen, Institute, Organisationen usw. Dabei lässt sich beobachten, dass es sich nicht nur um ausländische oder internationale Firmen handelt, sondern auch um deutsche Handelsgesellschaften, die mindestens einen Anglizismus in ihrem Namen haben. Viele deutsche Organisationen haben das Wort *Marketing* oder *Management* als einen Bestandteil ihres Namens übernommen, wie z.B. MEDIA MARKETING BERATUNG mit dem Sitz in Norderstedt (MJ 1982: 54), *Vereinigung der Management- und Marketing-Trainer* gekürzt *VMMT* mit dem Sitz in Salzburg (MJ 1982: 95), *Dr. Höfner & Partner Management- und Marketing-Beratung*, eine in München ansässige Firma (MJ 1982:34, 45).

Zwei Firmennamen beinhalten statt dem einheimischen deutschen Wort *Dienstleistung* den Anglizismus *Service*. Es geht um *Holzmann-Druck-Service* (MJ 1982:86), einen in Bad Wörishofen ansässigen Verlag und um *GWA-Service mbH* (MJ 1982:93), ein Unternehmen mit Sitz in Frankfurt, das auf dem Gebiet der Werbung forscht. Der Grund, warum sie das übernommene Wort vorgezogen haben, mag durch die Strebung nach dem internationalen Klang erklärt werden.

Von Interesse erscheint der Name einer in Frankfurt ansässigen deutschen Werbeagentur **Admenting D'Arcy-MacManus & Masius**, der schon auf den ersten Blick sehr „englisch“ und „international“ aussieht (MJ 1982:64).

In dieser Ausgabe kommen auch Namen von international bekannten Gesellschaften vor, die meistens aus Anglizismen bestehen, wie z.B. *Finnair*, die finnische staatliche Fluggesellschaft, die in einer Anzeige *Finnland-Incentive-Reisen* anbietet. (MJ 1982:43). Im oben erwähnten Beitrag *Von Amerika lernen? (1) Eindrücke aus dem amerikanischen Marketing-„Alltag“* (MJ 1982:50-52) kommen zahlreiche Anglizismen vor, wobei auch

die amerikanische Firma *Grey Advertising* (MJ 1982:52), die sich mit dem Einfluss der Werbung auf die Kaufmotivation beschäftigt. Man kann vermuten, dass dieser Firmennamen absichtlich auf Englisch gewählt wurde. Die wörtliche deutsche Übersetzung *Graue Werbung* bzw. *Grau Werbung* (Anm. die Agentur mag den Namen ihres Gründers Herrn *Grau* tragen) würde nämlich sehr komisch klingen. Ein Werbeunternehmen könnte mit einem solchen Namen in Deutschland kaum Kunden anziehen.

#### 4.5. Produktnamen als Eigennamen in der Fachzeitschrift *Marketing Journal* im Jahre 1982

Zur fünften Gruppe der „Anglizismeneigennamen“ kann man alle Produktnamen rechnen. Obwohl es überraschend erscheinen mag, findet man in der untersuchten Ausgabe nur wenige Produktnamen, die mindestens einen Anglizismus in ihrem Namen beinhalten.

In einer Anzeige bietet die Verpackungsfirma *stabernack* ihre Produkte an, die aus Kunststoffen mit folgenden Namen *Chrowell*®, *Colorwell*®, *Well-elastic* ® hergestellt werden (MJ 1982:41). Hier stellt sich die Frage, ob diese Eigennamen nicht komisch klingen würden, falls sie folgendermaßen *Chrogut* ®, *Farbegut* ®, *Gut-Elastik* ® verdeutscht würden.

Eines von solchen „Anglizismenprodukten“ ist *Quickborn*. Die wörtliche Übersetzung *Schnellgeboren* klingt auf Deutsch ziemlich komisch. Dass *Quickborn* ein Arzneimittel ist, ergibt es sich aus dem folgenden Ausschnitt: „Die Promed Arzneimittel GmbH, *Quickborn*, ist seit dem Herbst 1980 auf dem Markt der Selbstmedikations-Präparate. Im Moment vertreiben wir nur Gesundheitsangebote, die in der Apotheke frei käuflich sind.“ (MJ 1982:78)

Ein anderes Produkt, das in der untersuchten Zeitschriftennummer vorkommt, ist das *Wella-Spray*. In diesem Zusammenhang spricht man davon, wie in einer Anzeige das *Wella-Spray* von einem damals in Deutschland berühmten Sänger, Peter Minich, dargestellt und empfohlen wurde, um potentielle Kundinnen anzusprechen und den Produktverkauf zu erhöhen (MJ 1982:70).

#### 4.6. Anglizismenortsnamen als Eigennamen in der Fachzeitschrift *Marketing Journal* im Jahre 1982

Was das Vorkommen der Anglizismen betrifft, ist vor allem im schon behandelten Artikel *Von Amerika lernen?* (1) *Eindrücke aus dem amerikanischen Marketing-„Alltag“* eine erhöhte Frequenz von Anglizismen zu beobachten (MJ 1982:50-52). Diese Tatsache basiert auf dem häufigen Vorkommen amerikanischer Ortsnamen. Man mag behaupten, dass sie wegen der „Lokalkoloritherstellung“ im Text erscheinen. Zu diesen Ausdrücken gehören beispielsweise *die USA* (MJ 1982:50), *Berkeley, Cal.* (Anm. gekürzt für *California*) (MJ 1982:51), *Madison Avenue* (MJ 1982:51). Zu den englischen Ortsnamen gehören auch Stadtnamen, wie z.B. *London* (MJ 1982:97,100), *New York* (MJ 1982:53).



#### 4.7. Währungsamen als Eigennamen in der Fachzeitschrift *Marketing Journal* im Jahre 1982

In diesem Text findet man darüber hinaus eine Währung, namentlich *Dollar* genannt, die für die USA typisch ist: „Amerika wäre nun nicht Amerika, würde nicht aus dieser gewandelten Situation eine neue Theorie geboren werden. Schon spricht die Wissenschaft und Praxis vielerorts vom unvermeidbaren Ende der klassischen Marketing-Ära. Ein Bedeutungsrückgang der Marketing-Philosophie ist bereits heute deutlich zu spüren. Die Frage ist nur, wer sich am Markt durchsetzen wird: Die Unternehmer, die weiterhin auf die klassische Markenartikel-Strategie setzen oder aber diejenigen, die den scheinbar sicheren Weg des „schnellen Dollars“ gehen. Die Antwort können allein die amerikanischen Verbraucher geben.“ (MJ 1982:52) Es lässt sich sagen, dass man gegebenenfalls mit dem Ausdruck „schneller Dollar“ metaphorisch auf einen leichten Gewinn hinweisen wollte.

### 5. Zusammenfassung

Je nach der Bedeutung konnten die untersuchten Anglizismen als Eigennamen in sechs Hauptgruppen eingeteilt werden:

- Personalnamen,
- Publikationsnamen,
- Marketingveranstaltungsamen,
- Firmennamen,
- Produktamen,
- Ortsamen,
- Währungsamen.

Was die „Konstruktion“ solcher Eigennamen betrifft, können sie weiterhin nach zwei anderen Kriterien gegliedert werden: Anglizismeneigennamen, die ausschließlich aus dem englischen Wortgut bestehen und diejenigen, die auch den deutschen Wortschatz mit einschließen. Darüber hinaus zeigt die untersuchte Ausgabe, dass der Einfluss des Englischen auf die deutsche Sprache im Rahmen von *Marketing* schon im Jahr 1982 groß war, wobei diese Problematik auch auf den Gebrauch von Eigennamen zurückzuführen ist.

## Literatur

PROCTER 1995

PROCTER, Paul (editor-in-chief): *Cambridge International Dictionary of English*. Cambridge, CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS, 1995.

DOLEŽALOVÁ 2008

DOLEŽALOVÁ, Katarína: Anglizismen in der deutschen und in der tschechischen Sprache: ihre Teilung nach verschiedenen Perspektiven, Gründe ihres Gebrauchs. In: *Vyššije gumanitarnoe obrazovanie XXI veka: Problemy i perspektivy*, Samarskij gosudarstvennyj pedagogičeskij institut, Izdatelstva SGPU, 2008, S. 98-108

DUDEN 2006

DUDEN. *Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim, DUDENVERLAG, 2006.

GESTER 2001

GESTER, Silke: Anglizismen im Tschechischen und im Deutschen. Frankfurt am Main, PETER LANG GMBH EUROPÄISCHER VERLAG DER WISSENSCHAFTEN, 2001.

INGHULT 2002

INGHULT, Göran: Neue Anglizismen in Deutschen und Schwedischen 1945-1948. Transferenz und Integration aus kontrastiver Sicht. Edsbruk, AKADEMITRYCK, 2002.

SCHMITT 1985

SCHMITT, Peter A.: Anglizismen in den Fachsprachen. Eine pragmatische Studie am Beispiel der Kerntechnik. Heidelberg, CARL WINTER UNIVERSITÄTSVERLAG, 1985.

VESTERHUS 1989

VESTERHUS, Sverre: Zur Pluralschreibung der englischen Lehnwörter auf -y im heutigen Deutsch. In: Språk og språkundervisning. 4/1989, S.40-45

VONDRÁŠKOVÁ 2008

VONDRÁŠKOVÁ, Jaroslava: Anglizismen in der gegenwärtigen deutschen Banksprache. In: Brüner Beiträge zur Germanistik und Nordistik. Brno, MASARYKOVA UNIVERZITA, 2008, S.37-44

YANG 1990

YANG, Wenliang: Anglizismen im Deutschen. Am Beispiel des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL. Tübingen, MAX NIEMEYER VERLAG GMBH.& Co.KG, 1990.

WAHRIG 2008

WAHRIG. Deutsches Wörterbuch. WISSEN MEDIA VERLAG GMBH, 2008.

**Quelle**

MARKETING JOURNAL 13 Jahrgang, Ausgabe 1/1982

# VERGEHEN UND IHRE STRAFEN IN DER MITTELALTERLICHEN STADT. OFEN UND MAGDEBURG

ERIKA NIKOLICZA  
Eötvös Loránd Universität, Ungarn

## 1. Einleitung

Für die stadtgeschichtlichen Forschungen ist das sog. Stadtrecht, das im Allgemeinen in schriftlicher Form, in Form eines Rechtsbuchs der Geschichtsschreibung zur Verfügung steht, eine der wichtigsten Quellen. Das Stadtrecht war der Grundfaktor im Stadtleben, der sich entweder nach eigener Rechtsentwicklung der Stadt oder nach der Rechtsgebung des Stadtrechtes einer anderen Stadt entwickelte. Auf dem deutschsprachigen Gebiet bildete das Recht vieler Städte die Grundlage der Rechtsgebung. Lübeck, Magdeburg waren auch die Städte, die im Mittelpunkt eines solchen Rechtskreises standen, und deren Rechte die Rechtsgrundlage vieler mittelalterlicher Städte bildeten. Fakt ist, dass eben Magdeburg aus der Sicht von Mittel- und Osteuropa Bedeutung hatte, dessen Recht die Rechtsgrundlage vieler auf diesem Gebiet existierender Städte bildete. Zahlreiche Wissenschaftler in Mittel- und Osteuropa führen Forschungen zu diesem Thema unter der Leitung vom Professor Dr. Heiner Lück in Koordination mit der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig in Deutschland. Diese gemeinsame Arbeit beschäftigt sich in erster Linie mit dem auf die slawische Rechtssprache durch das Magdeburger Recht ausgeübten Einfluss der deutschen Sprache.

Aber die Frage, ob das Magdeburger Recht auch auf dem Gebiet von Ungarn so starken Einfluss gehabt hat, ist nicht eindeutig zu beantworten. Die Stadt Ofen ist eine der ungarischen Städte, die mit dem Magdeburger Recht in Zusammenhang gebracht werden können. Sie besitzt nämlich ein im guten Zustand erhaltenes schriftliches Sprachdenkmal vom Anfang des 15. Jahrhunderts, das ihre Quellen, darunter auch das Magdeburger Recht erwähnt. Dieses Zeugnis ist das Ofner Stadtrecht. In Ungarn ist es eines der jüngsten unter den wenigen, aber relativ vollständig erhaltenen Rechtsbüchern, das die Art des Lebens in Ofen beeinflusst hat. Es legte die alten Sonderrechte der Stadt und auch die Texte der neueren von König Sigismund erhaltenen Privilegien fest. In seinem Vorwort nennt das Rechtsbuch selbst seine Quellen. „*Hye hebet sich an das Recht puech nach Ofnerrstat Rechten, Vnd mit helet in etlichen dingen oder stugken Maidpurgerischem rechten, Vnd ist geschriben nach allen ausgesprochen vrtailen vnd nach gueterr löblicher gewonhait, Vnd allermaisten nach sag hantfestlicherr prieff, Damit dj selbe Ofenstat gestift, gefreyet vnd pegabet wardenn ist von manigen künigen vnd fürsten des lands zu Vngerer [...]*“<sup>1</sup>

Eine der genannten Quellen des Ofner Stadtrechts war also das Magdeburger Recht. Lange Zeit ist schon bekannt, dass viele Städte Mittel- und Osteuropas ihr Leben nach dem Magdeburger Recht führten. „*Das Magdeburger Recht war im 13. Jahrhundert als Gewohnheitsrecht mit deutschen Siedlern ins Land [Polen] gekommen und häufig von piastischen Herzögen ihren Städten und sogar Dörfern verliehen worden. So erhielt z. B.*

---

<sup>1</sup> OST. 1.

*Breslau von den Herzögen Heinrich III und Wladyslaw von Schlesien das Jus civitatis Magdeburgensis (1261), das Schöffen und Ratmannen von Magdeburg auf Bitten des Herzogs und der Breslauer Bürger verfasst hatten. Es scheint sich dabei nur um eine Bestätigung gehandelt zu haben; denn schon vorher war Krakau von Herzog Boleslaw mit Breslauer und hilfsweise Magdeburger Recht bewidmet worden (1257). Breslau und der größte Teil Schlesiens schlossen sich 1329/35 an Johann von Böhmen an und wurden 1355 von Kaiser Karl IV in das Königreich Böhmen inkorporiert.*<sup>2</sup> Die Anwesenheit und die Wirkung des Magdeburger Rechts in Ungarn sind aber nicht von gleichem Ausmaß und gleicher Bedeutung mit dem in obigem Zitat erwähnten Gebiet. Ob das Magdeburger Recht außer dem, oben im Vorwort erwähnten Satz, auch weitere Spuren im Ofner Stadtrecht hinterlassen hat, ist eine wichtige Frage der rechts- und stadtgeschichtlichen Forschungen. Unter vielen Aspekten kann ein wissenschaftlicher Vergleich zwischen dem Ofner Stadtrecht und dem Magdeburger Recht durchgeführt werden. Er kann durch Untersuchung der Lebensweise der Stadtbürger oder ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit oder aber auch auf Grund der Stadtregierung, des Bürgerrechts, der Schulden und ihrer Strafen gezogen werden.

Die Missetaten gegen das Besitzrecht wie Diebstahl, Einbruch, Schädigungen, oder schwere körperliche Beschädigungen, Schlägereien und auch Totschläge sind Taten, die in den mittelalterlichen Städten begangen und bestraft wurden. Dieser Beitrag stellt eben diesen Themenkreis in den Mittelpunkt und versucht einige Ähnlichkeiten und Parallelen zwischen dem Ofner Stadtrecht und dem Magdeburger Recht darzustellen.

## 2. Die Schäden

In den mittelalterlichen Städten haben viele Menschen wegen des schnellen Bevölkerungswachstums auf kleinem und begrenztem Raum zusammenleben müssen. Diese Bedingungen haben die Häufigkeit von Streitereien und Konflikten natürlich erhöht. Den Stadtfrieden zu bewahren, stand aber im Interesse aller Einwohner der Stadt. So sollten Strafen auf die Störer des Stadtfriedens warten. Nach den mittelalterlichen Rechtsgewohnheiten hatten der Richter und sein Stadtrat die Aufgabe, diese Strafen zu bestimmen. Die mittelalterlichen Rechtstheorien haben sich aber von den heutigen grundsätzlich unterschieden. Eine scharfe Trennung zwischen *dolus*, *culpa* und *casus* haben die Juristen, die in Italien die römischen Rechtsgedanken kennen gelernt hatten, erst später geschaffen. In den mittelalterlichen Städten haben die Bürger eher versucht die einzigen Verbrechenstypen zu definieren und ihre Strafen herauszuarbeiten. Am Anfang gab es erst die Rache der Verletzten oder ihrer Angehörigen als Reaktion auf eine Missetat. „*Der Verletzte und sein Verwandtschaft bzw. die Verwandtschaft des Erschlagenen suchten durch die Fehde am Missetäter und seiner Verwandtschaft Rache zu nehmen.*“<sup>3</sup> Es gab zwei Arten von Fehden die richterliche und die gewöhnliche (nicht-richterliche). In den Städten haben die nicht-richterlichen Fehden stattgefunden, die vor allem Fehden wegen verübten Totschlags waren. Da aber der Stadtfrieden dadurch grundsätzlich gefährdet war, kämpften die mittelalterlichen Städte gegen das Fehdewesen innerhalb der Stadt. Deshalb kamen Verbote der Fehde in den Stadtrechten immer häufiger vor, und es wurden langsam auch verschiedene öffentliche Strafen (z. B. Geldstrafen) eingeführt.

<sup>2</sup> COING 1973, 747. p.

<sup>3</sup> CONRAD 1962, 435. p.

In der mittelalterlichen Stadt haben die Bürger ihre Häuser eng aneinander bauen müssen, da der Platz für die wachsende Bevölkerung nach einer Weile nicht mehr groß genug war. Auf Grund dieser Bauweise, mussten die Einwohner unbedingt aufeinander Rücksicht nehmen. Damit sie ihren Nachbarn keine Schäden zufügen, wurden Regeln in der Stadt aufgestellt. In Ofen und in Magdeburg war dies auch der Fall. Unter den sog. Privatverbrechen sind auch verschiedene Schädigungen in großer Menge zu finden. Die zur Grundscheide nah gebauten Gebäude, die fehlenden Zäune der eigenen Grundstücke sowie frei laufende Tiere konnten Ärger verursachen. Deshalb steht im Artikel 164 des Ofner Stadtrechts, dass man für sein eigenes Grundstück verantwortlich sei. „*Eyn iglich man sol auch verwirchen seyren hof. Vnd wer deß nichtenn thuet, geschicht da schaden eyñem, der pey Im sitezt, Er sal iß ym pessern. Geschicht aber ym selber schaden, er bleibt an wandill.*“<sup>4</sup> Dieser Artikel bestimmt, dass der Besitzer sein Grundstück abzäunen solle, und wenn er es nicht mache, werde ihm die dadurch verursachte Schuld zugeschrieben.

Das Wasser, das von einem Grundstück auf das andere fließt, und die Baumäste, die überhängen, konnten ebenfalls Ursache weiterer Konflikte zwischen Nachbarn sein. Diese Fälle sollten auch geregelt werden. Im Ofner Stadtrecht heißt es im Artikel 323 eben zu diesem Problem. „*Dach Tropfen Sol keyn mensch auf aines andern dach Noch yn den hoff nicht laiten, er schol das vntter steen mit gerjinnen.*“<sup>5</sup> Es wurde hier bestimmt, dass man das Wasser nicht in die Nachbarschaft fließen lassen dürfe.

Der Artikel 401 im Ofner Stadtrecht und der Punkt des Magdeburger Rechts regeln auch den Fall der Äste, die in ein Nachbargrundstück überhängen und derer Früchte dorthin fallen. „*Eß mag nyman seyner pawn este vber seyneß nachparen czawn reyen Ader stete lassen hangen. Was obestis hyn wider fellet, Das ist seynes nach paren. Ap er das nemen wil, sust Wil er des nicht nemen, er twinget yn mit rechte, dy este ap czw schlaenn.*“<sup>6</sup> In Magdeburg wurde ebenfalls geregelt, dass Früchte, die vom Baum eines Nachbarn auf das eigene Grundstück fallen, Eigentum des Grundstückbesitzers werden und dies nicht als Diebstahl zu betrachten ist. „*Von obeze. Izen muz niemant. sin obes hengen. in eines andren mannes hof. menlich sol ouch bewirken. sinen teil des houes. der des nicht entut. geschied dar schade ab. her sol en bezzeren.*“<sup>7</sup>

Da die Stadtbevölkerung auf immer kleinerem Raum zusammengelebt hat, mussten die Regeln einer Stadt auch wichtige hygienische Gesichtspunkte berücksichtigen. Dazu gehörten auch die verschiedenen Vorschriften für die „Häuschen“, in denen die Bedürfnisse verrichtet wurden. Der Artikel 326 im Ofner Stadtrecht schrieb vor, wie man das Häuschen sorgfältig zu bauen hatte. „*Eyn yder man schol seyn sprach hauß ader schimpf haws ader lewbel furen vber ader vntter der erden seinen nochparn vnnd andern lewten an schaden. Ader er muß dye schaden alle auß richtenn Vnnd peczalenn.*“<sup>8</sup> Der Punkt des Magdeburger Rechts regelte auch, wie weit man sein „Häuschen“ von der Nachbarschaft entfernt bauen dürfe. (Dieser Abstand war ungefähr 1 Meter lang.) „*Swer eine heimelicheit buwen wil.*

---

<sup>4</sup> OST. 164.

<sup>5</sup> OST. 323.

<sup>6</sup> OST. 401.

<sup>7</sup> GAUPP 1826/1966, Art. 87. 299. p.

<sup>8</sup> OST. 326.

oder einen Swinkoben setzen wil. der shol sie drie vūze von sime nackebure setzen vnde nicht neher.<sup>9</sup>

### 3. Die Tiere in den mittelalterlichen Städten

Im Mittelalter haben auch Tiere in den Städten gelebt, deren freie Bewegung auf den Straßen ebenfalls geregelt werden musste. Diese Tiere waren aber nicht nur Haustiere, sondern auch Wildtiere wie Affen und Bären. Es sind einige Magdeburger Urteilssprüche zu diesem Thema bekannt, wie auch der folgende, den die Magdeburger Schöffen am 30. April 1466 der Stadt Görlitz geschickt haben. „*Unnße willige dinst zcu vor. [...] Ersame und rechtsweisen hern und frund. Nickel Schuwert claget czu Hannß Leupolde und sinem gewissin durch sine vorredir jn der ersten clage dorumb. Wy Leupold einen marder hat gehabt. Von desselbn mardirß wegen der die zeit Leupolds gewest jst, jst Schuwirts kinde das er gahabt hot und iß noch heutigis tagis hat, ungemach wedirfaren. Das denn Schuwirt beweist und beleit hat uff frischer todt. Die scheppin iß ouch von gerichtswegen besehn und in wolgehegkter banck, do alle ding crafft und macht haben, bekant habin, das dem kinde dy naße vorbissen sey. Das denn der hochsten lemden eine ist. Und der scheppe hot meh bekant, das sy habin gesehn ein stucke von eime ohre gebissin und zu kromen under den augen des kindis. Und clagit yo zcu Hanns Leupolden eygen gewissen, hoffinde, er solle em antworten mit yo ader mit neyn, neher und eh, denn Leupold jme eyne beweisunge schwinder moge angewynnen, und setzt das recht uff die erste clage.* [Schuwirt klagte noch zwei weitere Male. 1. Leupold habe den Marder gefangen und erschlagen. 2. Er habe auch den Schwiegervater Schuwirts um Vermittlung gebeten. – Leupold wollte aber erreichen, dass zuerst Schuwirt verpflichtet werde, seine Behauptungen zu beweisen. Leupolds Meinung nach handle es sich, obwohl Schuwirt drei Klagen angestellt hatte, nur um eine und dieselbe Sache.] *Hyr uff spreche wyr schepphn zcu Madeburgk vor recht: [...] Wurde denn Hans Leupold eyn solches nach jnholde der schulde zcu steyn und bekentlich sin, das sin marder als her zcu der czyth gehabit had, und sine gewest ist, des gnanten Nickel Schuwertten kinde dy naße vor byssen habn, also das dem kinde dy naße von dem byssen abe were, so were des eyne kampherdige wūnde, und Hans Leupold moste denn dem gnanten Nickel Schuwirtte sulche lemede als sinem kinde an den naßen von den marder geschen ist, myt eynem halben wergelde vorwandeln und vorbussen und denn richtern sin gewette ghebin: [...]. Wurde aber Hans Leupold [...] darzcu neyn sagen, so moste her sich der selbten schulde nach orem laute und jnhalde myt sines eyner hand uff den hilligen als recht ist entledigen und abenehmen. Von rechtis wegen. Vorsigelt myt vnßm jngesegel.*<sup>10</sup>

Nach dem Spruch der Magdeburger Schöffen müsse Leupold alle Fragen mit Ja oder Nein beantworten. Wenn er eine Ja-Antwort gäbe, müsse er wegen Verletzung des Kindes ein halbes Wergeld an Schuwirt bezahlen und dem Richter Gewette geben. Wenn er aber mit Nein antworte, müsse er einen Eid ablegen, um sich von der Anschuldigung zu befreien. Unter Anderem wegen der, in dieser Urkunde dargestellten Ereignisse, haben beide Stadtrechte Regeln zum Thema „Durch Tiere begangene Schäden“ geschaffen. Der Artikel 398 des Ofner Stadtrechts bestimmte, dass der Besitzer des Tieres, das einem Mitbürger Schaden zufügt, für dieses verantwortlich ist. „*Von hirschen, pern, affen, wolfen, fuchszen vnnd*

<sup>9</sup> GAUPP 1826/1966, Art. 139. 319. p.

<sup>10</sup> NEUMANN 1852, XXIX. 67. p.

von wuttenden hunden recht. Wer dÿ helt Aber der eynes jmanden schaden tuth, daß muß er pezalen vnnd auß richten. Auch ap der man, dem sye schaden haben gethon, Sÿ czu todt schlug, seinen schaden zu weren, er durf des nicht vor antwortenn nach verpussen.<sup>11</sup> Das Magdeburger Recht enthielt ebenfalls einen solchen Punkt. „Ob ein vie schaden tut. oder wunden. Tvt eines mannes phert. oder hunt. oder behr. oder sin vie schaden. oder ein vngerichte. swer sich dar zu zyhet. der muz da vor antworten. bekennet abir ein man. vor gerichte. daz daz vie sin sie. daz den schaden hat getan. vnde ist die wunde kamphwerdic. her muz da vor antworten. glicher wis also ob hez selber getan hette. vnde ist die wunde nicht kemphwerdic so muz man en in daz ding wisen. vnde en zyhet her sich nicht dar zu. so en darf her nicht da vor antworten.“<sup>12</sup>

#### 4. Die Störer des Stadtfriedens

In der Stadt ging jedoch nicht nur von Tieren eine Bedrohung aus, sondern auch von Mitbürgern. Oft gab es unter ihnen Streit, Schlägereien und auch Totschläge. Um diese Gefahr abzuwehren, wurden auch für solche Fälle Regeln aufgestellt. Der Artikel 226 des Ofner Stadtrechts enthielt strenge Strafen für Störer des Stadtfriedens. „So man den stadtfridt Czu halden gepewt czwen ader manigen menschen, dÿ In krieg Vnnd czwytracht ader jÿn feintschafft sten, So ge pewt man payden tailen, das sÿ den stadt friedt nichtenn prechen mit worten nach mit Werchen. Wen der denn prech mit worten, der ver fil eyn hantd, Mit werken verfiel er den hals. Also pesun derlich dÿe hant stee Vmmb X marck Vnnd den hals mit XXXII marken.“<sup>13</sup> Auch der Punkt des Magdeburger Rechts enthielt eine harte Strafe für Störer der städtischen Ruhe. „[...] brichet abir ein man den vride. den her vor sich selber gelobet. iz get im an den hals.“<sup>14</sup>

In der Stadt gab es immer und überall Streit, wie z. B. unter den Männern in den Kneipen, oder zwischen den Hökerinnen auf dem Markt. In der mittelalterlichen Stadt spielten agrarische Tätigkeiten eine mehr oder weniger große Rolle, dort lag vor allem das Zentrum des Warenverkehrs, das sich entweder erst auf die Stadt selbst oder auch auf ihre weitere Umgebung konzentrierte. Zu ihnen gehörten nicht nur die Zunftmeister, die in der Stadt ihr eigenes Haus und eine eigene Werkstatt besessen haben, sondern auch die Hökerinnen, die eine sehr charakteristische und laute Figur des Marktes zu dieser Zeit darstellen. Der Artikel 159 des Ofner Stadtrechts beschäftigt sich unter anderem auch mit den Hökerinnen. „Dÿ lewÿt, dÿ do fragnerin haissen, prechen sy oder missethuen sy icht an manich kauf, spricht man es, sy müessen haut vnd harr, sy muessen geben drey schilling, das stet aber an dem ratman, welichen sy wellen.“<sup>15</sup> Nach diesem Artikel wurden die Hökerinnen, die die Regeln verletzt haben, entweder zum Schnitt der Haare als körperliche Strafe oder zur Zahlung von 3 Schilling, also zu einer Geldstrafe verurteilt. In Magdeburg wurden solche Vergehen auch auf diese Weise geregelt. Es zeigt sich auch in den im Jahre 1261 für Breslau und im Jahre 1304 für Görlitz gefertigten Rechtsmitteilungen des Magdeburger Rechts. „Von der hoken rechte. Die da hoken heyzen. ab sie sich an ichte vor bozen oder

<sup>11</sup> OST. 398.

<sup>12</sup> GAUPP 1826/1966, Art. 128. 313. p.

<sup>13</sup> OST. 226.

<sup>14</sup> GAUPP 1826/1966, Art. 90. 300. p.

<sup>15</sup> OST. 159.

vor wirken. oder missetvnt sie etteswaz an der cvre. daz sie der stat oder der ratman gelübde brechen. spricht man en daz zv von der ratmanne wegen. sie wetten darumme hvt vnd har. oder drie schillinge. da stet aber an den ratmannen. welch sie nemen wollen.<sup>16</sup> „Die liute die dar hoken heizen brechen sie oder missetün sie waz an meinkoufe. Sprichet man in daz zü. Sie müzen wetten hut und har. Oder drie schillinge. daz stet aber an den Ratmannen welich ir sie wollen.“<sup>17</sup> Diese Punkte des Magdeburger Rechts wurden neben der Ausgabe von E. T. Gaupp im Jahre 1826 sowohl in der Sammlung von Paul Laband<sup>18</sup> im Jahre 1863 als auch in der Quellenausgabe von Friedrich Ebel<sup>19</sup> im Jahre 1989 veröffentlicht. In der Stadt Ofen und in Magdeburg wurden also die beschuldigten Hökerinnen nach der Entscheidung des Stadtrates verurteilt. Sie bekamen entweder eine körperliche Strafe oder eine Geldstrafe. Der Haarschnitt oder die Summe (3 Schilling) der Geldstrafe sind in beiden Städten ähnlich gewesen.

In den Kneipen sind Streitereien unter den Männern ebenfalls oft vorgekommen. Diese Taten haben immer Strafen nach sich gezogen, aber ihre Größe hing von der Schwere der bereiteten Schmerzen und Verletzungen ab. Deswegen sollten verschiedene Arten von Wunden bestimmt werden. „Gegenüber den einfachen Streichen (Raufen), die keine Spur hinterließen und nur als bußwürdige Misshandlungen galten, standen zunächst die ‚trockenen Streichen‘, die nur Beulen (pulislac) oder blutunterlaufene Stellen (blawunde, blewat) hinterließen. Dann folgten die blutenden oder fließenden Wunden (bluotrums, blutotregen), bei denen das Blut bis zur Erde floß; höher in Strafe als die bloße Hautverletzung (bloutruns i. e. S.) standen die Fleischwunden, bei denen es einer gerichtlichen Messung nach Tiefe und Länge bedurfte (metewunde, mensurable, vulmus). Unter diesen traten wieder die kampfwürdigen oder friedbrüchigen Wunden besonders vor, so die pogwunde oder bogende wunde (bei der das Blut im Bogen spritzt), die des Nähens bedürftige geheftete (Heftwunde) und die mit Charpie behandelte gemeißelte Wunde, ferner die beinschrötige (mit Knochenverletzung) und die lebensgefährliche Wunde (ferhwunde, mortliche wunde). Eine Straferhöhung trat überall ein, wo die Verwundung durch gewaffnete Hand erfolgt war. Die höchste Klasse unter den Körperverletzungen bildeten Lähmungen und Verstümmelungen (lidiscarti).“<sup>20</sup>

Streitereien konnten nicht selten auch mit Totschlag enden. Das Ofner Stadtrecht definiert ganz eindeutig, was es für einen Totschlag hält. „Eß wirt auch eyn man manslechtig Mit der tat, mit Willenn Vnnd mit vorsacz. Ich mayn eyne lange petrachtung Vnnd das geschit, So sich dj menschen czw tragen mit posen worten Vnnd chomen vrbering zu eynem slaen, daß eyner den andern dir schlecht, der hat gnedigern todt vnnd erlichern, wan etwas der, der mit versacz vnnd vorwartung manslechtig wirt, Alß das man jn slechtlich auf dem kraut marckt kopft.“<sup>21</sup> Nach dieser Definition ist ein Totschlag eine willentlich und vorsätzlich begangene Tat. Natürlich sind Totschläge im Bereich des Magdeburger Rechts ebenfalls oft vorgekommen. Dies zeigt sich in einem Urteilsspruch, der von den Magdeburger Schöffen der Stadt Görlitz abgefasst wurde. Die Magdeburger Schöf-

<sup>16</sup> GAUPP 1826/1966, Art. 2. 270. p.

<sup>17</sup> GAUPP 1826/1966, §. 5. 231. p.

<sup>18</sup> LABAND 1863/1967, Cap. 10. 5. p.

<sup>19</sup> EBEL 1989, A 1 § 5. 2. p.

<sup>20</sup> SCHRÖDER 1907, 782. p.

<sup>21</sup> OST. 260.



fen verkündeten dieses Urteil in der Sache eines Totschlags. Es gab einen Streit zwischen dem Beklagten und einigen seiner Gäste, bei dem der Sohn des Klägers erschlagen wurde. Nach dem Spruch der Magdeburger Schöffen solle der Beklagte nach seinem schlechten Gewissen befragt werden, und diese Frage solle von ihm mit Ja oder Nein beantwortet werden. *„Unnsern fruntlichenn gruß zuvor. Ersamen, besundern gunstige frunde, ßo jhr uns vonwegen eynes todtshlags, ßo sich auff ewerm dorffe unnd kretzschemer zwieschen dem scholtzen doselbst und etzlichen seynen byrgesten, alles nach jnhalt diese ewer jtzigenn fragen begebenn etc., geschriebenn und euch doruber deß rechte zcwberichte gebetenn habt etc., sprechenn wyr scheppenn zcw Magdeburgk auff dieselbigenn schryffte vor recht: Dieweyll der cleger als deß entleybten vatter, seyne clage, wie unterr andernn jn ewrn schriefftenn vermeckt widder und zcw gemeltem scholtzenn als zcw eynem handthetter etc., der jhme seynen ßohnn vom lebenn zcw tode gebracht habe sollte etc., peinliche angestaldt etc., ßo iß auch der beclagte schultz derhalben seynn gewissenn myth jha ader neynn zcweroffenn jhm rechtenn schuldigk, unnd weiß deß alßo geschicht ader nicht, doruber gehet furder billich, waß sich zcw rechte eygen und geburenn wirdet. Von rechwegenn. Vorßiegelt mith unnserm jngesiegell.“*<sup>22</sup>

Der Totschlag war immer schwieriger zu beurteilen. Am Anfang wurde eine solche Tat nicht besonders verhandelt, sondern der Täter wurde noch am Tatort getötet. Später hat sich die Vorgehensweise verändert, und die Tat wurde durch Geschrei handhaft gemacht. *„Erforderlich war nur, dass das Gerüfte (Geschrei) erhoben wurde, um die Nachbarn zusammenzurufen, und es musste der Getötete mit den Schreimannen vor Gericht gebracht werden. Hier wurde dann die Klage gegen den toten Mann erhoben. Der Kläger, für dessen Recht die Sachlage zeugte, durfte mit seinem von Eidhelfern (vor allem den Schreimannen) unterstützten Eid den Getöteten überführen.“*<sup>23</sup> Es war erforderlich durch das Rufen die Nachbarn zusammenzurufen, und der Getötete musste mit dem sog. Schreimann vor Gericht gebracht werden. Im Artikel 347 des Ofner Stadtrechts steht auch dieser Fall. *„Man schol den todten nicht pegraben, Man trage jn denn vor an fur rathauß Czu eynem zaichen, das der Richter seyn nachster frewnt Vnnd pruder ist czu fodern vnnd zu nemen das recht wider den manslechtigen. Hat aber der erschlagen mensch frewnt, dÿ sullen yn dreÿ stunt nÿder setzen vnnter wegen, So man jn zu kirchen treit Vnnd alz oft ruffen vnnd schreyen Vber den manslechtigen Vnnd auch vber dÿ zwen negsten mit folger, Der iglicher gehoret zu nennen peÿ seinem Christenlichen namen yn dem geruffe. Darnach ap man den ferrer wil suchen, So ruffe der scherge dreÿ recht tage nach enander dem manslechtigen, vnnd denn zwein nechsten mit folgern jn auff dem Rathaus vnnd nennet ir iglichen mit dem namen, das sÿ komen vnnd sich vorantworten. Kumpet den czu dem dritten recht tag der nicht, Den man des todtshlages czeicht, so vor czelt man ynn vmmb eyne hant. Chumpet aber der ander nechst mit folger nit, man vorzelt jn vmmb eyne wunden Vnnd dÿ all dreÿ haben als vil freyung vor paß. Alß der wolff ynn der staüden. Dÿ andern aller ap man ymanden mer an czihe, das er da peÿ wer gewesin, mugen emprechen yglicher mit seynes selbs aide Ader er pusset mith eynem firdung dem wider tail Vnnd dem Richter also vil.“*<sup>24</sup>

<sup>22</sup> NEUMANN 1852, XLI. 109. p.

<sup>23</sup> EBEL-THIELMANN 2003, 283. p.

<sup>24</sup> OST. 347.

## 5. Der Einbruch

Der Stadtfrieden wurde oft auch durch Diebstähle und Einbrüche bedroht. Letzterer war ein schweres Verbrechen, dessen Strafe sowohl in Ofen als auch in Magdeburg sehr ausführlich geregelt wurde. Es war nämlich nicht indifferent, ob ein Einbruch in der Nacht oder am Tag geschehen war. Einige Artikel des Ofner Stadtrechts kann man bezüglich des Zeitpunktes des Verbrechens mit dem Magdeburger Recht auch in Parallele stellen. *„Es, das ein man wirt an gestriten in seinem haus vnd haimsuechung geschiecht von seinen veindten, vnd das derr selbig man, derr an gestritten wirt, er oderr sein hausgesindt ein kampferr wundt empfaht vnd dy haimsuechung mit gezeugen verfolgen wil, der sol haben sechs frum man, dy rechterr trew wirdig sein, vnd er sol derr silbend sein. Vnd ist, das dy nemlich lewt ir ayd türren darr vmb pieten, das dy haimsuechung sey geschehen, dy aus streiterr des nemlichenn hauss, dy pesten mit vrtail mit yrem haub.“*<sup>25</sup> Der Artikel 159 im Ofner Stadtrecht beschäftigt sich mit dem Fall des Einbruchs. Verletzte der Einbrecher den Bewohner des Hauses, in das er einbrach oder jemanden von dessen Verwandten und der Bewohner konnte dafür auch Zeugen stellen, wurde der Einbrecher zum Schwert verurteilt. Dazu brauchte man aber sechs Zeugen und sich selbst als siebten Zeugen. *„Aus dem erweiterten Handhaftverfahren entwickelten sich ferner neue Formen der Verbrechenverfolgung. So a) das Übersiebnungsverfahren, entstanden aus der Eidhilfe der Schreimannen, [...]“*<sup>26</sup>

Im Ofner Stadtrecht waren insgesamt sieben Zeugen nötig, um den Einbrecher zu verurteilen, und in Magdeburg war es ebenso. *„Von deme heimsüchene. Tvt ein man dem anderen heymsuche. nachtes oder tages vmbeclaget mit vnrechter gewalt. oder noteget ein man wib oder maget. vnde wirt her gevangen in der hanthaftigen tat. mit gerufte. vnde vor gerichte bracht. vnd her des sine shreimanne habbe. selbe siebende. Vnd mac her die tat. oder die not bewisen. also recht ist. iz get jeme an den hals.“*<sup>27</sup> Dieser Punkt wurde auch in der Ausgabe von Paul Laband<sup>28</sup> im Jahre 1863 veröffentlicht.

## 6. Zusammenfassung

In der mittelalterlichen Stadt war eine der wichtigsten Aufgaben des Stadtrechts den Stadtfrieden zu bewahren. Den Frieden in der Stadt dauernd zu sichern, stand im Interesse der gesamten Gemeinde. Es wurden strenge Regeln aufgestellt, die von den Stadtbürgern beachtet werden mussten. Trotzdem gab es immer Personen, die den Stadtfrieden durch verschiedene Verbrechen gestört haben. Diebstahl, Raub, Einbruch, mutwillige oder unmutwillige Schädigungen, oder schwere körperliche Beschädigungen, Schlägereien und auch Totschlag waren die Sachverhalte, die in den Stadtrechten geregelt wurden. In der Stadt Ofen und auch in Magdeburg gab es Personen, die bestraft werden mussten, weil sie die Ruhe der Stadt gefährdet haen. Für diese Fälle hatten das Ofner Stadtrecht und auch das Magdeburger Recht Regeln, die in den beiden Städten nicht selten sehr ähnlich waren. In diesem Beitrag sollten davon einige interessante Fälle dargestellt werden.

<sup>25</sup> OST. 159.

<sup>26</sup> MITTEIS-LIEBERICH 1985, 38 I 5 292. p.

<sup>27</sup> GAUPP 1826/1966, Art. 13. 275. p.

<sup>28</sup> LABAND 1863/1967, II. 2. 14. 25. p.

---

**Literatur**

COING 1973

COING, Helmut: Handbuch der Quellen und Literatur der neueren europäischen Privatrechtsgeschichte. I. Band (Mittelalter 1100-1500 Die Gelehrten Rechte und die Gesetzgebung). München, VERLAG H. C. BECK, 1973.

CONRAD 1962

CONRAD, Hermann: Deutsche Rechtsgeschichte. Band I. Karlsruhe, VERLAG C. F. MÜLLER, 1962.

EBEL 1989

EBEL, Friedrich: Magdeburger Recht. Band II Die Rechtsmitteilungen und Rechtsprüche für Breslau. Teil I: Die Quellen von 1261 bis 1452. Köln, Wien, BÖHLAU VERLAG, 1989.

EBEL–THIELMANN 2003

EBEL, Friedrich – THIELMANN, Georg: Rechtsgeschichte. Von der Römischen Antike bis zur Neuzeit. Heidelberg, VERLAG C. F. MÜLLER, 2003.

GAUPP 1826/1966

GAUPP, Ernst Theodor: Das alte Magdeburgische und Hallische Recht. Breslau, 1826. Aalen, SCIENTIA VERLAG, 1966.

LABAND 1863/1967

LABAND, Paul: Das Magdeburg-Breslauer systematische Schöffengericht. Berlin, 1863. Aalen, SCIENTIA VERLAG, 1967.

MITTEIS-LIEBERICH 1985

MITTEIS, Heinrich – LIEBERICH, Heinz: Deutsche Rechtsgeschichte. München, VERLAG H. C. BECK, 1985.

NEUMANN 1852

NEUMANN, Theodor: Magdeburger Weistümer aus den Originalen des Görlitzer Ratsarchivs. Görlitz, HEYN VERLAG, 1852.

OST. 1959

Das Ofner Stadtrecht. Eine deutschsprachige Rechtssammlung. Herausgegeben von Karl Mollay. Budapest, AKADÉMIAI KIADÓ, 1959.

SCHRÖDER 1907

SCHRÖDER Richard: Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. Leipzig, VERLAG VON VEIT & COMP., 1907.

# FINANZIELLE UND KULTURELLE ELEMENTE DER FRÜHNEUZEITLICHEN BÜRGERLICHEN HEIRATSSTRATEGIEN

ATTILA TÓZSA-RIGÓ  
Universität Miskolc, Ungarn

## 1. Einleitung

Die meisten Quellen der Gesellschaftsgeschichte dienen uns „nur“ als „Momentaufnahmen“ zur Erforschung des kulturellen Hintergrundes der Geschichte der Eheschließung. Man kann sich auf diese Weise nur über einen Augenblickszustand der Institution der Ehe informieren. Die in den frühneuzeitlichen bürgerlichen Gemeinschaften üblichen Heiratsstrategien beeinflussten aber eigentlich fast das ganze Leben der damaligen Menschen. In dieser Hinsicht sind die Quellen, die uns über die wichtigsten Elemente der Heiratstrategien Informationen liefern können, für die Geschichtswissenschaft von großer Bedeutung. Den Ausgangspunkt dieses Beitrags bilden die Hintergrundinformationen des zweiten Testamentsbuchs der Stadt Pressburg aus den Jahren 1529-1557. Der zweite Band vom *Protocolum Testamentorum* in Pressburg beinhaltet 388 Testamente. Ihre Analyse verspricht also tiefgehende Ergebnisse nicht nur für die Geschichtswissenschaft, sondern auch für die Sprach- und germanistische Kulturwissenschaft.

Die frühneuzeitlichen Testamente beinhalten verhältnismäßig gut analysierbare Informationen über die oben erwähnten Elemente der bürgerlichen Heiratstrategien. Ich versuche in meinem Beitrag darzustellen, wie man diese Informationen erforschen und interpretieren kann.

Um die kulturellen Hintergründe der Heiratsstrategien interpretativ beleuchten zu können, möchte ich zuerst kurz auf die Lage der Stadt Pressburg im 16. Jahrhundert eingehen. Pressburg (heute Bratislava in der Slowakei, auf ung. Pozsony) war im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit die größte freie königliche Stadt der nordwestungarischen Region. Von 1535 an wurde die Stadt zum Verwaltungssitz des Ungarischen Königreichs unter der Herrschaft von Ferdinand I.

## 2. Die testamentarische Formulierung finanzieller Elemente von Heiratstrategien

Die wichtigsten Stationen des menschlichen Lebens, unter anderem auch die Eheschließung, galten damals zugleich als wichtige gesellschaftliche Ereignisse, die das Verbindungsnetz einer bürgerlichen Gemeinschaft grundlegend betrafen. Bei der Forschung dieser gesellschaftlichen Ereignisse tauchen aber manche Schwierigkeiten auf. Die erste besteht darin, dass die *Stadt* als allgemeine rechtliche Konstruktion fragwürdig ist, da die spätmittelalterliche und die frühneuzeitliche Wirklichkeit *die Stadt* als solche schlechthin nicht kennt, sondern es existieren eigentlich nur einzelne und individuelle Städte mit unterschiedlichen Charakterzügen und auch mit unterschiedlichen rechtlichen Verhältnissen. Ihr wesentliches Merkmal ist also gerade ihre besondere Rechtslage und ihr besonderes Recht, das gerade im Bereich des Familienrechts als besonders vielfältig und verschiedenartig gilt. Die nächste Schwierigkeit liegt darin, dass in den Rechtsquellen – bis zu dem 18. Jahrhundert – nirgendwo von Familienrecht die Rede ist. In diesem Sinne ist dann unter Familienrecht das

Recht der Ehe und der Verwandtschaft – insbesondere der Kindschaft – und der Vormundschaft zu verstehen.<sup>1</sup>

In den bürgerlichen Gemeinschaften gab es zahlreiche gewohnheitsrechtliche Akte, die man für unentbehrliche Elemente einer Eheschließung erklären kann, hier können u.a. die Phänomene *Morgengabe*, *Dos*, *Wittum*, auch die Mitgift, oder anders gesagt *Gerade* erwähnt werden.

Die Bürger hielten es für die Pflicht des Bräutigams, am Morgen der Eheschließung seine Verlobte zu beschenken. Das war die sog. *Morgengabe*, die später gewöhnlich der Teil des *Wittums* wurde. Der Bräutigam war also verpflichtet, im Verhältnis zu seiner Vermögensgröße der Braut Bargeld, Mobilien oder Immobilien zu übergeben. Der Wert dieses Vermögensteils wurde mit seinem zukünftigen Schwiegervater gemeinsam genau bestimmt.<sup>2</sup> Wenn der Ehemann früher als seine Frau starb, sicherte das oben erwähnte Heiratsgut die Versorgung der Witwe. Im rechtlichen Sinne verlor der Mann das Verfügungsrecht über diese Mobilien und Immobilien und die Frau hatte das Recht, über diesen Vermögensteil während ihrer Ehe und natürlich auch gegen Ende ihres Lebens frei zu verfügen.<sup>3</sup> Später werden wir sehen, dass die Morgengabe – auf Grund der Informationen der erforschten Quelle – in Pressburg nicht als Teil des *Wittums* galt.

Man kann die Mitgift im bestimmten Sinne als Gegensatz zum Begriff der Morgengabe und des *Wittums* interpretieren. Es gab aber einen wichtigen Unterschied, der darin bestand dass der Mann kein Verfügungsrecht über diesen Vermögensteil erwarb. Die Mobilien, die einen Teil der Mitgift bildeten, fielen nach dem Tod der Frau den Töchtern, oder wenn es keine gab, der nächsten weiblichen Verwandten zu.<sup>4</sup> Wenn der Testator Familie hatte, benannte er einen Vormund für seine hinterlassene Frau und hauptsächlich für seine Kinder.<sup>5</sup>

### 3. Quelleninformationen zur Kultur- und Sprachgeschichte

Die größte Problematik bei der Analyse der Testamente besteht also darin, dass uns diese Quellen nur eine sog. Momentaufnahme bieten. Sie wurden sogar in solch einem Moment angefertigt, nach welchem sich die erforschte Familie mit großer Wahrscheinlichkeit auflöste. Es lohnt sich also zu untersuchen, welche Informationen über die Vorgeschichte einer Heirat – im Verhältnis zum Zeitpunkt des Testaments – aufgefunden werden können.

Die Anordnungen, die sich auf die oben dargestellten Teile des Familienvermögens bezogen, geben uns Informationen über die früheren Etappen einer Heirat. Diese Anordnungen bezogen sich nicht einfach nur auf die Verteilung des hinterlassenen Vermögens, sondern sie bieten uns wichtige Beiträge zu den frühneuzeitlichen bürgerlichen Heiratstrategien.

Man kann hauptsächlich die Einträge untersuchen, bei denen Vermögensteile erwähnt sind, die bei der früheren Eheschließung eine bedeutende Rolle spielten. Hier können

---

<sup>1</sup> KÖBLER 1984, 136-137.

<sup>2</sup> SCHUSTLER 1912, 46-47.

<sup>3</sup> KIRÁLY 1894, 101-103.

<sup>4</sup> KIRÁLY 1894, 103.

<sup>5</sup> SCHUSTLER 1912. 84-89.

in erster Linie die Mitgift (anders *Gerade*), das Wittum und die Morgengabe hervorgehoben werden. Es sind leider nur 17 einschlägige Anordnungen in der untersuchten Quelle zu finden. Die analysierbare Informationsbasis ist also verhältnismäßig begrenzt, um gemeingültige Konsequenzen zu ziehen, es lohnt sich jedoch auch diese Einträge, die als eigenartig zu gelten scheinen, zu studieren, da sie auch den damaligen Sprachgebrauch in rechtlicher Situation beschreiben. Auf diese Weise kann man auch einen Einblick in die von den frühneuzeitlichen Bürgern angewandten Heiratsstrategien gewinnen.

Einleitend kann behauptet werden, dass die untersuchte Gruppe der Testatoren sechs Männer und fünf Frauen bilden, d.h. die oben erwähnten Anordnungen stammen von ihnen. Außer einer Witwe waren in diesem Kreis alle Personen verheiratet. Die Männer – bis auf einen Mann – erwähnen einen Vermögensteil, den sie bei der Eheschließung der Ehefrau übergeben hatten (z.B. mit der Bemerkung: „*so ich Ir vormals vermorgengabt hat*“). Daraus kann resultieren, dass die Morgengabe nicht immer Teil des Wittums wurde. Wenn es so gewesen wäre, wäre es ja nicht nötig gewesen, dass die Männer in ihren Testamenten immer wieder betonen mussten, dass die hinterlassene Witwe über den erwähnten Vermögensteil frei verfügen kann („*schaff ich ir frei und ledig zu thun und lassen wie es ir gefelt*“).<sup>6</sup> Das in den Familienverhältnissen befolgte Gewohnheitsrecht entsprach also nicht vollständig der in den Rechtsbüchern niedergelegten theoretischen Regelung. Es konnte vorkommen, dass die Witwe auf den Vermögensteil der Morgengabe lebenslang nur Nutznießungsrecht hatte. In einem solchen Fall kann man die Anordnungen, in denen der Mann die Morgengabe auf die Frau übertrug, so erklären, dass man eigentlich nur den rechtlichen Status des betreffenden Vermögensteils veränderte. Der Status des Nutznießungsrechts veränderte sich nämlich zu Eigentumsrecht.

Im von der Familie der Braut zusammengestellten Vermögensteil, d.h. innerhalb der Mitgift oder anders *Gerade* bildeten den größten Teil Bettwäsche, Kleidungsstücke und seltener auch noch Schmuckstücke. Es lohnt sich zu untersuchen, was der vom Ehemann ins Familienvermögen „hineingebrachte“ Vermögensteil beinhaltete. Auffallend ist, dass als Morgengabe ausschließlich Weingärten erwähnt sind. Obwohl uns nur sehr geringe Informationen zur Verfügung stehen (fünf Anordnungen über Morgengabe), lässt sich mit einer großen Wahrscheinlichkeit behaupten, dass Weingärten oft als Morgengabe vorkamen. Auf den Wert der Immobilien ist leider in keinem Testament ein Hinweis zu finden. In einem Testament ist ein halber Weingarten erwähnt, in drei Testamenten je ein Weingarten und in einem letzten Willen kommen zwei Weingärten als ehemalige Morgengabe vor.

Drei Frauen testierten im Allgemeinen Vermögensteile, die sie früher von ihren Männern bei der Eheschließung bekamen. Die Definitionen sind in diesen Testamenten nicht mehr so eindeutig wie in den letzten Willen der Männer. In einem Fall kommt der Begriff *mein Morgengab* vor, als eine Frau eines Weingartenwirts ihrem Mann ein halbes Haus vererbte.<sup>7</sup> Es wurde in einem Testament einer Frau eines Schmiedes auch ein Hausteil als ein früheres Wittum erwähnt. Die Frau des wohlhabenden Stadtschreibers, Michel Stützls hinterließ ihrem Mann eine bedeutende Summe von 380 rheinischen Gulden. Die Summe hatte Stützl – auf Grund der Informationen des Testaments seiner Frau – früher als

<sup>6</sup> Archív Mesta Bratislavy (Archiv der Stadt Bratislava – Pressburg) 4 n 2 Protocollum Testamentorum (PT) II, fol 13r.

<sup>7</sup> AMB 4 n 2 PT II, fol 117v.

Wittum seiner Gattin bezahlt (wie im letzten Willen von Apollonia Stützelin geschrieben steht: „*als wir uns zusammen verheirat mir zu pracht*“).<sup>8</sup> Schwer zu erklären ist die Anordnung einer Witwe, in der sie wahrscheinlich ihrem Sohn ein halbes Haus und den Weingarten vererbte, den sie früher von ihrem Mann als Verlobungsgeschenk bekommen hatte. Weil die Witwe in dieser Anordnung den Begriff *vermorgengabt* benutzt, kann man auch daran denken, dass sie den erwähnten Vermögensteil zugunsten ihres Sohnes vererbt hat, damit ihr Sohn die Immobilien bei seiner eigenen zukünftigen Eheschließung als Morgengabe verwenden kann.

#### 4. Die sprachliche Charakterisierung der Beschreibung einer Mitgift

Im Weiteren werden wir uns damit beschäftigen, welche Ausprägungen das Phänomen der Mitgift oder anders die *Gerade* in den Pressburger Testamenten annimmt. Wie allgemein bekannt ist, ging die *Gerade* nicht automatisch auf den hinterlassenen Ehepartner über. In dieser Hinsicht gab es also einen wichtigen Unterschied im Gegensatz zum Wittum, das im Fall des Todes des Mannes der Witwe zufiel, um ihre Versorgung zu sichern. Es ist nur ein Fall vorzufinden, in dem die schon oben erwähnte Frau des Schmiedes Pogenhauser anordnete, dass der von ihr früher in die Heirat hineingebrachte Vermögensteil (mit Worten der Quelle: „*welch Ich Ime vormals verheirat*“<sup>9</sup>) ihrem Mann zufallen soll.<sup>9</sup> Als eigenartiges Phänomen für Handwerkerfamilien kann man bewerten, dass die Pogenhauserin als ehemalige Mitgift Werkzeuge erwähnt.

Es kann schließlich von einem einzelnen Fall berichtet werden, in dem eine Frau eines Weingartenwirts die Bedeutung des von ihrem Mann erhaltenen Vermögensteils besonders hervorhebt. Sie vererbt ihrem Ehepartner ein halbes Haus und betont, dass das Haus, in dem sie wohnt, keinesfalls dem Vermögen ihres Familienzweiges gehört, sondern sie bekam es von ihrem Mann, als sie miteinander Ehe geschlossen hatten (mit ihren eigenen Worten formuliert: („*drin wone und nit von meiner frundten herkomet sonder ich erheirat hab*“).<sup>10</sup> Die Ehefrau wollte mit dieser Anordnung offensichtlich die Ansprüche ihrer näheren Verwandten auf das mit ihrem Mann gemeinsame Vermögen beschränken oder gar ausschließen.

#### 5. Zusammenfassung

Wenn wir die uns zur Verfügung stehenden Informationen zusammenfassen wollen, kann behauptet werden, dass am häufigsten als Morgengabe Weingärten, als Wittum Haus oder Hausteil vorkamen. Auf so wenige Informationen basierend können wir natürlich keine das ganze Bürgertum betreffenden Verallgemeinerungen formulieren, wir können jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, dass im Vermögensteil, den die Männer ihrer Braut übergaben, die Immobilien die wichtigste Rolle spielten. Die Formulierungen der Testamente sind auch für die Kultur- und Sprachgeschichte von großer Bedeutung.

<sup>8</sup> AMB 4 n 2 PT II. fol 31r.

<sup>9</sup> AMB 4 n 2 PT II. fol 78v.

<sup>10</sup> AMB 4 n 2 PT II. fol 247v.

### **Literatur**

KIRÁLY 1894

KIRÁLY János: Pozsony város joga a középkorban. Budapest, 1894.

KÖBLER, 1984

KÖBLER, Gerhard: Das Familienrecht in der spätmittelalterlichen Stadt. In: Haus und Familie in der spätmittelalterlichen Stadt. Städteforschung A/18. 1984. 136-160.

SCHUSTLER 1912

SCHUSTLER Emília: Magyar társadalmi és családi élet 1570-1600-ig. Budapest, 1912.

### **Quelle**

Archív Mesta Bratislavy (Archiv der Stadt Bratislava – Pressburg) 4 n 2 Protocollum Testamentorum (PT) II.



# DEUTSCHE LESEBÜCHER DES 18. UND 19. JAHRHUNDERTS IN DEN BESTÄNDEN DER KOLLEGIATSBIBLIOTHEK IN PREŠOV

MIROSLAV BALÁŽ  
Universität Prešov, Slowakei

## 1. Einleitung

Deutschsprachige Lesebücher als ein selbstständiger Typ von Schulbüchern und wichtiges Unterrichtsmedium haben im Laufe ihrer über zweihundertjährigen Geschichte vielfache Wandlungen durchgemacht. Diese Veränderungen fanden ihren Niederschlag nicht nur in der Zielsetzung des Lesens von Texten in der Schule, sondern auch in der Auswahl der Inhalte der Lesebücher und deren Anordnung.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts stand das Schulwesen in allen deutschen Staaten unter der Aufsicht der Kirche und wurde auch noch in den nachfolgenden Jahrzehnten stark kirchlich beeinflusst. Die Kirche vertrat die Auffassung, dass Katechismus und Gesangbuch zusammen mit einer Fibel und einer Sammlung von Rechenaufgaben für den Schulunterricht ausreichen. Die fortschreitende Aufklärung, die in Deutschland die Entfaltung des selbständigen pädagogischen Denkens mit sich brachte, befreit allmählich den Unterricht von biblischen Stoffen, die durch bürgerliche Tugendlehre ersetzt werden. Die zwischen Fibel und Bibel entstandene Lücke sollte ein weltliches Lesebuch ausfüllen. Seine Einführung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts stieß trotz der mit der Aufklärung verbundenen Reformbestrebungen auf den Widerstand der Kirche. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gibt die Kirche aufgrund der Wandlung des geistlichen und religiösen Weltverständnisses den Kampf gegen das gottlose Buch auf.

Im Unterschied zu Bibel oder Katechismus gab es in weltlichen Lesebüchern keine zusammenhängenden Fließtexte, sondern nur längere und kürzere Einzeltexte ganz verschiedener Gattungen. Neben Prosastücken unterschiedlichen Inhalts standen Gedichte, Balladen und meist sehr moralisierende „Sinnsprüche“ sowie allgemeine Lebensweisheiten im Vordergrund. Ihre Autoren waren bekannte, aber auch viele andere, heute völlig vergessene Schriftsteller, deren Werke in Lesebüchern in originalen, aber auch in überarbeiteten Fassungen vorlagen.

Während die ersten weltlichen Lesebücher im Sinne des aufklärerischen Glaubens an die Erziehung des Menschen und seine Sozialisation in die Gesellschaft als Grundlage für Moralerziehung dienten, überwiegt später der grammatische Zweck. In die Lesebücher wurden neben den literarischen Texten oft auch Sachtexte aufgenommen und so waren viele von diesen Lesebüchern von ihrem Inhalt her noch Mitte des 19. Jahrhunderts Universalbücher für sämtliche Schulfächer. Erst unter dem Einfluss der Brüder Grimm und seit dem Erscheinen des *Deutschen Lesebuchs* von Philipp Wackernagel setzt sich die Ansicht durch, dass ein Lesebuch eine für den Schulzweck geeignete Auswahl des Besten aus der gesamten nationalen Literatur bieten sollte.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wenden sich die Lesebücher von den aufklärerischen Ideen ab und orientieren sich inhaltlich stärker an den aufkommenden nationalen Strömungen. Die in ihnen enthaltenen Texte sollen bei der Schuljugend Vaterlands-

gefühle, Gehorsam und Untertanengeist wecken. Die Schüler sollen mit Hilfe von Lesebüchern zu fleißigen und patriotischen Untertanen erzogen werden, die ihr Vaterland und ihren Herrscher lieben und die getreu ihre Pflichten gegenüber Familie, Beruf und Staat erfüllen.

Einige Exemplare deutschsprachiger Lesebücher aus dem 18. und 19. Jahrhundert werden auch in der Bibliothek des Prešover evangelischen Kollegiums aufbewahrt. Sie können der Schulbuchforschung zwar kein vollständiges Bild der Lesebücherentwicklung liefern, aber zumindest die Grundzüge der Geschichte des deutschen Lesebuchs auf dem Gebiet Deutschlands sowie des Kaisertums Österreich bzw. der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn nachzeichnen.

Die hier untersuchten Lesebücher repräsentieren alle wichtigen Phasen, die sich seit dem Ende des 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in diesem Bereich beobachten lassen. Ihre Autoren sind Deutsche, Österreicher und auch Ungarn. In einem Fall handelt es sich um die Übersetzung eines ungarischen Lesebuchs ins Deutsche. Neben den klassischen Lesebüchern enthält die Sammlung auch eine Fibel und Beispiele für eine enge Verbindung mehrerer sprachlicher Fächer sowie die Verbindung sämtlicher Schulfächer in einem Buch. Eine besondere Art des Lesebuchs bilden die *Übungen zur Kunst, gut zu lesen* von Georg Christian Wilhelm Gläser. Das Buch stellt ein Beispiel für ein in den Mädchenschulen benutztes Lehrwerk dar.

## **2. Rochow, Friedrich Eberhardt von**

### ***Der Kinderfreund. Ein Lesebuch zum Gebrauch in Landschulen von Friedrich Eberhardt von Rochow, Erbherrn auf Reckan etc.***

Unter den Lesebüchern ist an erster Stelle das berühmte Werk eines der wichtigsten Aufklärungspädagogen des 18. Jahrhunderts Friedrich Eberhardt von Rochow zu nennen. Sein Lehrwerk *„Der Kinderfreund. Ein Lesebuch zum Gebrauch in Landschulen von Friedrich Eberhardt von Rochow, Erbherrn auf Reckan etc. etc.“* aus dem Jahre 1776 gilt bildungshistorisch als eines der ersten deutschen Volksschullesebücher. Kein anderes Lesebuch hat über ein Jahrhundert in unzähligen Neuauflagen und Nachdrucken die Volksschulentwicklung so maßgeblich beeinflusst wie Rochows Kinderfreund, der bis 1870 in einer Million von Exemplaren in ganz Europa aufgelegt und in mehrere Sprachen übersetzt wurde (u. a. ins Französische, Schwedische, Dänische, Polnische).

Dem Werk ist 1773 eine Ausgabe unter dem Titel *Bauernfreund* vorausgegangen, die allerdings nur in einem Privatdruck von 40 Exemplaren erschienen ist. Mit seinem „Kinderfreund“ versuchte der Verfasser, „die große Lücke zwischen Fibel und Bibel auszufüllen“. *„Dieses Buch ist der Armen wegen so wohlfeil. Denn es muss in jedes Schulkindes Händen seyn. Sonst könnten viele Kinder zugleich daraus nicht lesen lernen“*, so formuliert Rochow in seinem „Vorbericht“ seine weitere Absicht, die Grundbildung auch den armen Schichten der Bevölkerung zugänglich zu machen.

Das in der Bibliothek befindliche 162-seitige Exemplar enthält beide Teile des Lesebuches. Der erste Teil erschien im Jahre 1778 in Frankfurt bei den Eichenbergischen Erben. Die 79 durchnummerierten, leicht erfassbaren, profanen, vom Herausgeber selbst verfassten Texte bringen den Schülern gemeinnützliche Kenntnisse aus der Naturkunde und vermitteln ihnen durch vorbildliche Gestalten und mahnende Beispiele auch moralisch-sittliche Belehrung. Neben den kurzen Erzählungen finden sich hier auch zwei Gebete und

drei Kinderlieder. Einige Lesetexte (z.B. Nr. 53 oder 96) im ersten aber auch im zweiten Teil des Lehrwerks sind – im Sinne des sokratischen Dialogs – als Unterrichtsgespräch gestaltet.

Der 1779 erschienene zweite Teil des „Kinderfreundes“ versammelt 107 Lesestücke für ältere Schüler. Auch hier dominieren moralisierende Beispielgeschichten, die die Kinder zu Fleiß und Gehorsam erziehen sollen. Am Ende mehrerer Texte finden sich zu den erarbeiteten Inhalten Verweise auf entsprechende Bibelstellen.

### **3. Krug, Johann Friedrich Adolph**

#### ***Kleiner Leseschüler oder hochdeutsches Syllabir- und Lesebuch von Johann Friedrich Adolph Krug, Director an der Friedrich-August-Schule in Dresden***

Zu den in Deutschland verfassten Lesebüchern gehört *Kleiner Leseschüler oder hochdeutsches Syllabir- und Lesebuch von Johann Friedrich Adolph Krug, Director an der Friedrich-August-Schule in Dresden*. Das dünne Büchlein des bekannten Sprachforschers und Lehrers erschien im Jahre 1822 in Leipzig bei Adolph Wienbrack und stellt eine Umarbeitung des *Johann Friedrich Adolph Krug's hochdeutschen Syllabir- Lese- und Sprachbuches für Bürger- und Landschulen* aus dem Jahre 1806 dar.

Im Vorwort erklärt der Verfasser die Veranlassung zu seinem Buch und beschreibt den Aufbau des Buches. Das 63-seitige Buch konzentriert sich auf das Einüben des Lesens. Es besteht aus sechs Übungen (A – F), die für den Anfang im Leseunterricht notwendig sind. Die Übungen sind weiter in insgesamt 36 mit römischen Zahlen nummerierte Abschnitte unterteilt. Zwei von ihnen sind versehentlich mit derselben Nummer (XXXIV) gekennzeichnet.

Die erste Übung umfasst Abschnitte I bis XI, in denen das Lesen einzelner Buchstaben geübt wird. Jeder Abschnitt beginnt mit einem Überblick behandelter Buchstaben und enthält auch Beschreibung der Lautbildungsart. In Abschnitten I und II üben die Schüler nach der Syllabiermethode anhand von Pseudowörtern und isolierten einsilbigen Wörtern lange und kurze Vokale. In Abschnitten III bis VIII werden einzelne Gruppen von Konsonanten eingeübt.

Abschnitt IX erklärt „die Aussprache einiger Buchstaben auf Französische Art“. In den Abschnitten X und XI werden den Schülern das große und das kleine Alphabet in Fraktur und in Latein beigebracht. In der darauf folgenden Übung stehen die Substantive nach ihren Anfangsbuchstaben in alphabetischer Reihenfolge und sind genauso wie die Wörter in vorangehenden Übungen in einzelne Buchstaben zerlegt.

Die zweite Übung (Abschnitte XII – XV) beschäftigt sich mit dem Lesen der offenen Silben. Durch Bindestriche werden nicht nur die Wörter in Leseübungen, sondern auch die Hinweise zu Übungen bildenden Wörter getrennt. Die Übungstexte stehen abwechselnd in Latein und Fraktur.

In der dritten Übung (Abschnitte XVI und XVII) werden auf gleiche Art und Weise geschlossene Silben behandelt.

Die vierte Übung (Abschnitte XVIII bis XXX) bringt den Schülern die Regeln für die Länge der Pausen bei der Gliederung des Gesprochenen näher und bietet Texte zum *Lesen nach den Unterscheidungszeichen*. Während im Abschnitt XVIII die Wörter in Leseübungen weiterhin in Silben und Buchstaben getrennt werden, enthalten die Abschnitte XIX bis XXX die Lesestücke mit ungeteilten Wörtern. Der Verfasser hat hier Texte ge-

wählt, die den Kreis des Haus- und Kindeslebens nicht überschreiten (*Das Kinderleben bey Vater und Mutter, Wald, Gebüsch und Wiesen, Felder und Auen, Acker- und Feldarbeit, Der Küchengarten, Der Obst- und Grasgarten, Die Baumschule, Der Hofraum und Fischteich, Das Haus- und Stubenleben; der Morgen, Der Mittag, Der Nachmittag, Der Abend*). Er hat dabei abwechselnd Fraktur und Latein verwendet.

Die fünfte Übung behandelt die Wortbetonung.

Die sechste Übung bringt die Regeln und Übungstexte für richtiges Lesen einfacher, erweiterter und verbundener Sätze. Danach folgen Buchstabierübungen (Abschnitt XXXIV), die als Vorübung zum richtigen Schreiben gedacht sind. Dem besseren Überblick über alle Schrift- und Sprachlautzeichen der deutschen Sprache dient die Tabelle auf der Seite 56. Der Abschnitt ist auch um Regeln zum Buchstabieren ergänzt. Im letzten Abschnitt werden noch neun Wortarten kurz vorgestellt.

Die im Anhang aufgeführten 42 religiösen Sprüche und Gebetchen sollten als Leitfaden beim ersten Religionsunterricht und zu Memorierübungen benutzt werden.

#### **4. Gläser, Georg Christian Wilhelm**

***Übungen in der Kunst, gut zu lesen, ein Lesebuch für Töchterschulen auch zum Privatunterricht. Zweite Sammlung. Für Schülerinnen in den ersten Jahren des Jugendalters***

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung in Hannover erschien 1809 das Lehrwerk *Übungen in der Kunst, gut zu lesen, ein Lesebuch für Töchterschulen und zwar für eine solche Classe, worin die Schülerinnen schon fertig lesen ; auch zum Privatunterricht* von Georg Christian Wilhelm Gläser, Lehrer an der Stadttöchterschule zu Hannover. Die zweite, verbesserte und mit einem Anhang vermehrte Auflage stammt aus dem Jahre 1813. Die dritte Auflage wurde 1822 herausgegeben. In der Kollegiatsbibliothek wird ein weiteres Exemplar dieses Lehrbuches (*Übungen in der Kunst, gut zu lesen, Ein Lesebuch für Töchterschulen auch zum Privatunterricht. Zweite Sammlung*) aus dem Jahre 1828 aufbewahrt. Es handelt sich um eine neue, sorgfältig verbesserte Ausgabe, die für *Schülerinnen in den ersten Jahren des Jugendalters* bestimmt war.

Das Lesebuch bietet den Schülerinnen auf 406 Seiten 158 Lesestücke. Eine inhaltlich oder formal orientierte Gliederung hat der Verfasser bei diesem Lesebuch nicht vorgenommen. Im Buch fehlt ein Vorwort. Dialoge, Schauspieltexte, Gedichte, Fabeln, Erzählungen, Idyllen, Märchen, Elegien und Parabeln stehen in loser Reihenfolge. Es gibt keine Kapiteleinteilungen oder Zwischenüberschriften. Bei den meisten Texten sind die Namen ihrer Verfasser oder eine Quelle angegeben. Viele Lesestücke wurden aber von dem Autor des Lesebuches verändert. Stark vertreten unter den Verfassern sind Gottlieb Konrad Pfeffel und Gotthard Ludwig Kosegarten. Neben ihnen findet man hier weitere Namen von deutschen bzw. schweizerischen Dichtern und Schriftstellern, z.B. Samuel Gottlieb Bürde, Franz Karl Hiemer, Johann Gaudenz von Salis-Seevis, Gottlob Wilhelm Burmann, Klamer Eberhard Karl Schmidt, Moritz Engel, Hermann Christoph Gottfried Demme (Karl Stille), Friedrich von Mattisson, Carl Friedrich Pockels, Jonathan Ludwig Lebrecht Nöller, Karl Mühler, Ernst de Wedig, Johann Adam Hiller, August Gottlieb Eberhard, F. W. Gubitz, J. C. Nachtigal, C. A. H. Clodius, Friedrich Adolph Krummacher.

Das Lesebuch zeichnet sich durch einen hohen Anteil weiblicher Autoren aus. Die Sammlung enthält kleine Gedichte von Henriette Ernestine Christiane von Hagen, die Er-

zählung „Der Persische Prinz“ von der Gelegenheitsdichterin Anna Louisa Karsch sowie Gedichte von Karoline Christiane Luise Rudolphi und Elisa von der Recke.

### **5. Ballagi, Karoly**

#### ***Deutsches Lesebuch für Mittelschulen und niedere Klassen der Realschulen***

Das Lehrwerk des ungarischen Lehrers und Schulinspektors des Ödenburger Komitats Karoly Ballagi erschien zum ersten Mal im Jahre 1853. Seine 5. umgearbeitete und 1873 im Gusztav Heckenast Verlag in Budapest herausgegebene Auflage wurde in der Buchdruckerei von Karl Prochaska in Teschen gedruckt. Das 126 Seiten dicke, in Fraktur gesetzte Lesebuch enthält insgesamt 145 deutsche Lesestücke von verschiedenen deutschen Autoren (L. Uhland, Chr. Schmidt, W. Hey, S. Dach, J. Hebel, u. a.). Einige Lesetexte wurden anderen deutschen Lesebüchern (H. Bone, P. Wackernagel, Jacobi-Mehl) entnommen. Gedichte wechseln mit kurzen Prosastücken (Fabeln, Erzählungen), die nach ihrer Länge geordnet sind. Am Ende jedes Textes befinden sich Vokabelerklärungen in ungarischer Sprache. Der Text Nr. 143 „Kartoffeln“ ist mit einer Anmerkung über die Herkunft der Kartoffeln und ihren Einzug nach Europa versehen.

### **6. Stifter, Adalbert, Aprent, Johannes**

#### ***Német olvasókönyv középtanodák számára (Lesebuch zur Förderung humaner Bildung)***

1871, drei Jahre nach dem Tode von Adalbert Stifter, einem der bedeutendsten österreichischen Schriftsteller des Biedermeier, veröffentlichte sein lebenslang loyal ergebener Budapester Freund und Verleger, Gustav Heckenast, die zweite Ausgabe Stifters berühmten Lehrwerks „*Lesebuch zur Förderung humaner Bildung*“ unter dem ungarischen Titel „*Német olvasókönyv középtanodák számára. Szerkeszték Stifter Adalbert és Aprent J.*“.

Das Lesebuch, das in der vierten und fünften Klasse österreichischer Realschulen zu Unterrichtszwecken eingesetzt werden sollte, gab Stifter gemeinsam mit dem Realschullehrer Johannes Aprent schon im Jahre 1854 heraus. Das zuständige Ministerium lehnte das Buch aber ab, weil es angeblich dem Lehrplan für die Realschule nicht entsprach und die darin enthaltenen Texte für die Schüler zu anspruchsvoll waren.

Die zweite Ausgabe des Stifter- Aprent'schen Lesebuchs beginnt mit einem Vorwort in ungarischer Sprache. Das 360-seitige Buch zerfällt in zwei Teile. Die Gliederung berücksichtigt das Seelenleben des Menschen.

Im ersten Teil mit dem Titel „Von Außen“ versammelten die Zusammensteller insgesamt 87 Sagen, Legenden, Fabeln, Märchen und Auszüge aus Novellen und Erzählungen von bekannten deutschen Schriftstellern und Fabeln des berühmten griechischen Fabeldichters Äsop. Neben den klassischen Werken deutscher Literatur von Grimm, Goethe, Schiller, Herder, Uhland, Hebel, Lessing und Chamisso sind hier auch Texte von L. Schefer, J. H. Jung-Stilling, A. Kopisch, Th. Mügge, J. K. A. Musäus, J. J. Engel, F. Förster, Ch. T. Gellert, M. Claudius zu finden. Adalbert Stifter ist in diesem Teil mit dem ersten Kapitel aus seinem „Heidedorf“ und einer Übersetzung (Aus dem römischen Geschichtsschreiber Titus Livius Patavinus) vertreten.

„Von Außen“ (aus der Welt) werden die Schüler im zweiten Teil „nach Innen“ (zum Gemüte) geleitet. Unter den 85 Lesestücken finden sich neben den Gedichten und Auszügen aus dem Alten Testament und Platons „Phaidon“ auch Zitate und Aussprüche

von Fr. de la Motte Fougué, Fr. Rückert, J.G. Herder, Fr. Schiller, J.W. Goethe, J. Paul und J.M. Sailer.

Da die im Lesebuch angebrachten Gedichte aus Hebels „Alemannischen Gedichten“ im Wiesentäler Dialekt geschrieben sind, steht vor dem Inhaltsverzeichnis eine Liste von Worterklärungen zu diesen Gedichten. Im Lesebuch befinden sich keine Übungen, Grammatisches wird nicht behandelt.

## 7. Csink, Johann

### *Lesebuch für Bürgerschulen*

In historischen Buchbeständen der Bibliothek werden auch zwei Werke des Prešover Lehrers und Autors mehrerer ungarischer, deutscher und englischer Lehrbücher, Johann Csink aufbewahrt.

Das erste Werk hat den Titel *Lesebuch für Bürgerschulen*, und wurde 1862 in C. Werfers k. k. priv. acad. Buchdruckerei in Kaschau gedruckt.

Im 139 Seiten starken Lesebuch gibt es kein Vorwort. Das Unterrichtswerk ist in sechs Teile gegliedert und beginnt mit kurzen Vorübungen in der Aussprache und in der Satzbildung. Die elf Ausspracheübungen sind nach ihrem Schwierigkeitsgrad und Umfang geordnet und ermöglichen eine stufenweise Einübung der Aussprache. In 17 Vorübungen in der Satzbildung werden schrittweise folgende syntaktische und morphologische Phänomene an Beispielen erläutert: Der einfache Satz mit einteiligem und mit nominalem Prädikat, adjektivisches Attribut, Genitivattribut, Präpositionalgefüge, Präteritum, Perfekt, Imperativ, adverbiale Bestimmung, Objekt, Relativsatz, mehrteiliges Subjekt und Prädikat, Nebensatz. Die richtige Anwendung der Präpositionen wird mit Hilfe von drei kurzen Gedichten von Heyse trainiert.

Nach den aufgeführten Übungen folgt der eigentliche Lesebucheil mit 22 Erzählungen, Fabeln und Jugendliedern. Es handelt sich um Texte von L. Tieck, A.F. Fröhlich, K.G. Pfeffel, M.G. Lichtwer, Ch.F. Gellert, Ch.F. Weiße und L.H. von Nicolay. Bei den Texten Nr.1, 2, 3, 4, 5, 15 und bei den Jugendliedern sind die Namen ihrer Verfasser nicht angegeben.

Der dritte Teil ab Seite 23 bringt zehn *Gleichnisse aus den Reden Jesu*. Neben den Titeln der Gleichnisse stehen Verweise auf die Textstellen in der Bibel.

Der vierte Teil mit dem Titel *Bilder aus dem Leben der Völker* bietet insgesamt 22 Lesestücke. Die ersten zwölf Lesetexte geben Ereignisse aus der Geschichte der Israeliten und Episoden aus dem Leben des Apostels Paulus wieder. In den Lesestücken 13 – 21 finden sich moralische Beispielgeschichten von berühmten Persönlichkeiten der ungarischen Geschichte (Stephan, König von Ungarn, Ladislaus I., Mathias Corvinus, Paul Kinizsy) sowie Erzählungen über Magyaren und ihre Sprache. Angehängt ist noch eine Beschreibung der Stadt Erlau (Eger).

Im fünften Teil *Gegenstände aus der Naturgeschichte* finden sich 21 leicht erfassbare Erzählungen aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich. Die Überschriften zu den einzelnen Texten genauso wie wichtige Begriffe in Erzählungen sind mit ungarischen Übersetzungen versehen. Politisch-geographische Namen und Übersetzungen wichtiger Wörter sind an vielen Textstellen in Latein verfasst.

Im sechsten Teil des Lesebuchs sind acht verschiedene Naturerscheinungen (Luftspiegelungen, der Regebogen, Höfe und Nebensonnen, Irrlichter, oder Irrwische, das

Nordlicht, Bewegung und Strömungen des Meeres, Ebbe und Flut, Vulkane oder feuerspeiende Berge) dargestellt. Der Teil schließt mit 19 deutschen Denksprüchen zu verschiedenen Verhaltensbereichen und mit 43 Sprichwörtern, die zusammen mit ihren ungarischen Übersetzungen auf den letzten drei Seiten zweispaltig dargestellt sind.

Das zweite Buch *Ungarisch-deutsches Sprachbuch für Volks- und Bürgerschulen, II. Theil* erschien 1876 in Eperies (Prešov) im Verlag von A. Floegel.

Das Lesebuch bringt auf 112 Seiten insgesamt 72 Lesetexte (15 Fabeln, 18 Erzählungen, zwölf Beschreibungen, 13 Briefe, 4 Abhandlungen, 6 lyrische Gedichte, 4 Rätsel) ohne weitere Aufgaben. Die Texte stammen von verschiedenen deutschen und ungarischen Autoren und werden in abwechselnder Reihenfolge präsentiert. Grammatisches wird auch nicht behandelt. Angehängt sind noch ein ungarisch-deutsches und ein deutsch-ungarisches Wörterbuch. Stichwörter und ihre Übersetzungen sind pro Seite zweispaltig geordnet.

### **8. Jónás, János**

#### ***Deutsches Sprach- und Lesebuch, 2. und 3. Teil für die dritte und vierte Klasse der Mittelschulen***

Das Werk *Deutsches Sprach- und Lesebuch, 2. und 3. Teil für die dritte und vierte Klasse der Mittelschulen* wurde 1880 im Verlag Franklin Társulat in Budapest herausgegeben. (334 S.) Das Lehrwerk besteht aus vier Teilen, die weiter in kleinere Abschnitte gegliedert sind. Den ersten Teil stellt ein Lesebuch dar. Es enthält einen prosaischen und einen poetischen Teil. Im prosaischen Teil sind insgesamt 61 Lesetexte nach Gattungen in drei Teile aufgeteilt:

- A. Historische Darstellung mit den von P. Lamprecht und F. Bäßler übernommenen Texten über die Geschichte Alexanders des Großen, Texten aus der römischen Geschichte und der Geschichte des Mittelalters von Dr. K.W. Lanz,
- B. Sage, Märchen, Erzählung, Fabel,
- C. Abhandlung, Beschreibung, Briefe.

Der poetische Teil umfasst 20 erzählende und 27 lyrische Gedichte. Teil A des Lesebuches ist in lateinischer Schrift geschrieben, die Teile B und C in der Frakturschrift.

Im zweiten Teil des Werkes finden die Benutzer Anweisungen zur methodischen Behandlung der Lesestücke. Am Anfang des Teiles II. stehen wichtige Regeln zur Konjugation von Verben und Deklination von Substantiven, Adjektiven und Pronomen in ungarischer Sprache. Weiters bietet dieser Teil das Zusatzmaterial für die Arbeit mit einzelnen Lesestücken. Zu jedem Lesetext gibt es eine Übersetzung einiger im Text vorkommender Wendungen ins Ungarische. Dann folgen zusätzliche Erläuterungen zu bestimmten Sachverhalten oder Begriffen im Text, die das Verständnis des Lesetextes erleichtern sollen. Im nächsten Schritt wird ein im Text enthaltenes grammatisches Problem erklärt. Schließlich wird der Schüler aufgefordert, einen Aufsatz zu dem im Lesetext behandelten Thema vorzubereiten.

Im dritten Teil wird systematische Grammatik der deutschen Sprache in drei Abschnitten (Laut-, Wort- und Satzlehre) präsentiert.

Der vierte Teil beinhaltet ein Verzeichnis von Wörtern (Substantiven, Verben und Adjektiven) verwandter Bedeutung und ein Verzeichnis von Wörtern verwandter Abstammung. Im gesamten Lehrwerk liegen keine Übungen zu Lesetexten oder zu Grammatik vor.

### 9. Lüben, August, Nacke, Karl

#### *Lesebuch für Bürgerschulen. Herausgegeben von August Lüben, Seminardirector in Bremen, und Carl Nacke, weiland Lehrer der I. Bürgerschule in Merseburg*

Im Jahre 1851 gab August Lüben, Rektor der I. und II. Bürgerschule zu Merseburg, zusammen mit Carl Nacke, Lehrer der I. Bürgerschule zu Merseburg, ein sechsbändiges Lesebuch für Bürgerschulen heraus. Das Lesebuch erschien in Leipzig bei Friedrich Brandstetter und fand bereits kurz nach seinem Erscheinen vielseitige Anerkennung und große Verbreitung. Von Beliebtheit des Lehrwerks zeugt die Tatsache, dass die 28. Auflage seines fünften Teils noch im Jahre 1890 erschienen ist. In der Bibliothek des Prešover evangelischen Kollegiums ist die sechste, verbesserte Auflage des fünften Teils unter dem Titel *Lesebuch für Bürgerschulen. Herausgegeben von August Lüben, Seminardirector in Bremen, und Carl Nacke, weiland Lehrer der I. Bürgerschule in Merseburg. Fünfter Theil. Sechste, verbesserte Auflage. Leipzig: Friedrich Brandstetter. 1861* erhalten.

Laut Vorwort des Verfassers steht dieser Teil – genauso wie die vorigen – etwas über der Bildungsstufe, auf der sich die Kinder, für die das Lesebuch bestimmt ist, zu Anfange des Schuljahres in der Regel befinden. Deshalb empfiehlt Lüben, die dargebotenen Stücke vor der eigentlichen Lektüre durch sorgfältige logische Zergliederung verständlich zu machen. Wie er weiter ausführt, wird das *die erwünschte und ernstlich zu erzielende Folge haben, daß das Kind am Ende des Schuljahres über dem Lesebuche steht, also wesentlich durch dasselbe an Geistes- und Gemüthsbildung gewonnen hat.*

Das 222-seitige Lesebuch ist für Schüler von zwölf bis dreizehn Jahren bestimmt und enthält insgesamt 139 Leseeinheiten, die in folgende vier Teile aufgeteilt sind: 1. Naturbilder (22 Lesestücke), 2. Geographische Bilder (24), 3. Geschichtsbilder (26), 4. Dichtungen. Auch in diesem fünften Teil waren die Verfasser bemüht, die Sprache mit anderen Unterrichtsgegenständen (Naturgeschichte, Geographie und Geschichte) zu verbinden. Davon zeugen Lübens Worte auf der ersten Seite der Vorrede: *Die der Weltkunde gewidmeten Aufsätze und Gedichte werden sich, wie wir hoffen, als brauchbare Bausteine zu einem höheren Kursus in der Naturgeschichte, Geographie und Geschichte erweisen und in Verbindung mit der vierten Abtheilung ein Material für den Sprachunterricht darbieten ...*

Der genannte vierte Teil ist weiter in Fabeln (7), Sagen, Legenden (7), Erzählungen (16), Balladen, Romanzen (8), Parabeln (2), Schilderungen, Idyllen (6), Lieder (17) und Sprichwörter sowie Sprüche unterteilt. Sie sollen, so Lüben, am Anfang des Schuljahres als Grundlage für die eigentlichen Lese- und Sprachstunden dienen. Die Texte aus übrigen Teilen sollen erst dann eingesetzt werden, wenn ihr Inhalt schon in den entsprechenden Unterrichtsgegenständen zur Sprache gekommen ist. Der Abschnitt *Sprichwörter und Sprüche* im vierten Teil stellt den Ausgangspunkt nicht nur für die Satzlehre, sondern auch für Denküben und Aufgaben zu schriftlichen Arbeiten dar. Nach Lübens Meinung bietet das Lesebuch Beschäftigung für mindestens zwei Schuljahre.

In allen vier Teilen sind fast alle bedeutenderen deutschen Dichter und Schriftsteller durch einige Stücke vertreten. Die Namen der Verfasser einzelner Lesestücke sind im Inhaltsverzeichnis übersichtlich angeführt.

Laut Mitteilung des Herausgebers am Ende des Buches konnte der hier untersuchte Teil (genauso wie die Teile 4 und 6) wegen Bezugnahme einiger seiner Texte auf die Reformation oder deren Träger in den konfessionell gemischten und rein katholischen Schulen nicht benutzt werden. Aus diesem Grund wurde neben der bereits bestehenden



Ausgabe auch eine neue veränderte herausgegeben, in der unpassende Texte durch andere Lesestücke ersetzt worden waren.

## 10. Oltrogge, Carl

### *Deutsches Lesebuch. Elementar-Cursus*

Zu den in den Beständen der Bibliothek vorhandenen deutschsprachigen Schullesebüchern zählt auch *Deutsches Lesebuch. Elementar-Cursus* von Carl Oltrogge, dem Begründer der ersten öffentlichen höheren Töchterschule in Lüneburg und Fachautor für Pädagogik. Die fünfte Auflage dieses Lesebuches ist im Jahre 1866 in Hannover im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung erschienen. Der Elementar-Cursus stellt den ersten Teil des gesamten Oltrogge'schen Lesebuchs dar.

An dieses Elementarlesebuch schließen sich noch drei weitere Teile an. Der Elementar-Cursus war für die unterste Stufe des Gymnasiums, also für Schüler im Alter von acht bis elf Jahren bestimmt. Er zerfällt in einen prosaischen und in einen poetischen Teil. Der prosaische Teil ist in folgende vier Abschnitte gegliedert: I. *Erzählungen*, II. *Fabeln und Tiermärchen*, III. *Sagen und Märchen*, IV. *Naturgeschichtliche Erzählungen*. Die Mehrheit von den 48 Erzählungen im ersten Abschnitt stammt von Autoren wie Krummacher, Chr. Schmid und Fr. Jacobs. Der zweite Abschnitt enthält 28 Fabeln und Tiermärchen von Fr. Hoffmann, Äsop und den Brüdern Grimm. Im dritten Abschnitt findet man insgesamt 17 Sagen und Märchen, zwölf davon stammen von den Brüdern Grimm. Der vierte Abschnitt bringt 8 Darstellungen aus der Naturlehre.

Der poetische Teil besteht aus zwei Abschnitten: I. Fabeln und Erzählungen, II. Lieder. Der erste Abschnitt bietet den Schülern 91 Lesestücke von verschiedenen deutschen Autoren. Viele von den 123 Liedern im zweiten Abschnitt beziehen sich auf die Natur, die Tages- und Jahreszeiten, die Feste der christlichen Kirche, in einigen von ihnen kommen biblische Motive vor.

Am Ende des Buches stehen noch Rätsel von Fr. Schiller und ein dramatisches Märchen: Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens.

Die fünfte Auflage des Elementar-Kurses hat kein Vorwort. Im Inhaltsverzeichnis sind fast alle aufgenommenen Texte mit dem Namen ihres Verfassers versehen.

## 11. Kellner, Lorenz

### *Ausgewählte Musterstücke, Sätze, Sprüchwörter, Räthsel und Gedichte für Volksschulen. Ein kurzes Lesebuch, als methodisch geordnete Grundlage eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache*

Das Werk des Thüringer Volksschullehrers und Seminarleiters und eines der Wegbereiter des Deutschunterrichts und der Deutschlehrerausbildung im 19. Jahrhundert, Lorenz Kellner, hat den Titel *„Ausgewählte Musterstücke, Sätze, Sprüchwörter, Räthsel und Gedichte für Volksschulen. Ein kurzes Lesebuch, als methodisch geordnete Grundlage eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache“*.

Die hier erhaltene 11. Auflage wurde von Trömmer & Dietrich in Kassel gedruckt und erschien in Erfurt 1856 beim Buchhändler Friedrich Wilhelm Otto. Die Auflage hat 80 Seiten und ist um einige Rätsel und zwei Gedichte erweitert.

Als Zielgruppe sind Schüler der Volksschulen genannt. Das Buch gliedert sich in drei Teile:

- I. *Sprachlicher Lese- und Denkstoff, als Beispielsammlung zur Satzlehre*
- II. *Poetische und prosaische Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen als Anschauungs- und Entwicklungsfeld für den sprachlehrlichen Unterricht*
- III. *Übungs- und Wiederholungsstoffe.*

Die ersten vier Abschnitte des ersten Teils enthalten eine Reihe von Sprichwörtern, die für die Erklärung und Einübung der Struktur von einfachen, zusammengesetzten, zusammengesetzten Sätzen und der Satzverbindung verwendet werden.

Der fünfte Abschnitt bringt weitere Beispiele in ungebundener und gebundener Rede, die in Rücksicht auf ihren Inhalt auch der religiösen Bildung förderlich sein sollen. Im sechsten Abschnitt befinden sich 26 Rätsel. Sie ermöglichen die Festigung und Vertiefung der wesentlichen Strukturen der Satzlehre.

Der zweite Teil umfasst 41 Erzählungen, Gedichte, Schilderungen, Lieder und Briefe von Lorenz Kellner (16) und anderen Autoren (Claudius, Glatz, Goethe, Grimm, Kamp, Rochlitz, Scheurlin, Schwab, Spitta, Uhland). Sie liefern dem Lehrer und dem Schüler das Material für den analytischen Sprachunterricht. Die ersten vier Texte dienen der Bewusstmachung von Wortfamilien und elementaren Regeln der Wortbildungslehre. Die dreizehn Texte im dritten Teil des Buches bilden den Übungs- und Wiederholungsstoff und sind für die Festigung des Gelernten bestimmt.

## **12. Vernaleken, Theodor**

### ***Deutsche Lesestücke, ein Lesebuch für die untern Klassen österreichischer Gymnasien und Realschulen***

Bedeutende Verdienste um den deutschen Sprachunterricht und die Entwicklung des Schulwesens in der Österreichischen Monarchie Mitte des 19. Jahrhunderts hat Theodor Vernaleken, deutscher Pädagoge und Lehrbuchverfasser erworben. 1850 wurde er nach Wien berufen, um bei der Erneuerung des Volksschulwesens und zur Schaffung realistischer Mittelschulen mitzuwirken. Ein Jahr später erschien bei L. W. Seidel in Wien sein Lesebuch *Deutsche Lesestücke, ein Lesebuch für die untern Klassen österreichischer Gymnasien und Realschulen von Theodor Vernaleken, Professor des deutschen Sprachfaches an der Realschule des k. k. polytechnischen Instituts in Wien, erster Kursus.*

Laut Vorwort ist das Lesebuch geeignet, *dem freien Sprachunterricht, der den stufenmäßigen Entwicklungsgang der Jugend verfolgt, aufzuhelfen.* Genauso wie andere Lesebücher, steht auch dieses Lehrwerk im Dienste der Erziehung. Bei der Erstellung des Lesebuchs war der Verfasser bemüht, das Durcheinander des Stoffes zu vermeiden. Deshalb sind die 100 Lesestücke im 222-seitigen ersten Teil des Lesebuches dem Inhalt und nicht den Darstellungsformen nach in drei Teile aufgeteilt. Die Autorennamen einzelner Lesestücke werden im Inhaltsverzeichnis genannt. Neben den deutschen (z. B. Goethe, Schiller, Grimm, Uhland, Hebel, Bechstein, Dielitz, Auerbach, Müllenhoff, Kohl, Simrock) und österreichischen Schriftstellern und Dichtern (z.B. C. Pichler, J.G. Seidl, Joseph von Hornmayr) findet man im Lesebuch auch Lesetexte von Xenophon, Herodot und Plutarch. Im ersten Teil (67 Texte) wechseln kurze Gedichte mit Prosastücken. Bei der Auswahl und Bearbeitung der Lesestücke nahm der Verfasser Rücksicht auf Österreich. Davon zeugen einige Texte im zweiten Teil (24), z.B. *Ein Bild aus Tirol* von A. W. Gruber, *Die Donau* von Fr. Hoffmann, oder *Der Donaustrudel bei Grein* von J.G. Kohl.

Der dritte Teil enthält neun Lesestücke. Außer der Proklamation des Feldmar-

schalls Radetzky an sein Heer nach der Waffenstillstandschließung im Kampf gegen Karl Albert, König von Sardinien, im März 1849 findet man hier unter anderem zwei Lesestücke von Benjamin Franklin und Fragmente aus drei Schauspielen.

Wie im Vorwort erwähnt, reicht der erste Teil des Lesebuchs für ein Schuljahr aus. Von den 100 Lesestücken fallen auf jede Woche des Schuljahres 2 zur schulmäßigen Behandlung, und 20-30 eignen sich zu Hausaufgaben.

### **13. Szirmai, Josef, Klein, Leopold, Mayer Adolf**

#### ***Das dritte Schuljahr, Deutsches Lesebuch für die Volksschulen Ungarns***

Das Buch gehört zu jenen Lehrwerken, die von einem Autorenkollektiv geschrieben wurden. Das 151-seitige Werk von Josef Szirmai, Leopold Klein und Adolf Mayer erschien in zweiter Auflage im Jahre 1887 in Budapest beim Franklin-Verein, bei der ungarischen literarischen Anstalt und Buchdruckerei.

Trotz dem Titel handelt es sich bei diesem Werk um kein reines Lesebuch. Das Buch weicht in mehreren Hinsichten von den in dieser Arbeit behandelten Werken ab.

Die Lehrwerkverfasser haben das Buch in drei Teile aufgeteilt. Der erste Teil enthält insgesamt 136 Lesestücke, die inhaltlich weiter in vier Teile untergliedert werden. Im ersten Teil mit dem Titel „Für Geist und Herz“ finden sich 56 Lesestücke vornehmlich deutscher Autoren versammelt. Der Teil „Bilder aus der Naturkunde“ enthält 37 Lesestücke. Hier überwiegen die Texte ungarischer Autoren. Die meisten Texte in diesem Teil bilden zusammen mit 19 Texten des dritten Teils („Die Heimat“) die inhaltliche Grundlage für den Realienunterricht. Neben den Prosastücken sind in den ersten drei Teilen auch 23 Gedichte abgedruckt. Im Inhaltsverzeichnis sind sie mit einem Stern bezeichnet. Bei einigen Lesetexten fehlen die Autorennamen. Die Lesestücke sind in Fraktur und Latein geschrieben. Das letzte Lesestück in erster Abteilung besteht aus 22 Sprichwörtern.

Vierundzwanzig Sagen und Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte im vierten Teil berichten vor allem von den Heldentaten bekannter Persönlichkeiten im Kampf gegen die türkische Unterdrückung. In diesem Teil findet man auch zwei Kurzgeschichten aus dem Leben Maria Theresias und Josephs des Zweiten.

Der zweite Teil des Buches befasst sich mit der Grammatik, Orthographie und dem Stil.

Bei der Darstellung einzelner Wortarten (Pronomen, Substantiv, Adjektiv, Verb, Präposition, Adverb) geht der Verfasser von der syntaktischen Struktur des einfachen Satzes aus und zeigt gleichzeitig, durch welche Wortarten einzelne Satzglieder ausgedrückt werden können.

Die neu gelernten grammatischen Phänomene werden anhand von authentischen Texten aus dem ersten Teil des Lehrwerks vermittelt. Zu jedem der behandelten Sachverhalte gibt es mehrere Aufgaben. Grammatische Regeln werden erst in der letzten Phase mitgeteilt. Sie stehen am Ende des entsprechenden Abschnittes und sind durch den Fettdruck hervorgehoben. Zur Festigung und Wiederholung des Gelernten dienen die Aufgaben auf den Seiten 167-190.

Neben der Grammatikvermittlung bieten die Lesestücke im Lesebucheil das Übungsmaterial für Stilübungen. Zur Einübung eines guten Stils bei der Erstellung eines Briefes, einer Erzählung und Beschreibung verwenden die Autoren inhaltliche Stichpunkte aus ausgewählten Lesetexten.

Der dritte Teil des Lehrwerks zielt auf den Realienunterricht ab. Er enthält ergänzende Informationen zu den in den Lesebüchern erwähnten Gegenständen der Naturgeschichte, der Naturlehre und Geographie.

### Quellen

BALLAGI 1853

BALLAGI, Karoly: Deutsches Lesebuch für Mittelschulen und niedere Klassen der Realschulen.

CSINK 1862

CSINK, Johann: Lesebuch für Bürgerschulen.

GLÄSER 1809

GLÄSER, Georg Christian Wilhelm: Übungen in der Kunst, gut zu lesen, ein Lesebuch für Töchter Schulen auch zum Privatunterricht. Zweite Sammlung. Für Schülerinnen in den ersten Jahren des Jugendalters.

JÓNÁS 1880

JÓNÁS, János: Deutsches Sprach- und Lesebuch, 2. und 3. Teil für die dritte und vierte Klasse der Mittelschulen.

KELLNER 1856

KELLNER, Lorenz: Ausgewählte Musterstücke, Sätze, Sprichwörter, Räthsel und Gedichte für Volksschulen. Ein kurzes Lesebuch, als methodisch geordnete Grundlage eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache.

KRUG 1822

KRUG, Johann Friedrich Adolph: Kleiner Leseschüler oder hochdeutsches Syllabir- und Lesebuch von Johann Friedrich Adolph Krug, Director an der Friedrich-August-Schule in Dresden.

LÜBEN – NACKE 1851

LÜBEN, August – NACKE, Karl: Lesebuch für Bürgerschulen. Herausgegeben von August Lüben, Seminardirector in Bremen, und Carl Nacke, weiland Lehrer der I. Bürgerschule in Merseburg.

OLTROGGE 1866

OLTROGGE, Carl: Deutsches Lesebuch. Elementar-Cursus.

ROCHOW 1776

ROCHOW, Friedrich Eberhardt von: Der Kinderfreund. Ein Lesebuch zum Gebrauch in Landschulen von Friedrich Eberhardt von Rochow, Erbherrn auf Reckan etc.

STIFTER 1871

STIFTER, Adalbert, Aprent, Johannes: Német olvasókönyv középtanodák számára (Lesebuch zur Förderung humaner Bildung).

SZIRMAI – KLEIN – MAYER 1887

SZIRMAI, Josef – KLEIN, Leopold – MAYER Adolf: Das dritte Schuljahr, Deutsches Lesebuch für die Volksschulen Ungarns.

VERNALEKEN 1867

VERNALEKEN, Theodor

Deutsche Lesestücke, ein Lesebuch für die untern Klassen österreichischer Gymnasien und Realschulen.

# „DAS ENDE DES OBJEKTSSTATUS“. DIE ENTWICKLUNG DER NEUEN FRAUENBEWEGUNG

BOGLÁRKA SOMOGYI  
Eötvös Loránd Universität, Ungarn

## 1. Einleitung

Das Thema meiner Arbeit ist die Entwicklung der Neuen Frauenbewegung von 1968 in der BRD und ihre Wirkungen auf unsere heutige Gesellschaft. Ich habe das Frauenthema gewählt, weil es immer aktuell und anwesend ist sowohl in dem gesellschaftlichen als auch in dem wissenschaftlichen Leben. Die in der Öffentlichkeit laufende Debatte in Ungarn über Gewalt in der Familie wäre allein schon ein ernsthafter Grund das Thema Feminismus und die Rechte der Frauen in der Gesellschaft neu zu diskutieren. Neben den allgemeingesellschaftlichen Aspekten geben dem Frauenthema auch die wissenschaftlichen Bezüge eine Priorität: unter den Wissenschaften spielt die Frauenforschung eine bedeutende Rolle, die unter anderem auch eine der wichtigen Errungenschaften der Neuen Frauenbewegung ist.

## 2. Die Anfänge

Die Entstehungsphase der Neuen Frauenbewegung fängt mit dem Jahr 1968 an, da die Entwicklung dieser Bewegung innerhalb und außerhalb Europas auf die Ereignisse von 1968 und die Studentenbewegung zurückgeführt werden kann. Aus diesem Grund beginne ich die Darstellung der Entwicklung der Neuen Frauenbewegung im Jahr 1968. Die Entstehungsphase dauert bis 1974/75 und mit einem fließenden Übergang ab etwa 1976 spricht die Fachliteratur über die Institutionalisierung und die Phase der „feministischen Projekte“<sup>1</sup>.

Die Geschichte der Neuen Frauenbewegung in der BRD ist in Ungarn ein kaum erforschtes Untersuchungsfeld der Gesellschaftswissenschaften. In den Frauengruppen der 70er Jahre in der BRD waren tausende von Frauen aktiv und übten einen starken gesellschaftlichen Druck auf das öffentliche Leben aus. Doch sind diese Tatsachen in unserer heutigen Gesellschaft unbekannt.

Die Neue Frauenbewegung machte neben ihrer Breitenwirkung in dem deutschen Gesellschaftsleben auch in der Ideengeschichte unbestreitbare Fortschritte. Früher in der Geschichte gab es keine ähnlichen Ansätze, die die Theorie des Feminismus ausarbeiteten und die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der verschiedenen politischen Ideen, sowie den Feminismus und den Sozialismus analysierten.

Die Neue Frauenbewegung versteht sich als „Frauenbefreiungsbewegung“; auf allgemeinsten Ebene ausgedrückt, ist ihr Ziel die Abschaffung der Frauenunterdrückung: die Kontrolle über den eigenen Körper, die Entwicklung von Alternativen zur Kleinfamilie und zur Heterosexualität, das Suchen nach neuen Methoden einer befreienden Kinderbetreuung, die ökonomische Unabhängigkeit, die Zerstörung der geschlechtsspezifischen Rollen in der Erziehung, den Medien und am Arbeitsplatz, die Abschaffung repressiver Gesetze und die Beendigung der männlichen Autorität und Besitzherrschaft über die Frau,

---

<sup>1</sup> SCHENK, HERRAD: *Die feministische Herausforderung*. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. München: Verlag C.H. Beck. 1980. S. 83ff

die Beschaffung und Bereitstellung von Mitteln, die es den Frauen ermöglichen, ihre eigenen Fähigkeiten zu entwickeln.

### 3. Gesellschaftspolitische Situation der 60er Jahre

In den 60er Jahren wuchs die gesellschaftliche Unzufriedenheit in raschem Tempo, gleichzeitig entwickelte sich in den meisten westeuropäischen Ländern, auch in Teilen Osteuropas und in den USA eine Kapitalismuskritik. Unterschiedlichste Werte und Normen wurden auf ihre Gültigkeit hinterfragt. Der Abbau aller autoritären Strukturen, die antiautoritäre Erziehung, eine liberale Einstellung zur Sexualität wurden unter anderem innerhalb der Studentenbewegung von 1968 vehement gefordert.

1949 erschien in französischer Sprache das Buch von *Simone de Beauvoir: Le deuxième sexe* (dt. Das andere Geschlecht, Hamburg 1951). Dieses Buch und seine Thesen werden in den feministischen Kreisen der Neuen Frauenbewegung viel diskutiert.

1963 erschien das Buch der amerikanischen Feministin, *Betty Friedan: The Feminine Mystique* (dt. Der Weiblichkeitswahn, Hamburg 1963). Ab 1965 gibt es bundesweite Proteste gegen den Vietnamkrieg und die Diktaturen in Spanien und Griechenland.

In der Literatur wird die Neue Frauenbewegung in der BRD als Folge der Studentenbewegung von 1967-1968 behandelt, schließlich seien die beteiligten Frauen Teil der Studentenbewegung. Ohne die Dynamik und Entwicklung der „Neuen Linken“, insbesondere des *Sozialistischen Deutschen Studentenbundes* (SDS)<sup>2</sup>, sei die Neue Frauenbewegung in der BRD nicht denkbar gewesen. Sicher empfing die Neue Frauenbewegung weitere wichtige Impulse aus den amerikanischen und französischen Frauenbewegungen, die auch „ein feministisches Bewusstsein“ entwickelten.

## 4. Organisationen

### 4.1. „Weiberräte“

Der Beginn der Neuen Frauenbewegung wird oft mit der Anklagerede der späteren Filmemacherin *Helke Sander*<sup>3</sup> gleichgesetzt, die sie 1968 als Delegierte des *Westberliner Aktionsrates Zur Befreiung der Frau*<sup>4</sup> auf der 23. Delegiertenkonferenz des SDS hielt. In dieser

<sup>2</sup> Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) war ein politischer Studentenverband in der früheren Bundesrepublik und West-Berlin (1946–1970). Anfangs der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) nahestehend, wurde er nach der erzwungenen Trennung von der Mutterpartei zum Sammelbecken der Neuen Linken und spielte eine bedeutende Rolle in der Studentenbewegung der 1960er Jahre.

<sup>3</sup> HELKE SANDER: (1937 in Berlin) Ab 1962 arbeitete sie als Regisseurin an verschiedenen Theatern und Fernsehsendern. 1966 begann mit dem Studium an der Deutschen Film- und Fernsehakademie in Berlin. 1967 trat sie in den SDS ein. 1968 gründete sie zusammen mit anderen den *Aktionsrat zur Befreiung der Frau*, aus dem die ersten Berliner Kinderläden hervorgingen. Am 13. September 1968 hielt sie die legendäre Rede bei der SDS-Delegiertenkonferenz. Ende 1969 war sie Mitgründerin der Frauengruppe *Brot und Rosen*, die 1972 das Frauenjahrbuch Nr. 1 herausgab. Sie hat bisher zahlreiche Filme gedreht, die auf vielen nationalen und internationalen Festivals liefen und viele Auszeichnungen und Preise erhielten. Von 1981 bis 2001 war sie als Professorin an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. In verschiedenen Ländern wurde ihre Arbeit in Filmretrospektiven gewürdigt.

<sup>4</sup> *Aktionsrat zur Befreiung der Frau*: von sieben Frauen im Januar 1968 gegründet. Vorschläge des Rates: Gründung von Kinderhäusern oder –räumen mit ausgebildeten Betreuerinnen, Bildung von

Rede warf sie den männlichen SDS-Mitgliedern vor, die spezifische Ausbeutung der Frauen im privaten Bereich zu tabuisieren.

Sander spricht auch darüber, dass die gesellschaftliche Unterdrückung der Frauen nicht individuell gelöst werden kann, aber die Frauen können mit der Aufhebung der Unterdrückung auch nicht auf die Zeiten nach der Revolution warten.

„Das Private ist politisch“ wurde zum Slogan der Neuen Bewegung.

Mit dem Zerfall der APO und des SDS traten nach 1969 solche Auseinandersetzungen zurück. Im Frühjahr 1970 wurde der *Sozialistische Frauenbund Westberlins* (der sich aus dem Aktionsrat zur Befreiung der Frau herauskristallisiert hatte) gegründet.

Der Sozialistische Frauenbund Westberlins setzte sich zum Ziel Frauen über den Zusammenhang von Kapitalismus und Unterdrückung aufzuklären, um sie zu befähigen eine aktive Aufgabe im Klassenkampf zu übernehmen.

In kleinen Gruppen wurden die wenigen Frauentexte gelesen, die es damals schon auf dem Buchmarkt gab: Simone de Beauvoir, Betty Friedan, Friedrich Engels, Clara Zetkin und ein paar Aufsätze.

Außerdem sahen die Frauengruppen ihre besondere Aufgabe innerhalb der linken Bewegung darin, die Arbeiterinnen in den Fabriken und Betrieben zu agitieren, mit ihnen politische Texte zu besprechen.

Nun wollten sie sich separate, „freie“ Räume schaffen, um eine eigenständige Organisation von Frauen zu bilden und nicht als Organisation von Frauen gegen Männer.

Frauzentren und autonome Frauenräume wurden gegründet, wo Lese- und Diskussionsveranstaltungen stattfanden. In den Theoriearbeitskreisen befassten sich die Frauen mit sozialistischen und feministischen Positionen. In den Frauenzentren wurden regelmäßige Feste organisiert, Aktionen und Demonstrationen vorbereitet. In vielen Zentren wurden auch erste Frauenberatungsstellen untergebracht und es lagen Frauenzeitschriften, Flugschriften und Informationen aus.

„Freiraum heißt hier auch, daß wir uns ohne Männer treffen: das ist notwendig, um nicht sofort wieder in alte Rollenverhalten gedrängt zu werden oder reinzurutschen. Wir wollen uns unter Frauen die Möglichkeit geben, ein neues Bewusstsein zu entwickeln.“<sup>5</sup>

Aus der US-Amerikanischen Frauenbewegung wurde der Ansatz der *Consciousness raising groups*, (C-R-Gruppen) der Selbsterfahrung- oder Bewusstwerdungsgruppen übernommen, in denen Frauen politisch orientiert diskutierten.

## 5. Schwerpunkte der Bewegung

1970 bildete sich aus den nebeneinander diskutierenden Gruppen ein Gesamtzusammenhang der Frauenbewegung heraus, im Kontext eines alle bewegenden Themas: Der Kampf um die ersatzlose Streichung des Abtreibungsparagraphen 218<sup>6</sup>. Hier entstand ein Mobili-

---

Frauenkommunen. Die Vorschläge entstanden aus der Überzeugung, dass Frauen ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen müssen. „Es gilt Privatleben qualitativ zu verändern und diese Veränderung als revolutionären Akt zu verstehen.“

<sup>5</sup> Kleingruppen-Erfahrungen und Regeln. In: Anders, Ann: a.a.O. 1988. S. 100.

<sup>6</sup> Der §218 des Strafgesetzbuches für die BRD stammt aus dem Jahr 1927. Er hatte im Laufe der Geschichte einige Veränderungen erfahren und war im Nationalsozialismus verschärft worden. Die unter dem Hitlerregime verordnete Todesstrafe war 1945 wieder aufgehoben worden. Jede Beteili-

sierungsgrund für viele Frauen, zum ersten Mal als Frauen in eine größere Öffentlichkeit zu treten.<sup>7</sup>

„Mein Bauch gehört mir“ wurde zum Slogan einer Massenbewegung, die weit über die studentischen Diskussionsgruppen hinausreichte. Für die sich gerade herausbildende Frauenbewegung bedeutete die Abtreibungskampagne einen Kristallisationspunkt. Zu Beginn des Jahres 1970 machte die Frankfurter *Frauenaktion 70*<sup>8</sup> mit Straßenaktionen auf das Thema aufmerksam. Am 8. März, dem Internationalen Tag der Frau, fand die erste von vielen Demonstrationen für die ersatzlose Streichung statt. Im Laufe des Jahres wurde die *Aktion 218* gegründet, in der fast ausschließlich Frauen mitarbeiteten.<sup>9</sup>

1975 war auch das Erscheinungsjahr des ersten deutschsprachigen feministischen Romans, „Häutungen“ von *Verena Stefan*. Die Autorin, Mitglied der Berliner Frauenbewegung, versuchte mit einer neuen Sprache die neuen Gefühle und die Aufbruchstimmung zu formulieren. Es deutete sich vor allem in der Sprache die „neue Weiblichkeit“ an, vielleicht wurde deshalb der Roman zum Kultbuch und ein Dauererfolg des Verlags *Frauenoffensive*.

Im selben Jahr erschien ein zweites, sehr erfolgreiches Buch, dessen Autorin in der Frauenbewegung ebenfalls aktiv war: „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“ von *Alice Schwarzer*. Die Thesen vom „Mythos des vaginalen Orgasmus“ wurden hier von der sexuell – zur gesellschaftspolitischen Dimension erweitert

Wie oben gezeigt wurde, ginge es hinsichtlich der Sexualitätsdiskussion in der Neuen Frauenbewegung nicht nur um die Befreiung der Sexualität vom Gebärzwang, sondern auch um die Bekämpfung der Sexualität als Herrschaftsinstrument. In der Sexualität wird die Deformation der Beziehung zwischen den Geschlechtern besonders deutlich sichtbar.

### 5.1. Gewalt gegen Frauen

Die Sicherung der körperlichen „seelischen“ und geistigen Unversehrtheit und die reproduktive und sexuelle Selbstbestimmung von Frauen war bis zu den 1970er Jahren ein Tabu in der BRD. Die Neue Frauenbewegung war die erste, die dieses Thema aus der Privatheit herausholte, enttabuisierte und den betroffenen Frauen die Möglichkeit zur Artikulierung gab. Zu dieser Arbeit gehörte auch der Kampf für die Kriminalisierung von Vergewaltigung und anderen Formen von Gewalt gegen Frauen.

Mit den 1975 zunächst in Köln und Berlin eröffneten autonomen Frauenhäusern für geschlagene Frauen sollten Zufluchtsräume geschaffen und aber auch Möglichkeiten für neue Lebensformen aufgezeigt werden.

---

gung an einer Abtreibung wurde jedoch für die Schwangere mit einer Gefängnisstrafe bzw. Zuchthaus von ein bis fünf Jahren bzw. ein bis zehn Jahren für eine Person, die die Abtreibung vornahm, geahndet.

<sup>7</sup> ANDERS, ANN (Hg.): a.a.O. 1988. S.16.

<sup>8</sup> Aktion 70: Überwiegend berufstätige Frauen aus der Humanistischen Union, der SPD und liberalen Kreisen.

<sup>9</sup> ANDERS, ANN (Hg.): a.a.O. 1988. S. 17.



Dennoch ist es ein Verdienst der Frauen(haus)bewegung, dass Gewaltbeziehungen sichtbar gemacht wurden und dass politische Gremien das Thema „Gewalt gegen Frauen und Kinder“ aufgreifen mussten.<sup>10</sup>

### 6. Feministische Gegenkultur: die Kinderladenbewegung

Die neue Kinderladenbewegung hatte eine starke gesellschaftliche Ausstrahlung. Dem ersten Kinderladen folgten in zahlreichen deutschen Städten antiautoritäre Kinderläden. Den Frauen ginge es damals um mehr als eine Selbsthilfeorganisation, sondern auch um ein emanzipatorisches Gegenmodell zur Erziehung im Kindergarten und in der Familie. Es ging ihnen um die gesellschaftliche Verantwortung für die Kinder, um die Kindererziehung als gemeinsame Aufgabe von Frauen und Männern.

Es ging um die Kritik an der als „bürgerlich“ angesehenen Kindererziehung, die verlangte, Kinder nach den Prinzipien des Triebverzichts, des Konkurrenzkampfes und des Leistungsprinzips zu erziehen.<sup>11</sup>

Im kulturellen Bereich wurden neue Initiativen entwickelt. So entstanden eine Reihe von Frauenverlagen z.B. „Frauenoffensive“ in München, „Orlanda Frauenverlag“ in Berlin, „Zeichen und Spuren“ in Bremen, „Kore Verlag GmbH“ in Freiburg, „Daphne Verlag“ in Göttingen. Ferner wurden feministische Zeitschriften gegründet, sowohl theoretische als auch solche, die zu bestimmten aktuellen Themenkomplexen Stellung nehmen und sich an eine breite öffentliche Leserschaft wenden. Am bekanntesten in dieser Hinsicht wurde die Zeitschrift *Emma*, die im Jahr 1977 von Alice Schwarzer begründet wurde. *Courage* wurde im Juni 1976 als selbstverwaltetes Projekt gegründet und diente als Informations-, Kommunikations- und Diskussionsforum für Kleingruppen, Netzwerke und Projekte der autonomen Frauenbewegung.

### 7. Zusammenfassung

Die Wirkung der Aktivitäten der Neuen Frauenbewegung auf Erziehungsweisen, Verhaltens- und Umgangsformen sowie auf die Gesetzgebung kann nicht übersehen werden. Die Frauenbewegung der 1970er Jahre hat viele eigene Einrichtungen geschaffen, die sich im Laufe der Jahre zunehmend professionalisiert und öffentliche Institutionen entscheidend beeinflusst haben. Ihre Aktionsformen und ihr Politikstil von personenzentrierten, egalitären und offenen Gruppen und regionalen und internationalen Netzwerken beeinflussten die Mitte der 1970er Jahren entstandenen sozialen Bewegungen grundlegend. Die Reform des Ehe- und Familienrechts seien ebenso wie die Reformen des §218 auf die Aktionen der Frauenbewegung zurückzuführen. Auch das Interesse an einer eigenen Auseinandersetzung von Frauen mit der Geschichte der Frauen entwickelte sich aus der Neuen Frauenbewegung. Die Geschlechterpolitik, die Geschlechterforschung und die Genderforschung<sup>12</sup> sind die Errungenschaften der Neuen Frauenbewegung. Die Frauenbewegung veränderte nicht

<sup>10</sup> NOTZ, GISELA: *Warum flog die Tomate?* Die autonomen Frauenbewegungen der Siebzigerjahre. Neu-Ulm: AG SPAK 2006. S.44.

<sup>11</sup> Kommune 2. (Hg.): *Versuch der Revolutionierung des bürgerlichen Individuums*. Berlin 1969. In: NOTZ, GISELA: a.a.O. 2006. S. 50.

<sup>12</sup> Der Begriff „gender“ geht auf die nur in der englischen Sprache mögliche Unterscheidung zwischen dem biologischen Geschlecht (sex) und dem kulturell konstruierten sozialen Geschlecht (gender) zurück.

nur das Leben der in ihr aktiven Frauen, sondern wirkte auch auf die Beziehungen zwischen den Geschlechtern.<sup>13</sup>

Die Frauenbewegung ist Teil eines schon zwei Jahrhunderte andauernden sozialen Individualisierungsprozesses. Im Zuge dieser Individualisierung haben nicht nur die Frauen sich von den scheinbar „natürlichen“ Zwängen ihrer biologischen Reproduktionsfunktion freigemacht, sondern der Reproduktionsbereich selbst, der Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen, hat sich von den Zwängen des Produktionsbereichs abgelöst.<sup>14</sup>

Ich beende diese Arbeit mit den Gedanken einer Feministin, Herrad Schenk, die den Feminismus auf folgende Weise zusammengefasst hat:

„Feminismus als Utopie ist die Hoffnung, daß die Menschen nicht nur außerhalb jener Stunden, die sie mit ihrer Erwerbsarbeit zubringen, nach Selbstverwirklichung suchen, sondern daß es ihnen gelingt, diese Stunden nach denselben Prinzipien zu gestalten, die sich für die privaten zwischenmenschlichen Beziehungen entwickelt haben.“<sup>15</sup>

### Literatur

BECKER 1987

BECKER, Bärbel (Hg.): *Unbekannte Wesen. Frauen in den 60er Jahren*. Berlin, ELEFANTEN PRESS, 1987.

HERVÉ 1990

HERVÉ, Florence (Hg.): *Geschichte der deutschen Frauenbewegung*. Köln, PAPPY ROSA VERLAG, 1990.

JANSSEN-JURREIT 1988

JANSSEN-JURREIT, Marielouise: *Sexismus: über die Abtreibung der Frauenfrage*. München, HANSER, 1988.

KÄTZEL 2002

KÄTZEL, Ute: *Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration*. Berlin, ROWOHLT, 2002.

KNÄPPER 1984

KNÄPPER, Marie-Theres: *Feminismus Autonomie Subjektivität. Tendenzen und Widersprüche in der Neuen Frauenbewegung*. Bochum, FRAUENEVERLAG, 1984.

KOELLHOFER 1997

KOELLHOFER, Nina: *Öffentliche und kulturelle Aktivitäten feministisch orientierter Frauenprojekte*. Reinbek bei Hamburg, ROWOHLT, 1997.

KREBS 1988

KREBS, Mario: *Ein Leben im Widerspruch. Ulrike Meinhof*. Reinbek bei Hamburg, ROWOHLT, 1988.

LATZ 1986

LATZ, Birgit: *Frauenarchive*. Amsterdam, EDITION ID-ARCHIV IM IISG, 1986.

<sup>13</sup> NOTZ, GISELA: a.a.O. 2006. S. 60.

<sup>14</sup> SCHENK, HERRAD: a.a.O. 1980. S. 221f

<sup>15</sup> SCHENK, HERRAD: a.a.O. 1980. S. 223.

MEULENBELT 1975

MEULENBELT, Anja: Feminismus und Sozialismus. Hamburg, KONKRET, 1975.

NAVE-HERZ 1989

NAVE-HERZ, Rosemarie: Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland. Hannover, SCHLÜTERSCHER VERLAGS-ANSTALT, 1989.

NOTZ 2006

NOTZ, Gisela: Warum flog die Tomate? Die autonome Frauenbewegung der Siebzigerjahre: Entstehungsgeschichte, Organisationsformen, politische Konzepte. Neu-Ulm, AG SPAK, 2006.

SCHENK 1988

SCHENK, Herrad: Die feministische Herausforderung: 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. München, BECK, 1988.

SCHÖLLER 1985

SCHÖLLER, Gunhild: Feminismus und linke Politik. Berlin, ROTATION, 1985.

SARGENT 1983

SARGENT, Lydia (Hg.): Frauen und Revolution. Berlin, VERLAG FREUNDE DER ERDE, 1983.

### Texte

ANDERS 1988

ANDERS, Ann (Hg.): Autonome Frauen. Schlüsseltexte der neuen Frauenbewegung seit 1968. Frankfurt am Main, ATHENÄUMS TASCHENBÜCHER, 1988.

DIETZE 1979

DIETZE, Gabrielle (Hg.): Die Überwindung der Sprachlosigkeit. Texte aus der neuen Frauenbewegung. Darmstadt, NEUWIED, 1979.

HEER 1973

HEER, Buckardt (Hg.): Film und Emanzipation der Frau. Eine Dokumentation. Aachen, Bundesarbeitsgemeinschaft der Jugendfilmclubs e.V. 1973.

NOLD 1968

NOLD, Liselotte: Frauen Heute. Ein Beitrag zur Diskussion. Nürnberg, LALTARE, 1968.

PRAESENT 1983

PRAESENT, Angela (Hg.): Das Rowohlt Lesebuch der neuen Frau. Reinbek bei Hamburg, ROWOHLT, 1983.

RUNGE 1970

RUNGE, Erika (Hg.): Frauen: Versuche zur Emanzipation. Frankfurt am Main, SUHRKAMP, 1970.

SCHÄFER – WILKE 2000

SCHÄFER, Christine – WILKE, Christine: Die neue Frauenbewegung in München 1968-1985. Eine Dokumentation. München, BUCHENDORFER VERLAG, 2000.

SCHWARZER 1982

SCHWARZER, Alice: Mit Leidenschaft. Texte 1968-1982. Reinbek bei Hamburg, ROWOHLT VERLAG, 1982.

**Quellen**

Adriadne: Forum für Frauen und Geschlechtergeschichte. Stiftung Archiv der Deutschen Frauenbewegung (Hg.) Kassel (1973-1985)

Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis. Köln: Verlag des Vereins (1978-1985)

Frauenjahrbuch. Ein Kaleidoskop der neuen Frauenbewegung. Frankfurt: Verlag Roter Stern (1974-1979)

Pelagea: Materialien zur Frauenemanzipation. Westberlin: Sozialistischer Frauenbund (1975-1982)

# IST DIE STADT EINE SIE?

ÁGNES HUSZÁR  
Universität Pécs, Ungarn

## 1. Einleitung: Stadtbilder des Altertums

„Can we think about subjective experience and judgment without metaphor? Hardly. If we can consciously make the enormous effort to separate out metaphorical from thought, we propably can do some very minimal and unsophisticated nonmetaphorical reasoning. But almost no one ever does this, and such reasoning would never capture the full inferential capacity of complex metaphorical thought. Consider the Similarity Is Proximity metaphor, in which Similarity Is Proximity Is Spatial Closeness and Difference Is Spatial Distance. It is very hard for us to imagine thinking about similarity without this metaphor. [...] Without such metaphors, abstract thought is virtually impossible.“<sup>1</sup>

Die Raummetaphern sind also grundlegende Bausteine des menschlichen Denkens. Für den Raum wie auch für die mit diesem oft verbundene Zeit gilt: die grundsätzlichen Kategorien der Wahrnehmung sind anthropologisch und gehen vom menschlichen Körper aus. Für die europäische Kulturgeschichte ist die Gleichsetzung von Boden, Erde, Heimat mit dem weiblichen Körper charakteristisch. Die Assoziationskette: *Erde – Natur – Frau* wird der anderen: *Himmel – Kultur – Mann* gegenüberstellt. Viele der Ursprungsmythen setzen das Vorhandensein des weiblichen Prinzips voraus. Es ruft dann aus sich heraus das männliche Prinzip ins Leben: so wie die Göttin der Erde, *Gaia*, in den griechischen Mythen *Uranos*, den männlich konzipierten Himmel. Aus der Vereinigung der beiden kommen die Kyklopen und andere Ungeheuer hervor.

In diesem Sinne ist zu verstehen, dass Städte, also von Menschenhand geschaffene Räume, schon im Altertum als weibliche Körper vorgestellt wurden. Die göttliche Mutter des Römischen Reiches war die Liebeskönigin *Venus Genetrix*. Sie wurde oft als solche zur Hilfe gebeten, so z. B. in *De rerum natura* von Lucretius. Das Wort *Stadt* – auf lateinisch: *urbs* – ist selbst ein Femininum. Der Mittelpunkt von Rom (und etlicher anderer Städte) war ein Loch, *mundus* oder *omphalos* genannt. Der *mundus*, *omphalos orbis terrarum* (‘Nabel der Erde’) war der Kommunikationspunkt zwischen den Lebenden und den Bewohnern der unteren Sphären der Unterwelt<sup>2</sup>. Die Konzeption des fruchtbaren Bodens als Mutterleib ist klar und deutlich.

Die Liebesgöttin, die Verkörperung der Schönheit und der fröhlichen Lebenslust schlechthin, ist die Mutter der „Stadt“, aller Städte der antiken Welt. Der schöne, fruchtbare Körper als *alma mater* ernährt alle ihre Kinder. Aber die als Mutterleib konzipierte Stadt hat auch ihre Schattenseiten. Sie enthält den *omphalos*, durch den die Menschenkinder das irdische Leben betreten, aber auch verlassen. Der *omphalos* zeigt die Grenzen des menschlichen Daseins: die Vor- und die Nachwelt des Lebens. An den Grenzstationen des Lebens postieren weibliche Figuren: An der ersten Stelle die Mütter und Hebammen – auf der mythischen Ebene die Liebesgöttin und Hera, die Beschützerin der Gebärenden. An der

---

<sup>1</sup> LAKOFF–JOHNSON 1999, 59.

<sup>2</sup> ELIADE 1976, 33.

Grenzsstation ins Jenseits postieren die Parken, die furchterregenden Todesgöttinnen. Selbst im römischen Alltag wurden die Trauerfestlichkeiten von Frauen inszeniert. Die Witwen peitschten die entblößte Brust, kreischten, weinten so hemmungslos, dass römische Kaiser sich genötigt fühlten gewisse Maßregeln dagegen einzuführen. Die Trauermärsche wurden von professionellen Klageweibern, sogenannten *praeficae* begleitet.

Die Antike kannte auch eine gegensätzliche Konzeption der Stadt: dafür steht die *Hure Babylon*. Die dämonische Verführerin, die ihre eigenen Kinder auffrisst, ist die unübersichtliche und furchterregende Großstadt. Sie ist die Urgroßmutter aller Verbrechen, Elend und Müll sind ihre Begleiter.

Die Bewohner der biblischen Städte, Sodom und Gomorrha sind den Sünden völlig ergeben. „Der Herr sprach also. Das Klageschrei über Sodom und Gomorrha, ja die ist laut geworden, und ihre Sünde, ja die ist schwer.“<sup>3</sup> Der einzige Mensch, der von den Sünden frei war, hieß Lot. Als er die himmlischen Gesandten mit gebührendem Respekt empfängt, retten die Engel sein Leben und das ihrer Angehörigen: „Bring sie weg von diesem Ort! Wir wollen nämlich diesen Ort vernichten; denn schwer ist die Klage, die über die Leute zum Herrn gedrungen ist. Der Herr hat uns geschickt, die Stadt zu vernichten.“<sup>4</sup>

Das Schicksal der beiden Städte ist zum grausamen Ende gekommen: „Als die Sonne über dem Land aufgegangen und Lot in Zoar angekommen war, liess der Herr auf Sodom und Gomorrha Schwefel und Feuer regnen, vom Herrn, vom Himmel herab. Er vernichtete von Grund auf jene Städte und das ganze Elend, und auch alle Einwohner und alles, was auf den Feldern wuchs.“<sup>5</sup>

Das Schicksal von Sodom und Gomorra bleibt für alle Zeiten ein Mahnmal des göttlichen Zornes gegen die sündigen Städte. So wurden *Sodom* und *Gomorrha* symbolische Orte für die als Todessünde geltende gleichgeschlechtliche Liebe in Proust's Lebenswerk.

Gleich symbolträchtig ist die andere biblische Stadt: *Babel*. Sie ist ganz klar als Frau konzipiert, eine prächtig gekleidete, schöne Frau, wird oft als *Hure Babylon* erwähnt. Die Worte des Propheten Jeremia beschreiben den Glanz und den Sündenfall von Babel und den Schmerz über ihre Vernichtung: „Babel war in der Hand des Herrn ein goldener Becher, der die ganze Erde berauschte. Von seinem Wein haben die Völker getrunken; deshalb haben sie den Verstand verloren. Jählings fällt Babel und wird zerschmettert. Klagt laut darüber! Holt Balsam für seine Wunde, vielleicht ist es zu heilen. Wir wollten Babel Heilung bringen, es war aber nicht mehr zu heilen. Verlasst es! Gehen wir, jeder in sein Land! Denn sein Gericht reicht bis zum Himmel hinauf, ragt bis zu den Wolken empor.“<sup>6</sup>

Die Worte des Propheten antizipieren die Vernichtung der sündigen Stadt, der „Tochter Babel“: „Seht, ein Volk zieht von Norden heran, ein grosses Volk und viele Könige brechen auf von den Grenzen der Erde. Sie kommen mit Bogen und Sichelschwert; grausam sind sie und ohne Erbarmen. Ihr Lärm gleicht dem Brausen des Meeres und sie reiten auf Rossen, Krieger, zum Kampf gerüstet, gegen dich, Tochter Babel.“<sup>7</sup>

<sup>3</sup> Genesis 18, 21.

<sup>4</sup> Genesis 19, 12-13.

<sup>5</sup> Genesis 19, 24-26.

<sup>6</sup> Jeremia 51, 7-9.

<sup>7</sup> Jeremia 50, 41-3.

In der Offenbarung des Johannes entfaltet die sündige Stadt ihre ganze herrlich-dämonische Schönheit: „Dann kam einer der sieben Engel, welche die sieben Schalen trugen, und sagte zu mir: Komm, ich zeige dir das Strafgericht über die große Hure, die an *den vielen Gewässern sitzt*. Denn mit ihr haben *die Könige der Erde* Unzucht getrieben, und vom Wein ihrer Hurerei wurden die Bewohner der Erde betrunken. Der Geist ergriff mich, und der Engel entrückte mich in die Wüste. Dort sah ich eine Frau auf einem scharlachroten *Tier* sitzen, das über und über mit gotteslästerlichen Namen beschrieben war und sieben Köpfe und *zehn Hörner* hatte. Die Frau war in Purpur und Scharlach gekleidet und mit Gold, Edelsteinen und Perlen geschmückt. Sie hielt einen *goldenen Becher* in der Hand, der mit dem abscheulichen Schmutz ihrer Hurerei gefüllt war. Auf ihrer Stirn stand ein Name, ein geheimnisvoller Name: *Babylon, die Große*, die Mutter der Huren und aller Abscheulichkeiten der Erde. Und ich sah, daß die Frau betrunken war vom Blut der Heiligen und vom Blut der Zeugen Jesu.“<sup>8</sup>

Nicht minder furchterregend ist die Vernichtung der Verkörperung aller Sünden: „Danach hörte ich etwas wie den lauten Ruf einer großen Schar im Himmel: Halleluja! Das Heil und die Herrlichkeit und die Macht sind bei unserm Gott. *Seine Urteile sind wahr und gerecht*. Er hat die große Hure gerichtet, die mit ihrer Unzucht die Erde verdorben hat. *Er hat Rache genommen für das Blut seiner Knechte*, das an ihren Händen klebte. Noch einmal riefen sie: Halleluja! Der Rauch der Stadt steigt auf in alle Ewigkeit.“<sup>9</sup>

Beide Stadt-Konzeptionen, die der gütigen Mutter und die der sündigen Hure sind bis heute wirkende Topoi, sogar Gemeinplätze und führen zur Sexualisierung von Städtebildern. Sie sind ein nicht wegzudenkender Teil des künstlichen Schaffens und der Konsumkultur.

## 2. Die Stiefmutter-Großstadt in dem neunzehnten Jahrhundert

Die Geburtstunde der modernen Metropolen schlug erst in dem neunzehnten Jahrhundert. Städte wie London und Paris waren bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ein loses Beieinander von kleinen Ortschaften. Die Bewohner der Ortschaften kannten einander wenigstens vom Sehen: Jeder grüßte jeden. Erst als große Menschenmengen in die Städte zogen, weil sie dort auf Zuflucht hofften vor den miserablen Umständen der landwirtschaftlichen Tätigkeit, ist das sogenannte Großstadtgefühl zustande gekommen: das Gefühl, allein unter lauter Fremden zu sein. Die Leute grüßten nicht mehr jeden, dem sie begegneten, der Mann auf der Straße war ein Fremder, er sollte es auch bleiben. So wurden die Metropolen Zufluchtsorte der Vertriebenen. „Stadtluft macht frei nach Jahr und Tag“ – den alten Spruch konnte man nicht mehr wortwörtlich nehmen, aber irgendwie stimmte er nach wie vor. Im Mittelalter galt nämlich der Rechtsgrundsatz, dass freigekaufte Leibeigene und andere Angehörige des Dritten Standes, wenn sie mindestens ein Jahr und einen Tag lang in einer Stadt gewohnt hatten, nicht mehr von ihrem Dienstherrn zurückgefordert werden konnten.

Im 19. Jahrhundert flüchtete man in die anonyme Menschenmasse der Städte, um nicht mehr erkannt zu werden. Die Neuankömmlinge wollten den Blicken der Mitmenschen entfliehen. Die Großstadt diente zu dieser Zeit als Kristallisationspunkt und Bedingung zeitgenössischer Zeit- und Raumwahrnehmung. Die europäischen Metropolen, vor allem

<sup>8</sup> Die Offenbarung des Johannes 17,1-6.

<sup>9</sup> Die Offenbarung des Johannes 19,1-3.

London und Paris, wurden in literarischen Texten als Erlebnis-, Handlungs- und Wahrnehmungsraum beschrieben. Das Labyrinth der Großstadt eröffnete den Bewohnern ganz neue Erfahrungen. Als der englische Dichter Quincey zwei Jahre – von 1802 bis 1804 – in London verbrachte, war er schon drogensüchtig. Zu dem opiumhaltigen Laudanum-Trank gesellten sich Opernbesuche und Teilnahme an den Feierlichkeiten der Lohnarbeiter. Beide Zeitvertriebe sind passiver, sogar parasitärer Natur. Wie Aleida Assmann schreibt: „Er fühlte sich in ihre [der Lohnarbeiter] Situationen ein wie ein empfindsamer Leser in die Personen eines Romans. Das Opium half ihm nicht nur, den Unterschied zwischen Wirklichkeit und Fiktion zu verschleiern, sondern auch die depressiven Seiten dieser Eindrücke auszublenden und den Grundton des Genießens zu verstärken.“<sup>10</sup>

Das Erlebnis der Anonymität wird bei ihm bis zum Ich-Verlust gesteigert. Als er seine Lebensretterin, die kleine Prostituierte Ann aus den Augen verliert, verwandelt sich die Stadt in ein Labyrinth, in dem er sich heillos zu verlieren drohte. Mit diesem Gefühl nimmt er Abschied von der steinherzigen Stiefmutter Oxford Street, die sich am Seufzen der Waisen und Tränen der Kinder ergötzt. Oxford Street steht als *pars pro toto* für die furchterregende Monster-Mutter London: „So then, Oxford-street, stony-hearted stepmother! Thou that listenest to the sighs of orphans, and drinkest the tears of children, at length I was dismissed from thee.“<sup>11</sup>

Am Ende des 19. Jahrhundert wird ein neuer Typus der Stadtbewohner wahrgenommen, von Baudelaire *Flaneur* genannt. Er ist ein Beobachter, ein Müßiggänger, der von keinen pragmatischen Zielen und Bedürfnissen gesteuert, in den Strom der Passanten eintaucht. Für den Flaneur ist die Stadt eine immer wechselnde Erlebniswelt, die alle seine Sinne mit einbezieht: die erlesenen Düfte der Drogeriehändler, die derben Gerüche der Volksküchen und Schlachthöfe, all die Samt und Seide, die die großen Warenhäuser anbieten, die Stimmen der Kutscher und der Blumenmädchen, das alles ist wie eine riesige Komposition für ihn, den müßigen und feinfühligsten Beobachter, komponiert und (ur)aufgeführt. Der Flaneur war geradezu berauscht von der „Symphonie der Großstadt“, um den Titel von Walter Ruttmanns Film aus dem Jahre 1927 vorwegzunehmen.

### 3. Pracht und Elend der ungarischen Hauptstadt

Budapest wurde um die vorletzte Jahrhundertewende zur echten Großstadt. Erst der Ausgleich von 1867 schuf die Möglichkeiten für die rasante industrielle Entwicklung des Landes. 1872 erfolgte die Vereinigung dreier Ortschaften (*Ofen*, *Altöfen* und *Pest*) zur Weltstadt *Budapest*. Es wurde viel gebaut: Straßen, Bahnhöfe, öffentliche Gebäude, Wohnhäuser. Das Jahrhundertprojekt – die Feierlichkeiten zum tausendjährigen Jubiläum der Staatsgründung – kurbelte die Bauarbeiten geradezu an. Nach Pariser Vorbild wurden breite Alleen gebaut. Auf dem Heldenplatz und im Stadtwäldchen wurden symbolträchtige Gebäude und Skulpturen errichtet, die den Glanz des tausendjährigen Jubiläums und die glorreiche Geschichte des ungarischen Volkes repräsentieren sollten. Schön gekleidete und vornehme Herren und Damen bevölkerten die Straßen der Stadt und die Wege des Stadtwäldchens. Öffentlich baden zu gehen war wieder in die Mode gekommen. Aber das Milieu der Bäder war viel schicklicher, sogar luxuriöser geworden, als in den vorigen Jahrhunder-

<sup>10</sup> ASSMANN 2006, 153.

<sup>11</sup> QUINCEY 2001, 67.



ten. An der Andrassy Straße (sie hieß damals schlicht und einfach *Sugár út* 'Radialstraße') wurde, ein paar Monate nach der Pariser Premiere, das erste *Lichtspieltheater* 'Kino' eröffnet. Die zweite Hälfte des Jahrhunderts zeichnete sich als eine besondere Periode der Trauerkultur aus. Auf dem Friedhof in Richtung Kerepes fanden luxuriöse Beisetzungen statt, die – vor allem die Beisetzung Kossuths im Jahre 1894 – einen volkstümlichen Charakter hatten. Und überall gab es – auf den Friedhöfen, in der Außen- und Innenausstattung der neuen Gebäude – symbolische Frauenfiguren. Die den damals üblichen *Germania*- und *Britannia*-Figuren sehr ähnelnde klassizistische *Hungaria* und die das Land beschützende Gottesmutter: *Patrona Hungariae*.

Aber hinter den prächtigen Fassaden des Wohlstands hauste Elend und Verbrechen. Vor allem das Elend der zu Prostitution gezwungenen Frauen und Mädchen. Die geschätzte Zahl der Prostituierten betrug etwa 10 000 – bei einer Gesamtbevölkerungszahl von ca. 100 000, eine horrende Zahl. Ein Teil der Prostituierten lebte in Bordellen, aber die Mehrheit der Frauen ging in getarnten Wohnungen und Häusern, sogar in öffentlichen Grünanlagen, dem Gewerbe nach. Und die Polizei sah nicht nur weg, sondern leistete Beihilfe. Elek Thaisz, der berühmte Polizeipräsident der Hauptstadt – selber Ehemann einer ehemaligen Edelprostituierten – verhinderte in seiner Amtszeit von 1861 bis 1885 die Prostitution nicht – er förderte sie geradezu. Seine Ehefrau vermittelte Genehmigungen zur Ausübung des Gewerbes gegen Barzahlung.<sup>12</sup>

Ein gewinnbringender Geschäftszweig war der Mädchenhandel, auch „weiße Sklaverei“ genannt. Hunderte und Tausende von betrogenen jungen Frauen vom Lande wurden mit Schiffen in die Türkei und in die Länder von Süd-Amerika befördert. Die *Hungaras* 'ungarische Frauen' in den Bordellen von Buenos Aires waren ebenso berüchtigt, wie die *Wengerkas* 'ungarische Frauen' in dem Nachtleben von Sankt-Petersburg. Warum der Mädchenhandel in der Budapester Unterwelt so verbreitet war, ist leicht zu erklären. Die ungarische Gesetzgebung behandelte den Menschenhandel nicht so streng wie die der Nachbarländer – als *Regelverstoß* statt *Kriminalverbrechen*. Falls jemand erwischt wurde – was bei dieser korrupten Polizei eher selten vorkam – kam er mit ein paar Hundert Kronen Strafgeld davon.<sup>13</sup>

Die Assoziationen um die Großstadt Budapest in der Zeit des tausendjährigen Jubiläums der Staatsgründung sind sehr wohl sexuell gefärbt. Die Konnotationen sind aber keineswegs angenehm. Der Spruch: *Pest: feketére fest* 'Pest färbt dich schwarz' stammt aus dieser Zeit.

Die Metropole Budapest mit all ihren frommen Skulpturen der *Patronae Hungariae* war eine Rabenmutter, sogar Kupplerin für Verbrechern zum Opfer gefallene Zwangsprostituierte und für die von Mädchenhändlern Betrogenen. Unter den Kindern der Rabenmutter Budapest wüteten die Geschlechtskrankheiten, vor allem die Syphilis. Das Gesundheitswesen stand der Epidemie fast hilflos gegenüber.

Die Schattenseiten des Großstadtlebens sind in der Erinnerung der ungarischen Bevölkerung lebendig geblieben. In Ungarn ist seit jener Zeit eine anti-städtische Einstellung tief verankert. In zahlreichen ungarischen literarischen Werken stehen die ehrlichen und unverdorbenen Dörfler den korrupten Stadtmenschen gegenüber. Ein anderer immer

<sup>12</sup> MIKLÓSSY 1989.

<sup>13</sup> MIKLÓSSY 1989.

wiederkehrender Topos ist die Geschichte des verlorenen Sohnes bzw. der Tochter, der oder die in der Großstadt verdorben wurde.

#### 4. (Nicht)sexualisierte Werbekampagne der Hauptstädter: Budapest – Berlin

Das Verbrechen und die massenhafte Prostitution sind aus dem Leben einer Metropole leider nicht wegzudenken. Aber man sollte eben diese Facette des Großstadtlebens ausblenden, wenn man zahlende Gäste anlocken will. Das denken und tun ungarische Werbeleute, und darum fehlt in den Werbetexten und -bildern über Budapest-Tourismus jeder Hinweis auf sexuelle Inhalte. Budapest als *Messestadt*, *Konferenzstadt*, als *Stadt der Bäder* wird gelobt, ein Stadt-Image für Konferenzteilnehmer, Familien, Saubermänner und -frauen. Eine saubere Stadt ohne besondere Verlockungen, aber auch ohne Gefahren.

Nicht jede Metropole befolgt diese sichere, aber auch biedere Strategie des City-Brandings ('Stadt-Werbung'). Ein eklatantes Beispiel ist dafür Berlin. Dass gerade in Berlin die Werbekampagnen sexuell anlockende Elemente aufgreifen, hängt – ob wir es wollen oder nicht – mit der Person des regierenden Bürgermeisters zusammen. Klaus Wowereit manövrierte sich und die von ihm regierte Hauptstadt mit seinem medienstarken Coming-out: „*Ja, ich bin schwul und es ist gut so*“ unausweichlich in einen sexuell geladenen Raum.

Die 2004 gestartete Werbekampagne „Mir geht's Berlin!“ spielte ganz bewusst mit den sich daraus ergebenden Möglichkeiten. Die Werbebilder<sup>14</sup> zeigen es ganz offensichtlich. „Berlin wird hier als Ganzkörperzustand inszeniert, der einen in Trance versetzt. Berlin wird als ein Gefühl präsentiert. Es kann einem gut oder schlecht gehen; und es kann einem auch „Berlin gehen“. Mit dem „gehen“ als Tätigkeitsbeschreibung wird eine doppelte Bewegung angesprochen: eine emotionale und eine räumliche. Adressaten der Kampagne sind potenzielle Besucher der Stadt.<sup>15</sup> Das Reiseziel – Berlin – wird in einem schönen Frauenkörper konzipiert: der in einem hochgeschlitzten Kleid, mit geschlossenen Augen über einem Bett schwebt. Die Sexualisierung ist unübersehbar. Die Gardinen sind zugezogen: alles deutet auf einen orgasmusähnlichen Zustand hin. Die eine Hand der Frau hält einen Teddybär, die andere ein Modell des Brandenburger Tors. Der Berliner Bär ist das Wappentier der Stadt. Was auf dem Bild zu sehen ist: ein flauschiges Kinderspielzeug. Das Brandenburger Tor ist ein nationales Symbol des Sieges über Napoleon I. und gleichzeitig der Wiedervereinigung Deutschlands und der Hauptstadt. In der verniedlichten Form ähnelt es aber eher einem Maskottchen. Die so verharmlosten Attribute ergänzen die Frauenfigur erst zum Stadtsymbol.

Die Werbekampagne nutzt die Frau=Stadt Metapher aus, um die Destination Berlin als begehrenswert, verführerisch, den Aufenthalt darin als ein prickelndes sexuelles Abenteuer, zu konzipieren.

Die Sexualität bleibt weiterhin ein ständiger Bestandteil des City-Brandings von Berlin. Eine spätere (2008/2009) Imagekampagne unter dem Motto „Be Berlin! Sei Berlin“ greift einen 2004 von Wowereit geprägten Satz auf. Der neue Werbeslogan lautet: „Wir

<sup>14</sup> Werbebild des Presse- und Informationamtes für Berlin. Quelle:

<http://www.berlin.de/rbmsklzl/rathausaktuell/archiv/2003/07/04/13597>

<sup>15</sup> Löw 2008, 188.

sind Berlin – Arm, aber sexy“. Sollte diese Kampagne zum Erfolg führen, wäre Berlin zwar weiterhin *sexy*, aber vielleicht nicht mehr so *arm*.

### Literatur

ASSMANN 2006

ASSMANN, Aleida: Einführung in die Kulturwissenschaft. Grundbegriffe, Themen, Fragestellungen. Berlin, ERICH SCHMIDT, 2006.

ELIADE 1976

ELIADE, Mircea: Occultism, Witchcraft and Cultural Fashions. Chicago, CHICAGO UNIVERSITY PRESS, 1976.

LAKOFF – JOHNSON 1999

LAKOFF, George – JOHNSON, Mark: Philosophy in the Flesh. The embodied Mind and its Challenge to western Thought. New York, BASIC BOOKS, 1999.

LIPTÁK 2007

LIPTÁK, Dorottya: Illustrierte Bildungs- und Unterhaltungspresse und das Lesepublikum in der Donaumonarchie zur Zeit Franz Josefs. In: BACHLEITNER, Norbert – SEIDLER, Andrea (Hg.): Zur Medialisierung gesellschaftlicher Kommunikation in Österreich und Ungarn. Studien zur Presse im 18. und 19. Jahrhundert. Wien, LIT, 2007, 177–234.

LÖW 2008

LÖW, Martina: Soziologie der Städte. Frankfurt, SUHRKAMP, 2008.

MIKLÓSSY 1989

MIKLÓSSY, János: A budapesti prostitúció története. Budapest, NÉPSZAVA, 1989.

DE QUINCEY 2001

DE QUINCEY, Thomas: Confessions of an English Opium Eater. London, PENGUIN, 2001.

### Quelle

Die Bibel: Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift. Gesamtaufgabe. Ökonomischer Text. Stuttgart, KATH. BIBELANSTALT, 1994.

# „BEIN ZU BEINE, BLUT ZU BLUTE, GELENK ZU GELENKE...“ HEIDNISCH-CHRISTLICHE VARIANTEN DES ZWEITEN MER- SEBURGER ZAUBERSPRUCHES ALS PRODUKTE DER ELASTI- SCHEN MISSIONSSTRATEGIE

GYÖRGY OROSZ  
Hochschule Nyíregyháza, Ungarn

## 1. Einleitung

Die germanischen Stämme traten mit der offiziellen Übernahme des Christentums in die Gemeinschaft der christlichen Zivilisation ein. Ihr Glaube war aber keineswegs frei von heidnischen Vorstellungen und Lebensinhalten. Heidnische Elemente verbanden sich in ihrem Bewusstsein mit christlichen Glaubensinhalten, und auf diese Weise bildete sich bei ihnen ein spezifisches Ethos, *der heidnisch-christliche religiöse Synkretismus* heraus. Das Weltbild der breiten Volksmassen blieb aber einige Jahrhunderte lang in ihrem tiefsten Bewusstsein immer noch magisch-mythologisch, obzwar es sich stufenweise mit christlichen Elementen erweiterte.

Die ersten wirklichen Missionare auf deutschem Boden waren die angelsächsischen Glaubensboten, an deren Spitze *Willebrord* und *Winfried-Bonifatius* standen. Schon in England bildete sich eine Art heidnisch-christlicher religiöser Synkretismus heraus, infolge der elastischen Missionsstrategie, wozu Papst Gregor I. die „*Instruktionen für die Missionsarbeit unter den Angelsachsen*“<sup>1</sup> im Jahre 601 erließ. Er rief die Missionare auf, dass sie behutsam zu Werke gehen sollen: „*stufen- oder schrittweise, nicht sprungweise*“. Dieser religiöse Synkretismus wurde zu den deutschen Stämmen transplantiert und auch die früher erarbeiteten und bewährten Methoden der elastischen Bekehrung wurden auf diesem neuen Missionsfeld erfolgreich verwendet. Sie trugen dazu bei, dass bei den Deutschen eine gemischte heidnisch-christliche Denkungsart zustande kam, die auch ihre religiösen Handlungen bestimmte.

Die Erforschung dieses synkretischen Weltbildes ermöglicht uns ein besseres Verständnis dafür, wie sich im Bewusstsein der mittelalterlichen Menschen die Aspekte der heidnischen und der christlichen Kultur miteinander verbanden.<sup>2</sup> In meiner Arbeit wird der Problematik des Übergangs, also der Transformation und der Verschmelzung der verschiedenen Weltbilder besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Das Bewusstsein der archaischen Germanen war vom magischen<sup>3</sup> und mythologischen Weltbild<sup>4</sup> geprägt, die aber miteinander verflochten waren. Die Zaubersprüche stehen in engster Verbindung mit den Mythen und der ganzen mythopoetischen Sphäre. Der Zauberspruch und der Mythos sind vor allem durch die in ihnen gemeinsame Logik verbunden,

---

<sup>1</sup> Aus: VOIGTLÄNDERS Quellenbücher, Band 78. – Die Bekehrung der Germanen zum Christentum. Von Theodor HÄNLEIN. In: SCHUSTER 1976, 51-52.

<sup>2</sup> GURJEWITSCH 1982.

<sup>3</sup> MAKRA 1988.

<sup>4</sup> MELETYINSZKIJ 1985.; TOKAREV 1988.; KIRK 1993.

die eine gemeinsame Handlungsstrategie voraussetzt. In diesem Sinn ist der Zauberspruch nichts Anderes als die Verkürzung der Mythe.<sup>5</sup>

In der Religionsgeschichte der indogermanischen Völker spielte die *Verehrung der Bäume* eine wichtige Rolle. Die ältesten Heiligtümer der Germanen waren Wälder. Die *heiligen Haine* waren bei den alten Germanen überall zu finden, und die Verehrung von Bäumen verschwand auch unter den Nachkommen von ihnen nicht, sondern sie erhielt sich bis zu unseren Tagen.<sup>6</sup> Die Germanen bauten keine Tempel, sondern sie verehrten ihre Götter auf Berghöhen und in heiligen Hainen. Der Römer Tacitus berichtet davon in dem 9. Kapitel seiner „*Germania*“<sup>7</sup> folgendermaßen:

„Übrigens halten sie weder mit Wänden die Götter zu umschließen, noch auf irgendeine menschenähnliche Weise sie abzubilden, der Größe der Himmlischen gemäß. Haine und Gehölze weihen sie ihnen und geben der Götter Namen jenem geheimnisvollen Wesen, wofür nur ihre Ehrfurcht Augen hat.“

*Od(h)in*, bei den Südgermanen Wotan/Wodan genannt, ist der oberste Gott, und somit der Fürst der Götter und Menschen. Er ist der Gott des Krieges und der Weisheit, der Erfinder der Runen und der Gott der Magie, sowie der Poesie. Oft reitet er auf seinem achtbeinigen Pferd, *Sleipnir*.<sup>8</sup>

Der Weltenbaum ist in der skandinavischen Mythologie („Lieder- und Prosa-Edda“) eine riesengroße Esche, *Yggdrasil* genannt, die als struktureller Grund der Welt gilt. *Yggdrasil*, der der Baum des Lebens und Schicksals ist, knüpft sich an die Mythen um Odin. *Yggdrasil* bedeutet: ‚Pferd von Ygg‘, also von Odin. *Ygg* ist einer von seinen vielen Namen mit der Bedeutung ‚der Schreckliche‘.<sup>9</sup> Das Pferd galt als Odin geheiligtes Opfertier. Das Pferdeopfer ist sicherlich indoeuropäischer Herkunft. Seine Spuren finden sich auch bei den Germanen.<sup>10</sup> Papst Gregor I. schreibt in dem „*Brief an Bonifatius über die Missionsarbeit in Deutschland*“ (um 732)<sup>11</sup>:

„Dabei hast Du auch berichtet, dass etliche Leute Fleisch vom Wildpferd essen, sehr viele auch vom Hauspferd. Das darfst Du, heiligster Bruder, auf keinen Fall weiterhin geschehen lassen, vielmehr unterbinde das auf alle mögliche Arten mit Christi Hilfe völlig und lege ihnen die verdiente Buße auf; denn es ist unrein und abscheulich.“

<sup>5</sup> TOKAREV 1988, I. 217.

<sup>6</sup> FRAZER 1994, 71-72.

<sup>7</sup> TACITUS MCMXXXV, 87.

<sup>8</sup> TOKAREV 1988, I. 596-598.; ELIADE 1994, 169.; ELIADE 1995, 129.

<sup>9</sup> TOKAREV 1988, I. 607-608., 596.

<sup>10</sup> ELIADE 1994, 191.

<sup>11</sup> Zitiert nach: Briefe des Bonifatius = Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters, Bd. IVb, hrsg. v. Reinhold RAU, Darmstadt, 1968, a. a. O., 99-101. In: HUG 1981, 141-142.

## 2. Beschwörungen und das christliche Gebet

Die Annahme, dass die Beschwörung und das christliche Gebet unabhängig voneinander existiert haben, ist nicht zu beweisen, und dazu wissen wir, dass die Geistlichen in den frühesten Zeiten die ärztliche Behandlung mit den zu ihrer Verfügung stehenden Mitteln betrieben.<sup>12</sup> Um die Beschwörungsformeln endgültig auszurotten, versuchte das Christentum sie durch die der Form nach ihnen sehr ähnlichen Heilungsgebete zu ersetzen. Diese beruhen aber bereits auf christlichen Anschauungen und wenden sich an Gott, die Gottesmutter, Engel, Heilige usw. Durch die Vermittlung der Geistlichkeit wurden sie auch den früheren Kennern von Beschwörungsformeln zugänglich. Unter ihrem Einfluss dringen in die Beschwörungsformeln christliche Elemente ein, heidnische Namen werden beseitigt. Im Allgemeinen herrscht aber auch weiterhin die alte heidnische Grundlage vor, obgleich sie in der mündlichen Überlieferung immer unverständlicher wird. Dennoch gelang es der christlichen Geistlichkeit nicht, die Beschwörungsformeln endgültig zu vernichten. Unter dem Einfluss des Christentums erhielten die Beschwörungsformeln den Anstrich von christlichen Gebeten und so entstanden Beschwörungen in Gebetform.<sup>13</sup>

Die beiden „*Merseburger Zaubersprüche*“ wurden erst im 10. Jahrhundert von einem christlichen Mönch niedergeschrieben, auf einem leeren Blatt einer lateinsprachigen Handschrift, obwohl sie dem Inhalt nach echt heidnisch sind. Der christliche Mönch schrieb die beiden heidnischen Zaubersprüche nicht als Schreibprobe nieder, sondern deshalb, weil er fest an ihre magische Kraft glaubte. Der „Zweite Merseburger Zauberspruch“ zeigt so merkwürdige Berührungen mit einem altindischen Spruch, dass man für beide eine alte indogermanische Formel als Grundlage voraussetzen möchte.<sup>14</sup> Gusztáv Heinrich bringt in seiner Geschichte der deutschen Literatur eben diesen altindischen Zauberspruch aus dem „*Atharvaveda*“ (IV, 12) in ungarischer Übersetzung.<sup>15</sup>

Zsuzsanna Erdélyi weist darauf hin, dass der „Zweite Merseburger Zauberspruch“ sich in ganz Europa verbreitete. Er lebt nicht nur in der Volksüberlieferung bis fast zu unseren Tagen, sondern er wurde auch in manchen mittelalterlichen Kodizes aufgezeichnet.<sup>16</sup>

Auch nach der Christianisierung konnte sich der „Zweite Merseburger Zauberspruch“ noch im Volksmund, aber lange Zeit auch bei einem bestimmten Teil der Geistlichen behaupten. Im Laufe der Zeit wurde er im christlichen Sinn umgedichtet. In meinem Aufsatz bringe ich vier heidnisch-christliche Varianten des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“: die eine („*Jesus ritt einmal zur Kirche*“) veröffentlichte Gusztáv Heinrich,<sup>17</sup> die andere („*Gegen Fußschmerzen*“) die ungarische Folkloristin Zsuzsanna Erdélyi,<sup>18</sup> und zwei weitere entnahm ich dem Buch der ungarischen Ethnographin Éva Pócs, das den Titel „*Magyar ráolvasások*“ (Ungarische Beschwörungen) trägt.<sup>19</sup>

Magie und Beten stehen in krassem Widerspruch miteinander. Magie ist die Über-

---

<sup>12</sup> MANSIKKA 1909, 100.

<sup>13</sup> KARSKIJ 1926, 9, 11.

<sup>14</sup> VOGT – KOCH 1913, I. 4.

<sup>15</sup> HEINRICH 1886-1889, I. 27. S. dazu: <http://de.wikipedia.org/wiki/Atharvaveda>

<sup>16</sup> ERDÉLYI 1999, 123.

<sup>17</sup> HEINRICH 1886-1889, I. 26-27.

<sup>18</sup> ERDÉLYI 1999, 122. № 9.

<sup>19</sup> PÓCS 1986, II. № XV. 1. 2. 429-430.; № XV. 1. 9. 431.

tragung des eigenen Willens auf die Umwelt. Der Magier will selbst die Welt beherrschen und die Natur aus eigener Kraft lenken. *Beten* ist dagegen Flehen im christlichen Sinn. Jesus Christus sagte von der Kraft des Gebetes: „*Bittet, und es wird euch gegeben werden; suchet, und ihr werdet finden; klopft an, und es wird euch aufgetan werden.*“ (Mt 7,7)<sup>20</sup> Das Grundgebet des Christentums ist das *Vaterunser*. Es wird auch *Jesus-Gebet*<sup>21</sup> genannt, weil es dem Zeugnis der Bibel nach Jesus zugeschrieben wird. Das *Vaterunser* befindet sich in der Bibel in zwei Fassungen: die längere Variante in dem Evangelium von Matthäus (Mt 6,9–13),<sup>22</sup> die kürzere in dem Evangelium von Lukas (Lk 11,2–4).<sup>23</sup> Das *Vaterunser* musste deshalb den neubekehrten Germanen unbedingt beigebracht werden: einerseits den Priestern, andererseits dem Laienvolk. Die Übersetzung des *Vaterunsers* in die Sprachen der mittelalterlichen Völker war eine der Grundbedingungen der christlichen Mission. In einem der Gesetze Karls des Großen heißt es: Wer das *Vaterunser* nicht weiß, ist kein Christ.<sup>24</sup> Karl der Große erließ um 810 ein „*Edikt über die Anforderungen an Priester*“.<sup>25</sup> In ihm können wir unter anderem Folgendes lesen:

„1. Folgendes müssen alle Kleriker lernen: den katholischen Glauben nach dem Athanasius und alles übrige über den Glauben. 2. Das apostolische Glaubensbekenntnis. 3. Sie müssen das Gebet des Herrn mit seiner Erklärung völlig versetzen.“

Nach der Auffassung des Kaisers sei also auch der Glaube erlernbar, obwohl der letztere ein Geschenk aus Gottes Gnade ist. Anders war es mit dem Volk. Es erlernte das *Vaterunser* angeknüpft an heidnische Zaubersprüche. So verlor das Gebet des Herrn seinen eigentlichen Sinn: Es wurde zu einem magischen Text. Für die Neuchristen galt das *Pater noster* nur als eine von den vielen Zauberformeln. Es spielte eine wichtige Rolle in den Zaubersprüchen und den Heilspraktiken, besonders wenn es in der umgekehrten Reihenfolge, also von hinten nach vorne aufgesagt wurde.<sup>26</sup>

Nach der offiziellen Taufe des Volkes traten in den Zaubersprüchen christliche Gestalten (Jesus, die Heilige Jungfrau Maria, Engel, Heilige) an Stelle der heidnischen Götter und Göttinnen. Auch der „*Zweite Merseburger Zauberspruch*“ wurde im Merkmal der elastischen Mission umgedichtet und mit christlichen Elementen erweitert; aller Wahrscheinlichkeit nach von einem christlichen Priester oder Mönch, aber es kann sein, dass er eben von einem ehemaligen heidnischen Zauberer zu einem christlichen Priester umgeweiht wurde. Gusztáv Heinrich bringt in seiner Literaturgeschichte eine heidnisch-christliche Variante des „*Zweiten Merseburger Zauberspruches*“ mit der Anfangszeile „*Jézus egyszer templomba ment*“ (Jesus ritt einmal zur Kirche).<sup>27</sup> Das ist ein ungarischsprachiger Segensspruch. Ob Gusztáv Heinrich dessen deutschen Text ins Un-

<sup>20</sup> *Das Neue Testament* 1915.

<sup>21</sup> SJÖGREN 1991. S. noch diesbezüglich HAAG 1989, 1252-1254.

<sup>22</sup> *Das Neue Testament* 1915.

<sup>23</sup> *Das Neue Testament* 1915.

<sup>24</sup> FÉLEGYHÁZI 1967, 330-332. In: SZIGETI 2001, 182.

<sup>25</sup> Übers. von Wolfgang LAUTEMANN. Zitiert nach: Geschichte in Quellen, Bd. 2, bearbeitet von Wolfgang LAUTEMANN. München, 1970, 85. In: HUG 1981, 167-168.

<sup>26</sup> SZENDREI 1986, 94., 110., 206., 220., 243., 293., 301. In: SZIGETI 2001, 183.

<sup>27</sup> HEINRICH 1886-1889, I. 26-27.

rische übersetzte? Ob er ihn in ungarischer Sprache vorfand? Welcher schriftlichen Quelle entnahm er den Zauberspruch oder schrieb er ihn aus der mündlichen Überlieferung nieder? Aus welcher Zeit stammt dieser schriftlich oder mündlich überlieferte Text? – diesbezüglich erhalten wir von ihm keine Kunde. Dieser Zauberspruch scheint ganz und gar christlich zu sein, aber die Denkungsart der ihn verwendenden Leute ist immer noch magisch.

An Stelle Wodans, des Hauptgottes der heidnischen Germanen, der für sie als die Verkörperung der magischen Kraft galt, trat in dieser Textvariante Jesus Christus. Die heidnischen Göttinnen wurden in ihr durch die Gestalt der Hochheiligen Gottesgebälerin Maria ersetzt. Christus wurde den neugebauten Germanen-Deutschen als ein kühner Held, als ein den militärischen Sieg verleihender neuer Volkskönig propagiert. Der Herr Jesus reitet in diesem Zauberspruch nicht auf einem Esel, sondern auf einem Ross, obwohl er den Evangelien nach nie zu Pferde ritt. Nur einmal benutzte er ein Reittier, nämlich einen Esel: am Palmsonntag während seines feierlichen Einzugs nach Jerusalem. Das Pferd verkörpert die königliche Macht und Kraft,<sup>28</sup> es symbolisiert den Kampf, aber der Esel den Frieden und die Feigheit. Die Germanen hätten den auf einem Esel reitenden Christus für lächerlich gehalten, und sich nicht zu ihm bekannt, sondern ihn kategorisch abgewiesen. Es sind in diesem Segensspruch viele Pferdearten aufgezählt mit der Zielsetzung, damit er nicht nur in einem einzigen Notfall (Beinverrenkung), sondern in allen solchen Fällen hilft. So wird die Totalität der Wirkungskraft des Zauberspruches erzielt. Die Anfangszeile des Segensspruches „*Jesus ritt einmal zur Kirche*“ hat eine sehr wichtige belehrende Funktion. Die getauften ehemaligen Heiden sollten die Kirchen, die Heilige Messe besuchen. In dem „Zweiten Merseburger Zauberspruch“ reitet Wodan auf seinem Pferd in den Wald, sicherlich in einen heiligen Wald oder Hain, die nach den Glaubensvorstellungen der heidnischen Germanen der Aufenthaltsort ihrer Götter gewesen wären, und wo ihnen Opfer, auch Menschenopfer dargebracht wurden. Die Belehrung lautet in meiner Interpretation folgendermaßen: Habt ihr euch für den neuen König Christus entschieden und euch zu ihm bekannt, so folgt seinem Beispiel und besucht auch ihr die christlichen Kirchen.

Die Neophyten wurden zum Kirchenbesuch auch mit Hilfe des Zwanges, also durch die sogenannte Schwertmission veranlasst. In dem historischen Dokument „*Karls des Großen Maßregeln zur Unterdrückung des Heidentums unter den Sachsen*“ (785)<sup>29</sup> können wir unter anderem Folgendes lesen:

„18. An Sonntagen sollen keine Versammlungen und Landgemeinden gehalten werden, außer im Falle dringender Not oder in Kriegszeit, sondern alle sollen zur Kirche sich begeben, um das Wort Gottes zu hören, und sollen beten und gute Werke tun. Ebenso sollen sie an hohen Festen Gott und der Kirchengemeinde dienen und weltliche Versammlungen lassen.“

In dem Segensspruch wird nach der eigentlichen Zauberformel „Bein wieder zu Beine...“, die in Imperativform steht, die Heilige Jungfrau Maria zur Hilfe aufgefordert: „*Maria, lasse darauf Feuchte!*“ Ob mit dem Wort „Feuchte“ die Milch oder der Speichel von Maria gemeint sind, können wir nicht sagen. Christi Blut und Marias Milch wurde im

---

<sup>28</sup> ELIADE 1994, 192.

<sup>29</sup> Mon. Germ. hist. LL, Sect. II, Band 1, 48 ff. Nach O. ABEL. In: SCHUSTER 1976, 55.



Mittelalter eine besondere Heilkraft zugeschrieben. Das wird auch von einem rezenten ungarndeutschen Segensspruch mit dem Titel „Für Brand und Rotlauf“<sup>30</sup> bezeugt: „*Mariemilch und Christiblut / Ist für Brand und Rotlauf gut.*“ Verrenkung heilt auch in den weißrussischen Segenssprüchen gewöhnlich die Gottesmutter.<sup>31</sup> Die Wirkungskraft von Marias „Feuchte“ versucht man durch das Aufsagen des Vaterunsers zu verstärken und zu sichern. Der „Zweite Merseburger Zauberspruch“ wurde in seiner umgewandelten Variante von den christlichen Priestern und Mönchen zu Missionszwecken propagierend verwendet, um den „neuen Menschen“, also den im Namen Jesu Christi getauften Neophyten das Vaterunser auf friedlich-suggestive Weise unbedingt beizubringen. Die Neuchristen konnten noch nicht beten, weil sie das Wesen des Betens (Flehens) nicht verstanden. Das Paternoster erlernten sie eingeflochten in einen heidnischen Zauberspruch, aber das Jesus-Gebet galt in ihren Augen nur als ein Teil der Wortkette von magischen Formeln. Es sei noch bemerkt, dass die Germanen noch lange Zeit nach ihrer Bekehrung die christlichen Priester und Mönche für Magier und Zauberer hielten.

Auf Grund der Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen der Folkloristin Éva Pócs wissen wir, dass der „Zweite Merseburger Zauberspruch“ in 32 ungarischen Varianten bekannt ist, die, abgesehen von zwei historischen Angaben, ausschließlich in den südlichen Teilen der Großen Ungarischen Tiefebene aufgezeichnet wurden. Ihre intensive Verbreitung in Südungarn ist vielleicht dem kulturellen Einfluss der deutschen Siedler im Südländ des historischen Königreichs Ungarn zu verdanken.<sup>32</sup>

Éva Pócs bringt in ihrem Buch „*Magyar ráolvasások*“ (Ungarische Beschwörungen) eine Vielzahl der ungarischen Varianten des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“,<sup>33</sup> von denen ich zwei<sup>34</sup> in den Anhang in deutscher Übersetzung hineinnahm.

In diesen Beschwörungen traten an Stelle der heidnischen Götter und Göttinnen der Germanen christliche Gestalten: Jesus, die Heilige Jungfrau Maria, Hl. Joseph, Hl. Anna, Hl. Johannes der Täufer, Hl. Petrus, Hl. Matthäus, Cicer/fice/Ficere/Vice/Vicel Máté, Hl. Licerna, Hl. Ficerja/Ficeria, Ficemaper/Ficernater/Vicernar, Cicella, Hl. Officer, Lucer Márton, Fice Márton. In einer Variante der Beschwörung (№ XV.5. S. 434) verrenkte sich den Fuß nicht das Reittier (Pferd oder Esel) von Jesus, sondern der Gott, und in einer anderen Variante (№ XV.6.2. S. 435) geschah dies mit dem Herrn Jesus Christus. Die Zauberformel „Bein zu Beine...“ sagen nicht nur Christus, sondern auch die oben aufgezählten christlichen Gestalten, und die Heilung des verrenkten Fußes des Pferdes/Esels kann jeder einzelne von ihnen bewirken. Die Zauberformel wird in manchen Varianten mit alten bewährten Heilmethoden ergänzt: Streicheln, Kneten, Bestreichen mit Speichel des verrenkten Fußes. Als besonders uralt gilt die folgende Heilpraktik: das Anhauchen mit dem „heiligen Hauch“, das Darauf- oder Anblasen des kranken Körperteils mit dem „heiligen Mund“. Dieselbe schamanistische Heilmethode des Anblasens einer hautkranken Fürstin mit dem heiligen Hauch (Atem/Seele/Geist) des Pilgers (russ. kalika) fand ich auch in einem russischen geistlichen Volksgesang mit dem Titel „*Sorok kalik so kalikaju*“ (Vierzig

<sup>30</sup> MANHERZ 1984, 12-13.

<sup>31</sup> KARSKIJ 1926, 15.

<sup>32</sup> ISTVÁNOVITS 1988, 681-682.

<sup>33</sup> PÓCS 1986, II. 429-441.

<sup>34</sup> PÓCS 1986, II. № XV. 1. 2. 429-430.; № XV. 1. 9. 431.

Pilger und noch ein Pilger).<sup>35</sup> Diese Heilmethode folgt aus der Pneumalehre, die die älteste Auffassung von dem Ursprung der Krankheiten ist, nach welcher sie von einem inneren oder äußeren „bösen Wind“ verursacht werden und sie abgeblasen werden können und müssen.<sup>36</sup> Die Parallelen dieser Heilprinzipien befinden sich auch in der alttümlichen Medizinkunde in Tibet, wo der Lamaismus dominierend ist, und wo ein medizinisches Schriftwerk aus dem 12. Jahrhundert erhalten blieb: „*Rgjud-bzsi*“, also die „Vier Tantra“, anders gesagt die „Vier Wurzeln“.<sup>37</sup>

In den von Éva Pócs veröffentlichten Varianten des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“ reitet Jesus Christus entweder auf einem Pferd oder auf einem Esel. Die Folkloristin schreibt über dieses Motiv nicht zu viel. Ihrer Meinung nach weist das Reiten zu Esel in allen in dem 19–20. Jahrhundert aufgezeichneten Varianten auf eine biblische Geschichte: den Einzug von Jesus nach Jerusalem. Der auf dem Pferd reitende Christus knüpft schon weniger an das legendenhafte Ereignis.<sup>38</sup> Besonders interessant sind die Beschwörungen, in denen Christus auf einem Esel reitend die Brücke überquert oder sie überqueren will, aber in den nächsten Zeilen stellt sich heraus, dass dieser Esel eigentlich ein Pferd ist und das letztere Reittier sich den Fuß verrenkt. Hier haben wir mit drei Phasen der elastischen Missionsstrategie zu tun: a/ Reiten auf dem Pferd; b/ auf dem Esel/Pferd; c/ und auf dem Esel. Das gemischte Motiv „Reiten auf dem Esel/Pferd“ beinhaltet die pffiffige Methode der einstigen Missionare, die Christus aus taktischen Gründen um der neubekehrten Germanen willen auf das Pferd setzten, also auf das Reittier des heidnischen Hauptgottes Wodan; aber auch das Merkmal der neuen Zeit ist dabei anwesend – das christliche Reittier von Jesus, also der Esel. In diesen von mir analysierten Varianten des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“, wenigstens in den meisten von ihnen, sind drei christliche Gebete zu finden: das Vaterunser, das Glaubensbekenntnis und das Ave-Maria-Gebet; entweder vor oder nach der Beschwörung, aber oft hineingeflochten in den Text des Zauberspruches.

In dem Buch von Zsuzsanna Erdélyi mit dem Titel „*Hegyet hágék, lőtőt lépék*“ (Ich stieg auf den Berg, ich ging bergab), das von ihr im Karpatenbecken gesammelte archaische Volksgebete enthält, befindet sich eine weitere, schon in größerem Maße christianisierte Variante des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“ mit der Überschrift „*Lábfájásra*“ (Gegen Fußschmerzen).<sup>39</sup> In diesem Zauberspruch-Gebet reitet Christus schon auf einem „christlichen“ Tier, auf einem Eslein. Auch seine Mutter, die Heilige Jungfrau Maria ist mit ihm auf dem Weg. Ob auch sie reitet oder zu Fuß geht, das stellt sich aus dem Zauberspruch nicht heraus. Sie begeben sich nicht mehr wie Wodan in den Wald, sondern von einem heiligen Ort zu dem anderen: aus Jerusalem nach Jericho. Der Segensspruch erhielt durch die in ihn eingefügte Zeile „*Az Urjézus szájából származott ezen ige*“ (Dieser Spruch stammte aus dem Mund des Herrn Jesus) *himmlische Authentifizierung*. Daraus ergibt sich, dass es nützlich sei, diesen Segensspruch zu erlernen, zu bewahren und auf die Nachkommen weiterzuvererben. Wegen der himmlischen Beglaubigung konnte sich der in christlichem Sinn umgestaltete „Zweite Merseburger Zauberspruch“ jahrhunderte-

---

<sup>35</sup> OROSZ 2003, 32-33, 49-51.

<sup>36</sup> OLÁH 1986, 52-88.

<sup>37</sup> NAGY 1992, 17-18., 24-25., 34., 50-51., 53., 58., 65., 108.

<sup>38</sup> ISTVÁNOVITS 1988, 682.

<sup>39</sup> ERDÉLYI 1999, 122. № 9.

lang bis zu unseren Tagen schriftlich und im Volksmund behaupten. Die Beinverrenkung und ihre Heilung geschahen nicht mehr in der heidnisch-mythischen Götterwelt, sondern in biblischem Milieu. Danach folgt der zweite Teil des Zauberspruches, die eigentliche Zauberformel. Dann soll man das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis beten. Der abschließende Teil ist wirklich ein Gebet, also ein Flehen zu dem lieben, guten Gott, um seelische und körperliche Heilung zugleich. Das heißt, man ist der christlichen Lehre bewusst, dass die Krankheit Gottes Strafe für die begangene Sünde ist, und dass man die Krankheit nur durch seelische Heilung, also durch die Bereuung der Sünde loswerden kann; im Falle, wenn Gott dem Menschen seine Sünde vergibt. Besonderes Interesse erweckt die doppelte Weltanschauung, die in den letzten zwei Zeilen zum Ausdruck kommt. Der Mensch vertraut in der christlichen Religion dem weltbeherrschenden göttlichen Willen. Er will aber mit der Magie selbst die Welt beherrschen und die Natur allein aus eigener Kraft lenken. Er vertraut dabei auf eine in seinen magischen Worten enthaltene Macht, die automatische Wirkung besitzt. Der Christenmensch verzichtet scheinbar auf die Durchführung seines eigenen Willens im Heilungsprozess, weil ihm einfällt, dass er etwas gar nicht Christliches tut, und ruft den lieben Gott zur Hilfe: *„Es werde nicht mein Wille, / Sondern Dein Wille. Amen.“*

Die vier analysierten Textvarianten des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“ sind mehrfach mit christlichen Elementen durchwoben. Auch heidnische Götter und Göttinnen sind in ihnen nicht mehr anwesend. Aber die Anwendungsweise dieser Beschwörungen und die Denkungsorte dieser Zaubersprüche verwendenden Menschen sind immer noch magisch. Besser gesagt: wir haben es hier mit dem Fall des sogenannten heidnisch-christlichen religiösen Synkretismus zu tun.

### 3. Herausbildung der neuen, christlichen Kultur und Religiosität

Zur Herausbildung der neuen, christlichen Kultur und Religiosität leisteten auch literarische Werke ihren Beitrag, nicht zuletzt die heidnisch-christlichen Zaubersprüche, die einem synkretischen Bewusstsein entstammten. Dieser Aufsatz bietet die Möglichkeit, dass man im Tunnel der Zeit in die Vergangenheit zurückkehrt und erblickt, wie die deutschen Stämme ihren großen System-, Religion- und Kulturwechsel erlitten und erlebten, wobei die offizielle „staatliche Taufe“ des Volkes nur der erste Schritt einer langen Entwicklung war. Kirche und Staat arbeiteten Hand in Hand im Merkmal von *„ora et labora“*, also der wichtigsten Aussage der Ordensregel der Benediktiner, und sicherten für die seelisch noch nicht zu Christen gewordenen eine Übergangszeit, damit sich auch ihr äußerer Glaube verinnerlichen kann.

Die für die Kulturologen hochinteressanten Fragen des heidnisch-christlichen religiösen Synkretismus im altrussischen Staat mit dem Fürstensitz in Kiew (russ. Kievskaja Rus') habe ich bereits in einer Monographie bearbeitet.<sup>40</sup> Mit dem Thema Christianisierung der festlandgermanischen Stämme und dem Kulturphänomen des bei ihnen zustande gekommenen heidnisch-christlichen religiösen Synkretismus als Folgeerscheinung der elastischen christlichen Missionsstrategie habe ich mich in drei Studien ausführlich befasst.<sup>41</sup> Es entsteht die Frage, ob andere Forscher vor der Erscheinung meiner diesbezüglichen Schrif-

<sup>40</sup> S. diesbezüglich OROSZ 1993.

<sup>41</sup> OROSZ 2007b: 365-380.; OROSZ 2008a: 75-77.; OROSZ 2008b: 411-438.

ten dieselben Fragen noch nicht erörtert haben? Darauf kann ich mit einem Ja antworten. Ich werde hier die einschlägige Fachliteratur nicht anhäufen, sondern ich beschränke mich auf den Hinweis auf drei Werke, die man als maßgebend zu bezeichnen pflegt.<sup>42</sup> Der ungarische Akademiker András Vizkelety berührt in seinem Artikel „*Irodalmak születése*“ (Geburt von Literaturen)<sup>43</sup> auch die Problematik des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“, aber nur in Grundzügen. Er weist darauf hin, dass das Vorleben dieser Beschwörung in Indien zu suchen ist, ihren Nachklang aber seine Varianten bilden, die in einem halben Dutzend von europäischen Völkern, so auch bei den Sachsen in Siebenbürgen nachzuweisen sind.<sup>44</sup> András Vizkelety zitiert den ursprünglichen „Zweiten Merseburger Zauberspruch“ und eine ungarische Variante von ihm, die die Folkloristin Zsuzsanna Erdélyi gesammelt hat. Er betont, dass die irischen und angelsächsischen Missionare bei den Kontinentalgermanen eine elastische Missionstätigkeit betrieben und bestrebt waren, die germanische gemeinschaftliche und kultische Tradition nicht auszutilgen, sondern sie umzutauften.<sup>45</sup> Auf die Analyse der heidnisch-christlichen Varianten des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“ lässt sich aber der Akademiker nicht ein.

#### 4. Zusammenfassung

Eine der wichtigsten Aufgaben der ungarischen Germanistik ist es, die Aufmerksamkeit auf die parallelen und unterschiedlichen Züge der Entwicklung der Literatur in Deutschland und Ungarn zu lenken. Das sind eigentlich komparativistische Forschungen im weitesten Sinne. Es ist erwünscht, dass die ausländischen Forscher die ungarischen heidnisch-christlichen Varianten des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“ kennen lernen. Mein Aufsatz bietet der parallelen deutschen Forschung in manchen Zügen Neues.

### Anhang

#### Der Zweite Merseburger Zauberspruch

Phol ende Uuodan vuorun zi holza.  
dû uuart demo balderes volon sîn vuozi birenkit.  
thû biguolen Sinthgunt, Sunna era suister,  
thû biguolen Frija, Volla era suister:  
thû biguolen Uuodan, sô hê uuola conda,  
sôse bënrenkî, sôse bluotrenkî,  
sôse lidirenkî:  
bên zi bêna, bluot zi bluoda,  
lid zi geliden, sôse gelîmida sîn.<sup>46</sup>

---

<sup>42</sup> GRIMM 2007, 899-900.; HAUBRICHS 1995, 344., 358-363.; *Verfasserlexikon* 1987, Sp. 410-418.

<sup>43</sup> VIZKELETY 2008, 30-35.

<sup>44</sup> VIZKELETY 2008, 26.

<sup>45</sup> VIZKELETY 2008, 11, 26-27.

<sup>46</sup> MÜLLENHOF – SCHERER 1964, 16.

*Althochdeutsche Fassung*

\*

Phol und Wodan fuhren zu Holze.  
 Da ward dem Pholen Balders sein Fuß verrenkt.  
 Da besprach ihn Sinthgunt, Sunna, ihre Schwester,  
 da besprach ihn Frija, Volla, ihre Schwester,  
 da besprach ihn Wodan, wie er's verstand,  
 so Beinverrenkung, wie Blutverrenkung,  
 wie Gelenkverrenkung:  
 Bein zu Beine, Blut zu Blute,  
 Gelenk zu Gelenke, als ob sie geleimt wären.<sup>47</sup>

*Neuhochdeutsche Fassung*

\*\*\*

Jesus ritt einmal zur Kirche  
 Auf einem roten, dunklen Pferd,  
 Das schwarzen Kopf, langen Schwanz hatte,  
 Auf einem grauen Schimmel.  
 Sein Pferd verstauchte sich den Fuß:  
 Nun verrenkte sich sein Gelenk,  
 Nun zerrte sich seine Sehne,  
 Nun verstauchte sich sein Bein:  
 Bein wieder zu Beine,  
 Sehne wieder zu Sehne,  
 Gelenk wieder zu Gelenke,  
 Glied wieder zu Gliede,  
 Fleisch wieder zu Fleische:  
 Maria, lasse darauf Feuchte!  
 Vater unser, der du bist usw. zu Ende.<sup>48</sup>

\*\*\*

---

<sup>47</sup> VOGT – KOCH 1913, I. 4.

<sup>48</sup> HEINRICH 1886-1889, I. 26-27. Der Originaltext dieser Variante des „Zweiten Merseburger Zauberspruches“ ist in estnischer Sprache. Der Fundort der Beschwörung: METTKE 1970, 117-121. Eben- da gibt es auch andere Varianten des Spruches, unter anderem im sächsischen Dialekt aus Sieben- bürge. Diese wertvolle Information habe ich vom ungarischen Akademiker Prof. Dr. András VIZKELETY bekommen, wofür ich mich hiermit bei ihm recht herzlich bedanke.

Zweimal Vaterunser.

Als unser Herr Jesus nach Jerusalem aufbrach,  
Aus Jerusalem nach Jericho,  
als er über die Steinbrücke fahren wollte,  
verrenkte sich sein Pferd, sein Eslein das Füßlein;  
auch dieser Diener von Dir verrenkte sich den Fuß ebenso.  
Aber der dem Munde jenes Gottes entstammte heilige Segen soll sich darauf senken,  
auf dass Schmerz in keinem seiner Glieder nicht bleibt,  
sondern Bein zu Beine,  
Blut zu Blute,  
Sehne zu Sehne wieder verwachsen;  
die Gnade des Vaters,  
die Liebe des Sohnes,  
die Kraft des Heiligen Geistes  
sollen diesen Schmerz daraus nehmen.

Dreimal Vaterunser um der Leiden des Christus Jesus willen.<sup>49</sup>

*Kiskunfélegyháza (Komitat Pest), 1885*  
*Ungarn*  
*Gesammelt von József Cserép*

\*\*\*

Christus Jesus war zu Esel  
über die goldene Brücke gefahren.  
Der Fuß seines Pferdes stolperte.  
Der Christus Jesus saß ab,  
mit seiner heiligen Hand knete ihn,  
mit seinem heiligen Speichel bestrich ihn.  
Du Fuß meines lieben Pferdes, heile,  
fahre mich hoch ins Himmelreich!<sup>50</sup>

*Algyő (Komitat Csongrád), 1978*  
*Ungarn*  
*Gesammelt von Zoltán Polner*

\*\*\*

---

<sup>49</sup> Pócs 1986, II. № XV. 1. 2. 429-430. Der Originaltext ist in ungarischer Sprache.

<sup>50</sup> Pócs 1986, II. № XV. 1. 9. 431. Der Originaltext ist in ungarischer Sprache.

**Gegen Fußschmerzen**<sup>51</sup>

Der Herr Jesus brach mit seiner Mutter, der Heiligen Jungfrau Maria auf,  
 Aus Jerusalem nach Jericho.  
 Als sie die Brücke überqueren wollten,  
 Verrenkte und verstauchte sich sein Eslein das Füßlein,  
 Auf dass diese Verrenkung und Verstauchung darin nicht bleiben,  
 Entstammte dieser Segen dem Munde des Herrn Jesus:  
 Fleisch zu Fleische,  
 Blut zu Blute,  
 Bein zu Beine,  
 Sehne zu Sehne  
 Sollen wieder verwachsen.

*(Einmal Vaterunser, einmal Ave Maria, danach dies:)*

Mein lieber Gott,  
 Ich flehe um leibliche und seelische Genesung,  
 Es werde nicht mein Wille,  
 Sondern Dein Wille, Amen.

*Mindszent (Komitat Csongrád), 31. März 1975*  
*Ungarn*  
*Jenei Jánosné geb. Zsótér Judit 1899*  
*Auch in Brief von ihr zugeschickt am 16. März 1975*  
*Diktirt von Erzsébet Jaksa*  
*Gesammelt von Zsuzsanna Erdélyi*

**Literatur**

ELIADE 1994

ELIADE, Mircea: Vallási hiedelmek és eszmék története I. A kőkorszaktól az eleusiszi misztériumokig [Histoire des croyances et des idées religieuses I. De l'âge de la pierre aux mystères d'Eleusis. Éditions Payot, Paris, 1976]. Budapest, OSIRIS – SZÁZADVÉG, 1994.

ELIADE 1995

ELIADE, Mircea: Vallási hiedelmek és eszmék története II. Guatama Buddhától a kereszténység győzelméig [Histoire des croyances et des idées religieuses II. De Guatama Bouddha au triomphe du christianisme. Éditions Payot, Paris, 1978]. Budapest, OSIRIS KIADÓ, 1995.

---

<sup>51</sup> ERDÉLYI 1999, 122. № 9. Der Originaltext ist in ungarischer Sprache.

ERDÉLYI 1999

ERDÉLYI Zsuzsanna: Hegyet hágék, lőtöt lépék. Archaikus népi imádságok [Ich stieg auf den Berg, ich ging bergab. Archaische Volksgebete]. (3., erweiterte Auflage). Pozsony, KALLIGRAM, 1999.

FÉLEGYHÁZI 1967

FÉLEGYHÁZI József: Egyház a korai középkorban [Kirche im frühen Mittelalter]. Budapest, SZENT ISTVÁN TÁRSULAT, 1967.

FRAZER 1994

FRAZER, James G.: Az Aranyág [The Golden Bough. A Study in Magic and Religion. Abridged edition London, Macmillan and Co. Limited, 1925]. Budapest, SZÁZADVÉG KIADÓ, 1994.

GRIMM 2007

GRIMM, Jacob: Deutsche Mythologie. Vollständige Ausgabe. Wiesbaden, MARIX VERLAG GMBH, 2007.

GURJEWITSCH 1982

GURJEWITSCH, Aaron J.: Das Weltbild des mittelalterlichen Menschen. München, VERLAG C. H. BECK, 1982.

HAAG 1989

HAAG, Herbert (Hrsg.): Bibliai lexikon [Bibel-Lexikon. Benziger Verlag: Einsiedeln – Zürich – Köln, 1968]. Budapest, APOSTOLI SZENTSZÉK KÖNYVKIADÓJA, 1989.

HAUBRICHS 1995

HAUBRICHS, Wolfgang: Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zum Beginn der Neuzeit. Bd. I. Von den Anfängen zum hohen Mittelalter. Teil 1. Die Anfänge: Versuche volkssprachlicher Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700-1050/60). Tübingen, MAX NIEMEYER VERLAG, 1995.

HEINRICH 1886-1889

HEINRICH Gusztáv: A német irodalom története [Die Geschichte der deutschen Literatur]. I-II. Budapest, A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KÖNYVKIADÓVÁLLALATA, 1886-1889.

HUG 1981

HUG, Wolfgang (Hrsg.): Geschichtliche Weltkunde. Quellenlesebuch. Bd. I. Von der frühen Zeit der Menschen bis zum Beginn der Neuzeit. Frankfurt am Main – Berlin – München, VERLAG MORITZ DIESTERWEG, 1981.

ISTVÁNOVITS 1988

ISTVÁNOVITS Márton (Red.): Magyar Néprajz V. Népköltészet [Ungarische Ethnographie V. Volksdichtung]. Budapest, AKADÉMIAI KIADÓ, 1988.

KARSKIJ 1926

KARSKIJ, E.: Geschichte der weißrussischen Literatur. Berlin–Leipzig, WALTER DE GRUYTER & Co, 1926.

KIRK 1993

KIRK, G. S.: A mítosz [Myth. Its Meaning and Functions in Ancient and Other Cultures by G. S. Kirk. University of California Press, Berkeley and Los Angeles, 1970]. Budapest, HOLNAP KIADÓ, 1993.



MAKRA 1988

MAKRA Sándor: A mágia [Die Magie]. Budapest, MAGVETŐ KIADÓ, 1988.

MANHERZ 1984

MANHERZ, Karl (Hrsg.): Holzapfels Bäumelein, wie bitter ist dein Kern. Aus der Folklore der Ungarndeutschen. Übersetzt von Márton KALÁSZ. Budapest, EURÓPA KÖNYVKIADÓ, 1984.

MANSIKKA 1909

MANSIKKA, V. J.: Über russische Zauberformeln. Helsinki, 1909.

MELETYINSZKIJ 1985

MELETYINSZKIJ, J.: A mítosz poétikája [Poetika mifa. Moskva, 1976]. Budapest, GONDOLAT, 1985.

METTKE 1970

METTKE, Heinz (Hrsg.): Altdeutsche Texte. Leipzig, 1970.

MÜLLENHOF – SCHERER 1964

MÜLLENHOF, K. – SCHERER, W. (Hrsg.): Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII.-XII. Jahrhundert. I.-II. Bd. Berlin – Zürich, WEIDMANNSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG, 1964.

NAGY 1992

NAGY Zoltán: Tibeti orvoslás [Tibetische Heilkunde]. Budapest, PESTI SZALON KÖNYVKIADÓ, 1992.

OLÁH 1986

OLÁH Andor: „Új hold, új király!“ A magyar népi orvoslás életrajza [„Neumond, neuer König!“ Die Geschichte der ungarischen Volksheilkunde]. Budapest, GONDOLAT KÖNYVKIADÓ, 1986.

OROSZ 1993

OROSZ György: A pogány-keresztény vallási szinkretizmus kérdései a nagyoroszi egyházi népének tükrében [Über den heidnisch-christlichen religiösen Synkretismus im Spiegel der großrussischen geistlichen Volksesänge]. Nyíregyháza, BESSENYEI GYÖRGY KÖNYVKIADÓ, 1993.

OROSZ 2003

OROSZ György: Aranyhegyet ne adj te nekik. Krisztus legkisebb testvérei a régi Oroszországban [Gib ihnen keinen Goldberg. Die geringsten Brüder von Christus in dem alten Russland]. Nyíregyháza, BESSENYEI GYÖRGY KÖNYVKIADÓ, 2003.

OROSZ 2007A

OROSZ György: Aus der „Wunderbaren Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“. Die Sage von Småland. In: BARNÁ GÁBOR (Red.): Acta Ethnographica Hungarica, 52. Number 2. Budapest, AKADÉMIAI KIADÓ, 2007. 329-334.

OROSZ 2007B

OROSZ György: „Es lebe Christus, der die Franken liebt!“. Die Bekehrung der Festlandgermanen zum Christentum. In: JÁNOS-SZATMÁRI Szabolcs (Hrsg.): Germanistik ohne Grenzen. Studien aus dem Bereich der Germanistik. Bd. 2. Klausenburg – Großwardein, SIEBENBÜRGISCHER MUSEUM-VEREIN – PARTIUM VERLAG, 2007. 365-380.

OROSZ 2008A

OROSZ György: Énekeljetek az Úrnak minden föld. A „Mestereknek mestere” katekizmusi ének a római katolikus és az ortodox vallási kultúrában [Singet dem Herrn alle Länder. Der katechisierende Gesang „Meister der Meister” in der römisch-katholischen und orthodoxen religiösen Kultur]. In: MAGYARI Márta (Red.): A debreceni Déri Múzeum Évkönyve 2007. A debreceni Déri Múzeum kiadványai 80. Debrecen, 2008. 75-91.

OROSZ 2008B

OROSZ György: „Stufen- oder schrittweise, nicht sprungweise”. Der heidnisch-christliche religiöse Synkretismus bei den Festlandgermanen als Folgeerscheinung der elastischen christlichen Missionsstrategie. In: BARNA Gábor (Red.): Acta Ethnographica Hungarica, 53. Number 2. Budapest, AKADÉMIAI KIADÓ, 2008. 411-438.

PÓCS 1986

PÓCS Éva (Red.): Magyar ráolvasások [Ungarische Beschwörungen] I-II. Budapest, A MAGYAR TUDOMÁNYOS AKADÉMIA KÖNYVTÁRÁNAK KIADÁSA, 1986.

RUH 1987

Ruh, Kurt (Hg.): Verfasserlexikon. Die deutsche Literatur des Mittelalters: Begründet von Wolfgang STAMMLER, fortgeführt von Karl LANGOSCH. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Herausgegeben von Kurt RUH u.a. Bd. 6. Berlin, DE GRUYTER, 1987.

SCHUSTER 1976

SCHUSTER, Hermann (Hrsg.): Quellenbuch zur Kirchengeschichte. Christentum in Geschichte und Gegenwart. Bd. I. Von der Urgemeinde bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main, VERLAG MORITZ DIESTERWEG, 1976.

SJÖGREN 1991

SJÖGREN, Per-Olof: A Jézus-ima. A szív imádsága [The Jesus Prayer. Triangle, London, 1986]. Fordította VERDES Sándor. Budapest, NEXUS – VERDES, 1991.

SZENDREI 1986

SZENDREI Ákos: A magyar néphit boszorkánya [Die Hexe des ungarischen Volksglaubens]. Budapest, 1986.

SZIGETI 2001

SZIGETI Jenő: Folklor a Miatyánkban – Miatyánk a folklórban [Folklore in dem Vaterunser – das Vaterunser in der Folklore]. In: BARNA Gábor (Hrsg.): „Nyisd meg, Uram, szent ajtódat...” Köszöntő kötet Erdélyi Zsuzsanna 80. születésnapjára. Budapest, SZENT ISTVÁN TÁRSULAT, 2001. 177-186.

TACITUS 1985

TACITUS, Cornelius: Sämtliche Werke. Wien, PHAIDON VERLAG, 1985.

TOKAREV 1988

TOKAREV, Sz. A. (Hrsg.): Mitológiai enciklopédia [Mify narodov mira I-II. Izdatel'stvo Sovetskaja Enciklopedija: Moskva, 1980-1982.]. I-II. Budapest, GONDOLAT KIADÓ, 1988.

VIZKELETI 2008

VIZKELETY András: Irodalmak születése [Geburt von Literaturen]. Budapest, BALATON AKADÉMIAI KIADÓ, 2008.

VOGT – KOCH 1913

VOGT, Friedrich – KOCH, Max (Hrsg.): Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Bd. I. Leipzig – Wien, VERLAG DES BIBLI-  
OGRAPHISCHEN INSTITUTS, 1913.

**Quelle**

Das Neue Testament: Für das katholische Volk übersetzt. Mit der Approbation des hoch-  
würdigsten Bischofs von Rottenburg. Stuttgart, 1915.

# KARL GEORG RUMY – STUDIEN ÜBER DIE UNGARISCHE UND DEUTSCHE LITERATUR IN UNGARN AM ANFANG DES 19. JAHRHUNDERTS

LILLA BOLEMANT  
Universität Janos Selye, Slowakei

## 1. Einführung

Der vorliegende Beitrag ist dem „ungarndeutschen“ Polyhistor, Karl Georg Romy gewidmet, der ein recht abenteuerliches Leben geführt hat. Die Bedeutung von Romy hat Angyal wie folgt beschrieben: „Karl Georg Romy (...) ist eine der interessantesten Persönlichkeiten der ungarischen Literatur-, Kultur- und Geistesgeschichte des beginnenden 19. Jahrhunderts. (...) Was alles verbirgt sich noch auf vergilbten Blättern vormärzlicher Zeitschriften Ungarns, Deutschlands, Österreichs aus Rumys Feder, wie viele ungelesene oder kaum gelesene Manuskripte und Briefe gibt es von ihm in ungarischen, tschechoslowakischen, deutschen, österreichischen, wohl auch in sowjetischen und jugoslawischen Archiven!“<sup>1</sup>

Viele von den hier erwähnten Archiven unter diesen Namen existieren heute nicht mehr, aber die Zahl ungelesener Briefe, Aufsätze und Manuskripte wurde nicht weniger.

Die Arbeit von Angyal ist die einzige einheitliche und vollständige Bearbeitung von Rumys Biographie und Lebenswerk und beinhaltet praktisch die ganze, bis dahin erschienene Bibliographie von Romy. Seitdem sind einige Studien über bestimmte Teile von Rumys Lebenslauf und Tätigkeit erschienen, vor allem aus der Feder von István Fried<sup>2</sup>, István Futaky<sup>3</sup> und auch von Thomas C. Starne<sup>4</sup> und Wynfrid Kriegledern<sup>5</sup>, aber die vollständige Bearbeitung seines Lebenswerkes fehlt bis heute.

---

<sup>1</sup> ANGYAL, András: Karl Georg Romy (1780-1847) ein Vorkämpfer der deutsch-slawisch-ungarischen Wechselseitigkeit, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 8 (1958/59). S. 109-134.

<sup>2</sup> FRIED, István: Romy Károly György, a kultúráközvetítő (Karl Georg Romy, der Kulturmittler), In: Filológiai Közlöny 9 (1963), s. 204-217. Ders. Romy Károly György soproni éve (Die Ödenburger Jahre des K.G.R.), in: Soproni Szemle 17 (1963) S. 69-76. Ders. Romy és Ján Kollár kapcsolatai. Helikon Budapest 1967. S. 370-371. Ders. Romy Károly György idézése. In: Új Forrás. Komárno. 1972. S. 131-136. ders. R. K. Gy. Soproni emléke. Soproni Szemle. 1979. S. 72-74., ders. Adatok R- K. Gy. Sajtó- és kiadványvállalkozásainak tervéhez. Magyar Könyvszemle. 1979. S. 288-297. Ders. Angaben zur slowakischen Kulturgeschichte (Anfang des 19. Jahrhunderts) Historické štúdie 35. Historický ústav Slovenskej akadémie vied. Bratislava 1994. S.5-12. Ders. Karl Georg Romy. Ein „Deutschungar“ an der Grenze zweier Epochen. In: „und Thut ein Gnügen Seinem Amt“ Festschrift für Karl Mannherz zum 60. Geburtstag Hg. Maria Erb etc. Budapest 2002. S. 303-307.

<sup>3</sup> FUTAKY, István: Kazinczy, Romy és a göttingai tudós társaság (K., R. und die Societät der Wissenschaften in Göttingen), in: Irodalomtörténeti Közlemények 72 (1968) S. 218-221. Ders. Karl Georg Rumys Charakteristik der ungarischen Sprache aus dem Jahre 1811.

<sup>4</sup> STARNES, C. Tomas: Der Teusche Merkur in den österreichischen Landern. Wien. Turia & Kant. 1994.

<sup>5</sup> KRIEGLEDER, Wynfried: Karl Georg Rumys Beiträge zum „Neuen Teutschen Merkur“. In: Deutsche Sprache und Kultur in der Zips. Hg. V. Wynfrid Kriegledern, Andrea Seidler und Josef Tanzer. Bremen: edition lumiere 2004. S. 179-195.

In diesem Beitrag möchte ich nach Antworten auf einige Fragen suchen, um seine Tätigkeit und Bedeutung für die Literatur des Volkes des damaligen Österreichs näher zu bringen.

## 2. Das Wanderleben

Karl Georg Romy wurde 1780 in Zipser Neudorf (Igló, Spišská Nová Ves) als Sohn eines Kaufmanns geboren<sup>6</sup>, bekam die erste Ausbildung in seiner Heimat, in Käsmark (Késmárk, Kežmarok). Im kalvinistischen Lyzeum in Debrecen studierte er fünf Jahre und hier lernte er Ungarisch. Von 1800 bis 1803 studierte er an der Universität in Göttingen, hier machte er sich mit den Idealen des Neuhumanismus vertraut.

Im Jahre 1802 begann seine vielseitige Publikationstätigkeit (Der teutsche Merkur, Magazin für Religion, Moral und Kirchengeschichte, Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, in Jena: Allgemeine Literatur-Zeitung), und während seiner Studien in Göttingen und Wittenberg wurde er Präfekt am Lyzeum in Käsmark, dann Professor am evangelischen Lyzeum (1803). Nachdem er seine Studien beendet hatte, war er als Lehrer tätig. Im Jahre 1805 wurden einige seiner ersten Artikel veröffentlicht, in denen er versuchte, die Leser ausländischer Blätter und Zeitschriften (Allgemeine Literatur-Zeitung, Jenaer Literatur-Zeitung, Österreichische Annalen der Literatur und Kunst) mit der ungarischen Literatur bekannt zu machen.

Seit 1805 unterrichtete er am Gymnasium in Teschen (Český Těšín), wo er die polnische Sprache und Kultur systematisch studierte. Hier heiratete er seine erste Frau, Wilhelmine Mitterer, die aber bald starb. Nach diesem Verlust kehrte er in seine Vaterstadt Zipser Neudorf (1807) zurück und war am Lyzeum, dann am evangelischen Gymnasium in Leutschau (Lőcse, Levoča 1808) tätig. Hier lernte er seine zweite Frau kennen, Dorothea Zapf. In Leutschau wurde er außerordentlicher Professor der Philologie.

Die weiteren Stationen seines „Wanderlebens“ waren Schmöllnitz (Smolník in Zips), wo er als evangelischer Prediger arbeitete, dann folgte eine Professur am Lyzeum in Ödenburg (Sopron) 1810. Am Georgikon in Keszthely erhielt er eine Stelle als Professor, und unterrichtete Landwirtschaftslehre. In Keszthely starb seine zweite Frau, später heiratete er das dritte Mal (Sophie Müller). Seine Tätigkeit führte er als zweiter Rektor des griechischen Gymnasiums in Karlowitz (Sremski Karlovici, ab 1816) aus, wo er die sorbische Sprache lernte, dann wurde er zweiter Rektor am Gymnasium in Pressburg (1821).

Durch den Übertritt zur katholischen Religion glaubte er, endlich seine finanzielle Situation verbessert zu haben und 1825 bekam er eine Lehrerstelle im Erziehungsinstitut in Wien. Im Jahre 1828 erhielt er eine feste Anstellung als Professor am fürsterzbischoflichen Presbyterium in Gran, wo er bis zu seinem Tod (1847) tätig war.

An einem Ort blieb er höchstens vier bis-fünf Jahre. Sein universales Interesse und Wanderlust, aber auch die finanziellen Möglichkeiten und Schwierigkeiten, genauso wie die kollegialen Beziehungen bestimmten sein Schicksal. Er unterrichtete deutsche Philologie, Philosophie, Geschichte, Ökonomie, Mathematik, Chemie, Biologie, Jura und Ungarische Sprache. Seine literarische Tätigkeit kann man nach Angyal in vier Hauptphasen teilen: Philologie (Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft, Geschichte, Naturwissenschaft und Jura). Er veröffentlichte seine Texte in beinahe hundert Zeitschriften, in österrei-

<sup>6</sup> Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich von Dr. C. V. WURZBACH. Wien 1805.

chischen, deutschen, ungarndeutschen, ungarischen, slowakischen, polnischen und sorbischen.

### 3. Göttingen, der Neuhumanismus und Rumys vielfältige Tätigkeit

Karl Georg Rumy war auf vielerlei Gebieten tätig: einerseits als Pädagoge, Sprach- und Literaturforscher, Schriftsteller, andererseits als Herausgeber des *Musenalmanachs*, Verfasser naturwissenschaftlicher Schriften, Korrespondent, Publizist. Er veröffentlichte seine Werke in den verschiedensten Gebieten des Wissens.

Seine Tätigkeit und Denkart war durch die Atmosphäre der Universität in Göttingen bestimmt, vor allem durch die Idee des Neuhumanismus, organischer Ganzheit und holistischer Sinnerklärung der Wissenschaft. In dem Sinne dieser Auffassung kann man alles als eine organische Ganzheit wahrnehmen, betrachten und erklären. Die Disziplinen der Wissenschaft werden durch Einheit und Harmonie festgelegt. Diese Ideen der Aufklärung und des Neuhumanismus bestimmten die Gesinnung und das Denken dieses Polyhistor.

Das gesamtösterreichische Bewusstsein (die große und allgemeine Nationalität Österreichs)<sup>7</sup> unter der Herrschaft von Maria Theresia war für Rumy auch aus diesen Gründen selbstverständlich und natürlich. In der Erklärung der aufklärenden dynastischen Staatengemeinschaft, die auf populärste Weise Joseph Sonnenfels in seinem Werk *„Über die Liebe zum Vaterland“* (1771) verfasst hatte, hat der Begriff des Vaterlandes eine Bedeutung, die sich „aus dem Lande, aus der Regierung und aus den anderen Bewohnern des Staates“ zusammensetzt, und die Gemeinschaft der Staatsangehörigen bedeutet dem Wohl des Staates zu dienen und an diesem Wohl gemeinsam beteiligt zu sein.<sup>8</sup>

Diese Auffassung der Nation wurde im 19. Jahrhundert durch die ursprungsgemeinschaftliche und traditionsgemeinschaftliche Auffassung ersetzt. Die Theorie der Gesamtmonarchie berücksichtigte jedoch im Reformzeitalter die Interessen der Nationen und Nationalitäten nicht, sie stand im Widerspruch zu ihren Bestrebungen um die Unabhängigkeit. Rumy hat die Änderung des Zeitgeistes<sup>9</sup> nicht bemerkt und er meinte, dass seine Idee eines gemeinsamen Staates und gemeinsamer Kultur die richtige Wahl ist. Er war weiter bestrebt, dieses Ziel zu erreichen, die Nationalliteraturen und Kulturen miteinander verbunden, erkennbar zu machen.

Er war aber, wie viele andere Persönlichkeiten seiner Epoche, die die gleiche Meinung vertreten haben, an den Rand der Gesellschaft geraten.<sup>10</sup>

István Fried<sup>11</sup> behauptet, Rumys Rolle als Kulturvermittler umfasst drei Gebiete, drei Zielen folgend: er wollte die allgemeine Kompetenz der Ungarn bestätigen und beab-

---

<sup>7</sup> VARGA, S. Pál: A nemzeti költészet csarnokai. A nemzeti irodalom fogalmi rendszere a 19. századi magyar irodalomtörténeti gondolkodásban. Balassi Kiadó. 2005. S. 162.

<sup>8</sup> PUKÁNSZKY Béla: Patrióta és hazafi. Fejezet a magyarországi német irodalom történetéből. 1933. S. 6.

<sup>9</sup> MÉSZÁROS András: A marginalitás szelid bája. (Arcképek a reformkori magyar filozófiából). Kalligram Könyvkiadó, Pozsony 1993. S. 75-76.

<sup>10</sup> Ders. S. 10-25.

<sup>11</sup> FRIED, István: Rumy Károly György soproni éve, In: Soproni Szemle 1963, Jg. 17., Bd. 1. S. 71-73.

sichtigte die kulturellen Werte des Ungarntums in österreichischen, deutschen und deutschsprachigen Zeitschriften in Ungarn zu vermitteln. Er wollte durch die Kultur, Literatur und Kunst aller Nationalitäten, die in der Monarchie lebten, verbinden. Romy berichtete nicht nur über die Literatur, sondern auch über die ungarische, deutsche und slawische politische Bewegung, seine Berichte waren stets objektiv. Das dritte Thema ist die Vermittlung der Geschichte Ungarns.

#### 4. Der Vermittler ungarischer Literatur

Romy hat das Wesen seiner Tätigkeit wie folgt erklärt: „Ich strebte danach durch meine Schriftstellerei Ungarn und dessen Literatur dem Auslande bekannter zu machen.“<sup>12</sup>

Er begann seine Tätigkeit bei der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Jenauer Literatur-Zeitung und Wiener Annalen, mit dem Ziel, ungarische Literatur den deutschsprachigen Lesern vorzustellen. „*Ha voltak is olyanok, kik előtte dolgoztak e téren, annyi buzgalommal és tevékenységgel mégsem szolgálták senki irodalmunk ismertetésének ügyét, mint ő.*“ (Wenn es auch einige gäbe, die vor ihm in diesem Gebiet gearbeitet hatten, mit solchem Fleiß und intensiver Tätigkeit hat niemand so viel für die Bekanntmachung unserer Literatur getan.<sup>13</sup>

Der erste Aufsatz zu diesem Thema ist im Jahre 1807 unter dem Titel „*Ehrenrettungen der magyarischen Literatur*“ in Hesperus erschienen<sup>14</sup>. Er trat auf mit einer scharfen Kritik gegen die Geringschätzung der ungarischen Literatur, er empfahl ungarische Literatur in Originalfassung zu lesen.

In der Wiener Allgemeinen Literatur-Zeitung veröffentlichte Romy Kazinczys Dichtungen und einen größeren Aufsatz über die Geschichte der ungarischen Literatur: „*Über den Wachstum der ungarischen Sprache und Literatur, von ältesten bis zu den neuesten Zeiten (Nach einem Fragmente eines noch ungedruckten Werkes von Franz Kazinczy)*“.<sup>15</sup> Die Redaktion der Zeitschrift begrüßt dieses Werk, weil bis dahin kein so zusammenhängendes, anspruchsvolles Werk in diesem Gebiet (über die ungarische Literatur) erschien.<sup>16</sup>

Rumys Aufsätze in ungarischen Zeitschriften bewerteten die Fragen der ungarischen Literatur: Es fehlte ein Handbuch der Literatur und der Literaturgeschichte. Er befasste sich aber auch mit den Literaturen anderer Nationalitäten der Monarchie in seinen Aufsätzen in der Zeitschrift *Hasznos Mulatságok*.<sup>17</sup> Karl Georg Romy hat auch die Herausgabe einer mitteleuropäischen Zeitschrift unter dem Titel *Neue Zeitschrift von und für Un-*

<sup>12</sup> Kritikai Lapok 1833. I. 88. I.

<sup>13</sup> SZÖGI, S. 15.

<sup>14</sup> HESPERUS. 1807, Bd. 62. S. 495-496.

<sup>15</sup> Wiener Allgemeine Literatur-Zeitung 1814. S. 681.

<sup>16</sup> Wiener Allgemeine Literatur-Zeitung 1814. S. 681.: „*Vor das Forum einer Wiener Literaturzeitung gehören auch die Literaturen der nichtdeutschen Bewohner der weiten Monarchie Österreichs, der edlen Madjaren, der zahlreichen Slawen und Wlachen. Wir schätzen uns glücklich, so wie wir im ersten Jahrgange dieser L.Z. eine willkommene Übersicht der slawischen Literatur geliefert, nun, durch den Beytritt der geachteten ungrischen Gelehrten im Stande zu seyn, eine ähnliche von der ungrischen zu geben. Gerechte und gründliche Rezensionen und Anzeigen von allem in den neuesten Zeiten erscheinenden werden folgen.*“

<sup>17</sup> Hasznos mulatságok 1834. II. 102.I. és 1837. II. 185. I., 197.I.

garn geplant.<sup>18</sup> Romy hatte vor auch eine Zeitschrift herauszugeben, die die Kulturbestrebungen Ungarns für das Ausland darstellte. Zur Zeitschrift plante er eine Beilage: *Intelligenzblatt* (als Vorbild dienten ihm die Zeitschriften in Göttingen und Jena).

Karl Georg Romy forderte Gelehrte, Dichter, Forscher, Geistliche, Lehrer zur Mitarbeit auf. Er wollte die Mitteilungen deutscher, ungarischer, slowakischer, polnischer, sorbischer und kroatischer Themen veröffentlichen. Die Verwirklichung dieses Projekts ist ihm wegen Zensur und finanzieller Schwierigkeiten nicht gelungen.

### 5. Eine Freundschaft im Namen der Humanität

Freundliche Humanitätsideale und rationale Philantropie bildeten die Grundlage seiner Freundschaft mit Kazinczy. Seit 1807 standen Kazinczy und Romy in regem Briefwechsel<sup>19</sup> und tauschten ihre Gedanken auch über Sprache und Literatur aus, verschickten einander Zeitschriften und Bücher. Romy hat von Kazinczy nahezu 1000 Briefe erhalten<sup>20</sup>. Für Romy blieb Kazinczy in Fragen der ungarischen Philologie die höchste Autorität. Übersetzt und vermittelt, veröffentlichte er literarische Rezensionen von Kazinczy. Kazinczy schrieb in einem Brief an Romy über die übersetzten und veröffentlichten Werke, die über ungarische Literatur berichteten: „*Nicht das wünsche ich, dass sie uns ungerechtes Lob beimessen, das würde uns lächerlich machen, ich wünsche nur, dass ihre Data wohl und ohne Irrung sein mögen.*“<sup>21</sup>

Die Zusammenarbeit war sehr erfolgreich. Kazinczy brauchte einen Schriftsteller, der die deutsche Sprache als Muttersprache beherrscht und gute Verbindungen mit deutschsprachigen Verlegern hat, um die Werke der ungarischen Literatur zu verbreiten und zu popularisieren, selbstverständlich auch Kazinczys Werke. Romy brauchte Hilfe und Unterstützung, um seine literarische Tätigkeit in Ungarn bekannt und anerkannt zu machen, und seine Familie zu versorgen. Romy übernimmt oft Kazinczys Meinungen, besonders aus seinen Briefen<sup>22</sup>, und einige veröffentlichte er in deutschen Blättern und Zeitschriften unter seinem eigenen Namen, genauso wie Kazinczys Biographie mit Rumys Bemerkungen ergänzt.<sup>23</sup>

Die beiden beschäftigten sich auch mit Rezensionen literaturhistorischer Werke. Kazinczy hat Romy um eine Rezension seines Werkes *Magyar régiségek és ritkaságok* (Ungarische Altertümer und Seltenheiten) gebeten.

Rumys Geschichte der ungarischen Literatur in deutscher Sprache ist bis heute nicht erschienen: „*Gesammeltes gelehrtes Ungarn, aus mehreren tausend Biographien gelehrten Ungarn, Künstlern jedes Zeitalters.*“<sup>24</sup>

Im Jahre 1807 veröffentlichte Romy den *Musen-Almanach von und für Ungarn auf das Jahr 1807*. In seinem Aufsatz in den Wiener Annalen beschrieb er sein Ziel so: „Ich

<sup>18</sup> FRIED, István: Der Plan einer mitteleuropäischen Zeitschrift aus dem Jahr 1806.

<sup>19</sup> KAZINCZY Ferenc levelezése. Band 1-21. Budapest.

<sup>20</sup> SZINNYEI, József: Magyar írók élete és munkái (Werke und Leben ungarischer Schriftsteller). Band 11. Budapest 1906, Sp. 1392-1399).

<sup>21</sup> KAZINCZY Levelezése. Bd. VIII. S. 505., Széphalom 1811. május 12.

<sup>22</sup> Vgl. Bd. VIII. .S. 474., Széphalom 31. May 1810. S. 225., Széphalom 22. Jun 1810.

<sup>23</sup> Wiener Annalen. Jg. 1810. II. 128.I.

<sup>24</sup> Vgl. KÖRÖSY i.m. 113.



werde den Musenalmanach in Zukunft für das ganze österreichische Kaiserthum herausgeben (...) und Beiträge von Dichtern aus allen Staaten des österreichischen Kaiserthums (auch böhmische und polnische Gedichte) aufnehmen.“<sup>25</sup>

Rumy als Vertreter der neuhumanistischen Ideen hatte die Bestrebungen aller Nationen der Monarchie anerkannt. Er war Popularisator der slawischen Spracherneuerung, gleichzeitig hat er Ultramagyarismus und andere extreme Ideen abgelehnt.<sup>26</sup>

Weder die deutsche noch ungarische Seite reagierten positiv. Größeren Erfolg erreichte sein zweites selbständiges Werk, die *Monumenta Hungarica sermone nativo scripta*, (3 Bd., Pest 1815-1817). Dieses Werk ist eines der bedeutendsten Werke der historischen Ursprungsforschung und Kritik.

## 6. Die Anklage: Mangel an Patriotismus.

Die wahre Bewertung von Rumys Tätigkeit war lange nicht möglich, weil die literarischen Kämpfe, die wegen seiner Aufsätze entstanden mit einer harten Anklage des Mangels an Patriotismus endeten.

Die bekannteste der Debatten war der sog. Pyrker-Kampf. Franz Toldy kritisierte in seiner Zeitschrift *Kritikai Lapok* (Kritische Blätter) Kazinczys Übersetzung eines Gedichtes von Ladislaus Pyrker, dem Kirchenfürst und einem gefeierten Dichter deutscher Herkunft. „Warum dichtet ein ungarischer Kirchenfürst deutsch, und warum übersetzt es Kazinczy auf Ungarisch?“ – lautete die heikle Frage. Die Kritik war sehr scharf und aggressiv. Romy antwortete in seinem Aufsatz *Patriotische Rüge*<sup>27</sup>: „Man kann ein echter ungarischer Patriot sein und zugleich die magyarische Sprache verstehen, ihre Schönheit und Kraft fühlen und den Wert ihrer Literatur gehörig schätzen und dennoch in sich den Beruf fühlen vorzugsweise in deutscher Sprache zu schreiben, weil man auch in Ausland gelesen werden will (...) und weil man in der deutschen Sprache das Ausland mit Ungarn, der magyarischen Nation und ihrer Literatur bekannter machen will.“<sup>28</sup>

Toldy beschrieb die Anklage gegen Romy in seiner Antwort<sup>29</sup> so: er reizt angeblich die anderen Nationalitäten zum Aufruhr gegen die Ungarn. Das edelste Gefühl, das des Patriotismus, bestimmt Romy als Magyaromanie, weshalb er die Verachtung der Ungarn verdiene.

Das größte Ziel des Reformzeitalters war die Entwicklung der ungarischen Sprache und Literatur, der Sprache und Literatur der ungarischen Nation. Die Vertreter der anderen Nationen, Sprachen und Literaturen waren vielen Angriffen ausgesetzt. Die deutschsprachige Literatur dieser Zeit stand in ihrer Blütezeit, es wurden viele deutsche Zeitungen und Bücher auch in Ungarn herausgegeben. Gerade deshalb wurden sie von Toldy und Bajza für volksfeindlich gehalten. Die Ausgabe der deutschsprachigen Bücher war sehr erfolgreich, während die ungarischen Bücher selten gekauft wurden. Die Ursachen der aggressiven Magyarisierung waren auch finanzieller Art.<sup>30</sup>

<sup>25</sup> Vgl. ANGYAL András: S. 117.I.

<sup>26</sup> Vgl. SZÖGI, S. 22.

<sup>27</sup> Patriotische Rüge. In: *Der Spiegel* 1831. 33. Sz. 2. Heft, 88-93.I.

<sup>28</sup> Patriotische Rüge. In: *Der Spiegel* 1831. 33. Sz. 2. Heft, 88-93.I.

<sup>29</sup> Romy ellen. In: *Kritikai Lapok* 1833. II: 94-111-I.

<sup>30</sup> Vgl. ERDÉLYI, T. Ilona: „Egy kései kiengesztelés kísérlete“, In: *Irodalomtudományi Közlemények*. Jg. 1996, Bd. 5-6. S. 630-648., Vgl auch: SZAJBÉLY Mihály: *Könyv- és lapkiadás a felvilágosodás*

Romy behauptete, dass alle Nationen ihre Sprachen sprechen sollten und sie sollten auch die ungarische Sprache beherrschen. Der Schriftsteller kann ja gute Werke nur in seiner Muttersprache schreiben. Bajza und Toldy behaupteten, dass der gute Ungar nur ungarisch schreiben darf. Wer es nicht macht, soll nicht in Ungarn oder über Ungarn schreiben. Die beiden machten Rumys Bestrebungen und Tätigkeit lächerlich. Diese Anschuldigungen hatten Romy sehr gekränkt. Er sah Ungarn als einen Staat mit vielen Nationen, die gleiche Rechte haben. In dieser Hinsicht sah er aber in Wirklichkeit weiter als die meisten romantischen Führer des Reformzeitalters.

### 7. Der Pädagoge: Erziehung der Mädchen

In seiner pädagogischen Tätigkeit folgte Romy den Idealen von Göttingen und Wittenberg. Sein interessantes pädagogisches Projekt „*Ankündigung eines Erziehungsinstituts für Töchter protestantischer Aeltern in Ungarn*“ wurde in den Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes veröffentlicht.<sup>31</sup> Dieses Projekt entstand in Zusammenhang mit den Ideen der deutsch-slawisch-ungarischen Wechselseitigkeit. Das Projekt ist auch ein Ausdruck des Geistes der Aufklärung: „Gut ist, was mich und andere glücklich macht: das war vielleicht der Kernsatz der neuen Sittenlehre.“<sup>32</sup>

„Durch die glückliche Musse, die ich in meinem jetzigen Amte genieße, und durch die geräumige Wohnung, die ich gegenwärtig bewohne, bin ich in den Stand gesetzt, meinen schon lange gehegten Wunsch – ein weibliches Erziehungsinstitut für evangelische Töchter beyder Confessionen in Ungern zu errichten – hier in Schmölnitz auszuführen. Der Zweck des Erziehungsinstituts, welches ich errichten will, ist die Bildung kenntnisreicher Frauenzimmer und guter künftiger Hausfrauen, und zugleich gründlicher Unterricht in der deutschen Sprache für Mädchen von der magyarischen und slawischen Nation in meinem geliebten Vaterlande.“

Romy schrieb später, im Jahre 1846 über die ungarische Dichterin, Therese Karacs in einer Prager Zeitschrift.<sup>33</sup> Ihre Werke, Gedichte, Erzählungen, Theaterstücke und vielleicht auch ihre pädagogische Tätigkeit waren Romy bekannt. Der Zusammenhang hier entsteht dadurch, dass die beiden – Karacs und Romy – die gleiche Idee der Aufklärung verkündeten. Therese Karacs hatte ihr ganzes Leben der Erziehung der Mädchen und Frauen gewidmet.<sup>34</sup> Sie hielt diese Aufgabe für die wichtigste, die das Schicksal der Nation, der Familie und der Einzelpersonen bestimmt. Sie meinte, dass man die Erziehungs- und Unterrichtsaufgaben nicht nur in den Erziehungsinstituten verwirklichen muss, sondern auch in Zeitschriften und Büchern, aber vor allem in den Theatervorstellungen. In Anlehnung an sie schrieb Romy:

---

idején és a reformkorban. In: A magyar irodalom története 1800-tól 1919-ig. Gondolat, Budapest 2007.

<sup>31</sup> Annalen der Literatur und Kunst des In- und Auslandes. Jg. 1810. Bd. II., S. 352-357.

<sup>32</sup> ANGYAL, A. S. 113.

<sup>33</sup> Aus Ungarn. In: Ost und West. Prag. Jg. 1846, S. 51.

<sup>34</sup> FÁBRI Anna: A szép tiltott táj felé. Magyar írónők története két századforduló között. (1795-1905). S. 49-51.

„Die Gesundheit und Munterkeit und der Frohsinn der Mädchen wird durch öfters Spazierengehen und durch gesellschaftliche Spiele und Unterhaltungen befördert werden. Die erwachsenen Mädchen werden ein paar mal in jedem Jahre unter der Aufsicht meiner Frau die Bälle, und meiner Begleitung von Zeit zu Zeit die Vorstellungen gut gewählter, den guten Sitten nicht anstößiger Schauspiele auf dem hiesigen wohl eingerichteten deutschen Theater besuchen.“

Therese Karacs, wie auch ihre Mutter, Éva Takács, eine der bedeutendsten Vorkämpferinnen der Erziehung der Mädchen in Ungarn, waren, dank der den Ideen der Aufklärung, von der Allmacht der Erziehung überzeugt. Karacs beginnt folglich über diese Ideen zu schreiben<sup>35</sup>. Sie meinte, für die Erziehung der Mädchen sind die Frauen berufen. Zwischen 1822-1846 schrieb sie Gedichte, Erzählungen, Aufsätze und auch Theaterstücke im erziehungspädagogischen Sinne. Sie stand in enger Zusammenarbeit mit der Gräfin Blanka Teleki, die in Pesth ein Erziehungsinstitut für Mädchen eröffnete, und bot Terese Karacs an, als Erzieherin dort zu arbeiten. Karacs wies jedoch diese Aufforderung zurück. Sie wollte nicht in einem Institut für reiche, adlige Mädchen arbeiten. Deshalb nahm sie lieber den Auftrag an, in einem Erziehungsinstitut in Miskolc zu arbeiten, in dem auch bürgerliche Mädchen erzogen wurden. In demselben Institut wurde sie später Direktorin und in Miskolc hat man auch eines ihrer Theaterstücke aufgeführt.

### 8. Emanzipation der Juden

Als Anhänger der nationalen Gleichberechtigung trat Romy auch für die Emanzipation der Juden ein.<sup>36</sup> Er widmete diesem Thema viele Aufsätze und schrieb einen langen Essay, der leider ein Manuskript blieb: *„Über die Emanzipation der Juden in Ungarn, nebst unbefangenen Betrachtungen über die Verhältnisse der Juden in sozialer Hinsicht und einer Darstellung des geistigen und literarischen Strebens der ungarischen Israeliten.“*

Romy war ein guter Orientalist und Kenner des Hebräischen. Seine weiteren Aufsätze über die Gleichheit der Juden, die Frage der Leibeigenen und über Fragen der Religion hatten wegen ihrer progressiven Ideen viele Diskussionen und Ablehnungen ausgelöst.

### 9. Zusammenfassung: Rumys Bedeutung und Anerkennung

Rumys Idee der Völkerbrüderschaft schien im Reformzeitalter überwunden zu sein. Die Völker oder Völkergruppen haben nur ihre eigenen Ziele und Bestrebungen als das einzig Wahre anerkannt. Um seine Ziele und Grundsätze einzuhalten, wählte er lieber den Übertritt zur katholischen Religion gewählt, anstatt auf die Idee der Humanität zu verzichten.

Karl Georg Romy hat mit seinen vielfältigen Interessen und Ergebnissen nicht die Anerkennung der Vertreter seines Zeitalters und auch die der Nachzeit genossen. Die allgemeine Anerkennung nationaler Ideen des Reformzeitalters ist auch noch heute sehr verbreitet und scheint sich immer noch nicht geändert zu haben. Vielleicht können wir aber für die neuen Generationen auch Aspekte für weitere Überblicke anbieten. Vielleicht können

<sup>35</sup> KARACS Teréz: *Hogyan lettem írogató nő*. In: Sáfrán, 1963, S.119.

<sup>36</sup> ANGYAL, A. S.132.

gerade die Erkenntnisse bisher nicht so bekannter Persönlichkeiten, wie Karl Georg Romy, dabei helfen.

### Literatur

FUTAKY 1968

FUTAKY, István: Kazinczy, Romy és a göttingai tudós társaság (K., R. und die Societat der Wissenschaften in Göttingen), In: Irodalomtörténeti Közlemények 72. 1968. S. 218-221.

FRIED 1963

FRIED, István: Romy Károly György, a kultúráközvetítő (Karl Georg Romy, der Kulturmittler), In: Filológiai Közöny 9 1963. s. 204-217.

FRIED 1963

FRIED, István: Romy Károly György soproni évei (Die Ödenburger Jahre des K. G. R.), In: Soproni Szemle 17. 1963. S. 69-76.

MÉSZÁROS 1993

MÉSZÁROS, András: A marginalitás szelid bája. (Arcképek a reformkori magyar filozófiából). Pozsony, KALLIGRAM KÖNYVKIADÓ, 1993.

VARGA 2005

VARGA, S. Pál: A nemzeti költészet csarnokai. A nemzeti irodalom fogalmi rendszerei a 19. századi magyar irodalomtörténeti gondolkodásban. Budapest, BALASSI KIADÓ, 2005.

SZAJBÉLY 2007

SZAJBÉLY, Mihály: Könyv- és lapkiadás a felvilágosodás idején és a reformkorban. In: A magyar irodalom történetei 1800-tól 1919-ig. Budapest, GONDOLAT, 2007.

PUKÁNSZKY 1933

PUKÁNSZKY, Béla: „Patrióta“ és „hazafi“. (Fejezet a magyarországi német irodalom történetéből). In: Budapesti Szemle 668. 1933. 49-50.

# MITTELALTERLICHE DEUTSCHE LITERATUR AUF DEM GEBIET DES HEUTIGEN RUMÄNIEN PLÄDOYER FÜR EINE ÜBERLIEFERUNGSORIENTIERTE, REGIONAL PERSPEKTIVIERTE UND INTERDISZIPLINÄRE LITERATURGESCHICHTE

BALÁZS J. NEMES

University Oxford, England/Universität Freiburg, Deutschland

## 1. Einleitung

Einzelne Vertreter der Germanistik des 19. Jahrhunderts haben gewisse Hoffnungen gehegt, dass die Suche nach Handschriften in Ungarn mit bedeutenden Entdeckungen für die deutsche Literatur des Mittelalters aufwarten wird. Diese Hoffnungen schienen sich durch die Bibliotheksreisen zu bestätigen, die Martin Georg Kovachich zunächst allein, dann zusammen mit seinem Sohn Joseph Nikolaus seit 1810 unternahm, denn sie förderten so wichtige Handschriften zur Welt wie etwa die Märenhandschrift Ms. 1 aus der Kathedralbibliothek von Kalocsa (heute: Cologny-Genf, Bibliotheca Bodmeriana, Cod. Bodm. 72) oder das (heute verschollene) Fragment F des *Nibelungenliedes* aus der in Karlsburg/Gyulafehérvár (heute: Alba Iulia) untergebrachten Bibliothek des siebenbürgisch-katholischen Bischofs Ignác Batthyány (Siebenbürgen gehört bekanntlich erst seit 1920 zu Rumänien).<sup>1</sup> Vor allem der letztgenannte Fund hat die Hoffnungen geschürt, in ungarischen Bibliotheken könnten weitere Handschriften mit Texten aus der Frühzeit der deutschen Literatur schlummern, zumal bekannt war, dass eine deutsche Minderheit seit etwa der Mitte des 12. Jahrhunderts in Siebenbürgen lebte: die Siebenbürger Sachsen. Die hochgesteckten Erwartungen haben sich jedoch nicht erfüllt, denn der Großteil der in ungarischen Bibliotheken aufbewahrten Handschriften entsprach letztlich nicht den von den Gründungsvätern der Germanistik gesetzten hohen literarischen und ästhetischen Maßstäben. Wohl wurden ausgesuchte Stücke etwa aus dem Bestand des Batthyaneum von späteren Germanisten konsultiert und dabei auch manche Texte ediert (zu nennen wäre z. B. Hadamers von Laber Minneallegorie *Jagd* oder das Gedicht *Karl der Große und die schottischen Heiligen*), die meisten Handschriften blieben jedoch weitgehend unbeachtet. Noch weniger bekannt, weil weniger erforscht, sind die in den restlichen Bibliotheken Rumäniens befindlichen Bestände an mittel-

---

<sup>1</sup> Vgl. BLEYER 1910, 50-95., WINTER 1912, 269-281. und WEBER 1916. Über die von Kovachich eingesehenen Handschriften informieren auch seine in der Ungarischen Nationalbibliothek Budapest aufbewahrten Reisenotizen, vgl. Fol. Lat. 127 (*Repertorium expeditionis deputationalis diplomatico-litterariae Martini Georgii et Josephi Nicolai Kovachich Senquiciensium*), ff. 37-42: *Repertorium manuscriptorum et monumentorum diplomaticorum in bibliotheca Instituti Batthyaniani Albae Carolinae Transylvaniae*. Hinzuweisen wäre auch auf zwei weitere von Kovachich herrührende Register: Budapest, Ungarische Nationalbibliothek, Fol. Lat. 32 (*Elenchi variorum instrumentorum litteralium et manuscriptorum*), Tom I, ff. 56-57: *Recensio manuscriptorum bibliothecae Comitis Ignatii de Batthyan episcopi Transylvaniensis* und Fol. Lat. 2203: *Elenchus manuscriptorum publico-politicorum in 59 voluminibus bibliothecae archi-episcopi Strigoniensis Josephi a Batthyan comprehensorum. 1792. Index alphabeticus in 59 voluminibus actorum manuscriptorum bibliothecae archi-episcopi Strigoniensis Josephi a Batthyan*.

alterlichen Handschriften, Fragmenten und alten Drucken. Gerade diese könnten jedoch für eine überlieferungsorientierte, regional perspektivierte und interdisziplinär angelegte Literaturgeschichte relevant sein, denn anders als die Sammlung von Karlsburg, die größtenteils Importgut darstellt und erst im 18. Jahrhundert infolge von gezielten Ankäufen durch Bischof Batthyány zustande kam, werden die Bibliotheken und Archive der sächsischen Gemeinden bzw. die entsprechenden Nachfolgeeinrichtungen Zeugnisse einer autochthonen Literaturproduktion und -rezeption am ehesten bewahrt haben. Bevor ich auf den bislang bekannt gewordenen Bestand an Zeugnissen der mittelalterlichen deutschen Literatur in rumänischen Bibliotheken sowie auf dessen Erschließung und Verwertung im Hinblick auf literaturgeschichtliche Fragestellungen eingehe, möchte ich den forschungsgeschichtlichen Rahmen kurz skizzieren, in dem ich mein Projekt verortet sehen möchte.

## **2. Ein Projekt zur Erforschung der siebenbürgisch-sächsischen Literaturgeschichte des Mittelalters**

Den konzeptionellen Hintergrund des vorliegenden Projektes bilden zum einen Forschungsvorhaben, die auf die Erschließung und Katalogisierung der in den Bibliotheken osteuropäischer Länder aufbewahrten mittelalterlichen deutschen Handschriften abzielen. Besonders hinzuweisen wäre hier etwa auf das im Aufbau befindliche EU-Projekt „Kulturelles Handschriftenerbe Ostmitteleuropa“ des Handschriftenarchivs der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften<sup>2</sup>. Hierher gehört aber auch das von der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz (Berlin) zusammen mit Hans-Jochen Schiewer (Freiburg im Br.) betreute Forschungsvorhaben „Erstellung eines Census der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften in lateinischer Schrift in der Russischen Staatsbibliothek in Moskau“ sowie das Dissertationsprojekt „Mittelalterliche deutsche Handschriften im Baltikum und in St. Petersburg“ von Živilė Vagonytė (Münster).<sup>3</sup> Den forschungsgeschichtlichen Kontext des hier avisierten Projektes bilden jedoch nicht nur Projekte, die die noch vorhandenen (oder bezeugten) mittelalterlichen deutschen Handschriftenbestände in osteuropäischen Bibliotheken erschließen und katalogisieren wollen, sondern auch die aktuellen Bemühungen in der germanistischen Mediävistik, die „[d]eutschsprachige Literatur des Mittelalters im östlichen Europa“ – so der Titel eines kürzlich erschienenen Sammelbandes (Päsler–Schmidtke 2006) – im Hinblick auf eine noch zu schreibende Literaturgeschichte zu kartieren und zu inventarisieren. Von besonderer Bedeutung ist dabei das von Dietrich Schmidtke in Angriff genommene, inzwischen allerdings eingestellte Heidelberger Forschungsprojekt „Repertorium der deutschsprachigen geistlichen Literatur des ehemaligen deutschen Ostens im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit“.<sup>4</sup> Dieses Forschungsvorhaben nahm sich vor, alle aus dem östlichen Europa stammenden oder dort tätigen Autoren mit ihrem vollständigen Œuvre zu verzeichnen. Das Gleiche galt für anonym überlieferte Werke: Bei diesen fungierte der Ort der wahrscheinlichen Textgenese bzw. die Rezeptionswirksamkeit eines Textes in einer bestimmten Region Osteuropas als Aufnahmekriterium. Ergänzend dazu wurden Zeugnisse deutschsprachiger

---

<sup>2</sup> vgl. <http://www.bbaw.de/forschung/dtm/HSA/hsa-Ostmitteleuropa.html>

<sup>3</sup> Zum letztgenannten Projekt s. VAGONYTĚ 2006 und 2007. Zu nennen wären in diesem Zusammenhang auch die Kataloge von PÄSLER 2000 und KALA 2007.

<sup>4</sup> vgl. SCHMIDTKE 1997, HAUSMANN 2001 und SCHMIDTKE 2006.

Literatur des Mittelalters erfasst, die sich heute zwar im Untersuchungsgebiet befinden, doch erst sekundär (d. h. in den nachmittelalterlichen Jahrhunderten) dorthin gelangt sind. Das langfristige Ziel des „Repertoriums“ war die Rekonstruktion eines literarischen Produktions- und Rezeptionsraumes aufgrund der vorhandenen bzw. erschließbaren Überlieferung.<sup>5</sup> Damit fügt sich das „Repertorium“ ein in die germanistische Mediävistik erst in den letzten Jahren populär und vor allem produktiv gewordenen Konzept von Literaturgeschichtsschreibung, das auf dezidiert überlieferungsorientierter und regional ausgerichteter Basis die Abkehr von einer ausschließlich dem Autor und Werk verpflichteten Literarhistoriographie propagiert und die Hinwendung zur konkreten Handschrift als Zeuge eines zu eruiierenden Literaturbetriebs fordert.<sup>6</sup>

Im Spiegel der Publikationen der am „Repertorium“ beteiligten (Dietrich Schmidtke, Ralf G. Päsler, Freimut Löser, Albrecht Hausmann) und anderer einschlägiger Forscher (Arno Mentzel-Reuters, Petra Hörner, Gisela Vollmann-Profe, Václav Bok) stellt Rumänien (wie übrigens auch die Slowakei<sup>7</sup>) ein noch unbeschriebenes Blatt dar, galt doch das Interesse der genannten Forscher bislang vor allem Preußen sowie Böhmen und Mähren. Diese Forschungslücke soll durch das hier vorzustellende Projekt geschlossen werden, das auf die Aufarbeitung der mittelalterlichen literarischen Schriftkultur der Deutschen auf dem Gebiet des heutigen Rumänien (vertreten durch die Siebenbürger Sachsen) abzielt. Dafür muss jedoch der in rumänischen Bibliotheken und Archiven befindliche Bestand an mittelalterlichen deutschen Handschriften erst einmal gesichtet werden, würde doch die Erfassung und Inventarisierung der vorhandenen Überlieferung zur Erweiterung der heuristischen Basis der hier avisierten mittelalterlichen siebenbürgisch-sächsischen Literaturgeschichte führen.

Mit welchem Bestand haben wir es eigentlich zu tun? Wenn es um mittelalterliche Handschriften in Rumänien geht, so denkt man als erstes an die Bibliothek Batthyaneum in Karlsburg/Alba Iulia, wird doch etwa achtzig Prozent der abendländischen Handschriften des Mittelalters, die sich heute in Rumänien befinden, in dieser Bibliothek aufbewahrt.<sup>8</sup> Freilich ist der Großteil dieser Kodizes lateinischer Sprache. Doch gibt es unter diesen Handschriften nicht wenige, die auch deutschsprachige Texte enthalten.<sup>9</sup> Einschränkend muss dabei festgehalten werden, dass sich dieser Bestand für eine Geschichte der mittelalterlichen deutschen Literatur auf dem Gebiet des heutigen Rumänien nicht ohne weiteres reklamieren lässt, denn es handelt sich, wie oben angedeutet, um Importgut des 18. Jahrhunderts, das von Graf Ignác Batthyány vornehmlich aus den Bibliotheken Österreichs und

<sup>5</sup> vgl. HAUSMANN 2001, 410. und PÄSLER 2005, 9.

<sup>6</sup> Zu diesem in den letzten Jahren intensiv diskutierten Forschungsparadigma s. TERVOOREN/HAUSSTEIN 2003, PÄSLER 2008 und FLEITH/WETZEL 2009.

<sup>7</sup> Das kürzlich erschienene Inventar „[d]eutschsprachige[r] Handschriften in slowakischen Bibliotheken“ (Titel) erfasst keine Kodizes literarischen Inhalts (im weitesten Sinn), sondern nur das Verwaltungsschrifttum, vgl. MEIER – PIIRAINEN – WEGERA 2009.

<sup>8</sup> Vom Umfang her ist die Batthyány-Sammlung am ehesten mit der erst am Anfang des 19. Jahrhunderts entstandenen Bibliothek des ungarischen Bibliophilen Miklós Jankovich zu vergleichen. Dabei handelt es sich um eine Sammlung, die zur Grundlage des in der Ungarischen Nationalbibliothek in Budapest aufbewahrten mittelalterlichen Handschriftenbestandes wurde, vgl. NEMES 2002-2003.

<sup>9</sup> Zu den Handschriften des Batthyaneum und zu deren Erschließung s. NEMES 2010 und 2011.

des historischen Oberungarn (heute Slowakei) zusammengetragen wurde. Ob dies für den gesamten Bestand des Batthyaneum zutrifft, sollte freilich durch die Autopsie aller Handschriften vor Ort verifiziert werden. In diesem Zusammenhang wäre angeraten, auch den Inkunabelbestand der Sammlung einzusehen, denn deutsche Handschriften lassen sich in Frühdrucken (ähnlich den lateinischen Kodizes des Mittelalters) als Makulaturen oder als Kolligat immer wieder finden. Ergänzend dazu wäre das im Batthyaneum aufbewahrte neuzeitliche archivalische Material, das teilweise aus Bibliotheken und Archiven der sächsischen Gemeinden von Siebenbürgen stammt, auf Fragmente hin zu durchforsten, da mittelalterliche Handschriften im 16. Jahrhundert auch in den von Sachsen bewohnten Gemeinden oft zum Zweck der Verstärkung von Einbänden und einzelnen Lagen verwendet wurden (s. dazu auch meine Ausführungen weiter unten). Einschlägig sind bei diesen ‚Feldforschungen‘ – und das ist wichtig vor allem im Hinblick auf die Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes des hier vorgestellten Projektes – alle Texte, die sich unter einem erweiterten Literaturbegriff subsumieren lassen.<sup>10</sup> Dieser umfasst bis auf das Verwaltungsschrifttum (Urkunden, Zunftregeln, Verträge, Rechnungen usw.) alle Bereiche der mittelalterlichen Schriftkultur.<sup>11</sup> Literarisch sind in diesem Sinne nicht nur poetisch überformte Texte mit einem gewissen ästhetischen Überschuss, sondern auch die artes-Literatur und Rechtstexte, das historiographische Schrifttum und das weite Feld der geistlichen Gebrauchstexte.

Deutlich weniger bekannt, weil weniger erforscht, sind die im Hinblick auf eine regional orientierte Literaturhistoriographie am ehesten relevanten mittelalterlichen deutschen Handschriften in den restlichen Bibliotheken Rumäniens.<sup>12</sup> Lange Zeit waren nur drei Bibliotheksorte mit je einer mittelalterlichen deutschen Handschrift bekannt: die Kirchenbibliothek von Heltau/Cisnădie (*Heltauer Marienlied*, zweite Hälfte 15. Jahrhundert), das Brukenthal-Museum (Thomasin von Zerclaere *Der welsche Gast*, erste Hälfte 14. Jahrhundert) bzw. das Staatsarchiv von Hermannstadt/Sibiu (*Codex Altemberger*, Mitte/2. Hälfte 14. Jahrhundert).

<sup>10</sup> vgl. RUH 1985, 263. und das Auswahlprinzip der im altgermanistischen Nachschlagewerk *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon* (2. Auflage, Berlin 1978-2008) berücksichtigten Autoren und Werke, s. dazu STACKMANN 2000.

<sup>11</sup> Auf einen viel umfassenderen Begriff von Literatur stößt man im ersten, unter anderem dem Mittelalter gewidmeten Halbband der kürzlich von SIENERTH – WITTSTOCK 1997 vorgelegten *Geschichte der siebenbürgisch-deutschen Literatur*. Hier wird im Sinne des lateinischen „littera“ (‚Buchstabe‘, ‚Schriftlichkeit‘ überhaupt) jegliche erhaltene schriftliche Quelle in deutscher Sprache, so auch und gerade das weite und in Siebenbürgen im 15. Jahrhundert hoch produktive Feld des Verwaltungsschrifttums unter dem Begriff ‚deutsche Literatur‘ subsumiert (zu einem solchen Konzept von Literatur s. auch KESSLER 1990). Als Literaturwissenschaftler fragt man sich allerdings, ob das in den von Deutschen bewohnten städtischen Gemeinden Siebenbürgens im 15. Jahrhundert aufgekommene Verwaltungsschrifttum die „Anfänge deutscher Literatur oder [eher!] siebenbürgisch-deutscher Mundartgeschichte“ (so der Titel einer Erwiderung von Klaus POPA auf den Aufsatz von Dieter KESSLER in: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 14. 1991, 229-231.) markiert. Als Teil der Sprachgeschichte wurden diese handschriftlichen Quellen bei BERNERTH 2003 behandelt.

<sup>12</sup> Ich verzichte darauf, meine folgenden Hinweise zu dokumentieren. Signaturen und bibliographische Angaben zu den mir bislang bekannt gewordenen Handschriften findet man bei NEMES 2010 und 2011.



Hoffnungen, dass durch gezielte Nachforschungen deutlich mehr Handschriften entdeckt werden können, weckt ein flüchtiger Blick in die Literaturgeschichte von Béla von Pukánszky aus dem Jahre 1931, in der eine Reihe von Handschriften genannt und als Besitz der Kronstädter (heute: Braşov) Gymnasialbibliothek ausgewiesen wird. Von den von Pukánszky genannten Handschriften lässt sich leider nur die Existenz eines lateinisch-deutschen Glossars aus der Vokabulargruppe **Abba - Avis - Abbreviare** sicher stellen, das aus dem Einbanddeckel eines Rechnungsbuches herausgelöst wurde. Glossenartige Aufzeichnungen soll es Pukánszky zufolge auch sonst in Handschriften Siebenbürger Provenienz geben. Wieder einmal lassen sich seine Angaben nicht bestätigen, denn deutsche Glossen findet man in den von ihm genannten Handschriften nicht, wohl aber in einer Reihe von lateinischen Kodizes aus der Brukenthal-Bibliothek in Hermannstadt, die PUKÁNSZKY unbekannt geblieben sind. Manche davon sind auch deswegen interessant, weil sie neben den deutschsprachigen Einträgen auch solche auf Ungarisch aufweisen.

Meine bisherigen Ausführungen versprechen eine nur geringe Ausbeute in den Bibliotheken der sächsischen Gemeinden. Tatsache ist jedoch, dass Handschriftenfunde in siebenbürgischen Sammlungen auch noch in jüngster Zeit zu vermelden waren. So wurde 1961 eine wehrtechnische Handschrift im Staatsarchiv von Hermannstadt/Sibiu wieder entdeckt, die von dem aus Landshut stammenden Hans Haasenwein 1417 angelegt, von einem Unbekannten 1460 weitergeführt und von Conrad Haas zwischen 1529 und 1569 in Hermannstadt vollendet wurde. Hinzuweisen wäre auch auf ein erst 1969 aufgefundenes Glossar des 15. Jahrhunderts im Archiv der evangelischen Kirchengemeinde in Heltau/Cisnădie. Hat man den Anspruch, Neues zu entdecken, so sollte das Heltauer Archiv einer genaueren Durchsicht unterzogen werden, findet man doch bereits bei Wittstock 1872 den Hinweis: „Die Heltauer Kirchenbibliothek besitzt mehrere alte Bücher, theils Manuscripte, theils älteste Druckwerke, die aber leider nicht alle in dem besten Zustande sich befinden.“<sup>13</sup> Auch von CAPESIUS und ISING ist zu vernehmen: „Das Archiv der evangelischen Kirchengemeinde in Heltau birgt mehrere wertvolle Schätze, von denen einige bereits gehoben wurden.“<sup>14</sup> Nachforschungen wären indes nicht nur in Kirchenbibliotheken, sondern auch in den Kirchen-, Staats- und Stadtarchiven der sächsischen Gemeinden anzustellen. Vor allem die Archive könnten sich als ein ergiebiger Fundort erweisen, denn man findet in mehreren Publikationen des 19. Jahrhunderts den Hinweis auf, so wörtlich, „zahlreiche“ Handschriftenfragmente, die im 16. Jahrhundert zu archivalischen Zwecken (beispielsweise zum Einbinden von Rechnungsbüchern) vermakuliert worden sind.<sup>15</sup> Ergänzend dazu müssten diejenigen Bibliotheken (beispielsweise aus Bukarest, Klausenburg/Cluj-

---

<sup>13</sup> WITTSTOCK 1872, 161.

<sup>14</sup> CAPESIUS–ISING 1969, 9.

<sup>15</sup> vgl. SERAPHIN 1894, 61: „An manchem Rechnungsheft in unsern städtischen Archiven haftet ein Blatt aus einem alten Missale, Legendarium u.s.w.“ Ausdrücklich hingewiesen wird auf die „zahlreiche[n] Rechnungsbücher des städtischen Archivs [aus Kronstadt]“ (S. 62) mit solchen Fragmenten. SERAPHIN 1894, 63., Anm. 3 berichtet sogar von einem konkreten Fund (mehrere Blätter aus einer Handschrift der *Legenda aurea* des Jacobus de Voragine), der ihm in demselben Archiv geglückt ist, vgl. SERAPHIN 1900/1901. Zu ähnlichen (Fund-)Berichten s. SERAPHIN 1903, FABRITIUS 1872, 373 und ZIMMERMANN 1884. Diese Hinweise wurden mir durch Wolfram G. Theilemann (Zentralarchiv der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien/Hermannstadt) und Thomas Sindilariu (Archiv und Bibliothek der Honterusgemeinde/Kronstadt) bestätigt.

Napoca, Temeschwar/Timișoara und Großwardein/Oradea) aufgesucht werden, die über älteres bibliothekarisches Material (Handschriften und Inkunabeln) verfügen.<sup>16</sup> Dass die Suche durchaus ertragreich sein kann, zeigen Funde, die mir in letzter Zeit geglückt sind. So bin ich in dem von Constantinescu erstellten (und keineswegs vollständigen<sup>17</sup>) Katalog der abendländischen Handschriften der Bibliotheken von Bukarest auf zwei (der einschlägigen Forschung bislang unbekannt) Handschriften im Besitz der Rumänischen Akademie der Wissenschaften aufmerksam geworden: eine für ein rheinländisches Dominikanerinnen-Terziarinnenkloster bestimmte Gottesdienst-Ordnung auf Pergament aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und eine Handschrift der *Secreta mulierum* aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, womöglich siebenbürgischer Provenienz.<sup>18</sup> Im Zusammenhang der Übersicht über den Handschriftenbestand der Nationalbibliothek ist zudem folgender Hinweis beachtenswert: „Twenty one works, printed and manuscript, 132 leaves (previously at Kronstadt/Brașov, Schwarze Kirche, T.f. 37).“<sup>19</sup> Hinzuweisen wäre auch auf die Einbandmakulatur eines Druckes des 16. Jahrhunderts aus dem Besitz der Bibliothek der Akademie der Wissenschaft in Klausenburg/Cluj-Napoca, auf welche ich durch Adinel-Ciprian Dincă (Cluj-Napoca/Rumänien) aufmerksam gemacht wurde. Das vermakulierte Fragment einer zweiseitigen, ostmitteldeutsch geschriebenen Handschrift aus dem 2. (?) Drittel des 15. Jahrhunderts hat sich als ein bislang unbekannter Textzeuge des *Sachsenspiegel-Lehnrecht* des Eike von Repgow erwiesen. In einer anderen Klausenburger Bibliothek (derjenigen der Universität) wird ein in Schwaben entstandenes, mit 30 ganzseitigen Bildern illuminiertes deutschsprachiges Gebetbuch vom Ende des 15. Jahrhunderts aufbewahrt.

Will man die Geschichte der mittelalterlichen deutschen Literatur in Siebenbürgen beschreiben, kommt man mit einem dem Autor und Werk verpflichteten literarhistoriographischen Konzept nicht allzu weit, denn es gibt keine namentlich bekannten Autoren und nur wenige Werke, die (gemessen etwa an ihrer Wirkungsgeschichte) als bedeutsam anzusehen wären.<sup>20</sup> Diesem Mangel an literarhistoriographischem Material wird

<sup>16</sup> So findet sich mindestens ein Exemplar des Druckes von *Reinhart Fuchs* von 1498 beispielsweise im Archiv der Kronstädter Honterusgemeinde, vgl. BINDER 1972, 183. Zum Gesamtkatalog der sich in Rumänien befindlichen Inkunabeln s. jetzt die gleichnamige Online-Datenbank des Instituts für Kulturelle Überlieferung (Institutul de Memorie Culturală) „Catalogul colectiv al incunabilelor din România“ (mit 19 deutschsprachigen Inkunabeln), zugänglich über <http://www.cimec.ro/scripts/Carte/incunabile/default.asp>. Ergänzend kommen 6 weitere Stücke aus dem Bestand der Universitätsbibliothek von Cluj-Napoca hinzu (freundliche Auskunft von Judit Kolombán/Biblioteca Centrală Universitară Cluj-Napoca). Einen nützlichen Überblick über die Bibliotheksorte Rumäniens mit mittelalterlichem (lateinischem) Handschriftenbestand bieten DINCĂ–PAPAHAGI 2007.

<sup>17</sup> vgl. DINCĂ–PAPAHAGI 2007, 161.

<sup>18</sup> CONSTANTINESCU 1977, 448., Nr. 78. und Nr. 120.

<sup>19</sup> Ebd. 454, Nr. 3743.

<sup>20</sup> Das *Verfasserlexikon* (s. Anm. 9) kennt einen einzigen Namen: Georg (Jörg) von Ungarn (auch Anonymer Mühlbacher genannt), Autor eines lateinischen Textes, des für die Textsorte ‚Türkenbüchlein‘ so bedeutenden *Tractatus de moribus, conditionibus et nequicia turcorum* (*Verfasserlexikon* 2. 1980. 1204f., Textausgabe: KLOCKOW 1994). Erwogen wird die Autorschaft eines Siebenbürger Sachsen bei der Prosaerzählung *Historia von dem pösen Dracul*, die außerhalb von Siebenbürgen sowohl handschriftlich als auch im Druck Verbreitung fand (vgl. *Verfasserlexikon* 2. 1980, 221-223., ergänzend dazu <http://www.handschriftencensus.de/werke/3631>). Zwei Namen, die in

in den vorliegenden Literaturgeschichten dadurch abgeholfen, dass man ihnen Abhandlungen über die erst im 19. Jahrhundert gesammelte sächsische Volksdichtung voranstellt und dies in der Überzeugung, die Volkslieder, Sagen, Balladen und Zaubersprüche könnten über die sonst nicht bezeugten Anfänge siebenbürgisch-sächsischer Dichtung Aufschluss geben.<sup>21</sup> Ergänzend dazu wird auf die Bezeugung Siebenbürgens in der deutschen Literatur des Mittelalters hingewiesen und zur Begründung angeführt:

Angesichts geringer Belegdichte der Quellen empfiehlt es sich, die Ansätze zu einem eigenständigen deutschsprachigen Schrifttum in Siebenbürgen mit den allgemeinen kommunikativen Möglichkeiten der Epoche in Beziehung zu bringen, was eine, wenn auch summarische Darstellung der ersten Nachrichten über Siebenbürgen voraussetzt, wie sie uns in der mittelalterlichen deutschen Dichtung entgegentreten. Dies umso mehr, weil für eine Literatur, die außerhalb der klerikalen Kreise existiert haben kann, diese Informationen wie auch die vermutlich ältesten Volksdichtungen den einzigen Beweis erbringen.<sup>22</sup>

Um das Bild der ersten Jahrhunderte siebenbürgisch-sächsischer Literaturgeschichte zu komplettieren, werden zudem allgemein historische und bildungsgeschichtliche Fakten (ohne Rückbindung an literaturgeschichtliche Fragestellungen) dargeboten,<sup>23</sup> Urkunden und vergleichbare Verwaltungsschriften herangezogen,<sup>24</sup> ja sogar die in Karlsburg aufbewahrten mittelalterlichen Handschriften in die Darlegungen mit einbezogen<sup>25</sup> und dies, obwohl es

---

den älteren Literaturgeschichten (vgl. etwa PUKÁNSZKY 1931, 61f. und 79f. oder KLEIN 1939/1979, 24f. und 26f.) gelegentlich auftauchen, müssen aus der Liste Siebenbürgischer Autoren gestrichen werden: Veit Hündler (vgl. *Verfasserlexikon* 4. 1983, 308-310) und Helene Kottanner (*Verfasserlexikon* 5. 1985, 326-328.). Als „eines der ganz wenigen mal. Denkmäler Siebenbürgens in deutscher Sprache“ wird das oben genannte *Heltauer Marienlied* angeführt (*Verfasserlexikon* 3. 1981, 979.). Hinzuweisen wäre auch auf das sog. *Mediascher Predigtbuch*, eine umfangreiche ‚altgläubige‘ Predigtsammlung von 1536 in deutsch-lateinischer Mischsprache, vgl. MÜLLER 1864/1986, 208-236. und SCHULLERUS 1924.

<sup>21</sup> So sieht etwa KLEIN 1930, 107. in manchen Motiven und Themen der Volksdichtung Hinweise auf ein „volkskundlich gesunkenes Kulturgut der Ritterdichtung“. Zu ähnlichen Einschätzungen s. KLEIN 1939/1979, 27-30, SIENERTH 1984, 11f. und SIENERTH – WITTSTOCK 1997, 78. Die Ansicht, das im 19. Jahrhundert gesammelte und ausgewertete reiche volkskundliche Material könnte auch im Hinblick auf die mittelalterliche Literaturgeschichte der Siebenbürger Sachsen aufschlussreich sein, scheint auf den „Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen“ von CSAKI 1920 zurückzugehen. In dem mit „Die Jahrhunderte bis zur Reformation“ überschriebenen Teil seiner Prolegomena liest man gleich am Anfang: „Die zunächst diesen Abschnitt berührenden Fragen sind von den einzelnen Untersuchungen über die Volkspoese mitzulösen. Ueber höhere literarische Tätigkeit werden sich nur einzelne Spuren verfolgen lassen“ (S. 33).

<sup>22</sup> SIENERTH 1984, 77f. Ähnlich KLEIN 1939/1979, 27-30. und SIENERTH – WITTSTOCK 1997, 77-81.

<sup>23</sup> vgl. SIENERTH – WITTSTOCK 1997, 77-81. Um eine stärkere Verzahnung von kulturgeschichtlichem Hintergrundwissen und den überlieferten deutschsprachigen und (!) lateinischen literarischen Quellen bemüht sich SIENERTH 1984, 65-77.

<sup>24</sup> vgl. SIENERTH – WITTSTOCK 1997, 87-98.

<sup>25</sup> vgl. KLEIN 1939/1979, 23. und SIENERTH – WITTSTOCK 1997, 99-101.

sich bei dem bislang bekannt gewordenen Karlsburger Bestand um Importgut des 18. Jahrhunderts handelt (s.o.).

Statt solch disparates Material unter dem Stichwort ‚Literaturgeschichte‘ zusammenzuführen, würde es sich empfehlen, die literaturgeschichtlichen Darstellungen an die Quellen zurückzubinden und die kodikologischen, historischen, bildungs- und kulturgeschichtlichen Fakten und Faktoren zu ihrer Deutung bzw. Kontextualisierung heranzuziehen. Mit anderen Worten: Ausgehend von einem erweiterten Literaturbegriff, der bis auf das Verwaltungsschrifttum (Urkunden, Zunftregeln, Verträge, Rechnungen usw.) alle Bereiche der mittelalterlichen Schriftkultur Siebenbürgens umfasst (s.o.), sollte das Überlieferte bzw. mittelbar (beispielsweise in alten Katalogen) Bezeugte selbst in den Augenschein genommen und in Einzelstudien zum Sprechen gebracht werden, indem man nach der Funktionsbestimmung und dem Lebenszusammenhang dieser Literatur fragt. Dabei ist sowohl die Koexistenz des Deutschen mit dem Ungarischen und Lateinischen als Schrift- und Literatursprachen zu beachten,<sup>26</sup> als auch die Möglichkeit eines überregionalen Literaturtransfers in Betracht zu ziehen, der durch *Peregrinatio academica*,<sup>27</sup> durch einen international agierenden Verband wie denjenigen des auch in Siebenbürgen präsenten Dominikanerordens<sup>28</sup> oder durch die Beziehungen der sächsischen Städte und Gemeinden zu anderen deutschsprachigen Diasporen dies- und jenseits der Karpaten bedingt sein könnte.<sup>29</sup> Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang etwa der Hinweis von KLEIN und GIERACH auf eine angeblich von Hermann, Burggraf von Weißenburg am Schwarzen Meer (rumänisch: Cetatea Albă), verfasste, von 1457 bis 1499 reichende und durch Ulrich, den Neffen von Hermann, an den Nürnberger Arzt Hartman Schedel übermittelte Chronik über Stefan den Großen, den Fürsten der Moldau,<sup>30</sup> die in einer Handschrift aus der Bibliothek von Schedel (München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 952, fol. 1<sup>r</sup>-12<sup>r</sup>, v. J. 1502) auf Deutsch überliefert ist. Zwar ist die Verfasserschaft von Hermann nicht zu halten,<sup>31</sup> der Text ist für eine regional orientierte Literaturgeschichte trotzdem von Bedeutung, denn *Dy Cronycke des Stephan Voyvoda auß der Wallachey* ist in hochdeutscher Sprache geschrieben und weist nordsiebenbürgische (Bistritzer) Merkmale auf. Als Entstehungsort wird die Kanzlei Stefans des Großen in Suceava vermutet.<sup>32</sup> Ferner wäre auf das oben genannte Klausenburger Fragment des *Sachsenspiegel-Lehnrecht* des Eike von Repgow hinzuweisen,

<sup>26</sup> Im Hinblick auf die Beschäftigung mit den Handschriften als Zeugnisse des literarischen Lebens einer bestimmten Region (hier: Siebenbürgens) bedeutet dies Folgendes: Deutsche Texte müssen, soweit möglich, im Kontext des jeweiligen Handschriftenbestandes, dem sie von ihrer mittelalterlichen Provenienz her angehören, gesehen werden ganz gleich, ob dieser Bestand mehrheitlich aus deutschen oder lateinischen bzw. ungarischen Handschriften besteht.

<sup>27</sup> S. dazu die Arbeiten von TONK in der Literaturliste.

<sup>28</sup> Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Arbeit von IVÁNYI 1939, weil sie enge Verbindungen der moldauischen, siebenbürgischen und ungarischen mit den deutschen (z.T. auch polnischen) Ordensprovinzen des Dominikanerordens zeigt.

<sup>29</sup> S. dazu die Hinweise bei KLEIN 1959, 33f. Ergänzend dazu wären stadtgeschichtliche Untersuchungen (etwa die Publikationen von Maja Philippi) heranzuziehen bzw. der Transfer von Rechtstexten zwischen den deutschen Städten des Donau-Karpaten-Raumes zu berücksichtigen, s. dazu jetzt MOLDT 2009.

<sup>30</sup> vgl. KLEIN 1939/1979, 25f. und GIERACH 1942, 591.

<sup>31</sup> vgl. STÖLLINGER 1981.

<sup>32</sup> vgl. STÖLLINGER – LÖSER 1995 mit Berufung auf HUSS 1933.

das zur Verstärkung des Einbands eines Buches mit Kaschauer (Kosice/Slowakei) Beszeinträgen aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verwendet wurde. In diesen Zusammenhang gehört auch eine mitteldeutsch geschriebene Rechtshandschrift von 1599 aus der Bibliothek der Kronstädter Honterusgemeinde, die außer dem *Landrecht der Siebenbürger Sachsen den Freiheitsbrief der Zipser Sachsen* (mit Bestätigungen der Privilegien von 1392, 1347, 1328 und 1271) und das *Zipser Landrecht* in der Fassung von 1370/1540 enthält.<sup>33</sup>

Die wesentlichen Punkte des hier vorgetragenen Programms finden sich schon in dem von Csaki 1920 vorgelegten „Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen.“ Hier wird eine literaturwissenschaftliche Orientierung gegenüber der vor allem an sprachgeschichtlichen Zusammenhängen und volkskundlichen Fakten interessierten Heimatforschung des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts eingeklagt und in Bezug auf die mittelalterlichen Jahrhunderte sächsischen Lebens in Siebenbürgen Folgendes zu bedenken gegeben:

Es ist jedoch gleichzeitig literarhistorische Aufgabe, im einzelnen zu verfolgen, wie ein höheres geistiges Leben bis zu literarischer Produktion zustande kommt. Zu diesem Zweck müßten die vorhandenen historischen und kulturhistorischen Arbeiten einmal vom Gesichtspunkt einer zu schreibenden Literaturgeschichte durchgearbeitet und aus aller Erscheinungen und Zeugnissen, die eine geistige Entwicklung nach irgend einer Richtung hin, einen Ansatz zu schriftstellerischer Tätigkeit, eine Beeinflussung des geistigen Lebens durch politische Ereignisse oder kulturelle Strömungen, Beziehungen zum Mutterlande und den umwohnenden Völkern usw. andeuten oder bestimmt aussprechen, ein möglichst klares Bild konstruiert werden. Vor allem wäre wesentlich eine Durcharbeitung des in Publikationen oder noch nur handschriftlich in den Archiven und Bibliotheken vorhandenen Quellenmaterials vom literarhistorischen Standpunkt. [...] Die Arbeit der Literaturgeschichte wäre für diesen Zeitabschnitt eine fast rein kulturhistorische, doch immer mit dem Unterschied von historisch-gerichteten Studien, daß als Ziel nicht eine allgemein umfassende Kulturgeschichte, sondern eine Erklärung des beginnenden und später voller einsetzenden literarischen Lebens vorschwebt. (S. 33f.)

Diese Vorgaben wurden von Csaki vor einem forschungsgeschichtlichen Hintergrund formuliert, der sich auch noch in den Jahrzehnten nach dem Erscheinen seines „Vorberichts“ nicht wesentlich geändert hat, so dass Sienerth 1984 feststellen muss: Die älteste sächsische Dichtung „wurde, mit wenigen Ausnahmen, hauptsächlich in die Zusammenhänge der Geschichtsschreibung bzw. der Volkskunde gestellt. Daß hierbei die literarische Seite dieser Schriften mitunter stark vernachlässigt worden ist, liegt auf der Hand.“<sup>34</sup> Zwar wurden Csakis Vorgaben von Sienerth (ohne ausdrücklichen Bezug auf Csaki) aufgegriffen, doch zumindest im mittelalterlichen Teil seiner Literaturgeschichten von 1984 und 1997 nur

<sup>33</sup> Zur Handschrift s. OPPITZ 1990, 399. (Nr. 227).

<sup>34</sup> SIENERTH 1984, 5. Ähnlich KESSLER 1983, 12f.

unzureichend realisiert. Daher darf das hier vorgelegte Projekt, das nach dem Lebenszusammenhang der Überlieferungsträger fragt, um auf dieser Grundlage das literarische Relief der von Deutschen bewohnten Gebiete des heutigen Rumänien im Mittelalter zu erschließen, nach wie vor als Desiderat angesehen werden.

### 3. Zusammenfassung

Das vorgestellte Projekt verfolgt das Ziel, die in den Bibliotheken und Archiven Rumäniens befindlichen mittelalterlichen deutschen Handschriften zu erschließen, um auf dieser Basis und in einer regional vornehmlich auf Siebenbürgen bezogenen Perspektive die Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters auf dem Gebiet des heutigen Rumänien in Form von Fallstudien zu beschreiben. Methodisch gilt es dabei an aktuelle Trends in der germanistischen Mediävistik anzuknüpfen, Trends, die einem ausschließlich dem Autor und Werk verpflichteten Konzept von Literaturgeschichtsschreibung eine stärker überlieferungsorientierte und regional ausgerichtete Literaturhistoriographie entgegensetzen, um auf dieser Weise den Literaturbetrieb einer bestimmten Region zu erfassen. Eine regional vornehmlich auf Siebenbürgen ausgerichtete Literaturgeschichte wird sich indes nicht nur auf die deutschsprachige Literatur beschränken, sondern sich für einen interdisziplinären Zugang öffnen und auch die ungarische und vor allem die lateinische Literaturproduktion und -rezeption im untersuchten Gebiet in ihre Überlegungen mit einbeziehen, um möglichen literarischen Interferenzen Rechnung zu tragen. Der Vorteil einer solchen, nicht einer bestimmten ‚Nationalliteratur‘ verpflichteten Sicht auf die Literaturgeschichte ist, dass sie ermöglicht, Aussagen über den Literaturbetrieb einer Region (hier vor allem Siebenbürgen) als Ganzes zu treffen. Um dies zu realisieren, ist eine Zusammenarbeit mit Hungarologen, Mittellateinern und Historikern aus Rumänien sowie die Einbindung des hier vorgelegten Projektes in ein größeres Forschungsvorhaben des Handschriftenarchivs der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften („Kulturelles Handschriftenerbe Ostmitteleuropa“, s. dazu oben). Anschlussfähig würde sich das Projekt auch im Hinblick auf das den Universitäten Cluj-Napoca/Klausenburg (András F. Balogh) und Gießen (Cora Dietl) gemeinsame Forschungsvorhaben „Die interkulturelle Geschichte der deutschen Regionalliteraturen aus Südosteuropa“ erweisen, das auf die Erforschung der deutschen Regionalliteratur im südöstlichen Mitteleuropa und ihrer Verflechtungen und Wechselbeziehungen in multikulturellen Lebensräumen konzentriert.

### Literatur

BERNERTH 2003

BERNERTH, Hardi: *Zunftordnungen siebenbürgischer Städte im 15. Jahrhundert. Eine graphematische Untersuchung.* Bde 2. Berlin, MENSCH-UND-BUCH, 2003.

BINDER 1972

BINDER, Paul: *Incunabile păstrate în bibliotecile documentare din sud-estul Transilvaniei (exclusiv Biblioteca Brukenthal din Sibiu) [Inkunabeln in den wissenschaftlichen Bibliotheken aus dem Südosten Siebenbürgens (ausgenommen die Brukenthal-Bibliothek von Hermannstadt)].* Studii și cercetări de bibliologie 12. 1972, 169-187.

## BLEYER 1910

BLEYER Jakab: Hazánk és a német philológia a XIX. század elején. Kiadatlan levelek alapján [Ungarn und die deutsche Philologie am Anfang des 19. Jahrhunderts. Dargestellt anhand von noch unveröffentlichten Briefen]. Budapest, MTA, 1910.

## CAPESIUS-ISING 1969

CAPESIUS, Bernhard – ISING, Gerhard: Eine Heltauer Handschrift mit Wörterverzeichnissen aus dem 15. Jahrhundert. Forschungen zur Volks- und Landeskunde 12. Heft 1. 1969. 9-25.

## CONSTANTINESCU 1975-1977

CONSTANTINESCU, Radu: Manuscrise occidentale în bibliotecile românești (sec. VIII-XVI)/Western Manuscripts in Rumanian Libraries (VIII<sup>th</sup>-XVI<sup>th</sup> Centuries). Revista arhivelor 37 [Jg. 52]. 1975. 307-322 und 39 [Jg. 54]. 1977. 447-457.

## CSAKI 1920

CSAKI, Richard: Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen. Hermannstadt, W. KRAFFT, 1920.

## DINCĂ-PAPAHAGI 2007

DINCĂ, Adinel-Ciprian – PAPAAGI, Adrian: Latin palaeography and codicology in Romania. CHORA. Revue d'études anciennes et médiévales 5. 2007. 159-186.

## ECKHARDT 1989

ECKHARDT, Karl August: Sachsenspiegel-Lehnrecht. Unveränderter ND der durchgesehenen Ausgabe von 1973. Hannover, HAHN, 1989.

## FABRITIUS 1872

FABRITIUS, Karl: Aus alten Meßbüchern und Brevieren. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 10. 1872. 373-385.

## FLEITH – WETZEL 2009

FLEITH, Barbara – WETZEL, René (szerk.): Beiträge zur Kulturtopographie des deutschsprachigen Südwestens im Spätmittelalter. Tübingen, NIEMEYER, 2009.

## GIERACH 1942

GIERACH, Erich: Die deutsche Dichtung des Ostens im Mittelalter. In: Deutsche Ostforschung. Ergebnisse und Aufgaben seit dem ersten Weltkrieg. Hg. von AUBIN, Hermann. Leipzig, HIRZEL, 1942. 560-596.

## HAUSMANN 2001

HAUSMANN, Albrecht: Deutschsprachige geistliche Literatur des Mittelalters in Böhmen und Mähren. Ein Projekt am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg. In: Deutsche Literatur des Mittelalters in Böhmen und über Böhmen. Szerk. FLIEGLER, Dominique. Wien, PRAESENS, 2001. 405-415.

## HUSS 1933

HUSS, Richard: Die deutsche Chronik eines Bistritzers aus dem Jahre 1499 (bzw. 1502) und die Bistritzer Kanzleisprache des 15./16. Jahrhunderts. Siebenbürgische Vierteljahrsschrift 56. 1933. 122-164.

## IVÁNYI 1939

IVÁNYI Béla: Geschichte des Dominikanerordens in Siebenbürgen und der Moldau. Hauptsächlich unter Benützung des Zentralarchivs des Dominikanerordens in Rom. Hermannstadt, VERLAG DER SIEBENBÜRGISCHEN VIERTELJAHRESSCHRIFT, 1939.

## KALA 2007

KALA, Tiina: Mittelalterliche Handschriften in den Sammlungen des Stadtarchivs Tallinn und des Estnischen Historischen Museums. Katalog. Tallinn, TALLINNA LINNAARHIIV, 2007.

## KESSLER 1983

KESSLER, Dieter: Geschichte der Literatur der Deutschen auf dem Gebiet des heutigen Rumänien. Mainz, MASCHINENSCHRIFT, , 1983.

## KESSLER 1990

KESSLER, Dieter: Zu den Anfängen deutscher Literatur in Siebenbürgen. Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde 13. 1990. 15-19.

## KLEIN 1930

KLEIN, Karl Kurt: Deutsches Schrifttum in Siebenbürgen. Seine Entwicklung bis auf die Gegenwart, in: Das Deutschtum im Ausland. Siebenbürgen. Szerk. BELL, Karl. Dresden, DEUTSCHER BUCH- UND KUNSTVERLAG WILLIAM BERGER, 1930. 103-170.

## KLEIN 1939/1979

KLEIN, Karl Kurt: Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland. Neu herausgegeben mit einer Bibliographie (1945-1978) von RITTER, Alexander. Hildesheim, OLMS, 1979 (ND der Ausgabe von 1939).

## KLEIN 1959

KLEIN, Karl Kurt: Zur Siedlungsgeschichte und Sprachgeographie der mittelalterlichen deutschen Siedlungen in Siebenbürgen. In: Siebenbürgische Mundarten. Beiträge von KLEIN, Karl Kurt – PROTZE, Helmut – KLIMA, Hellmut. Berlin, AKADEMIE, 1959.

## KLOCKOW 1994

KLOCKOW, Reinhard: Georgius de Hungaria, Tractatus de moribus, conditionibus et nequicia Turcorum. Traktat über die Sitten, die Lebensverhältnisse und die Arglist der Türken, nach der Erstausgabe von 1481. Köln – Weimar – Wien, BÖHLAU, 2<sup>1994</sup>.

## MEIER – PIIRAINEN – WEGERA 2009

MEIER, Jörg – PIIRAINEN, Ilpo Tapani – WEGERA, Klaus-Peter (szerk.): Deutschsprachige Handschriften in slowakischen Archiven. Vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit. Bde 3. Berlin – New York, DE GRUYTER, 2009.

## MOLDT 2009

MOLDT, Dirk: Deutsche Stadtrechte im mittelalterlichen Siebenbürgen. Korporationsrechte, Sachsenspiegelrecht, Bergrecht. Köln – Weimar – Wien, BÖHLAU, 2009.



## MÜLLER 1864/1986

MÜLLER, Friedrich: Deutsche Sprachdenkmäler aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des zwölften bis sechzehnten Jahrhunderts. Mit einem Nachwort von KLAŠTER-UNGUREANU, Grete. Bukarest, KRITERION, 1986 (ND der Ausgabe von 1864).

## NEMES 2002-2003

NEMES [J.] Balázs: Die mittelalterlichen Handschriften des Miklós Jankovich im Spiegel zeitgenössischer Kataloge I und II. Magyar Könyvszemle 118. 2002. 384-410 und 119. 2003. 67-88 sowie 272 (online: <http://epa.oszk.hu/html/vgi/boritolapuj.phtml?id=00021>).

## NEMES 2010

NEMES Balázs J.: Mittelalterliche deutsche Handschriften in Rumänien. Erschließung, Katalogisierung und Verwertung für eine regional orientierte Literaturgeschichte (Eine Projektidee). Erscheint in der Reihe Publikationen der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik. Szerk. CZEGLÉDY, Anita – HESS-LÜTTICH, Ernest – LANGANKE, Ulrich (voraussichtlich 2010).

## NEMES 2011

NEMES Balázs J.: Mittelalterliche deutsche Handschriften in rumänischen Bibliotheken. Eine vorläufige Bestandsübersicht, In: Deutschsprachige Handschriften des Mittelalters in Osteuropa. Hg. von KLEIN, Klaus (erscheint in der Reihe „Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur. Beihefte“ voraussichtlich 2011).

## OPPITZ 1990

OPPITZ, Ulrich-Dieter: Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters. Bd. 2. Köln, BÖHLAU, 1990.

## PÄSLER 2000

PÄSLER, Ralf G.: Katalog der mittelalterlichen deutschsprachigen Handschriften der ehemaligen Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg. Nebst Beschreibungen der mittelalterlichen deutschsprachigen Fragmente des ehemaligen Staatsarchivs Königsberg. Auf der Grundlage der Vorarbeiten Ludwig Deneckes erarbeitet von PÄSLER, Ralf G. München, OLDENBOURG, 2000.

## PÄSLER 2005

PÄSLER, Ralf G.: Deutschsprachige geistliche Texte des Mittelalters im Preußenland. Ein Bestandsverzeichnis. Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 13. 2005. 7-64.

## PÄSLER 2008

PÄSLER, Ralf G.: Überlegungen zu einer Literaturgeschichte des mittelalterlichen Preußenlandes. In: Mittelalterliche Kultur und Literatur im Deutschordensstaat in Preußen: Leben und Nachleben. Szerk. WENTA, Jarosław. Toruń, WYDAWNICTWO NAUKOWE UNIWERSYTETU MIKOŁAJA KOPERNIKA, 2008. 369-391.

## PÄSLER-SCHMIDTKE 2006

PÄSLER, Ralf G. – SCHMIDTKE, Dietrich: Deutschsprachige Literatur des Mittelalters im östlichen Europa. Forschungsstand und Forschungsperspektiven. Heidelberg, WINTER, 2006.

## PUKÁNSZKY 1931

PUKÁNSZKY, Béla von: Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. Bd. 1. Münster, ASCHENDORFF, 1931.

## RUH 1985

RUH, Kurt: Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Texte als methodischer Ansatz zu einer erweiterten Konzeption von Literaturgeschichte. In: Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung. Szerk. RUH, Kurt. Tübingen, NIEMEYER, 1985. 262-272.

## SCHMIDTKE 1997

SCHMIDTKE, Dietrich: Das ‚Repertorium der deutschsprachigen geistlichen Literatur‘. Ein Hilfsmittel für die Literaturgeschichtsschreibung und für die Spezialforschung. In: Deutsche Literatur im östlichen und südöstlichen Europa. Konzepte und Methoden der Geschichtsschreibung und Lexikographie. Szerk. GRUNEWALD, Eckhard. München, VERLAG SÜDOSTDEUTSCHES KULTURWERK, 1997. 55-66.

## SCHMIDTKE 2006

SCHMIDTKE, Dietrich: Zu den künftigen Aufgaben einer mediävistischen Germanistik im östlichen Europa. In: PÄSLER–SCHMIDTKE 2006. 563-567.

## SCHULER VON LIBLOY 1857

SCHULER VON LIBLOY, Friedrich: Kurzer Überblick der Literaturgeschichte Siebenbürgens von der ältesten Zeit bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Hermannstadt, GEORG VON CLOSIUS, 1857.

## SCHULLERUS 1907

SCHULLERUS, Adolf: Prolegomena zu einer Geschichte der deutschen Schriftsprache in Siebenbürgen. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 34. 1907. 408-425.

## SCHULLERUS 1924

SCHULLERUS, Adolf: Das Mediascher Predigtbuch. Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 41. 1924. 5-160.

## SCHUSTER 1858

SCHUSTER, Friedrich Wilhelm: Aufgaben der germanistischen Studien in Siebenbürgen. Hermannstadt, DROTLEFF, 1858.

## SERAPHIN 1894

SERAPHIN, Friedrich Wilhelm: Ein Kronstädter lateinisch-deutsches Glossar aus dem 15. Jahrhundert. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 26. 1894. 60-132.

## SERAPHIN 1900/1901

SERAPHIN, Friedrich Wilhelm: Eine Kronstädter Handschrift des Jacobus de Voragine. Programm des evangelischen Gymnasiums A. B. zu Kronstadt und der damit verbundenen Lehranstalten 1900/1901. 1-14.

## SERAPHIN 1903

SERAPHIN, Friedrich Wilhelm: Zwei lateinische Passionslieder des 14. Jahrhunderts. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde 26. 1903. 96-98 und 138-139.

## SIENERTH 1984

SIENERTH, Stefan: Geschichte der siebenbürgisch-deutschen Literatur. Von den Anfängen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts. Cluj-Napoca, DACIA, 1984.

## SIENERTH-WITTSTOCK 1997

SIENERTH, Stefan – WITTSTOCK, Joachim (szerk.): Die deutsche Literatur Siebenbürgens. Von den Anfängen bis 1848. I. Halbband. München, VERLAG SÜDOST-DEUTSCHES KULTURWERK, 1997.

## STACKMANN 2000

STACKMANN, Karl: Das Neue Verfasserlexikon – mehr als ein Nachschlagewerk. Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 129. 2000. 378-387.

## STÖLLINGER 1981

STÖLLINGER, Christine: Hermann von Weißenburg. Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 3. 1981. 1115f.

## STÖLLINGER-LÖSER 1995

STÖLLINGER-LÖSER, Christine: Udalricus. Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 9. 1995. 1212f.

## TERVOOREN–HAUSSTEIN 2003

TERVOOREN, Helmut – HAUSSTEIN, Jens (szerk.): Regionale Literaturgeschichtsschreibung. Berlin, SCHMIDT, 2003.

## TONK 1975

TONK Sándor: Könyvgyűjtő erdélyi diákok a középkorban [Siebenbürger Schüler als Büchersammler im Mittelalter]. Művelődés 28. Heft 12. 1975. 112-115.

## TONK 1979

TONK Sándor: Erdélyiek egyetemjárása a középkorban [Siebenbürger an Europas Universitäten im Mittelalter]. Bukarest, KRITERION, 1979.

## TONK 1993

TONK Sándor: Erdélyiek egyetemjárása a középkor és a kora újkor folyamán [Siebenbürger an Europas Universitäten im Mittelalter und der Frühen Neuzeit]. In: Régi és új peregrináció. Magyarok külföldön és külföldiek Magyarországon. Szerk. BÉKESI Imre. Budapest – Szeged, 1993. 491-507.

## TONK 1996

TONK Sándor: Siebenbürgische Studenten an den ausländischen Universitäten. In: Beiträge zur siebenbürgischen Schulgeschichte. Szerk. KÖNIG, Walter. Köln, BÖHLAU, 1996. 113-124.

## VAGONYTÉ 2006

VAGONYTÉ, Živilé: Forschungen zu deutschen Handschriftenbeständen in Bibliotheken und Archiven von Vilnius bis St. Petersburg. In: PÄSLER–SCHMIDTKE 2006. 245-266.

## VAGONYTÉ 2007

VAGONYTÉ, Živilé: Mittelalterliche deutsche Handschriften in St. Petersburg. Bericht über eine Bibliotheksreise. In: „Durst nach Erkenntnis ...“ Forschungen zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. Zwei Jahrzehnte Immanuel-Kant-Stipendium. Szerk. MÜNS, Heike. München, OLDENBOURG, 2007. 181-195.

## WEBER 1916

WEBER Arthur: Adalék a hazai germanisztika történetéhez [Addenda zur Geschichte der Germanistik in Ungarn]. Egyetemes philológiai közlöny 40. 1916. 209-212.

## WILPERT 2005

WILPERT, Gero von: Deutschbaltische Literaturgeschichte. München, BECK, 2005.

## WINTER 1912

WINTER, Otto: Ungarn und die deutsche Philologie am Anfang des 19. Jahrhunderts. Auszug aus einer Abhandlung Dr. J. Bleyers. Euphorion 19. 1912. 264-283.

## WITTSTOCK 1872

WITTSTOCK, Heinrich: Ein Marienlied. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 10. 1872. 161-163.

## ZIMMERMANN 1884

ZIMMERMANN, Franz: Aus alten Einbänden von Rechnungen aus den Jahren 1506 bis 1691. Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde 19. 1884. 78-98.

# DAS INTERKULTURELLE LEBEN UND DIE GLOBALISIERUNG

ILYAS ÖZTÜRK  
Universität Sakarya, Türkei

## 1. Einführung: „Weltpoesie allein ist Weltversöhnung“

Das interkulturelle Leben ist in unsere moderne Gesellschaft vielfältig eingedrungen. Es hat unsere Gesellschaft besonders wirtschaftlich, kulturell und sprachlich beeinflusst. Die wirtschaftliche Seite des interkulturellen Lebens mit all seinen modernen Geräten, Maschinen und Einrichtungen verschiedener Art der Weltmarken ist auch in unseren Wohnungen, Büros und Arbeitsgebieten präsent. Aber die Interkulturalität bedeutet natürlich mehr als das wirtschaftliche Leben in unserer modernen Gesellschaft. Wenn die interkulturellen Kommunikationen und der Dialog zwischen den Kulturen sichergestellt werden könnten, herrschten keine Unwissenheit, keine Missverständnisse, keine Vorurteile, keine Missachtung auf der Welt. Unter diesen leidet unsere Welt immer noch viel.

Wenn ich eine Schweizeruhr trage, wenn mein Sohn eine Mütze von Adidas auf hat, wenn mein Auto (ein Skoda) aus der Tschechischen Republik kommt, wenn wir Beethoven, Mozart, Brahms gern hören, heißt das, dass wir interkulturell leben, auch in der Familie. Besonders die internationale Musik ist ein wichtiger Faktor auf dem Weg zum interkulturellen Leben. Mit dieser Musik und mit den musikalischen Instrumenten leben wir sozusagen äußerlich multikulturell, aber noch wichtiger wäre es, dass wir im Kopf, also auch geistlich multikulturell leben könnten und wollten.

Im Laufe der Zeit wird fast jedes Land (groß oder klein) mehr oder weniger ein Beispiel vom interkulturellen Leben sein. Besonders prägnant zeigt sich das durch die Globalisierung. Das wäre aber die eigentliche wirtschaftliche Seite des interkulturellen Lebens. In der Wurzel der Interkulturalität ist aber die Sprache zu finden. Wie auch immer, ist sie ein wichtiges Instrument beim internationalen „Kulturtransport“. Das heißt, alle Seiten und Sichten der Interkulturalität kommen durch Sprache zu Stande. In diesem Zusammenhang spielt selbstverständlich der Fremdsprachenunterricht eine sehr bedeutende Rolle. Dabei spielen der Dialog und die Kommunikation miteinander eine entscheidende Rolle, die wir auch trotz vieler Hindernisse durchführen sollen.

In diesem Zusammenhang stimme ich auch dem Kommentar von Wolfgang Thierse, dem ehemaligen Präsidenten des deutschen Bundestages, zu:

„Es gibt keine feindlichen Kulturen. Das Unwissen über andere Lebensformen ist der Nährboden für die Extremisten, auf dem die Vorurteile und Feindbilder von Extremisten jeder Art gut gedeihen. Die voranschreitende **Globalisierung** führt unweigerlich zu einem intensiveren Austausch verschiedener Kulturen, der oft erwünscht und fruchtbar ist.“

## 2. Nicht die Kulturen kämpfen, sondern die Unwissenheiten

„Um das Mindeste und Wichtigste zu erreichen – friedliche Koexistenz – müssen wir lernen, kulturelle Differenzen und interkulturelle Spannungen auszuhalten“ – so weiter Thierse (2002/2, 40). Wolfgang Thierse betont hier in diesem Zitat besonders die Bedeutung des „Interkulturellen und des interreligiösen Dialogs“ vor allem im Hinblick auf das

friedliche Zusammenleben innerhalb der deutschen Gesellschaft, was wir aber auch in der ganzen Welt dringend bräuchten. Es muss daher auch dringend abgebaut werden, dass der Westen den Osten und der Osten den Westen als gegenseitigen Feind betrachtet. Wir, Weltbürger müssen uns dagegen äußern und dafür tragen wir alle die Mitverantwortung.

Ich möchte hier aber auch auf die Art und Weise der **interkulturellen Kommunikation** eingehen, die nur durch die Sprache verwirklicht werden kann. Darauf legt man in der ganzen Welt viel Wert. Hier geht es in erster Linie darum, dass man die Gruppe zusammenzubringen hat, indem man sie unterrichtet, sei es mit Hilfe der Sprache, als Werkzeug oder mit den Mitteln der mündlichen Erinnerung, der Schrift und der Kunst.

Der auffallendste Konflikt besteht vor allem zwischen den westlichen und östlichen Kulturen, die aber bei genauer Betrachtung mehr Ähnlichkeiten als Gegensätze aufweisen. Eine Tatsache, ein Sachverhalt, über den wir noch nicht genügend nachgedacht haben.

Wenn wir diese gegeneinander gestellten Kulturen näher kennen gelernt hätten, hätten wir es leichter, die Probleme zu lösen. Darum sollten wir vielleicht Herders Worten folgen, die er vor vielen Jahren als Beispiel für die Koexistenz in seinem Werk zitiert hatte: Heute kämpfen auf der Welt nicht die Kulturen, sondern die Unwissenheiten und Vorurteile. Die Gebildeten, die Wissenden kann man nicht gleichsetzen mit denjenigen, die kaum Weltwissen haben und manchmal mutiger auftreten als die anderen. In diesem Rahmen kann man sich näher kennenlernen und Freundschaften bilden und schließlich auch der Kommunikation Raum geben. Aber wir leben gerade im Bildungszeitalter, das uns mit allen wissenschaftlichen Instrumenten zur Verfügung steht. Wenn wir davon nicht Gebrauch machen können, dann heißt es, dass wir von der Wissenschaft und von Menschlichkeit nicht profitieren können. Um fast alle Vorurteile abzubauen, sollten die Menschen so ausgebildet werden, dass sie fähig sind, die Vorurteile abzubauen.

Allein die Ausbildung ist jedoch auch nicht genug, man muss das Wissen unter sich aufteilen, weil das Wissen wie die Liebe ist, wenn es aufgeteilt wird, wird es vermehrt.

### **3. Wie können wir Koexistenz bilden?**

Wir sind Zeugen davon, dass das interkulturelle Leben in verschiedenen Gebieten auf der Welt in der Geschichte realisiert wurde. In Mesopotamien, im Osmanischen Reich, im Römischen Reich und heute in Europa, also sogar fast auf der ganzen Welt. In unserem Zeitalter wurde die Welt ein Dorf, in dem wir alle zusammenleben sollten. Im ganzen Europa führen viele Nachkommen von Menschen verschiedener Länder ihr Leben weiter. Genauso zum Beispiel in Australien. Es gibt natürlich auch dort Anpassungsprobleme, für die sowohl das Heimatland als auch das Einwanderungsland und Aufnahmeland eine Verantwortung tragen sollen. Wenn man aber zusammen arbeiten kann, können auch viele Probleme von Tag zu Tag gelöst werden.

Die Länder, die freie Arbeitsstellen hatten, hatten Arbeitskräfte in das Land gerufen, und es sind Menschen gekommen, die von dem Heimatland und dem Ausland, also praktisch zweiseitig, von zwei Kulturen hätten erzogen werden sollen. Aber das wurde leider nicht getan, und deshalb leidet man bis heute in vielen Ländern unter Integrationsproblemen.

Der Mensch, der Einzelne, verzichtet natürlich nicht auf eine eigene Kulturform. Aber er sollte auch für die fremde Kultur und für die ausländischen Lebensformen ausge-

bildet werden. So können sich verschiedene Kulturen vermischen, eine Harmonie wird gebildet, indem ein buntes Mosaik entsteht. Dies vor Augen gehalten, kann man vielleicht noch weniger Integrationsprobleme erleben.

#### 4. Der Beitrag der Poesie zur Interkulturalität

Der Grundstein der Interkulturalität wurde erst durch Sprache und Sprachvermittlung gelegt. Daher entwickelte sich die Globalisierung in diesem Zeitalter sehr schnell, was sowohl Vorteile als auch Nachteile hat. In diesem Zusammenhang haben viele Länder Demokratie und Menschenrechte in ihre Grundverfassungen aufgenommen. Andererseits vermutet man, dass die Unterdrückung durch Kommunikation, durch Poesie und durch den Dialog abgebaut werden könnte. In diesem Zusammenhang gibt es noch viele Gebiete, die gelehrt, untersucht und erforscht werden sollten.

Zur Interkulturalität und der Globalisierung haben auch die Poesie und die Literatur viel beigetragen. Vor Jahren haben viele Dichter, Denker und Schriftsteller (die Brüder Grimm, Hamann, Herder, Schlegel, Humboldt, Goethe, Rückert und viele andere) insbesondere die deutschen Romantiker ihren Blick nach Osten gewendet und östliche Literaturgattungen in den Westen übertragen. Zum Beispiel hielt Hamann den Osten für „die **Wurzel der Kultur**“. Um die eigene Kultur zu verstehen, braucht man zweifelsohne auch die Anschauungsweise und die genaue Betrachtung der östlichen Kultur. So begannen die ersten Impulse der Menschheit zur Interkulturalität.

Der österreichische Historiker und Literat Hammer-Purgstall schreibt in seinem Werk „Redekünste Persiens“:

„Im Osten tagt's von unsres Feuereifers Lichte (...) und die Quellen der Poesie, im Orient entsprangen, und jene, die im Okzident und im Norden entquollen waren, hatten sich gemischt, und der Orientalismus war tief eingedrungen (...) und es sprangen seltsame Mischungen hervor“ (zit. nach Schimmel 1963: 9).

Die Poesie des West-Östlichen Divans von Goethe ist in dieser Hinsicht übergänzt von dem Ideal ewiger Liebe, die den Menschen in immer höhere Gefilde führt. So hat Goethe östliche Motive, Kultur und Glaubenswerte in die deutsche Literatur eingeführt und bekannt gemacht, das betont auch Friedrich Rückert. In diesem Zusammenhang lobte Hammer-Purgstall sein Vorbild Hafis folgendermaßen:

*Hafis, drum, so will mir scheinen, Möchte ich dir nicht gerne weichen  
Denn wenn wir wie andere meinen, werden wir den anderen gleichen.  
So gleich ich dir vollkommen, der ich unser heiligen Bücher,  
Herrlich Bild und mich genommen.* (zit. nach Weitz 1974: 22).

An einer anderen Stelle drückte sich Hammer-Purgstall wie folgt aus:

*Den Bewohner der Lebensquelle, den West-Östlichen Goethe,  
Der so lehret mich sein Divan, weiß die Meere zu mischen,  
West und östlicher Ozean in des Liedes Geflöte.* (zit. nach Magon 1988: 311)

Rückert sah den Osten eigentlich aus derselben Perspektive, davon überzeugt uns auch das folgende Zitat:

*Im Osten steht das Licht, ich stehe im West  
Ein Berg, an dessen Haupt der Schein sich bricht* (Rückert 1882: 200)

Vielmals wurde Hafis von Rückert im deutschen literarischen Rosengarten gelobt:

*Hafis! Wer hat dich gelehrt, so starkes Zaubergebet?  
Der Liebsten sei verehret, dein Lied zum Amulett.  
Was du uns singest vom Lieben, ist deine Erfindung nicht,  
O Hafis! Ausgeschrieben ist dein ganzes Gedicht.* (Rückert 1882: 325)

Rückert, der zahlreiche Übersetzungen östlicher Literatur angefertigt hat, schrieb auch viele Verse über und für Mevlana. Viele auf der Welt wurden durch seine Mystik und Philosophie sehr inspiriert. Deshalb wurde er auch von der UNESCO im Jahr 2007 in ihr kulturelles Programm aufgenommen. Mevlana ist als Denker und Mystiker (13. Jahrhundert) auch für viele Menschen aus der ganzen Welt zum Vorbild geworden. Sein bekannter und von vielen zitierter Vers lautet:

*Komm zu uns, auch wer du bist!  
Es sei denn, dass du ein Götzendiener, Feuerdiener bist.  
Unser Tor ist kein hoffnungsloser Eingang,  
Komm, auch wenn du hundert mal deine Reue nicht gehalten oder gebrochen  
hättest* (Mevlana)

Rückerts Verse an Mevlana setzten den obigen Gedanken fort:

*Mevlana nennt sich das Licht im Osten,  
Dessen Widerschein euch zeigt mein Gedicht.*

*Mevlana Dschelaleddin! dein Mund hat mich dies Wort gelehrt;  
Irre geht das Herz hier, wenn es will zum Freund allein nicht geht.  
Mevlana! Das Herz ist Schatz und Münzhaus  
Gediegenes Gold ausprägst du mir im Herzen.* (Rückert 1882: 203, 209)

Nach der Begegnung mit dem Divan von Hafis erschien das berühmte Werk von Goethe, also der „West-Östliche Divan“, im Jahre 1819. Heinrich Heine schrieb über das Werk:

„Die Verse des Divan sind so leicht, so glücklich, so hingehaucht, so ästhetisch, dass man sich wundert, wie dergleichen in deutscher Sprache möglich war“ (zit. nach Krolow 1995: 379)

Unsere Zeitgenossin Annemarie Schimmel hat ihr Leben zum größten Teil der Untersuchung östlicher Kulturen, Lebensformen und Glaubensgemeinschaften gewidmet. Sie



war jahrelang in der Türkei, in Pakistan und in Indien. In diesen Ländern hat sie zahlreiche Freundschaften geschlossen und viele Erfahrungen gesammelt, woraus umfangreiche Bücher zu Stande gekommen sind. Sie war eine weltweit verehrte und bekannte Orientalistin. Ihre Werke gelten der Kenntnis und dem Verständnis der östlichen Kulturen, ihrem inneren Leben und ihrer kulturgenerierenden Begegnung mit dem Okzident. Wenn wir in die Dankesrede von Annemarie Schimmel hineinlesen (die Laudatio hielt damals der Bundespräsident Roman Herzog) dann begreifen wir ihre Philosophie und ihre Ansichten über die östliche Kultur:

„Wir aber werden täglich durch die Massenmedien nicht nur unterrichtet, sondern unausweichlich eingebunden in ein Bild der Welt, das uns oftmals mit Schrecken, immer mit Sorge erfüllt. Können wir überhaupt noch ein positives Verhältnis zu (östlichen Kulturen) (der islamischen Kultur) haben, der wir so viel verdanken, die aber den meisten Europäern fremd erscheint und der immer wieder vorgehalten wird. (...) Vergessen aber dabei die meisten nicht, dass die islamische Welt zwischen Westafrika und Indonesien höchst verschiedene kulturelle Ausdrucksformen hat, wenn sie auch im festen Glauben an Gott, den Einen und Einzigen, und in der Anerkennung Muhammads als des letzten Propheten eine gemeinsame Grundlage besitzt?“ (...)

„Mein Bild vom Islam ist entstanden nicht nur durch jahrzehntelange Beschäftigung mit den Erzeugnissen islamischer Literatur und Kunst, sondern mehr noch durch den Umgang mit muslimischen Freunden in aller Welt und aus allen Bevölkerungsschichten, die mich liebevoll in ihrer Familien aufnahmen und mich mit ihrer Kultur vertraut machten. Meine Dankesschuld ihnen gegenüber ist groß, und ich möchte heute einen kleinen Teil davon öffentlich abtasten. Für mich sind es Menschen wie die Solinger Türkin Mevlude Genc, die trotz der schrecklichen Morde an ihrer Familie keinen Haß auf die Deutschen empfindet. Sie sind es, welche jenen toleranten Islam verkörpern, den ich jahrzehntelang kennengelernt habe.“ (Schimmel 1995: 85)<sup>1</sup>

Annemarie Schimmel hat mit ihren Arbeiten, Untersuchungen und Übersetzungen viel zur Begegnung der Kulturen beigetragen. Die Gedichtübersetzungen, die Annemarie Schimmel aus dem Türkischen ins Deutsche übertragen hat, zeichnen sich durch hohes Sprachgenie und durch ausgezeichnete Übersetzungskompetenz aus. Hier sind einige Beispiele, die diese Behauptung untermauern:

Ein Beispiel von Mevlana:

*Hör, auf die Flöte Rohr, was es verkündet,  
Hör, wie es klagt von Sehnsuchtsschmerz entzündet:  
Als man mich abschnitt am beschifften See,  
Da weinte alle Welt bei meinem Weh.* (Schimmel 1952: 91)

---

<sup>1</sup> Die zitierten Passagen finden sich im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel Heft 83, 17. Oktober 1995, Frankfurt am Main. Auch im Sonderdruck des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels (Hg.): Annemarie Schimmel. Frankfurt a. Main, 1995.

Ein Beispiel von Fuzuli:

*Des Herzenvogels Nest ist,  
In deinen wirren Lockenhaar;  
Wo ich auch immer sein mag,  
Mein Herz ist stets bei dir, fürwahr!  
Der Liebesschmerz ist lieb mir:  
Arzt, lass die Hand von Arznei,  
Denn Gift ist deine Heilung,  
Reich keine Mittel mir drum dar!*

Ein Beispiel von Yunus Emre:

*Warum bist du denn fremd hierhergezogen?  
Ach, warum weinst du Nachtigal?  
Hast ermattet dich verflogen,  
Ach, warum weinst du Nachtigal? (a.g.o.s. 114)*

Ein Beispiel von Ahmet Haşim:

*Die Treppe  
Langsam, ganz langsam wirst du die Treppe hinaufgehen,  
An deinem Saume sonnenfarbige Blätter...  
Wirst eine Weile weinend zum Himmel hinaufsehen,  
Gelblich wie Wasser bleicher wird dein Gesicht,  
Eben ist Abend, schau in das rötliche Licht. (a.g.g.o. 131)*

Die westliche Kultur hatte sich bereits mit allen Stoffen und Kulturmaterialien so intensiv befasst, dass es vor der Aufklärung und Romantik kaum mehr Themen zu bearbeiten gab, um ihre Völker zu ermutigen und zu erfreuen. Nach langjährigen Völker- und Befreiungskriegen brauchten sie das, was nur durch Dichter und Denker gewährleistet werden konnte. So hatten die Gelehrten und Dichter ihre Blicke nach Osten gerichtet. Denn die Völker brauchten neue, frische Luft und etwas Neues, was sie zum Leben ermutigen könnte. Dies hatten Dichter, Philologen und Philosophen verwirklicht und ein neues Fenster geöffnet, um eine neue Welt sehen und betrachten zu lassen. Diese Bemühungen, Untersuchungen, aber auch Kritiken ermöglichten, fremde Kulturen und Weltanschauungen kennen zu lernen.

Wir sehen, dass die Menschheit ihre Existenz ohne interkulturelles Leben nicht weiter behaupten kann. Denn die Menschen, die Völker, brauchen einander, sei es im wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, kulturellen oder aber auch im sprachlichen Sinne des Wortes, damit das Gleichgewicht der Welt gehalten werden kann.

Und: Ordnung muss sein. Immer wieder tauchten und tauchen auch diejenigen auf, die diese Ordnung stören oder zerstören wollen. Um dies zu verhindern, sollen die Vernünftigen die Verantwortung tragen, damit die Menschheit in Ruhe und Frieden leben kann.

Unsere Probleme, Urteile, Vorurteile sowie Kritiken können durch Sprache zur Diskussion gestellt werden. Ohne Sprache können wir unsere Probleme nicht einmal besprechen. Auch die Poesie bildet zwischen den Menschen und den Kulturen eine Harmonie, die das Leben bunt macht. Darum betonte auch Rückert: "Weltpoesie allein ist Weltversöhnung".

### 5. Der Beitrag des Dialogs zur Interkulturalität

Der Dialog spielt eine entscheidende Rolle bei der Begegnung der Kulturen und hilft, Vorurteile und Unwissenheit abzubauen. Der Dialog ist eine Zwei-Bahn-Straße. Der Kommunikationsverkehr läuft hin und her. Der interkulturelle Dialog wird und soll zu einer der Grundlagen künftiger Realpolitik aller Länder werden. Denn der Weg zur Interkulturalität geht nur über diesen Dialog. Auch so können wir die Fremdheit überwinden. Die Bedeutung des Dialogs kommt auch in dem von Kofi Annan gehaltenen "Manifest für einen Dialog der Kulturen" sehr betont zum Ausdruck:

„Ohne Gleichheit gäbe es keinen gemeinsamen Boden für das Gespräch. Ohne Unterschiede bestünde keine Notwendigkeit zur Kommunikation. Während Gleichheit die Grundlage für interkulturelle Dialoge liefert, macht Verschiedenheit solche gemeinsamen Bemühungen wünschenswert, notwendig, wertvoll und wichtig.“ (Annan 2001: 74)

Durch den Dialog lernen wir den anderen näher kennen. Das heißt aber nicht, die eine Kultur hoch zu achten und die andere zu unterschätzen. Der Dialog ermöglicht nur, Verschiedenheiten oder Ähnlichkeiten kennen zu lernen. Um friedliche Koexistenz zu erreichen, müssen wir lernen, kulturelle Differenzen und interkulturelle Spannungen auszuhalten. Andererseits findet die Vermischung und Durchdringung verschiedener Kulturen keineswegs unter gleichen Voraussetzungen, mit gleichen Kräften statt (so auch Thierse). Ziel des Dialogs ist es nicht, den anderen von seinen Meinungen und Werten abzubringen und ihn von dem eigenen zu überzeugen.

Mit anderen Worten: Beim Dialog ist es nicht beabsichtigt, den anderen von seinen Bekenntnissen abzubringen. Denn Kultur heißt auch, das Recht zu behalten, anders zu sein.

Die Suche nach einer interkulturellen Identität scheint so nicht "unmöglich" zu sein. Das wird dadurch deutlich, dass heutzutage auch zu Hause alle fremden und interkulturellen Elemente unser Leben bestimmen. Auch die Technologie muss als ein Teil der Kultur angesehen werden. Sie leistet einen Beitrag zur kulturellen Entwicklung der Menschheit, wobei sie gezielt gegen Armut, Terrorismus, Hass und Vorurteile eingesetzt wird.

Um einen nützlichen und dauerhaften Dialog zu erreichen, sollte jeder mehr Toleranz und Verantwortung übernehmen, damit gegenseitiges Verständnis und eine gemeinsame Basis zum Verständnis entstehen.

Alle Vorurteile, Missverständnisse oder Missachtungen entspringen der Unwissenheit und den mangelnden Fremdsprachenkenntnissen. Denn die Sprache macht uns interkulturell. Wenn man mehrere Fremdsprachen sprechen kann, kann man die Geschehnisse und die Welt aus mehreren Perspektiven betrachten, weil die Kultur und Sprache einander in dieser Hinsicht gegenseitig beeinflussen können.

### 6. Zusammenfassung

Zum Schluss möchte ich noch einmal Folgendes zum Ausdruck bringen: Um die Probleme zu lösen und Missverständnisse zu überwinden, sollten wir die Mehrsprachigkeit fördern und die Welt durch Poesie zur Weltversöhnung führen.

Obwohl es viele Hindernisse und negative Ereignisse gibt und es leider immer wieder geben wird, müssen wir hoffnungsvoll nach vorne blicken. Und was ist aktueller, was können wir gerade in der Gegenwart dringender gebrauchen als gegenseitiges Verstehen und Versöhnen?

Folgen wir also getrost allen, die im Geiste Friedrich Rückerts als Diener und Deuter des Wortes für Weltverständnis und Weltversöhnung wirken.

### Literatur

GOETHE 1981

GOETHE, J. W.: West-Östlicher Divan. Herausgegeben von Weitz, H.J. Frankfurt am Main, INSEL/SUHRKAMP, 1981.

KROLOW 1995

KROLOW, L.: „Die Leichtigkeit des Divans“ in Goethe West-Östlicher Divan. Frankfurt/Main, INSEL VERLAG, 1995.

MAGON 1988

MAGON, L.: Goethes „West-Östlicher Divan“ und Rückerts „Östliche Rosen“. Band I. Schweinfurt, Wiesbaden, RÜCKERT GESELLSCHAFT, 1988.

RÜCKERT 1882

RÜCKERT, F.: Gesammelte Poetische Werke in 12 Bänden. Band V. Frankfurt/Main, SAUERLAENDER'S VERLAG, 1882.

SCHIMMEL 1963

SCHIMMEL, A.: Orientalische Dichtung in der Übersetzung Friedrich Rückerts. Bremen, SCHÜNEMANN VERLAG, 1963.

SCHIMMEL 1995

SCHIMMEL, A.: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Heft 83. Frankfurt/Main, 1995.

SCHIMMEL 1952

SCHIMMEL, A.: Die Lyrik des Ostens. München, HANSER VERLAG, 1952.

THIERSE 2002

THIERSE, W.: „Dialog der Kulturen“. Deutschland Magazin, Nr. 2/2002

# ZIPSER IDENTITÄT IN DEN LOKALZEITUNGEN DES 19. JAHRHUNDERTS

SÁNDOR JÁNOS TÓTH  
Theologische Hochschule Ferenc Gál, Ungarn

## 1. Einleitung: Literatur der Zips

Die deutschsprachige Literatur der Zips war als Provinzliteratur abgestempelt. Im Zipser Anzeiger (IV/8) erschien der Artikel *Zur Zipser Literatur* gegen Kleingeisterei, für die Unterstützung der Regionalliteratur und deren Gleichrangigkeit.

Zu solchen Regionalliteraturen zählt man auch die deutschsprachige Literatur von Prag des 19. Jahrhunderts mit den Autoren Kafka, Werfel, Brod. Aus der Zips kommt kein Kafka, trotzdem entstanden auch hier Werke, die in ihrer Zeit nicht unbedeutend waren und die das überregionale geistige Klima mitgeformt haben und deshalb beachtungswert sind. In der Zips war es vielleicht noch häufiger als anderswo, dass die Dichter und Schriftsteller einen Beruf ausüben mussten – sie waren Geistliche, Lehrer, Beamten, Handwerker, usw. – und die literarische Arbeit nur als Nebenbetätigung ausübten. Dazu kam noch die Tatsache, dass es in der Zips nur kleinere Städte und Orte gab, wo diese Männer (Frauen nur ausnahmsweise) doppelt auf die Kultur der Region wirkten. In der deutschsprachigen Literatur und Kultur Oberungarns dominierte der Zipser Geist fast bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Jakob Melzer, ein Zipser Dichter aus dem 19. Jahrhundert, charakterisiert die Bedingungen für eine schöpferische Arbeit im Vorwort zu seinen *'Biographien berühmter Zipser'* so: „Dann lebe ich auch zu weit von den Hilfsquellen, den großen Bibliotheken entfernt, die anderen Skribenten bei der Verfassung ihrer Schrift – Werke, trefflich zu statten kommen, ich blieb also, diesen ungünstigen Zuständen zu Folge, bei meinen Arbeiten, in meinen einsamen, stillen, ländlichen Pfarre, bloß auf meine kleine Bibliothek und meine Notatenbücher beschränkt.“ (Glosíková 1985: 269-270) Er lebte nämlich zu dieser Zeit in einem winzigen Ort, in Kleinlomnitz (slow. Lomnička). Melzer können wir als Modellautor betrachten, weil sein Lebensweg und seine künstlerischen Initiativen typisch für die deutschsprachigen Schriftsteller und Dichter aus der Zips im 19. Jahrhundert waren. Nach der Absolvierung des Gymnasiums in Käsmark (slow. Kežmarok, ung. Késmárk) studierte er Theologie in Pressburg (slow. Prešporok, ung. Pozsony) und so wie die meisten Intellektuellen der Region, erwarb auch er die höhere Bildung im Ausland – mit Hilfe des 'Pressburger Stipendiums' studierte er in Jena. Hier erlebte er die Schlacht zwischen den Preußen und Franzosen und kehrte danach in die Heimat zurück, wo er als Geistlicher in Kleinlomnitz wirkte. Diesen kurzen Lebenslauf halte ich für sehr wichtig, weil es auffällige Ähnlichkeiten mit dem der typischen slowakischen Dichter und Schriftsteller verweist.

In seinem Werk, *Der Ungarische Zipser-Sachse in seiner wahren Gestalt* (Kaschau 1821), versuchte er den Typus des deutschsprachigen Zipsers zu beschreiben. Er nennt die einzelnen typischen Eigenschaften der Zipser Deutschen, und dabei beschreibt er ihren typischen Lebensstil, ihre Sitten und Bräuche, usw. Zu den typischen positiven Eigenschaften der Zipser Deutschen zählt er Fleiß, Verträglichkeit und Friedensliebe, weiter Gastfreundschaft und Geselligkeit, aber auch die Einfachheit und Mäßigkeit im Umgang,

die Neigung zum Erwerb neuer Kenntnisse und ihre künstlerischen Talente. Wahrscheinlich übertreibt er, wenn er behauptet, dass „man in keinem Winkel Ungarns so viele Geister als unter der Tatra antreffen kann, die durchgängig eine Neigung zur Poesie haben.“ (Glosíková 1985: 271) Die guten Eigenschaften der Zipser sind nach Melzer sehr ähnlich den guten Eigenschaften der Slowaken nach der Meinung von Štúr oder anderer slowakischer Gelehrter.

Die deutsche Literatur der Zips entwickelte sich parallel sowohl als hochdeutsche als auch als mundartliche Dichtung. Die erste Linie wurde z.B. von dem Dichter und Lyzeumprofessor in Käsmark, Johann Samuel Benne (1803-1869) vertreten, dessen lyrisches Werk sich unter dem Einfluss der schwäbischen Schule und der ungarischen Romantik formierte. Ebenfalls Hochdeutsch verfasste Johann Generisch (1761-1823) seine didaktische, historische und biographische Prosa. Ein weiterer Vertreter dieser Linie ist Martin Liedermann (1767-1837), der sich in seinen Werken mit der Problematik der Freiheit und der Notwendigkeit auseinandersetzt.

Die im Dialekt verfasste Dichtung fand in der Zips eine größere Verbreitung. Für den Begründer der Zipser Mundartdichtung wird im allgemeinen Ernst Linder (1826-1902) gehalten. Sein Leben war sehr unruhig, er wirkte in verschiedenen Institutionen und mehreren Städten. Sein erstes Werk war die in der Balladenform verfasste Volkssage vom Karfunkelstein an der Tatraspitze (*Täikels Schuh von Schloss*). Linders Protagonist, der junge Graf Thököly verliebt sich in die Tochter eines Tatrashäfers, will jede Gefahr überwinden, um den gewünschten Karfunkelstein zu gewinnen. Die in vierfüßigen Jamben verfasste Ballade und auch andere Werke Linders waren in der Zips sehr verbreitet. Den Höhepunkt von Linders Dichtung stellt der Gedichtband *Fartblindiger Zepsercher Liederposchen* (Budapest – Leuschau 1879) dar. Linder – ähnlich wie die dichtenden Zeitgenossen – veröffentlichte häufig seine Gedichte in der Karpathen-Post. Diese von 1880 bis 1942 in Käsmark erscheinende Wochenzeitung hat regelmäßig die deutschsprachige Literatur der Zips vorgestellt. (vgl. Glosíková 1985: 272)

Rudolf Weber (1843-1915), ein anderer bedeutender Zipser Dichter schrieb auch hochsprachige Gedichte, aber die Mundartdichtung hielt er nie für minderwertig. Er vertrat die These, dass die Stimmung, Psyche und gesamte Atmosphäre einer bestimmten Region in deren Dialekt authentisch vermittelt werden kann. So bezeichnete er die Mundart als eine Wiesenblume, neben der Gartenblume – Schriftsprache. Eine Parallele zur slowakischen Literatur: In den beiden spielt die Mundart eine wichtige Rolle, es ist die Verkörperung des Puren, des Heimischen, löst aber auch viele Debatten aus.

## 2. Charakteristik der Publizistik in der Zips

Vor dem Studium der ausgewählten Presseorgane (fünf Jahrgänge der *Karpathen-Post*, des *Zipser Anzeigers* und des *Zipser Boten*) erwarteten wir, dass wir drei-, oder mindestens zweisprachige Zeitungen finden, die das Zusammenleben der Deutschen, Slowaken, Ungarn und Ruthenen widerspiegeln.

In den Zeitungen steht, was die damaligen Leser interessiert hat, das ist das ökonomische Interesse des Herausgebers. Aber das bedeutet auch, dass diese Themen für das breite Publikum bekannt waren. Ist man also auf die Kontakte von Nationen der Zips neugierig, ist eine Zeitung die beste Quelle.

1863 erschien der *Zipser Anzeiger – Szepesi Értesítő – Spišský Oznamovateľ*. Es stellt sich die Frage, warum so spät, wenn in der Zips so gute Journalisten wie Dániel Tersztyánszky (1730-1800), Dániel Tállyai (1760-1816), Carl Georg Romy (1780-1847) tätig waren. Die Ursache der Verspätung erklärt Johann Generisch ähnlich wie Melzer: „Das größte Hindernis der Literatur ist meiner Meinung nach die Armut der meisten Schriftsteller, der Mangel an öffentlichen Bibliotheken und die Schwierigkeit, ein gutes Buch zu besorgen...“ (Potemra 1963: 163)

Um die Hälfte des 19. Jahrhunderts gab es in der Zips eine einzige Buchhandlung, die von S. Wolfgang, die im Jahre 1854 von Carl Seelinger übernommen wurde. Verbunden mit der Leutschauer (slow. Levoča, ung. Lőcse) Druckerei von Werthmüller wurde die erste Zeitung der Zips gedruckt. Trotz aller Bemühungen der Redaktion ist es nicht gelungen, die Zeitung zu retten, es gab kein Interesse mehr für eine Regionalzeitung ohne Politik. Nach zehnjähriger Existenz kam das Ende im Jahre 1873. *Der Zipser Bote* führte die Nummerierung des *Zipser Anzeigers* weiter. Der Eigentümer war Gustav Hoepfner, der den Erfolg der Edition und das genügende gesellschaftliche und politische Gewicht der Zeitung sichern konnte. Im Jahre 1877 hatten sie 300 Abonnenten und es gab nie finanzielle Probleme.

Im Jahre 1879 kam der Druckmeister Paul Sauter nach Käsmark, der mit dem Buchhändler C. R. Schmidt, Samuel Kottlár und D. v. Döllner zusammenarbeitete. Sauter hatte große Erfahrungen als Drucker und Korrektor bei einer Wiener Zeitung. Sie hatten die erste Käsmarker Zeitung, die *Karpathen-Post* begründet.

Außer diesen deutschsprachigen Zeitungen gab es noch slowakische und ungarische, mit denen ich mich aber hier nicht beschäftigen werde. (vgl. Potemra 1963: 173-180)

### 2.1. *Zipser Anzeiger (ZA)*

Der zwei-, dann dreisprachige Titel lässt erahnen, dass es um eine dreisprachige Zeitung geht. Es gibt aber sehr wenige Artikel in anderen Sprachen: auf Slowakisch Inserate von slowakischen Büchern, z.B. die slowakische Grammatik von Jozef Viktorín und Danksagen für die Unterstützung. Auf Ungarisch kann man in der Zeitung Inserate und amtliche Mitteilungen lesen. Wenn wir also die Zahl der deutschen und nicht deutschen Artikel vergleichen, können wir feststellen, dass es um eine deutschsprachige Zeitung geht, sie haben es aber nicht abgelehnt, Artikel auf Slowakisch oder ungarisch zu veröffentlichen.

Thematisch sind die ökonomischen Fragen der Zips im Vordergrund, deshalb ist die Zeitung eine wertvolle Quelle der Geschichte der Industrie in der Zips. Der Untertitel lautet: „Wochenblatt zur Belehrung und Unterhaltung“. Die historischen Artikel von Jozef Hradský und Samuel Weber sind erwähnenswert. Politische Fragen werden kaum behandelt, was später den Fall der Leserschaft verursacht.

### 2.2. *Zipser Bote (ZB)*

Diese Zeitung hat nicht nur die Nummerierung, sondern auch das Programm der *Zipser Anzeiger* fortgesetzt. Der neue Untertitel hieß aber „Wochenblatt für Zipser Interessen“. Der *Zipser Bote* hatte weniger touristische Inhalte, stattdessen finden wir viele wirtschaftliche und politische Themen. Auch in den heiklen Fragen der Nationalpolitik nimmt die Zeitung eine klare Stellung: Sie vertritt den ungarischen Patriotismus, gibt Platz für verschiedene Meinungen. Einige Beispiele dafür: Am 22. Januar 1877 beschwert sich ein Stu-

dent der Theologie aus Preschau (slow. Prešov, ung. Eperjes), dass die Besorgung von deutschen Büchern keinen Vorrang vor den slowakischen hat. Am 17. Februar wird die Antwort von slowakischen Theologen veröffentlicht. Am 13. August 1892 lehnt die Zeitung die Einladung der Prager *Národné listy* zur Konferenz der unterdrückten Nationen so ab: „Wir deutsch sprechenden Ungarn waren, sind und bleiben ungarische Patrioten!“ (in: ZB 1892/36)

### 2.3. *Karpathen-Post (KP)*

Die Erstausgabe wurde den 6. Mai 1880 veröffentlicht. Es ist eine Zeitung über die Touristik, Wirtschaft und Gesellschaft der Zips und der Hohen Tatra. Der erste Redaktor war Rudolf Schwartner, der früher unter dem Pseudonym Börkei bei dem Zipser Anzeiger und dem Oberungarischen Lloyd (dt. Preschau, slow. Prešov, ung. Eperjes) tätig war. Er wollte auch eine ungarische Beilage unter dem Titel *Kárpáti Posta* über die Probleme von Zips (slow. Spiš, ung. Szepes), Liptau (slow. Liptov, ung. Liptó) und Arwa (slow. Orava, ung. Árva) herausgeben, aber dazu gab es nicht genügend Abonnenten. Die Publikation von Nachrichten aus diesen Komitaten blieb aber unverändert, was der Zeitung eine größere Bedeutung gegeben hat. Die *Karpathen-Post* hat sich mit politischen Fragen nicht beschäftigt, in den meisten Artikeln handelte es sich um Touristik, Balneologie und um den Ungarischen Karpatenverein, über politische Fragen kann man deshalb kaum lesen.

## 3. Thematische Analyse der Zeitungen

### 3.1. *Touristische Bezugspunkte*

Wie es schon aus der Vorstellung der Zeitungen klar ist, spielt das Thema Touristik eine entscheidende Rolle in diesen Presseorganen, deshalb werden wir uns zuerst damit beschäftigen. Es werden diejenigen Orte und Landschaften vorgestellt, wohin die damaligen Leute gern reisten, und es ist auch nicht egal, wie diese Orte vorgestellt werden und wer sie besucht. Oft wird eine Kurliste veröffentlicht, wo es geschrieben steht, wer, wo die Ferien verbracht hat. Das hatte damals eine Bedeutung für die höhere Gesellschaft, heute ist es interessant zu lesen, wer wo war.

Die *Karpathen-Post* enthält zumeist Informationen für Touristen und diese sind viel mehr sachlicher und praktischer als die im *Zipser Anzeiger* oder in der *Zipser Bote*. Die Erstausgabe der *Karpathen-Post* erschien Mai 1880, gleich kann man über die Vorbereitungen für die Saison in der Hohen Tatra lesen. Die Zeitung benutzt im deutschen Kontext die ungarische Schriftform: *Tátra*. Ähnliches gibt es weiter in der Zeitung: Csorbaer See, Bad Lucsivna aber statt *Tátrafüred* steht Schmecks. „Die Schönheit unserer *Tátra* ist weltberühmt.“ (in: KP I/1) Wie es von diesen Zitaten klar ist, werden Ortsbenennungen oft in einer gemischten Sprache benutzt, also: die Zipser Deutschen haben zwar die ungarische Benennung für das Gebirge benutzt, sie haben es aber für das Eigene gehalten. Von einer einheitlichen Rechtschreibung kann man im Fall der Personennamen auch nicht sprechen.

Im Weiteren erfahren wir, wie sorgfältig man sich um die angenehme Reise kümmerte. Der Artikel *Tátra – Touristen und die Eisenbahn* (vgl. KP I/2) berichtet von einer zunehmenden Zahl von Reisenden, die zum Teil der Fahrpreisermäßigungen der deutschen Eisenbahnen zu bedanken ist. Das heißt, dass man mit einer Menge von deutschen Touristen zu tun hatte, und dass die Eisenbahnfirmen damals eine ausgezeichnete Zusammenarbeit um das Gewinnen der Fahrgäste hatten. Sie haben es vor den Augen gehalten, dass der



Tourist möglichst viel sehen will, deshalb ist eine Rundreise besser als eine Tour – Retour – Reise. „Tour- und Retourkarte nehme nur dann, wenn du die Hälfte des Weges schlafen und ruhen willst!“ (in: KP I/3)

Auch der Fahrplan ist in fast jeder zweiten Ausgabe veröffentlicht und zwar von der Kaschau-Oderberger Eisenbahn, deren Eigentum die Strecke Kaschau – Poprad – Sillein – Oderberg (Kassa – Poprad – Zsolna – Bohumín) war, mit einer Abzweigung nach Preschau. Warum ist es hier wichtig? Es war eine Eisenbahngesellschaft, die heute eine moderne europäische Regionalbahn sein könnte, wie z. B. die österreichisch-ungarische GySEV (dt. ROeEE). Solche Bahnen zeigen die Hauptrichtung der wirtschaftlichen und kulturellen Orientierung einer Region. Für die Zips war also damals diese Strecke erstrangig, und nicht die Verbindung zu Budapest, die zurzeit nur mit einem langen Umweg via Altsohl (slow. Zvolen, ung. Zólyom) oder Debrecen hinterlegt werden konnte, wie es sich in dem im Anhang stehenden Fahrplan zeigt. Diese Bahn spielte übrigens auch in der ehemaligen Tschechoslowakei eine besondere Rolle: sie führte von Prag in die Ostslowakei nicht durch Pressburg, deshalb bedeutete sie einen strategischen Umweg für den Fall der Verstärkung der Unabhängigkeitsbewegungen der Slowaken mit Zentrum in der Mittelslowakei und so sicherte sie die Einheit der Republik.

*Was soll man sich innerhalb von ein Paar Tagen in der Tátra ansehen?* – mit diesem Titel lesen wir den nächsten Artikel zum Thema Touristik. Die Antwort: „Wo wohnst Du, lieber Leser, der diese Frage stellt? Wohnst du in Wien, in Preußen oder Galizien und Polen? Nehme vor allem Rundreise-Billets und sehe Dir nebst der Tátra die anderen beiden Hauptstädte des östlichen, mit jugendlichem Feuer vorwärts strebenden Culturstaates Oesterreich – Ungarns an!“ (in: KP I/3.) Diese pathetische Einladung ist von unserem Gesichtspunkt aus wichtig: Einerseits zeigt sich der Kreis der Ausländer, die die Region besuchen, andererseits ist es ein Beweis des 'hungarus Patriotismus' der Zipser, in wie fern sie den Touristen auch zu Besuch nach Budapest einladen. Die weitere Einladung ist ähnlich wie in den heutigen Prospekten: „Csorbaer-See, Dobschauer Eishöhle, Schmecks und Neu-Schmecks, Kaltbacher Tal sind unbedingt anzusehen, hast du noch mehr Zeit, nehme noch die Dunajecz-Waffelfahrt... und die alte Zipser-Stadt Kesmark.“ (in: KP I/3).

Die KP in der Ausgabe I/4 stellt weitere berühmte Regionen Ungarns vor: das Sajó-Tal und die Aggteleker Tropfsteinhöhle, der Silizer Plateau, es wird die Schlacht bei Muhi 1241 und die Wasserflut in Miskolc 1878 erwähnt, was für einen Leser aus Miskolc wichtig ist. Auch dieses Gebiet kann man zu Oberungarn zählen, in der ZA und ZB erscheinen zum Beispiel Gedichte über Tokaj. Das ist 'Hungarikum' im heutigen Sinne. Es ist sehr interessant, über Ungarn als Heimat des Mineral- und Kurwassers in einer Zipser Zeitung zu lesen. Und um das Bild noch breiter zu machen, finden wir auch Nachrichten aus Máramaros und eine Studie über die Historie der Burg Árwa auf Ungarisch (vgl: KP I/7).

Der *Zipser Anzeiger* ist ein bisschen ärmer an touristischen Themen als die andere Zeitung, obwohl es auch zu ihrem Profil gehörte. Hier wird Heimatdichtung und Geschichtsschreibung in den Vordergrund gestellt, darüber werde ich im nächsten Abschnitt schreiben. Der *Zipser Bote* hat aber für eine historische Beschreibung der Kurorte eine Präferenz gezeigt.

### 3.2. *Geschichtliche Bezugspunkte*

Ähnlich, wie in den zeitgenössischen, auf Ungarisch erscheinenden Zeitungen, beschäftigen sich auch die Publizisten in der Zips gerne mit der Vergangenheit. Die geschichtlichen Themen sind oft an Helden gebunden. Es gibt sowohl literarische Bearbeitungen als auch populärwissenschaftliche Studien. Die Art und Weise der Betrachtung der Geschichte ist für den heutigen Leser interessant. Die Geschichte des Königtums Ungarn wird als etwas Ganzes aufgefasst, es wird nicht in einzelne Geschichten der im Karpatenbecken lebenden Nationen zerrissen, wie es die heutige Geschichtsschreibung oft macht. Jede Nation – auch die Ungarn – begehen oft den Fehler, dass sie einige historische Personen für das eigene betrachten. Dieser Methode kann man nicht folgen, wenn man von der Geschichte eines multinationalen Staates schreibt und sogar von einem Zeitalter, in dem die nationale Zugehörigkeit keine wichtige Rolle gespielt hat.

Im Exemplar des **KP 1880/14** können wir darüber lesen, wie Sebastian Thököly Käsmark erwirbt. Diese Studie ist von Árpád Károlyi aus dem Ungarischen übersetzt. Thököly ist ein Held in der Geschichte von Oberungarn, den alle dort lebenden Nationen kennen und für den Eigenen halten. Die Situation mit den Namen ist ähnlich wie bei Zrínyi. Das Thema des Tatareneinfalls kommt in mehreren Gedichten vor, z.B.: *Lélekkő* (vgl: ZA II/28) Die Ursache der Häufigkeit dieses Themas kann sein, dass die deutsche Besiedlung in Ungarn nach dem Tatareneinfall begann. Weitere historische Themen:

#### **ZA IV/37** *Zum dreihundertjährigen Todestag des Grafen Nikolaus Zrínyi*

Die Schreibweise des Namens des Helden errät uns viel. Dazu kommt noch, dass er von den Slowaken Mikuláš Zríni, von den Kroaten Mikolas Zrinski genannt wird. Zrínyi hat das ganze Land gegen die Türken verteidigt, deshalb lebt er als Held nicht nur in der Literatur der Ungarn, sondern in den Literaturen der nicht ungarisch sprechenden Nationen Ungarns. Das ist sehr wichtig, weil solche Themen Verknüpfungspunkte unserer Geschichten und Literaturen sind.

#### **ZA IV/37.:** *Zum Tode von Ferenc Deák*

Nekrolog und Gelegenheitsgedicht. Die Zeitung beschäftigte sich also auch mit Persönlichkeiten und Themen, die fürs ganze Land bedeutend waren.

#### **ZB 1879/4:** *Inserat:*

„Ein junger Mann, mit guten Zeugnissen, welcher der deutschen und slawischen Sprache mächtig ist, wünscht bei einer Herrschaft als Hofrichter oder Wirtschaftler placirt (sic!) zu werden – Näheres in der Redaktion dieses Blattes.“

Diese Anzeige zeigt, dass man ohne Kenntnis von mehreren Sprachen des Landes nicht zurechtkommen konnte. Und es handelt sich nicht um Fremdsprachen- bzw. Weltsprachenlernen im heutigen Sinne: diese waren keine Fremdsprachen, sondern einige von den vielen einheimischen Sprachen.

#### **ZB 1879/4.:** *Sammlung für die Theiß-Überschwemmten*

Dieser Artikel ist wieder eigenartig, denn er beweist lebendige Kontakte unter den Regionen innerhalb des Königtums Ungarn.

#### **ZA 1873/17.:** *Aus der Ferne*

Es gibt aber auch ein Gegenbeispiel: Nachrichten einer Reisenden aus Tokaj und Sátoraljaújhely. Es ist nicht klar, warum sie diese Ortschaften für 'fern' hielten, wo sie sich mit Máramaros (Maramureș, heute Rumänien) als etwas 'Nahem' beschäftigt haben.

### 3.3. Dichtung

Die schöngeistige Literatur in diesen Zeitungen besteht nicht nur aus Gedichten, es gibt auch sehr viele Feuilletons, Reisebeschreibungen, Charades und prosaische Werke in Fortsetzungen. Das Thema ist auch bei diesen, auch bei den lyrischen Fassungen sehr bunt: Heimatdichtung, Naturbeschreibung, Leserbrief in Versform, usw. Die Autoren sind teilweise bekannt, hauptsächlich wenn es um eine Übersetzung geht: Freiligrath, Petöfi, Vörösmarty. Es gibt viele Gelegenheitsdichter, die ihre Werke veröffentlichen, aber ihre Anonymität bewahrt haben. Eine Spezialität ist die Dichtung in Mundart, deren Vertreter Weber und Linder sind. Zum vollständigen Spektrum gehört noch die Volkslyrik, die auch dialektal ist. Jetzt werde ich einige frei ausgewählte Gedichte analysieren. Die Auswahl der Werke hat entweder relevanten Inhalt in Bezug auf mein Thema, oder sie wird beeinflusst von der typischen Form, bzw. von dem Entstehungsumstand. Hier werden Gedichte vorgestellt, die in irgendeiner Art und Weise ans Thema „Interethnische Beziehungen“ gebunden sind.

#### **ZA 1863/1.: An die Zips**

Dieses Gedicht erschien auf dem Titelblatt der ersten Ausgabe des Zipser Anzeigers. Der Inhalt des Gedichts kann man als Motto für die ganze Zeitschrift auffassen. Es gehört zur Heimatdichtung, in den ersten zwei Strophen werden die Naturschönheiten der Zips gelobt und die charakteristische zipserische Landschaft beschrieben. Diese Naturidylle wird in den nächsten Strophen auf der Ebene des menschlichen Lebens weitergeführt:

„Die Städtchen, blütend hingestreut  
 Wie Blumen auf dem Feierkleid,  
 Sie bergen Menschen, treu und gut,  
 Der alten Sachsen echtes Blut,  
 Das für ein neues Vaterland  
 Einsteht mit Gut und Herz und Hand,  
 Der deutsche Fleiß  
 Mit Ungarsinn zu einem weiß.“ (ZA I/1)

Fleiß und Frieden werden als Essenz der Zipser Identität hervorgehoben. Der Verfasser ist unbekannt.

#### **ZA 1863/3 - 9.: Bilder aus der Zips. Reisebilder in Fortsetzungen.**

1. *Branyißko*: Die ungarisch – deutsch – slowakische gemischte Rechtschreibung des Namen dieses Berges an der Grenze der Zips ist interessant. Eine lyrische Reisebeschreibung über die Sehenswürdigkeiten in der Gegend.

2. *Die Tatra*: Die Felsen des Gebirges werden aus dem Gesichtspunkt eines fremden Touristen beschrieben.

Die weiteren Teile der Reisebilder sind hier aufgezählt:

3. *Schmecks*, 4. *Felker Tal*, 5. *Leutschau 1245* (Tatareneinbruch, eher historisches Thema),

6. *An der Göllnitz*. Dasselbe auch im KP von 1880/4 an veröffentlicht.

#### **ZA 1863/11.: Winter - Bild**

„Madam Natur ist kränklich,  
 Sie sehnet sich nach Ruh,

Und deckt mit weißer Decke  
Die müden Glieder zu.“

Es gibt in der Zeitung viele Gedichte, die den Wechsel der Jahreszeiten oder ähnliche, sich periodisch wiederkehrende Naturerscheinungen beschreiben. Diese Werke sind manchmal viel länger als es das beschriebene Thema wünscht. Ein Beispiel dafür, dass eine Naturbeschreibung tiefere Inhalte vermitteln kann, ist das Gedicht *Auf dem Eise* (vgl. ZB 1879/22.)

**ZA 1863/17.: *An den Tokajer Berg***

Zu Oberungarn zählte man nicht nur das Gebiet der heutigen Slowakei, sondern auch den nördlichen Teil der heutigen Republik Ungarn. Deshalb ist Tokaj ein „einheimisches“ Thema für die Zipser.

**ZA 1863/21 Z.J.: *Göllnitz! Cimboraímhoz!***

Der Verfasser ist mit Z.J. gekürzt. In dem auf Ungarisch publizierten Gedicht handelt es sich um die Blüte der Bergbau im Göllniz-Tal. Es ist ein Lied zu den dort arbeitenden Bergleuten. Der Rahmen – die erste und die letzte Strophe – ist einem Trinklied ähnlich.

**ZA 1863/ 21.: *Dinomdánom von Petőfy (sic!)***

Übersetzt von Ritter Mór. Der Titel ist aber nicht übersetzt. Es ist ein wirkliches Trinklied, deshalb ist es unter dem vorigen Gedicht eingeteilt. Die Zigeuner als Musikanten bei guter Laune sind auch hier erwähnt. Es gibt sowohl im Originaltext, als auch in der Übersetzung Paarreime. Der Übersetzer hat sich bemüht, inhaltlich ganz treu zu übersetzen. Das hat aber verursacht, dass der Rhythmus nicht so leicht und volkstümlich ist, wie wir es von einem Petőfi - Gedicht erwarten.

**ZA 1863/30.: *Verschiedene Weltanschauung***

Ein Wiener zitiert aus dem „Alpenkönig“

„Was kann es Schöneres geben

Als auf Alpenspitzen zu schweben“

Ein Berliner ruft aus:

„Jöttliches Jebirge, könntest du nicht bei uns sin?“

Ein ungarischer Kutscher aus der Ebene sagte:

„Istenem, be csúnya hegyek, minek is  
szenvedik azokat Magyarországban?“

Nach dem Lesen dieser Charade kann man feststellen, dass es natürlich auch Unterschiede in der Denkweise der Nationen in Mitteleuropa gibt. Die geographische Lage, die Natur, die die Völker umarmt, ist in dieser Hinsicht bestimmend. Den Versuch, die Identität auszudrücken, widerspiegelt noch schöner das nächste Gedicht:

**ZA 1863/47.: *Was ist des Zipsers Vaterland?***

„Ist’s Oberland?

Ist’s Unterland?

Ist’s wo der Bélaer Drache haust?

Ist’s wo man fette Jerkel schmaust?

**O nein, o nein, o nein, o nein,**

**Sein Vaterland muß größer sein...“**

Die Antwort:

„So weit es Brinsenknetchen gibt,  
und man die Borowitschka liebt.“

Das Vaterland der Zipser Deutschen wird also im Gedicht ähnlich wie die Heimat der Slowaken bestimmt. Der Topos der Borowitschka und Brinsenknetchen bezieht sich ebenso auf das Zipser Deutschtum. Aber ein Leser, namens Bäckmeister Elias Hopperdatsch schreibt einen Leserbrief und reagiert so: er analysiert das Gedicht ganz gründlich, die Essenz seiner Gedanken ist, dass er sich bei einem Bratwurst und Wein ebenso gut fühlt wie bei Borowitschka und Brinsenknetchen – das ist der Unterschied zwischen den Zipser Deutschen und Aen arwaer Slowaken. Die Küche ist ein wichtiges Merkmal einer Nation, also eine gemischte Küche wie in der Zips, ist ein Beweis für das Zusammenleben der Nationen.

Von dem zweiten Jahrgang an sind die Übersetzungen von ungarischen Gedichten charakteristisch, im ZA werden sie unter dem Titel *Blüten magyarischer Dichtung* veröffentlicht, im KP 1880/9 ab erscheinen Petőfi – Übersetzungen in Folgen unter dem Titel *Puszta-Rosen. Magyarische Melodien in volkssprachlich gefärbter Nachdichtung von Liedern Ernst von Kesmark*. Achtung! Das sind keine ungarischen, sondern magyarische Melodien, hier werden nicht allgemein Bewohner des Regnum Hungariae, sondern die Ungarn als Volksgruppe gemeint, was ein großer terminologischer Unterschied ist. Ungefähr mit Petőfi und seinen Zeitgenossen beginnt eine Unterscheidung zwischen den ungarisch sprechenden und nicht ungarisch sprechenden Bewohnern des Regnum Hungariae. Jókai hat in seinem Werk *Német magyarok* geschrieben, dass der einzige Unterschied zwischen den ungarischen und deutschen Bewohnern von Leutschau die Sprache ist. Das Benehmen, der Lebensstil, die Denkweise usw. verweisen keine Unterschiede (vgl. Jókai 2000: 50).

Einige, aus dem Ungarischen übersetzte Gedichte aus dem ZA:

**ZA I/3.: Vörsömarty's Szózat**

Verdeutscht von einem Zipser – heißt der Untertitel. Es wird also für wichtig gehalten, dass es nicht um einen deutschen oder österreichischen Gesichtspunkt geht, die Zipser Deutschen haben ihre eigene Szózat – Übersetzung und sie sind deren Wichtigkeit bewusst. Der Übersetzer benutzt das Wort 'Magyar' und nicht 'Ungar'. Ein weiteres Zeichen der Distanzierung ist, dass der Name 'Árpád' nicht in gotischen Buchstaben gedruckt wird.

**ZA II/16.: Csongor von Thaly Kálmán**

Übersetzt von T.B. Wichtig ist, dass es sich in dieser Regionalzeitung ein Interesse zeigt, Werke von großen ungarischen Dichtern zu veröffentlichen. Und das macht die Redaktion ganz gemischt mit den Gedichten anderer Stils oder Herkunft.

**ZA II/22.: Petőfi: Auf dem Wasser**

Übersetzt von Walter Neumann, und hier ist auch der Titel übersetzt, sogar Petőfi wird Alexander genannt. Inhaltlich hat das Gedicht keine speziellen Bezüge zu Oberungarn, aber es zeigt, dass es in der Zips einen Anspruch gibt, die Werke von Petőfi zu veröffentlichen. Die Übersetzung ist freier als bei dem Gedicht *Dinomdánom*. Hier wird nicht so streng auf den Inhalt geachtet, deshalb ist es rhythmisch besser gelungen.

**ZA II/28.: Lélekkő**

Aus dem Ungarischen von Thaly Kálmán. Bearbeitung eines historischen Themas, des Tatareneinfalls. In der Einleitung kommt wieder Árpád vor. Die Handlung spielt in den Burgen Tövisvár und Zólyom (dt. Altsohl, slow. Zvolen), so, auf Ungarisch geschrieben.

Die **KP von 1880/9** an veröffentlicht eine Feuilleton-Serie, die die *Pusztarosen* beinhaltet. Der Untertitel heißt: *Magyarische Melodien in volkssprachlich gefärbter neuhochdeutscher Nachdichtung von Linders Ernst von Käsemark*. Es gibt uns viele wichtige Informationen hinsichtlich der schon behandelten Frage Ungar vs. Magyar. Es ist eine Nachdichtung, also keinesfalls eine strenge Übersetzung. Auch die Volkssprachlichkeit wird hervorgehoben, das bedeutet aber den Stil und nicht die Mundart. Alle drei Gedichte hat Petőfi 1844 geschrieben.

Die ersten drei Folgen beinhalten Gedichte von Petőfi, mit diesen werde ich mich hier beschäftigen:

**1. Sel'ge Nacht** (ung. Boldog éjjel)

Den Ausdruck „vor dem Pfortchen“ hat Linder hinzugefügt, dieses Element finden wir im Originaltext nicht. Die Stimmung ist sehr ähnlich auch in der deutschen Version, der Übersetzer hat das Behalten der Form der Strophen vor einer freien Übersetzung präferiert.

**2. Zugetrunken!** (ung. Igyunk!)

In dieser Übersetzung ist eine schöne Lösung zu finden, welche aus dem ungarischen Gedicht fehlt, das hat also der Übersetzer eingefügt. „Trinke Wein“ – heißt der zweite Vers der ersten drei Strophen und der letzte Vers der letzten Strophe. Dieser Inhalt wird im ungarischen nicht mit diesen Worten, sondern immer verschiedenartig ausgedrückt.

Es gibt nicht nur deutsche Übersetzungen von ungarischen Gedichten, sondern auch das Gegenteil: Freiligraths Gedichte aus dem Deutschen ins Ungarische übersetzt:

**ZA II/17.: A pusztai ébresztő**

Der schlafende Löwe in der Wüste wird als Allegorie des Freiheitskampfes beschrieben.

**ZA II/22.: Három versfűzér**

Wieder ein gesellschaftlich-politisches Thema in eine exotische Umkleidung versetzt.

Der *Zipser Bote* veröffentlicht noch mehr mundartliche Gedichte und Studien über die Dichtung in Dialekt. Darüber schreibt Rudolf Weber in Folgen mit dem Titel: *Über Mundarten und mudartige Dichtung*. Er meint, dass das immer häufigere Auftreten mundartlicher Dichter dem Einfluss Herders zuzuschreiben ist. In diesem Artikel wird Herders Gedanke folgendermaßen paraphrasiert: Die Poesie sollte nicht nur national, sondern volksmäßig sein. Darunter versteht er in erster Linie die Volkslieder. Herder hat einen starken idealen Einfluss nicht nur auf die slowakische, sondern auch an die im slowakischen Sprachgebiet existierende deutschsprachige Literatur. In einer anderen Studie von Weber in drei Folgen handelt es sich um Linders Gedichte. Weber schreibt auch über die Zipser Sagen und Märchen, deren Stoff aus zwei Quellen stammen kann: entweder aus der früheren Heimat mitgebracht und hier verpflanzt, oder ganz hier gewachsen. Zu der zweiten Gruppe gehören die Sagen mit dem Titel *Hegyes kő, Szepesváraljai lány, Menedékkő* – diese wurden auch von Mihály Tompa behandelt. (ZB 1894/4.)

**4. Zusammenfassung**

Die Aufzählung und kurze Analyse der verschiedenen Artikel aus einem engen Zeitabschnitt sollte hier als Beweis für den Hungarus Patriotismus der Bewohner der Zips stehen. Zwar erwarteten wir anhand des dreisprachigen Titels von den drei mindestens eine dreisprachige Zeitung, das gab es nicht. Aber nach der ersten Enttäuschung habe ich etwas

Wertvolleres entdeckt: die inhaltliche Dreisprachigkeit, die Vertretung von drei Kulturen. Was soll denn dieser Begriff bedeuten? Die ganze Ausstrahlung der Zeitungen, die Auswahl der Themen, der breite Horizont aufs ganze Land und die Umgebung, die Gedichte, alles, was in den vorigen Kapiteln erwähnt wurde. Bei den Reisezielen war die nationale Angehörigkeit von keiner Bedeutung. Das beste Beispiel ist dafür das schon erwähnte Inserat in ZB 1879/4. Bei der Auswahl der Gedichte und Nachrichten galt alles als Einheimisches, auch wenn es anderssprachlich war – deshalb verwende ich in diesem Zusammenhang den Ausdruck „fremdsprachlich“ bewusst nicht. Auch Michal Potemra verwendet den Begriff *anderssprachlich* im Titel seiner Bibliographie der nicht slowakischen Presse in Oberungarn. Die Erscheinung der Identität in den heutigen Regionalzeitungen ist viel enger.

### Literatur

DORULA 1977

DORULA, Ján: Slováci v dejinách jazykových vzťahov. Bratislava, VEDA, 1977. 134.

DORULA 1978

DORULA, Ján: Z histórie slovensko – nemeckých jazykových vzťahov. In: *Slavica slovaca* 13. Bratislava, ÚSTAV SVETOVEJ LITERATÚRY A JAZYKOV SLOVENSKEJ AKADEMIE VIED, 1978. 63-77.

GLOSÍKOVÁ 1985

GLOSÍKOVÁ, Viera: Die deutschsprachige Literatur der Zips im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Spiš v kontinuite času*. Prešov – Bratislava – Wien, UNIVERZITA PAVLA JOZEFA ŠAFÁRIKA KOŠICE – FILOZOFICKÁ FAKULTA PREŠOV, ÖSTERREICHISCHES OST- UND SÜDOSTEUROPA INSTITUT WIEN, 1985. 378.

JÓKAI 2000

JÓKAI, Mór: Német magyarok In: JÓKAI, Mór: *Regényes rajzok a Felföldről*. Miskolc, FELSŐMAGYARORSZÁG KIADÓ, 2000. 208.

KARPATHEN-POST 1880

KARPATHEN-POST I. Jahrgang. Kásmark, 1880.

MOLLAY 1982

MOLLAY, Károly: Német-magyar nyelvi érintkezések a XVI. század végéig. Budapest, AKADÉMIAI KIADÓ, 1982. 643.

NEWELKA 2000

NEWELKA, Stefan Michael: Language affinity in central Europe - some thoughts on the interrelations of german, czech, slovak and magyar. In: *Opera slavica*. Slavistické rozhledy. X/4. Hradec Králové, GAUDEAMUS, 2000. 32.

POTEMRA 1963

POTEMRA, Michal: Bibliografia inorecových novín a časopisov na Slovensku do roku 1918. Martin 1963, Matica slovenská. 818 p. Slovenská národná bibliografia, séria B, Periodiká, diel 1/B

RUDOLF 1991

RUDOLF, P. Rainer: Die deutschen Lehn- und Fremdwörter in der slowakischen Sprache. Wien, VWGÖ, 1991. 370 p.

ZIPSER ANZEIGER 1863-1867

ZIPSER ANZEIGER I -IV Jahrgang. Leutschau, 1863-1867.

ZIPSER BOTE 1879

ZIPSER BOTE XVII. Jahrgang. Leutschau, 1879.



# DIE FREIEN BEGRIFFE DES WILHELM MEISTER

PÉTER LITVÁN

Jósika Studio Budapest, Ungarn

## 1. Einleitung

Wenn man ein Wort suchen will, das bei Goethe, insbesondere für die Lehr- und Wanderjahre des Wilhelm Meister, ein besonderes Interesse hat, das aber aus heutiger Sicht anachronistisch, und gerade durch sein lexikalisches Fortleben auch noch ärgerlich erscheint, so ist es die *Anmut*. Es ist anders darum bestellt, als um Wörter, die schon von der Form her keine Existenzberechtigung mehr haben, wenn die Existenz einer Berechtigung bedarf, wie dieser durchaus moderne Ausdruck besagen und diktieren will, also als um Wörter und Zusammensetzungen wie „mir *deucht*“ die inhaltlich anders, wenn auch nicht mit derselben Atmosphäre wiedergegeben werden können, also „ich denke“, zum Beispiel. Nein, das Wort „Anmut“ ist lexikalisch intakt, gilt in diesem Sinne auch nicht als archaisch, und ist doch unerträglich altmodisch, nach seiner Bedeutung nämlich, was zum Erfolg hat, das es nicht ersetzt werden kann, bzw. es gibt überhaupt keinen Antrieb, es auch nur durch Ersetzung zu kultivieren. Was könnte an seiner Stelle gesagt werden? „Charme“ etwa. Aber „Charme“ ist etwas, was man sich durch Lebenskunst aneignet, eine weibliche oder männliche Ausstrahlung, eine Pflanze aus Paris-Nostalgie in das Deutsche (auch ins Ungarische) verpflanzt. „Anmut“ hingegen ist etwas, was spontan in einer Person oder in einer Landschaft, als kindliche oder engelhafte Natur, wahrgenommen wird. Sie ist naiv, im Gegensatz zur Finesse des „Charme“, sie weiß nämlich nicht von sich, weshalb sie sich zur Bezeichnung einer Landschaft besonders zu eignen scheint. „Charmante Landschaft“ würde implizieren, dass der Landschaft daran liegt, charmant zu sein. Eine klassische Entsprechung hat die Anmut jedoch: Es ist die „Grazie“, die betonter weiblich, aber gleichfalls unbewusst ist, und im Vergleich zur mehr visuellen Natur der Anmut eine musikalische Stimmung hat. Die Musik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, also des Rokoko und der musikalischen Klassik, ist durch Grazie geprägt (die der ersteren durch ihren Kultus), wobei diese Grazie ein Element, ein Kriterium, ein Salz jeglicher Musik in allen Zeiten sein sollte, denn sie ist ein Attribut der Musik im Allgemeinen, genau wie die Heilige Cecilia ihre Schutzheilige ist. Was man unter Grazie versteht, ob sie auch im *heavy metal* oder in der elektronischen Musik gegenwärtig ist, müsste untersucht werden, und wenn diese Lustration ein positives Ergebnis haben sollte, wäre die „Existenzberechtigung“ solcher Gattungen, die eines solchen Zertifikats aufgrund moderner Trends kaum bedürfen, auch aus dieser Sicht „garantiert“ - hier wieder ein moderner Ausdruck, der zum Ausschluss von Begriffen und Erwartungen wie Grazie und Anmut aus dem Bereich der Gegenwartserfahrungen seinen Beitrag leistet. Denn gerade bei den aus unserer Zeit zitierten Ausdrücken und bei ihrer Frequentierung wird die unerbittliche Opposition spürbar und das auf „Nachfrage“ gegründete Diktat der aktuellen Ausdrucksweise zu einem „Faktor“ der „Intoleranz“ und „Inkompatibilität“ gegenüber diesen „Anachronismen“ von ewiger „Existenzberechtigung“, nein, von ewiger, invokationsfähiger Menschlichkeit, die unbedingt verdrängt oder übersprungen werden, denn der esoterische Ruf des Wassermannzeitalters nach dem „Archaischen“ gilt der Anmut am allerwenigsten. Dort ist die Nacktheit des Urzustandes und seine

mutmaßlich oder nachweislich höhere Spiritualität das Objekt des modernen Ehrgeizes.

Die Nachfrage-Welt hat sich Anmut und Grazie allerdings angeeignet, bis hin zur Vergewaltigung. Die Hifi-Weihnachtsmusik der Konsumgesellschaft und der Tierfilm-Kult sind gleich zwei Genres, wo sie unentbehrlich sind, eingetaucht in süßen Sirup, und die Diktatur, der Gegenpol zur Nachfragewelt hat ihrem Monumentalismus Halstücher, kurze Hosen und Röckchen, schmucke Abzeichen und Pioniereisenbahnen beigelegt. Es gibt allerdings auch unschuldigere Geschäfte mit der Anmut, die man mit dem Sammelnamen „Mozartkugel“ versehen könnte. Jedenfalls wird in all diesen Kampagnen Massenwirkung anvisiert, was einen brutalen Kontrast zwischen dem Phänomen und seiner Verwendung ergibt, denn es gibt kaum etwas Unverträglicheres, als eine Kombination von Anmut und Masse. Das kümmert aber die moderne Welt, die sonst so neuralgisch auf jede „Inkompatibilität“ reagiert, solche mit funktionalen und technischen Defekten straft, nicht im Geringsten. Es geht nämlich darum, dass die Anmut ihres unbewussten Charakters beraubt und prostituiert wird – zum Parteikarrieristen oder zur Ware degradiert. Ja, die Anmut wird hier von der Arbeiterwache, dort vom Kapital geschützt und aufrechterhalten, hier von der Partei, von der Mauer (die DDR als ein anmutiges Objekt, zumal im Vergleich zur BRD), die im Schulbuch mit den Stacheln des anmutigen Igels in Wilhelm Buschs *Bewaffneter Friede*<sup>1</sup> gleichgesetzt wurde, dort als Wunderwaffe im Medienkrieg.

## 2. Der Anmutsbogen im *Wilhelm Meister*

Im *Wilhelm Meister*, zweiteilig und lebensumfassend wie der *Faust*, zieht sich der Anmutsbogen vom Puppentheater bis zum Beinhaus: Puppen verkörpern die Weltgeschichte, Skelette, und insbesondere Schillers Schädel<sup>2</sup> die Zeitgeschichte, die Goethe und Wilhelm

<sup>1</sup> *Bewaffneter Friede*

Ganz unverhofft, an einem Hügel,  
Sind sich begegnet Fuchs und Igel.  
Halt, rief der Fuchs, du Bösewicht!  
Kennst du des Königs Ordre nicht?  
Ist nicht der Friede längst verkündigt,  
und weißt du nicht, dass jeder sündigt,  
Der immer noch gerüstet geht?  
Im Namen seiner Majestät  
Geh her und übergib dein Fell.  
Der Igel sprach: Nur nicht so schnell.  
Lass dir erst deine Zähne brechen,  
Dann wollen wir uns weiter sprechen!  
Und allsogleich macht er sich rund,  
Schließt seinen dichten Stachelbund  
und trotz getrost der ganzen Welt,  
Bewaffnet, doch als Friedensheld.

<sup>2</sup> Das Gedicht *Bei Betrachtung von Schillers Schädel*, das in der DDR-Ausgabe – *Goethes Werke in 12 Bänden, Siebenter Band*. Aufbau, Berlin und Weimar, 1981. – den Abschluss der *Wanderjahre* bildet, ist allerdings in der ‚Hamburger Ausgabe‘ dem Roman nicht beigegeben. Dies wird vom Herausgeber Erich Trunz damit begründet, dass Goethe 1831, zwei Jahre nach der Erscheinung in der Ausgabe letzter Hand (*Goethes Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, Band 23*. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1829), wo das Gedicht – noch gefolgt von einem anderen mit dem Titel *Ver-*

Meister erlebt haben.

„Anmutige Gegend“ – so fängt *Faust II* an – nach der Tragödie der Anmutigen, oder der Anmut, die durch Gretchen verkörpert wird. Einer Anmut, die eben unschuldig, weil unwillkürlich, war, so lange sie nichts von sich wusste, oder wenigstens nicht mehr, als das Röslein auf der Heiden, wo es von des Knaben (der dort als Knabe auch ein Inbegriff von Anmut ist: Anmut trifft auf Anmut, Anmut tötet Anmut), gleich Gretchen von des Teufels Tücke noch nicht heimgesucht war. Um dann ihre eigene, der Willkür verfallene Anmut im Kind zu ermorden. Sie muss zugrunde gehen, während die Anmut, Gretchens Transzendenz, („gerettet!“) überlebt und zum erweckenden Element für Fausts weiteres, weiteres ... (das Wort soll in diesem Aufsatz erst später eingeführt werden) wird. Da heißt es gleich wieder in der ersten Anweisung: „Geisterkreis schwebend bewegt, anmutige kleine Gestalten“. Dieses „bewegt“ erinnert an die klassische oder klassizistische Anmutsdefinition, die auch von Schiller<sup>3</sup> übernommen wurde, dass nämlich Anmut Schönheit in Bewegung, oder – in seiner Weiter- und Durchführung – eine Art und Weise von Bewegung sei. Dort wird dieser Ausdruck allein auf den Menschen bezogen: Anmut soll eine nur dem Menschen zustehende Eigenschaft sein, denn sie entstehe aus einer Kombination von Natur und Moral, und letzteres steht ja nur dem Menschen zu. Dann aber müsste die oben zitierte „Gegend“ von Goethe auch etwas Menschliches sein – und wenn sie sich von Gretchen ableiten lässt, von ihrer Person und von der Bewegung, die um ihr Schicksal entsteht, bzw. – hervorgebracht von der göttlichen Fürsorge, die ihre Rettung für ihn gewinnt – um das Schicksal von Faust, dann ist der Gegensatz zu Schillers Forderung sogar aufgehoben. Und zudem ist es auch einleuchtend, dass eine Gegend nur anmutig sein kann, wenn sie vom Menschen erlebt wird, also in ihrem Bezug auf diesen, und so kann das Attribut als anthropomorphisierend aufgefasst werden, wobei die Bewegung – bei einem Landschaftsbild auf der Bühne – immer noch zu kurz kommen müsste, wäre die Ruhe nicht immer schon eine von innerer Bewegung erfüllter Zustand in Goethes Dichtung gewesen, der, wie ich mich aus dem Goethe-Roman des ungarischen Schriftstellers Miklós Szentkuthy erinnern kann, auch eine Vorliebe für die idyllischen, und dabei zart-bewegten Landschaftsbilder des Claude Lorrain hatte.<sup>4</sup> Alles in allem klingt aber „Anmutige Gegend“ doch wie ein Gemeinplatz, wie ein alltäglicher literarischer Topos jener Zeit (wohl als Synonym für idyllische Gegend: Anmut hier also nicht mit Grazie, sondern mit Idylle identifiziert), der sich nicht viel um Schillers Anmut-Theorie kümmert, dafür aber die Bedeutung, die Goethe diesem als Gemeinplatz harmlos erscheinenden Begriff beimisst, durch sein Exponieren als Auftakt zum zweiten Teil der Tragödie, unverkennbar macht.

Wenn Anmut die Schönheit in Bewegung, oder – mit einer etwas sportjournalistischen Bedeutungsverlagerung – die Schönheit der Bewegung ist, so ist die Reise von Wilhelm Meister identisch mit Anmut, zumal diese Reise – im Einklang mit einer weiteren

---

*mächtnis* – zum ersten Mal, und zwar am Ende des Romans und ohne Titel, erschienen war, Eckermann gesagt haben soll, bei einem späteren Druck möge er die Gedichte hier herausnehmen und zu den Gedichten stellen. Siehe: *Goethes Werke, Band VIII*. München, Beck, 1999, 691. Dieser Epilog als „Zueignung“ an Schiller wäre trotzdem sehr angebracht, wie aus den hier folgenden Ausführungen ersichtlich, was weiterhin auch damit zu begründen wäre, dass Schiller dereinst viele Verbesserungsvorschläge zur Vollendung der *Lehrjahre* gemacht hatte.

<sup>3</sup> SCHILLER 2004, 433-488.

<sup>4</sup> SZENTKUTHY 1962, 99-107.

Beobachtung in Schillers Abhandlung, dass nämlich die Anmut außerhalb der Zweckmäßigkeit der Bewegung erscheint – nicht zweckmäßig ist, kein eigentliches Ziel hat, eigentlich zwecklos ist. Nein – eigentlich war es sehr wohl eine Reise mit Zweck, ja, eine Geschäftsreise: Der Jüngling sollte zunächst in der näheren und fernerer Umgegend für seinen Vater die Schulden eintreiben – allerdings auch dies nicht mit der Rigorosität einer Behörde, sondern mit der Anmut seiner Jugend, der es nicht darum geht, gleich auf den Punkt zu kommen, und darum wird sein Besuch eher als eine erfreuliche Bescherung aufgefasst und als Erinnerung an eine Pflicht, der man durch ihn am angenehmsten nachkommen kann. Die Anmut erfährt darin ein Eigendasein, indem er schon bei der gewissenhaften Erfüllung dieser Aufgabe, dieses Zwecks, Dinge erlebt und Dingen, Neigungen, selbsterwählten Pflichten nachgeht, die nicht zu diesem Zweck gehören. Beim zweiten Anlauf, als er nicht mehr ausgesendet wird, sondern seine eigene Sendung sucht, ist die Zweckmäßigkeit von vornherein ausgeräumt, und die Reise hat nicht einmal den Sinn einer Entdeckungsreise, die ja für gewöhnlich sehr wohl auf ein Ziel zusteuert. In der ersten Fassung sollte sie dem Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ entsprechen, in fertiger Form fällt sogar diese Bindung weg, die zwar einen aus bürgerlicher Sicht verdächtigen, aber doch artikulierbaren Zweck bereithält, eine Reduktion, eine Selbstbeschränkung, die doch noch ein Spiegelbild zum Bürgerlichen bietet. Die Reise wird zu einer Bewegung, die sich nur noch auf sich selbst bezieht – zum Selbstzweck, könnte man sagen, um damit den Anmutskern auf Null zu bringen, aber sie wird dennoch nicht „Falsche Bewegung“, wie der mehr oder weniger aus dem Buch adaptierte-aktualisierte-reduzierte, in die BRD versetzte Film<sup>5</sup> von Wim Wenders (Drehbuch von Peter Handke) betitelt wurde, ein Film, der der Vorlage einen *On the Road*- oder *road movie*-Charakter abgewinnt, dank der Parallele, dass für diese Gattung die Ziellosigkeit eine Grundeigenschaft ist, wo Anmut allerdings von anderen Lebensgefühlen überwuchert wird, insbesondere von der Nostalgie: Raus aus der Zivilisation (zwar mit den Mitteln der Zivilisation: Auto, Motorrad, Droge), einer Nostalgie nach Freiheit. Nein, für Goethes Wilhelm Meister sind die Beweggründe (Bewegungsgründe) anderer Art, als für die *On the Road*-Generation. Wobei andererseits das Unbehagen an einer bürgerlichen Existenz, die für seinen Freund Werner für das einzig Erstrebenswerte gilt, zwar auch für ihn durchaus eine Rolle spielt, aber seine Reise ist nicht in erster Linie eine Flucht vor den Gegebenheiten, vor der Enge: Nicht ein Nein, sondern ein Ja liegt ihr zugrunde, nicht die vorschriftmäßige miese Laune der Nachkriegsgeneration, sondern guter Mut. Und nicht Lebensstil, Richtung Cult, Trend und Fashion, sondern ein anderes Bündel von Imperativen, die sich allerdings nicht zu Slogans verfestigen wollen. Deshalb möchte ich, als an Losungen Herangewachsener, jenes Bündel aus der Rumpelkammer des Romans hervorkramen, und sie nicht zu ideologischer Verwendung groß anschreiben, sondern dem normierten Dasein entgegenhalten. Es war schon ordentlich von Wenders und Handke, dass sie die Jugend in Goethe aufgestöbert haben, auch mit Resonanz zu *Den neuen Leiden des jungen W.* vom ostdeutschen Ulrich Plenzdorf<sup>6</sup>, einer Adaptation des Werther-Romans, während jener sonst überwiegend als Eingesalbter oder aber als Logo für die moderne Welt fungiert. „Anmut“ ist dabei nur der eine Punktabzug, der den großherzogli-

<sup>5</sup> *Falsche Bewegung*. Regie: WENDERS, Wim, Drehbuch: HANDKE, Peter. Köln, WDR, München, Solaris, 1975.

<sup>6</sup> PLENZDORF 1973.

chen Geheimrat aus diesem *rat race* disqualifiziert. Der zweite folgt sogleich. Wobei Anmut und ihre Verfinsterung tatsächlich einen geradezu szenischen Hintergrund zu allen anderen Diskrepanzen, unmerklichen Konflikten abgeben, die eigentlich nur als ein leichtes Mundverziehen ausgetragen und wahrgenommen werden. So schreibt im Jahre 2009 ein ungarischer Schriftsteller, Mitverfasser einer Geschichte der Weltliteratur<sup>7</sup>, im einleitenden Kapitel zu seinem – motivisch und in der Manier auch vom *Wilhelm Meister* beeinflussten – Roman<sup>8</sup>, der von einem jungen Wandernden, hier von jüdischer Herkunft, im Deutschland des 18. Jahrhunderts handelt (und von dessen anderer Inkarnation, einer im 2. Weltkrieg geborenen Frau), dass Goethes Maxime, wonach eine Biographie den Menschen unter den Verhältnissen seiner Zeit darstellen, und zeigen soll, in welchem Maße diese Verhältnisse ihn behindern, begünstigen und wie er sich durch diese eine Anschauung von Welt und Menschen verschafft<sup>9</sup>, eine „glückliche Posse“ sei, zu der unsere Zeit nicht mehr in der Lage ist, und dass dieser Maxime zu folgen nicht mehr die Aufgabe eines Biographen sein könne. Hier also das unerlässliche Mundverziehen als kleiner Tribut für die Anregung, aus dem vorsätzlich desillusionierten Überlegenheitsgefühl der Nachkriegsgenerationen heraus, wobei der Roman von Gábor Schein durch das Mitschwingenlassen der Welt von Wilhelm Meister doch einen Blick aus dieser allgemeinen, allzu leicht mit dem Schicksal verwechselten Misere heraus wagt. Mich aber freut es zu wissen, dass es in Ungarn jemanden gibt, der dasselbe „Brot mit Tränen aß“, in das ich etwa zur selben Zeit auch ein paar Bisse getan habe, mit der Einführung von Gymnasiasten, schulisch und szenisch<sup>10</sup>, in diese Kost, möglichst und zwangsweise abseits von den normalisierenden Zwängen unserer schönen neuen Welt. Kann es aber, frage ich mich, selbst im Atomzeitalter oder im KZ-Zeitalter oder im Computer-Zeitalter ein besseres (allerdings nicht zu digitalisierendes) Programm geben, als jener Maxime zu folgen, nicht nur im Biographischen, sondern im Erleben und Handeln? Sollte nicht gerade das unsere Aufgabe sein, wozu wir anscheinend nicht mehr in der Lage sind? Warum sollten wir immer nur das als Aufgabe betrachten, was uns die Zeit vorspiegelt, oder was uns als Zeit vorgespiegelt wird? Warum sollte die Aufgabe zu unserem Begriff von unserer Zeit herunternivelliert werden? Sollte man sich nicht die Frage stellen, inwieweit dieser Begriff von der Zeit mit der Zeit selbst übereinstimmt?<sup>11</sup>

<sup>7</sup> GINTLI – SCHEIN 2007.

<sup>8</sup> SCHEIN 2009.

<sup>9</sup> Die Stelle, die ich nach meiner Rückübersetzung ins Deutsche bei Goethe ausfindig gemacht habe, lautet in seiner Sprache: „Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt...“. *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. Erster Teil, Vorwort. Leipzig, Insel-Verlag, 1977, 9.

<sup>10</sup> Mit zwei ungarischen Schülern der Deutschen Schule Budapest beschäftigte ich mich im Laufe des Schuljahres 2008/2009 mit dem *Wilhelm Meister*, im Rahmen eines Übersetzungskurses. Im November 2009 führten wir zusammen die Performance *Schuljahre: Lehrjahre?* anlässlich der Woche der deutschsprachigen Kultur an der Budapester Eötvös Loránd Universität auf.

<sup>11</sup> Die Stelle in *Dichtung und Wahrheit* (siehe Fußnote 9) geht dementsprechend weiter: „... Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowohl den Willigen als Unwilligen mit sich fortreibt, bestimmt und bildet, dergestalt, dass man wohl sagen kann, ein jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bil-

### 3. Die Freude an der Erkenntnis

Was Wilhelm Meister vor allem treibt und herumtreibt, ist die Freude an der *Erkenntnis*. Das steht in schroffem Gegensatz zum Kennen und Wissen, zu den spezifischen Kenntnissen, die durch zentrale Tests garantiert und gemessen werden. Erkenntnis hat Anmut, Kenntnis hat keine. Erkenntnis ist subjektiv, Kenntnis ist objektiv: Dem aber widerspricht, dass Kenntnisse bald überholt sein können, während die Erkenntnis seit dem Paradies, seit dem „Baum des Erkenntnisses“ – wie es im *Wilhelm Meister* heißt – ein (ihr oder sein) Fortbestehen hat. Und dennoch: Erkenntnis hört sich anachronistisch an, weil es – gleich der Anmut – auf Bewegung hindeutet und nicht wie die Kenntnis einen Punkt, den man als Ergebnis zu bezeichnen hat, darstellt. Dieser Punkt ist aber zugleich eine Kapsel, die den modernen Menschen hermetisch umhüllt, eine Totalität, die nichts von einer Ganzheit in Entstehung wissen will, sondern sofort fertig und unantastbar dasteht, und sich Informationsgesellschaft nennt: Denn die Kenntnis wird letztendlich zur Information herabgesetzt, und das Wissen erschöpft sich in den Fakten. Es wäre sogar ehrlicher, wenn sich die Informationsgesellschaft Faktengesellschaft nennen würde, aber sie ist ja weit entfernt davon, sich über eitle Dinge wie Ehrlichkeit Gedanken zu machen, zumal wenn sie versichert sein kann, dass ihre faktenbewusste Einstellung die Ehrlichkeit verbürgt, wobei sie genau weiß, dass die Fakten oft lügen. Wilhelm Meisters Lehrjahre stehen genauso im Zeichen der Erkenntnis, wie die herkömmlichen Schuljahre im Zeichen der verfügbaren Kenntnisse, also Fakten, stehen, und bei ansteigender Liberalisierung immer mehr auf solche eingeschränkt und zugespitzt werden: Wo im Gegenteil die liberale, zugleich auch keusche Reise von Wilhelm Meister gerade den Weg, also die Erkenntnis, und nicht das Eintreffen, also die Kenntnis, als unendlich variabel charakterisiert, den Weg, der dem Test-Subjekt vorenthalten bleibt. Erkenntnis ist für Wilhelm Meister genauso ein Grunderlebnis und Grundbedürfnis wie für Faust, obwohl sie sich auf ganz unterschiedlichen Ebenen bewegen (der eine in der Provinz, der andere im Universum) und sehr unterschiedliche Charaktere sind: der eine gesellig-angenehm, der andere einsam-bitter, der eine stets halbwüchsig, der andere stets erwachsen, der eine ein meisterhafter Lehrling, der andere ein lehrlinghafter Meister, der eine von Engeln geschützt – auch verbildlicht in lieblichen und klugen Frauen und scharfsichtigen Beobachtern –, der andere vom Teufel bedient und in Beschlag genommen, der eine selbst ein Beschützer, ein Schutzengel für Mignon und den Harfner, sodann für Felix – sein oder doch nicht sein Kind –, der andere ein Schaffender, der zerstört, und dann noch der eine wie der andere aus dem Puppenspiel hervorgehend: als Puppenspielregisseure und Puppenspielfiguren, wo sich Anmut und Zwang die Waage halten. Nur ist beim einen das Puppenspiel ein bürgerliches Hausgeschenk und Erbe, indem er dann selbst, vor allem in den Wanderjahren, von anderen, von wissenderen Regisseuren, aus einem Turm, bzw. aus einer Distanz, auch über die Alpen hinweg, bewegt wird, während es beim anderen – vor Goethes Intervention – auf den Jahrmarkt zurückgeht und zurückfällt, wo Fausts Anmaßung und unerhörter Pakt zur Volksbelustigung dienen. Für Faust war es der Drang nach Erkenntnis, der ihn erfüllen, und ihm zum Verhängnis werden sollte, für Wilhelm Meister das spontane Gefallen an der Erkenntnis, am Erkennen, das ihn bewegen, und ihm die Gunst der Grazien gewinnen sollte. Aber die letzte Erkenntnis von Faust, „der Weisheit letzter Schluss: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss“,

---

„dung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden sein.“ Ibid.

ist das eigentliche tägliche Programm für Wilhelm Meister, das von jenen Wissenderen in den Wanderjahren, die gleich Faust Räume eröffnen wollen, in die Tat und in aller Welt umgesetzt werden soll. Die pathetische, mit einem Lächeln zu übergehende oder zu entschuldigende Utopie von Faust ist in den Wanderjahren das eigentliche Terrain, auf dem sich die Personen bewegen. Die Verwirklichung dieser Utopie ist sowohl in höherem und als auch im alltäglichen Sinne ihr *Geschäft*. Und damit sind wir beim zentralen Begriff, im Kern der Begrifflichkeit von Wilhelm Meister angelangt. Er zeichnet sich auch schon – um ein modernes Kriterium hervorzuholen – statistisch aus: „Geschäft“ ist eins der Lieblingswörter des Verfassers, das ihm ohne Bedenken und ohne Verklumpung aus der Feder fließt, ein höchstaktuelles Wort, das aber im Goetheschen Gebrauch genauso anachronistisch ist wie „Anmut“. Da es aber ein Wort ist, das jetzt und immer, aber in der heutigen Zeit sogar noch extremer denn sonst, als ein normaler Extremismus, oder besser: als ein extremer Normalismus, angesagt ist, als der Kern der Dinge, auch in höherem und alltäglichem Sinne, manifestiert durch Plazas und Riesenplakate, durch die Medienwelt insgesamt, ist sein vom Geld unabhängiges Herleiern, oder besser: Artikulieren, also nicht im Sinne von „money makes the world go round“, sondern im Sinne einer Unbestimmtheit, einer zu artikulierenden Unbestimmtheit, einer anderweitig höheren und alltäglichen Tätigkeit, eines Tätigseins, höchst befremdlich für das heutige Ohr, das nur hört und versteht, was ihm zugespitzt und faktisch, auf Fakten zugespitzt, eingegeben wird. Das Geschäft des Wilhelm Meister und aller Personen der beiden Romane ist dabei nicht nur eine Erfüllung von Tages- und Lebensaufgaben, „tätig frei“, wieder in der Akustik von Fausts letzten Worten, sondern eine Verwirklichung ihrer Charaktere, die sich weniger aus einer Summe von Eigenschaften, als aus ihren jeweiligen Geschäften ergeben, oder eher langsam aufbauen. Das Geschäft ist also ihre Identität, zu einer Zeit, als die Frage nach der Existenz oder die Suche nach einer solchen noch nicht an der Tagesordnung stand. Es fragt sich nur, ob Charaktere wie der Harfner oder Mignon, die nicht fleißig sind wie die bürgerlichen Akteure, sondern leidend-poetisch, zugleich auch – gleich den Theaterleuten und Wilhelm Meister selbst – lateinisch-zigeunerhaft herumtreiben, auch durch das Geschäft charakterisiert sind. Kann das Nichtstun auch Geschäft sein? Im Wenders-Film nahm sich der moderne Wilhelm Meister *Aus dem Leben eines Taugenichts* von Eichendorff mit auf die Reise, durchaus im Sinne seines eigenen Identitätsverständnisses. Kann es sein, dass man sich des eigenen Geschäfts nicht bewusst ist, wie man sich heute der eigenen Identität nicht bewusst sein soll? Wenn dem so ist, dann muss das Geschäft auch dann existieren, wenn man es nicht kennt, wenn man es nicht ausübt. Kann das Geschäft eine Transzendenz bezeichnen, wo es Schicksal bedeutet? So sind wir alle nicht nur das Spielzeug, sondern das Geschäft der „himmlischen Mächte“, an denen der Harfner im Lied<sup>12</sup> wie im Roman verzweifeln muss,

---

<sup>12</sup> Wer nie sein Brot mit Tränen aß,  
 Wer nie die kummervollen Nächte  
 Auf seinem Bette weinend saß,  
 Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.  
 Ihr führt ins Leben uns hinein,  
 Ihr lasst den Armen schuldig werden,  
 Dann überlasst ihr ihn der Pein,  
 Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.  
 In: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Zweites Buch, Dreizehntes Kapitel.

stellt sich doch zuletzt heraus, dass er ohne es zu wissen und zufällig mit seiner eigenen Tochter unterwegs war, die er, gleichfalls unwissend, aufgrund fataler oder väterlicher Willkür in seiner katholisch-patriarchalischen Heimat jenseits der Alpen, im „Land, wo die Zitronen blühen“<sup>13</sup>, und auch die märchenhaften Anekdoten blühen, mit der eigenen – von seinem Vater verschwiegenen – Schwester gezeugt hatte. Damit sind wir aber wieder im Puppentheater, wo die Puppen das Geschäft der höheren Mächte darstellen, ohne beantwortet zu haben, ob Nichtstun auch das Geschäft des Nichtstueden sein kann. Die Frage ist nicht belanglos, denn ihre Verneinung hätte die Folge, dass Goethe den Pragmatismus in den Mittelpunkt seiner Anschauung von Welt und Menschen stellt, was in der zeitgenössischen englischen Philosophie seine erste Blüte hatte, von einem Dichter aber, der nicht diese, sondern Shakespeare auf Wilhelm Meister, den verlorenen Sohn, katalysierend wirken lässt, nicht zu erwarten wäre. Eines ist gewiss: Sein Sich-Verlieren, das Verlassen des väterlichen Hauses, das ihn zum Geschäftsmann hätte erziehen wollen, mit der Konsequenz, dass der Vater in seiner Abwesenheit stirbt und begraben wird, seine Reise und Wanderung, die aus der Sicht dieses väterlichen Hauses und seines Freundes Werner eitles Nichtstun sein müssen, haben ihren Grund darin, dass er sein Ich, nein, sein eigentliches, sein höheres Geschäft sucht. Wenn aber das höhere Geschäft immer anwesend ist, muss es auf der Reise, die selbst schon Geschäft ist, die Suche selbst sein, nur braucht auch die Suche eine Erscheinung, eine Konkretisierung. Lange Zeit stellt sie sich als Geschäft im Theater, in der Wandertruppe dar, wo dem Jüngling eine überraschende, zugleich seinem Sturm-und-Drang Intellekt gerechte Initiatorrolle (auch dank seiner vom Vater herrührenden finanziellen Mittel) und die naive Außenseiterrolle gleichzeitig zukommen, wobei, bei zunehmendem Erfolg, die Außenseiterrolle paradoxer Weise immer mehr die Oberhand gewinnt. Sein Geschäft schmilzt ihm dahin. Und dann stellt sich heraus, dass er die ganze Zeit ein Beobachteter war, das Geschäft von anderen, die ihm nun den Weg weisen wollen, der ihn zu seinem richtigen Geschäft hinführen wird, nachdem nicht nur das Theater, aber alles, was sein Leben bisher erfüllt hatte, sowohl die erste Liebe als auch seine Fürsorge für Mignon und den Harfner, unrettbar verloren ist, bis auf die Frucht jener ersten Liebe, die vielleicht doch eine fremde ist, und da ihn nur das Traum- und Nebelbild von neuen Neigungen umschwebt, die sich aber wieder einmal zu schnell zu realisieren drohen. Das neue Kapitel, nein, der neue Roman seines Lebens gibt seinem Geschäft eine Wende: Er führt ihn hinweg, in die Heimat der verklärten verstorbenen Mignon und des Harfners, der in einem Verzweigungsanfall Selbstmord begangen hat, weg vom Theater, weg aus dem Reich der Wirkungen, hinein in das Reich des *Wirkens*. Statt auf der Bühne steht er vor der Aufgabe des Erziehens und dann des Heilens, sowohl im abstrakten als auch im konkreten Sinne, denn bei seinen Mentoren hat er sich verpflichtet, einen Beruf zu erlernen, und wie aus dem

<sup>13</sup> Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen,  
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht?  
Kennst du es wohl? Dahin!  
Dahin möcht' ich mit dir,  
O mein Geliebter, ziehn.

...

In: *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Drittes Buch, Erstes Kapitel.



Geschehen allmählich hervorgeht, handelt es sich um den Beruf des Wundarztes. Im abstrakten Sinne geht es immer wieder um die Heilung menschlicher Zustände und Beziehungen, an der Wilhelm Meister, nach dem Vorbild und nach dem Wunsch viel erfahrener Personen Anteil nimmt, indem er Missionen erfüllt.

#### 4. Das Geschäft – oder ein anderes Heute im Gestern

Das Wirken ist eine viel langsamere und auch vagere Angelegenheit, als die Wirkung. Man sieht es nicht, sondern man muss daran glauben. Das Wirken verlangt eine höhere Reife, als die Wirkung, mit der und auch mit deren Gefahren Goethe sehr vertraut sein musste, hatte doch das Erfolgswerk seiner jungen Jahre, der *Werther*, eine Welle von Selbstmorden ausgelöst. Die von mir behandelten Jünglingsromane seiner reiferen und besonders seiner späten Jahrzehnte hatten in dem Sinne keine Wirkung, und sie waren auch nicht darauf angelegt, sondern vielmehr auf das Wirken, auf ein Wirken in der Gegenwart, und ein Wirken in die Ferne, sowohl zeitlich als auch räumlich. In den *Wanderjahren* wird Wilhelm Meister zu einem Weiterleiter solchen Wirkens aus der Ferne, das die Welt ganz oder fast im Schillerschen Sinne: „Alle Menschen werden Brüder“ erfassen soll, im Banne eines großen Aufbruchs, in eine oder sogar in *die* Neue Welt, nach Amerika, wobei den Nicht-Christen, nämlich den Juden gegenüber, eine respektierende Neutralität, also weder Freundschaft noch Feindschaft, geraten wird. Jedenfalls sollen sie in den Bund des Wirkens nicht aufgenommen werden.<sup>14</sup>

Beim Wirken haben wir es wieder mit einem Begriff zu tun, zu dem unsere Zeit, chronologisch gesehen die reifste aller Zeiten, die jedoch auf direkte Reize eingestellt ist und Ergebnisse fordert, kein richtiges Verhältnis hat, auch in der Esoterik nicht, die als ungeduldig geschlossene, konsequente Lehre ins Heidentum ausufert und für mich philosophisch überdimensionierte Lebensrezepte liefert, in Kunst und Handwerk – weniger basarals supermarkartig: z.B. mit nervenaufreibend entspannender Hintergrundmusik – orientalischem Kitsch verfällt, außer wenn sich in der Ausübung eines philosophisch-martialisch zivilisationsfeindlichen Schamanenkultes, oder einer Selbstspiritualisierung, ein Wirken durch Urenergien performativ manifestieren soll<sup>15</sup>, all dies im Zeichen einer Ost-West-Konfrontation, die man uneingeschränkt zugunsten des Ostens auslegt. Beim hier als Wirken bezeichneten Anliegen aber, dem Goethe ein betont christliches Bekenntnis beigibt, gleich zu Anfang, in der Darstellung eines alpenländischen Pendants zur heiligen Familie, und auch in der pädagogischen Provinz, wo das Kind Felix von Wilhelm Meister zur Weitererziehung abgegeben wird, geht es um ein mit der Zivilisation nicht verfeindetes Mysterium, das durch Ehrfurcht und mutige Tätigkeit, mit sakraler Gestik, aber ohne bücherfüll-

<sup>14</sup> Lenardo, einer der Neulinge in diesem Bund, der in einer Versammlung auch schon als Vorgesetzter amtiert, sagt in seiner Anrede: „... Was soll ich aber nun von dem Volke sagen, das den Segen des ewigen Wanderns vor allen andern sich zueignet und durch seine bewegliche Tätigkeit die Ruhenden zu überlisten und die Mitwandernden zu überschreiten versteht? Wir dürfen weder Gutes noch Böses von ihnen sprechen; nichts Gutes, weil sich unser Bund vor ihnen hütet, nichts Böses, weil der Wanderer jeden Begegnenden freundlich zu behandeln, wechselseitigen Vorteils eingedenk, verpflichtet ist.“ *Wilhelm Meisters Wanderjahre*. Drittes Buch, Neuntes Kapitel. *Goethes Werke in 12 Bänden, Siebenter Band*. Aufbau, Berlin und Weimar, 1981, 398.

<sup>15</sup> Eine Faustische Bestrebung, die Spannendes zu bieten hat: in Ungarn die Performances von Botond Szathmári und András Szécsi.

lende Ideologie – abenteuerlicher und unaufdringlicher als vom redlichen, gleichwohl esoterisch übergossenen Rudolf Steinerschen Modell – eingeladen wird. Der pädagogischen Provinz kommt die Indianersiedlung des 2009 verstorbenen ungarischen Liedermachers Tamás Cseh<sup>16</sup> am nächsten, nur dass was dort im Bakony-Gebirge nördlich vom Balaton auf Sommer-Camps beschränkt sein muss, bei Goethe die gesamte Erziehung ausmacht, die allerdings sehr vielseitig ist, die Fertigkeiten in Kunst und Sprache in eigenen Regionen, je nach Neigung, nach bestehenden Gesetzen, jeweils am Werk zu entwickeln sucht.

Das In-Schranken-Halten der Ideologie ermöglicht die Erhaltung der Idee. Denn die Idee ist ja das Wirken selbst, und dieses war das Wort, das ich bei der Betrachtung von Faust in der anmutigen Gegend ausgepunktet habe: Auch für ihn geht es dann, nach der Verwüstung des ersten Teils, nach all den plötzlichen, ersehnten, bereuten, unsteten oder unkorrigierbaren Wirkungen vielmehr um das Wirken, das sich zwar durch das Zauberwerk des Mephisto immer wieder in Wirkungen zerstückelt oder prostituiert, das aber durch eine höhere Transzendenz, durch höchstes Wirken, letzten Endes dem *Chorus mysticus* und dem Ewig-Weiblichen entgegengeführt wird. Auch hier, wie bei Wilhelm Meister, wird das Theater aufgegeben: Für den jeweiligen zweiten Teil wird die Bühne zu eng. Oder aber: Die Bühne wächst über sich hinaus, kümmert sich nicht mehr um Wirkung, sondern halt um das innere Wirken, im Vertrauen darauf, dass Wirkung nicht gewollt werden muss, um dennoch zu entstehen.

### 5. Die Entstehung der Verlegenheit

Dies aber, wie manch andere Wunsch, wenn er sich nicht als Sensation verkaufen oder tarnen kann, bringt oft Pein, ja, Peinlichkeit, und aus solcher Diskrepanz, aus solcher Beschämung, aus den Verirrungen der Wirkung, aus der Verkehrung der Wirkung, die nicht gewollt werden muss, das heißt, aus der ungewollten Wirkung, entsteht die *Verlegenheit*. Dieser ist der fünfte und letzte freie Begriff des Wilhelm Meister, und wie die vorigen drei steht auch er unter dem zarten Schutz der Anmut. Verlegenheit nämlich rötet das Gesicht. Fausts Gesicht müsste sich auch oft genug röten, wenn die ungewollte Wirkung seiner Handlungen unkontrollierbare oder verheerende Folgen hat. Die gesamte Handlung ist für ihn eine Abfolge von Verlegenheiten, in die er durch seinen Tatendrang hineingerät. Von seiner inkompetenten Beschwörung des Erdgeistes, über den idyllisch-peinlichen Osterspaziergang, wo er sich mit dem Volk zu vermischen hätte, bis zum Pakt mangels besserer Aussichten („In deinen Rang gehör’ ich nur. / Der große Geist hat mich verschmäht...“), von Gretchens Liebe und Tragödie bis hin zur Ermordung von Philemon und Baucis (die Ermordung der Greise im Kontrast zur Ermordung des neugeborenen Kindes; in beiden

---

<sup>16</sup> CSEH 2008. Das ist ein Indianerroman, der aus dem Erlebnis dieser in den sechziger Jahren entstandenen, zur Tradition gewordenen Indianerkommune hervorging. In der Widmung steht: „Ich widme dieses Buch meinen Freunden, mit denen wir 1961 in einer Lichtung in den Bergen die ersten Indianerzelte aufschlugen. Wir sehnten uns nach lauterer Gesetzen, nach Einfachheit, nach einer durchschaubaren, deutbaren Welt.“ Das Amerika-Bild der beiden Initiativen ist ein gegensätzliches: Cseh identifiziert sich mit den Ureinwohnern, bei Goethe geht es um Kolonialisierung, sogar mit gewisser Cowboy-Romantik (Felix treibt beritten eine Herde von Wildpferden), allerdings um eine abstrakt-friedliche Kolonialisierung – die bei einer Realisierung wohl auch in Gewalt umschlagen müsste, wie Goethe sich dessen beim gewaltsamen Tode von Philemon und Baucis im Zuge der von Faust betriebenen Kolonialisierung bewusst war.

Fällen: die Ermordung der Unschuld, oder auch der Anmut) befindet sich Faust in permanenter Verlegenheit, da alles Missgeschick gegen seinen Willen geschieht, überhaupt entgegen jenem, vom Herrn anerkannten „dunklen Drange“ in ihm, ohne den es aber auch nicht geschehen würde. Aber Fausts Gesicht ist trotz der Verjüngung, oder gerade weil es einer Verjüngung bedurfte, weniger empfänglich für die Röte der Anmut, als das des Wilhelm Meister, der eigentlich nur einer von mehreren Jünglingen in den beiden Romanen ist, die über Verlegenheiten von nicht unbedingt heiterer, aber meist leichter zu überwindender Art, als bei Faust, einer Reife, einem auf Wirken begründeten Sein entgegensteuern.

Das Programm einer Verbrüderung der Menschheit bringt auch Momente, ja, Jahrzehnte von Verlegenheit mit sich. Denn nicht nur die Wirkung, sondern auch das Wirken hat ungewollte Konsequenzen. Und falsches Wirken ist viel schädlicher, als falsche Wirkung, die oft nur die Folge des ersteren ist, Symptom, nicht Ursache. Eine „Brüderschaft“ oder „Genossenschaft“, die ihre Zusammengehörigkeit erst auf Kosten eines anderen, eines Außenstehenden richtig zu genießen in der Lage ist, und so waren alle Verbrüderungen, Bewegungen des letzten Jahrhunderts beschaffen, hat eine Wirkung, die zu epochalen Verlegenheiten führt, die allerdings kaum einem der Akteure das Gesicht zu röten vermögen.

Die anmutige Miniatur einer solchen „Brüderschaft“ ist in der Episode „Die gefährliche Wette“ wiedergegeben, allerdings aus der – schon verlegenen – Perspektive des mittlerweile zu höherer Reife gelangten Protagonisten der kleinen „Suite“, einer Jugendsünde des „Heiligen Christoph“, wie man ihn wegen seiner großen körperlichen Kraft nennt, der ein verwegener Possenreißer war. Er schließt darin eine Wette mit seinen Wandergesellen ab, dass er einem eben im Gasthaus eingetroffenen vornehmen Herrn, der eine besonders ansehnliche Nase hat, dieses Organ anfassen und dafür sogar noch belohnt werden würde. Er führt sich bei ihm als Barbier ein und rasiert ihn bei offenem Fenster, damit den anderen, die unbemerkt zuschauen können, nicht entgeht, wie er die Nase anfassen, unter dem Vorwand der Rasur. Am Ende wird er tatsächlich belohnt und für seine Geschicklichkeit gelobt, wenn auch mit dem wohlwollenden Wink, dass er das Nasenanfassen in Zukunft lassen soll, da das bäuerisch sei. Man ist sehr froh über den gelungenen Streich, so sehr, dass das Geheimnis von den Gesellen im Gasthaus ausgeschwatzt wird, bis es an die Ohren des Opfers gelangt. Mit seinen angeheuertten Mannen bestürmt er das Zimmer, wo sich die Gesellen in größter Verlegenheit eingesperrt haben, und sich jetzt durchs Fenster zu retten suchen. Die Verlegenheit jedoch bleibt bestehen: Der vornehme Herr stirbt nach einiger Zeit wahrscheinlich am Frust, dass er sich nicht revanchieren konnte, und einer der Teilnehmer wird in einem Duell mit dem Sohn des Herrn für den Rest seines Lebens gezeichnet.

Die meisten Konfliktsituationen oder Unlösbarkeiten im *Wilhelm Meister* münden nicht in direkte Tragödien, sondern in Verlegenheiten, die sich zahllos ergeben – die Ungewissheit, ob Felix das Kind von Wilhelm Meister ist, oder nicht, gibt ihm lange Zeit zu schaffen, aber sie ist zugleich symbolisch für die Überwindbarkeit der Verlegenheit, und am Ende wird sich Wilhelm Meister durch die Errettung des zu ihm stürzenden Sohnes als Wunderarzt bewähren können.

Die Verlegenheit ist letzten Endes auch ein bewahrendes Medium, nicht etwas abstrakt Tyrannisches, wie die Ängste des modernen Menschen, sondern doch etwas Ereignisbezogenes, etwas, was einen auch die eigene Schuld brennend gewahr werden lässt und

ihn durch die Aufruhr dieser schmerzhaften Selbstkonfrontation dem inneren Frieden näherbringt, und auch seinem eigentlichen Geschäft. Indessen entgeht man lieber jeder Verlegenheit, nicht wissend, dass man sich damit in eine als Gleichgültigkeit getarnte Angst rettet.

### 6. Zusammenfassung

Ich habe jetzt versucht zu erläutern, wie im *Wilhelm Meister* die Vielfalt des Lebens im spontanen Kraftfeld, im freien Zusammenspiel von Begriffen, insbesondere der Begriffe Anmut, Erkenntnis, Geschäft, Wirken und Verlegenheit dargestellt wird, die alle charakterisiert sind durch Bewegung, Erstreckung und Kontinuität, und die uns, trotz ihrer offensichtlichen Zeitlosigkeit, anachronistisch vorkommen. In der Mitte dieser Formation steht das Geschäft, das, wie auch seine unmittelbaren Nachbarn, von den beiden Flanken Anmut und Verlegenheit mit Segen und Nöten überschüttet wird, die alle zur Fülle eines freieren Lebens beitragen.

### Literatur

CSEH 2008

CSEH Tamás: Hadiösvény (Kriegspfad). Budapest, KONKRÉT, 2008.

GINTLI – SCHEIN 2007

GINTLI, Tibor – SCHEIN, Gábor: Az irodalom rövid története I.-II. (Eine kurze Geschichte der Literatur I.-II.). Pécs, JELENKOR, 2007.

PLENZDORF 1973

PLENZDORF, Ulrich: Die neuen Leiden des jungen W. Rostock, HINSTORFF, 1973.

SCHEIN 2009

SCHEIN Gábor: Egy angyal önéletrajzai (Autobiographien eines Engels). Pécs, JELENKOR, 2009.

SCHILLER 2004

SCHILLER, Friedrich: Über Anmut und Würde. In: Sämtliche Werke, Band V. DEUTSCHER TASCHENBUCH VERLAG, 2004.

SZENTKUTHY 1962

SZENTKUTHY, Miklós: Arc és álarc (Gesicht und Maske). Budapest, MAGVETŐ, 1962.

# FRAGEN UND FAKTEN ZUR MUNDARTLITERATUR IM OBERWALLIS

ILDIKÓ SZANYI  
Universität Debrecen, Ungarn

## 1. Einleitung

Mundartliteratur – einige Kritiker meinen, das Wort existiere gar nicht, Mundart hat mit der Literatur nichts zu tun, so etwas kann nicht als literarische Gattung genannt werden<sup>1</sup>. Bei anderen wird diese Richtung der Literatur als ein wichtiges Kunstmittel für den Ausdruck der Identität<sup>2</sup> bezeichnet. Mundartliteratur wird zweiseitig beurteilt. Einerseits ist die Mundart eine Seltenheit, Besonderheit einer bestimmten Volksgruppe, die irgendeine Art der Identität ausdrückt, andererseits wird sie oft als Unkünstlerisch, als Unwürdiges der Literatur gehalten, so bekommt sie oft eine sekundäre Rolle in der Literatur eines Landes. Zum einen wird sie mit großem Erfolg empfangen, zum anderen muss sie die Würdigung der Literaturkritiker und der Literaturwissenschaft doppelt erkämpfen. „Der Entscheid für die Mundart als Literatursprache bedeutet von Anfang an einen Verzicht auf ein grosses Lesepublikum.“<sup>3</sup> Trotzdem blüht die Mundartliteratur in der ganzen Schweiz, viele Autoren und Autorinnen entscheiden sich teils für den Dialekt als Literatursprache. Die Methoden und die Motivationen sind wesentlich anders als im Fall der traditionellen Mundartliteratur des 19. Jahrhunderts. Die heutigen Mundarttexte ergänzen die literarische Palette eines Autors oder einer Autorin, den Text in Dialekt können die Leser parallel mit dem in Hochdeutsch lesen. Der Ausdruck der Identität, die Vorstellung der wunderschönen Berglandschaft bedeutet allein keine genügende Motivation für die Verwendung der Mundart. Den Gegenstand meiner Forschung bildet die neueste Welle der Mundart, die aus dem alten Kontext der Heimatdichtung herausgenommen wurde, und seit den sechziger Jahren als erneuerte Dialektdichtung benannt werden kann. Mich interessiert, wie die Mundartliteratur in der Zeit der medialen Diglossie, also im Spannungsfeld der Schriftlichkeit und Mündlichkeit bestehen bleiben kann und welche Funktion sie hat. Als Beispiel habe ich von den zahlreichen schweizerdeutschen Dialekten das Walliserdeutsche gewählt, das im deutschsprachigen Teil vom zweisprachigen Kanton Wallis – im Oberwallis – gesprochen wird.

## 2. Literarische Tätigkeit und ihre Vertreter in Oberwallis

Das deutschsprachige Oberwallis trug immer mit berühmten Schriftstellern und Lyrikern zur Schweizer Literatur bei – und das tut es auch heute. Ein Zentrum der Literatur bildet das Kollegium Spiritus Sanctus in Brig, wo im Jahre 1992 der Lehrer und Lyriker Charles Stünzi den die Jugendlichen zum literarischen Schreiben anregenden Schreibwettbewerb

---

<sup>1</sup> Z.B.: „Heute hat fast jedes Tal seinen eigenen Dichter und fast alles, was sie schreiben, wird auch noch publiziert.“ Hugo LOETSCHER über die Sprachsituation in der Schweiz, Books & Literature, 29. September 2002.

<sup>2</sup> Z.B.: Eduard Imhof, Autor von vielen Dialekttexten, in seinem persönlichen Brief an die Verfasserin.

<sup>3</sup> SIEBENHAAR – WYLER 1997, 48

ins Leben gerufen hat. Der Schreibwettbewerb gibt der Jugend Anlass, sich in der Literatur zu entfalten und sich später als Lyriker oder Schriftsteller in der Schweizer Gegenwartsliteratur Bekanntheit zu verschaffen. Bisher sind vier Bände<sup>4</sup> ehemaliger Preisträger veröffentlicht. Zum Analysieren der Oberwalliser Gegenwartsliteratur nahm ich zwei vor einigen Jahren erschienene Bücher als Grundlage an: das 2006 veröffentlichte Buch „*Talwind – Oberwalliser Gegenwartsliteratur*“<sup>5</sup>, die erste Anthologie literarischen Schaffens im Oberwallis mit Lyrik und Prosa von 25 Autoren und Autorinnen und das 2007 herausgegebene Mundart-Gedichtbuch „*igajanumenechligaluege – Poetische Schweizerreise in Mundarten*“<sup>6</sup>, eine Auswahl von verschiedenen Deutschschweizer Mundartregionen von 77 Autoren und Autorinnen. Im „*Talwind*“ vertreten *Eduard Imhof*, *Bernadette Lerjen-Sarbach* und *Hannes Taugwalder* die Dialektliteratur<sup>7</sup>. Im Buch „*igajanumenechligaluege*“ sind vier Lyriker – *Bernadette Lerjen-Sarbach*, *Rolf Hermann*, *Ludwig Imesch* und *Hannes Taugwalder* – aus dem Kanton Wallis aufgezählt.

Meine erste Frage, ob man über eine Dichtung im Walliserdeutschen wie auch über eine Dichtung in Mundart des gegebenen Kantons sprechen kann, kann ich nach dem Überblick des Angebots der oben genannten Bücher mit „nein“ beantworten. Zweifelsohne herrscht das Hochdeutsche als Sprache im Literaturbetrieb im Oberwallis – wie auch in anderen Kantonen der Schweiz. Dialekttexte bilden einen kleinen Teil der literarischen Palette, was auch mit dem Phänomen vom Unterschied der Benutzung der Mundsprache und Schriftsprache zu erklären ist. Alle oben genannten Autoren und die Autorin schufen und schafften neben Mundart auch in Standardsprache.

Gleich kann ich meine zweite Frage, ob es rein in Walliserdeutsch schreibende Oberwalliser Autoren gibt, mit „nein“ beantworten. Sogar zum Dialekt neigende Oberwalliser Lyriker und Schriftsteller schreiben nicht immer in Walliserdeutsch. Mundart bedeutet für diese Autoren etwas Besonderes, etwas Seltsames, mit dem man viel ausdrücken kann, aber „mit reiner Dialektdichtung kommt man nicht über die Kantons Grenzen hinaus“<sup>8</sup> – wie es Hubert Theler erklärt hat.

### 3. Literarisches Schaffen in einer Mundart

Welche Rolle die Mundart beim literarischen Schaffen der oben genannten Oberwalliser Schriftsteller und Lyriker spielt, ist die zentrale Frage meiner Forschung, deren Beantwortung ich mit dem Analysieren einiger Gedichte im Folgenden versuche.

Der Lehrer und Journalist *Ludwig Imesch* (1913-1996) widmete sich auf Hochdeutsch und in Mundart vor allem Themen aus seiner Heimat, dem Wallis und den Walsern. Er darf zu Recht als einer der Pioniere zur Pflege und Förderung der Oberwalliser Mundart bezeichnet werden. In seinen Gedichten wie *Rhonetal*, *miis Rhonetal* beschrieb er die wunderschönen Berge und Täler im Oberwallis, er beschäftigte sich mit der Geschichte der Walsen, veröffentlichte Legenden und Sagen über das Walsertum. Warum er neben

<sup>4</sup> *Schattenlächeln* von Juliette Mathier, *Sternenkinder – hinter Mauern aus Glas* von Jennifer Abgottspon, *Hommage an das Rückenschwimmen in der Nähe von Chicago und anderswo* von Rolf Hermann und *Über den Jenseitspass* von Nicolas Eyer.

<sup>5</sup> STÜNZI 2006.

<sup>6</sup> FÖLMLI 2007.

<sup>7</sup> Mit dem Untertitel „Walliseritsch“.

<sup>8</sup> Persönliches E-Mail an die Verfasserin.

Hochdeutsch auch in Mundart schrieb, ist aller Wahrscheinlichkeit nach seiner Heimatliebe anzurechnen. Sein Gedicht „*Läbunslöuif*“<sup>9</sup> (In: *igajanumenechligaluege*, S. 176.) besteht aus kurzen, einfachen aber bündigen Sätzen. Hart und einfach – wie die Rodung, die Haupttätigkeit der Walser. Es beschränkt sich auf das Wesentliche, auf das Beschreiben eines Lebenslaufes mit den wichtigsten Verben und Adjektiven. Die kurzen, betonten Zeilen des Gedichtes lauten wie je ein Axtschlag auf den Baum: „Tüe schaffu, / sii fliissigs / sii frindlichs, / sii heflichs, / sii riewigs, / tüe schaffu, / nit gaffu, / nit laffu, / nit flüechu, / nit röüku, / nit hüöru, / nur schaffu!“ Schaffen und immer fleißig sein soll nach dem Autor im Zentrum des Lebens stehen – wie bei den Walsern, deren Haupteinkommensquelle die Rodungstätigkeit bedeutete. Weil sich Imesch vor allem mit dem Walsertum beschäftigte, sieht das Gedicht so aus, als würde es den Lebenslauf eines Walsers beschreiben. Das Walliserdeutsch kann bei ihm ein Ausdrucksmittel seiner Identität, eine Begeisterung für die uralten Traditionen sein.

Der Pfarrer aus Grengiols, *Eduard Imhof* (1935-) antwortet auf die Frage<sup>10</sup> der Herausgeber der Anthologie *Talwind* auf folgender Weise: „Schreiben, weshalb? Hochdeutsch aus purer Lust und gelegentlichem Antrieb. Dialekt aus lauter Freude am Modellieren der unverbrauchten Sprache.“ (In: *Talwind*, 76.) Er schreibt in der Mehrheit auf Hochdeutsch, daneben verfasst er aber Lyrik, Prosa, Hörspiele für Radio DRS und verschiedene Artikel für die Zeitung *Walliser Bote*. Imhof legt einen besonderen Akzent auf die Mündlichkeit, er meint, er lese seine Texte sehr gern vor, weil sie alle zum Lachen eingerichtet sind und das überträgt sich sehr aufs Publikum.<sup>11</sup> Der Leser soll den Text laut, deklamiert vorlesen, um selbst den Klang zu hören. Das ist aber sehr schwer, weil alle Texte phonetisch und nicht orthographisch hingeschrieben sind. Bei Imesch kommt die Grammatik und die Phonetik des Walliserdeutschen als ein von Jahr zu Jahr noch notwendigeres Problem vor. Er meint, so wie alle Sprachen, auch die Mundarten sind in Bewegung: die Schreibweise ändert sich, weil sich auch die Aussprache ändert. Die jüngere Generation kann sich nicht mehr so ausdrücken, wie die ältere. Er beschäftigt sich auch in seinem Gedicht „*Ta panta rhej*“<sup>12</sup> (In: *Talwind*, 112.) mit der Bewegung: „Über, uppa, / Hiena, daana, / Obena, unnena. / Ga ligge, üffstaa. / Studiere, rammisiere, / Flattiere, rasiere, kassiere. / Derfirr, dernaa, / Jetzt, nie, allpott, züe:<sup>13</sup> / Panta, panta, ta panta rhej ... rhej ... rhej!“ Der Text ist ein Spiel mit dem Rhythmus, mit dem Klang, mit den Oppositionen. Die Motivation für das Walliserdeutsch finde ich bei Imhof in dem Spiel mit der Sprache.

*Hannes Taugwalder* (1910-2007), der „Grand Old Man“ der Walliser Literatur<sup>14</sup> begann sich erst nach seiner Pensionierung mit der Literatur zu beschäftigen. Unter seinen 32 Büchern sind autobiographische Werke, Kurzgeschichten, Sachbücher, Gedichtbände zu finden. Sein literarisches Schaffen in Mundart beträgt 6 Gedichtbände und ein Buch mit Fabeln. Betrachtet man die Gesamtproduktion von Taugwalder, ist es im Verhältnis ein

<sup>9</sup> Lebenslauf (von der Verfasserin übersetzt)

<sup>10</sup> Die Herausgeber haben jeden Autor und jede Autorin darum gebeten, eine kurze Antwort auf die Frage „Schreiben: Weshalb und wozu?“ abzugeben.

<sup>11</sup> Persönlicher Brief von Ludwig Imesch an die Verfasserin.

<sup>12</sup> altgriechisch = Alles ist in Bewegung. (von Ludwig Imesch übersetzt)

<sup>13</sup> „Hinüber, herüber / diesseits, jenseits / oben, unten / liegen, aufstehen / studieren, ramassieren, kassieren / vorher, nachher / jetzt, nie, pausenlos, ständig.“ (übersetzt von Eduard Imhof)

<sup>14</sup> STÜNZI 2006, 9.

kleiner Teil, umso populärer ist er aber im Kreis der Freunde der Wallisersprache. „*Verimbrüf und imbrü*“ war das erste Gedichtbändchen in Walliser Mundart, das er veröffentlichte. Für Leser, die der Walliser Mundart nicht mächtig waren, versah er die Gedichte mit Fußnoten, um beim Verstehen Hilfe zu bieten. Beim Lesen der Mundartgedichte von Taugwalder kann man eine Art Experiment mit der Sprache und mit der Versform feststellen. Er schrieb oft mit sprachspielerischen Elementen aus Freunde am Klang. Sein zweifelsohne bekanntes Gedicht auf Walliserdeutsch „*D Miisch*“<sup>15</sup> erschien in der Anthologie „*Talwind*“ (S. 116.). Mäuse sind im allgemeinen keine beliebten Tiere, aber in Mundart formuliert bekommen sie etwa Anmutigkeit, wodurch man sie liebgewinnt, die vier Mäuse, die im Keller schlafen, aus dem Teller fressen und trinken, was vom Fass tropft. Oder wie es der Autor in Mundart verfaßt: „Schlaffu tiensch im Chällerli, / frässu us dum Tällerli, / triichu, was fam Fassje tropft. / Schii verlangunt, dass mu chlopft.“

Was Taugwalder zum Schreiben in Mundart motivierte, formuliert er selbst im Vorwort seines zweiten Mundart-Gedichtbandes: „Ein Heimwehwalliser hat mir einmal gesagt: Gidichtjini in Wallisertitsch sind d Roggubrotjini fer mini Seel. Ich wage deshalb zu hoffen, dass das neue Bändchen bei den Freunden der Walliser Mundart auch wieder gute Aufnahme finden wird.“<sup>16</sup> Das Walliserdeutsch als Literatursprache ist auch bei ihm ein Spiel mit den Buchstaben und Tönen oder ein bisschen mehr: den Dialekt fühlt er als sein Eigen, wie er es in seinem Gedicht „*D Miisch*“ in der ersten und letzten Strophe ausdrückt: „Wier hei Miisch / In iischum Hiisch. / Was geit das andri a? / Schii sind iischi.“<sup>17</sup>

Neben Hannes Tauwalder hat die Dichterin *Bernadette Lerjen-Sarbach* (1942-) auch ein grosses Publikum für ihre Texte erhalten. Sie ist – wie Hannes Taugwalder – in beiden von mir erwähnten Bänden anwesend. Im Buch *Talwind* präsentiert sie sich sowohl auf Hochdeutsch als auch in Mundart, im Band *igajanumenechligaluege* wurden 23 Gedichte von ihr ausgewählt. Lerjen-Sarbach trägt ihre Gedichte, die „durch die Zeiten ihres Lebens als Kind, junges Mädchen, Mutter, Frau, Witwe und Grossmutter gehen“<sup>18</sup>, oft bei musikalischer Begleitung vor. Es ist wirklich schwierig bei den Texten von Frau Lerjen-Sarbach, man muss sie einige Male lesen, damit man sie versteht, aber wenn man hinter die Worte sieht, begreift man, warum ihre Gedichte so populär sind. Bei ihr geht es um einfache, alltägliche Themen: woher der Wind heute bläst, wo man die Spuren der Liebe finden kann, wie ein Mann einer Frau Kompliment macht, wie eine Frau vor einem Schaufenster geht. Was Schreiben ihr bedeutet, verfasst sie selbst in der Anthologie *Talwind*: „Schreiben gehört zu mir, hilft mir zu leben, gibt meinem Leben noch eine Dimension dazu, hilft mir, intensiver wahrzunehmen und dann festzuhalten, hilft mir, mich auszudrücken, und auch wieder loszulassen.“ (31.) Das gilt nicht nur für Schreiben in Hochdeutsch, sondern auch für es in Mundart, wie Bernadette Lerjen-Sarbach es in ihrem Gedicht „*Bim Schriibu*“ ausdrückt: „Wenn / ich / eleinzig bi / sid / ier / alli / da.“ (In: *igajanumenechligaluege* 167.)

Der Lyriker und Schriftsteller *Rolf Hermann* (1973 -) vertritt sich mit 8 Mundart-Gedichten im Band *igajanumenechligaluege* und mit 8 Gedichten auf Hochdeutsch in der

<sup>15</sup> Die Mäuse (von der Verfasserin übersetzt)

<sup>16</sup> Taugwalder schrieb diese Zeilen im Vorwort seines Mundart-Bändchen *Äs verfaat appa nid*. (Erscheinungsjahr: 1978)

<sup>17</sup> „Wir haben Mäuse in unserem Haus. Was geht das andere an? Sie sind unsere.“ (Von der Verfasserin übersetzt)

<sup>18</sup> WALLISER BOTE 2009, 19.



Anthologie *Talwind*. Das eine von seinen Gedichten erscheint in beiden Bänden – in zwei Sprachvarianten: mit dem Titel „*Billige Improvisation Nr.5*“ auf Hochdeutsch<sup>19</sup> und mit dem Titel „*Äs Liebäsgidicht*“ in Mundart<sup>20</sup>. „Die Mundart ist zweifelsohne ein Teil meiner Identität. Zum einen eine regionale, dann eine kantonale und dann eine nationale.“<sup>21</sup> – antwortet Rolf Hermann auf meine Frage, welche Identität Mundart für ihn bedeutet. Und das können wir auch in den beiden Gedichten spüren. *Billige Improvisation Nr.5*. ist ein Gedicht in Standardsprache, in dem es um einen erschöpften Mann geht, der zwei Monate vor seinem achten Hochzeitstag eine Frage vor sich stellt, auf welche Frage er die Antwort hoffnungslos in den Horoskopfen sucht: „Wie hält man es nur aus mit mir?“ (In: *Talwind*, 25) Das Gedicht ist – wegen der Standardsprache – leicht zu lesen, leicht zu verstehen, der Leser stellt sich einen deutschen Ehemann, als die Hauptfigur der Geschichte vor. Schon im Titel unterscheidet sich die Mundartversion: *Als Liebesgedicht*<sup>22</sup>. Mit diesem Titel bekommt die hoffnungslose Laune eine positive Wirkung – dieser Ehemann liebt seine Frau auch dann, wenn es ihm die Geduld fehlt, seine schmutzigen Socken aufzuheben, oder wie es Hermann schreibt: „Äs fehlt mer di Giduld, / fär di dräkkigü Schtrimpf üfzläsu.“ (In: *igajanumenechligaluege*, 173.) Die Mundart verleiht dem Gedicht regionale Identität – kein deutscher Ehemann könnte es so erzählen, nur ein Walliser. Durch die Mundart kann Hermann also Assoziationen mit der Figur verbinden. Obwohl die Mundart schwer zu verstehen und zu lesen ist, dient vor allem der Mündlichkeit: beim lauten Lesen bekommt der Leser ein zweites Erlebnis, das Erlebnis des Wortklanges. Das Gedicht – wie auch andere Mundartgedichte – ist ein Spiel mit der Sprache und der Aussprache. Rolf Hermann findet es auch wichtig, „beinah zwingend, dass jede Form der Mundartliteratur auf einem hörbaren Medium festgehalten wird. Sinnvoller als Bücher erscheinen mir also CDs für diese Form der Literatur.“<sup>23</sup>

Bei Hermann erscheint auch ein anderes Motiv für Dialekt, und zwar das Spiel mit der Kombination von Mundart und Sprachexperiment. Dieses Spiel zeigt „*Ds Fligügittär-Güdidicht*“<sup>24</sup> (In: *igajanumenechligaluege*, 172.), wo der Autor mit der Vokalenpermutation nach einem bestimmten Muster sprachspielerische Elemente verwendet. Der Ausgangstext ist sehr einfach, beschränkt sich auf das Minimum: „Du uf dar andru Situ, / Ganz uf dar andru Situ. / Ich uf dischar Situ, / Ganz uf dischar Situ.“<sup>25</sup> Zeilenweise werden nach bestimmten inneren Regeln Umlaute gesetzt, so dass die letzte Strophe des Gedichtes schon nur aus Vokalen mit Umlaut besteht: „Dü üf där ändrü Sitü, / Gänz üf där ändrü Sitü. / Ich üf dischär Sitü, / Gänz üf dischär Sitü.“ Die Strophe hat keinen inhaltlichen Sinn mehr, mit diesen palatalen Vokalen dient sie zum Darstellen der anderen Seite des Fliegengitters. Der Wortspielerei sind keine Grenzen gesetzt.

Die Mundart trug also bei den Schriftstellern mit verschiedenen Motivationen zum literarischen Schaffen bei. Die Rolle der Mundart hat sich in den letzten Jahrzehnten we-

<sup>19</sup> STÜNZI 2006, 25.

<sup>20</sup> FÖLMLI 2007, 173.

<sup>21</sup> Persönliches E-Mail an die Verfasserin.

<sup>22</sup> Von der Verfasserin übersetzt.

<sup>23</sup> Persönliches E-Mail an die Verfasserin.

<sup>24</sup> Das Fliegengitter-Gedicht (übersetzt von Rolf Hermann)

<sup>25</sup> „Du auf der anderen Seite./Ganz auf der anderen Seite./Ich auf dieser Seite./Ganz auf dieser Seite.“ (übersetzt von Rolf Hermann)

sentlich geändert: statt Heimatbeschreibung stehen das Experiment mit der Sprache, der Ausdruck des „Ich-selbst“ auf dem ersten Platz. Aber eines ist gemeinsam bei den oben erwähnten Autoren und Autorinnen: die Vorliebe für ihren Dialekt.

#### 4. Die Ergebnisse einer Umfrage

Um das Verhältnis der im Oberwallis lebenden Jugendlichen zur Mundart zu untersuchen, habe ich eine Erhebung im Kollegium Spiritus Sanctus in Brig durchgeführt. 304 Fragebögen wurden von Schülern ausgefüllt, 26 Rückmeldungen waren jedoch auf Grund verschiedener Ursachen unauswertbar. Insgesamt habe ich 278 Fragebögen aufgearbeitet.

Im ersten Teil habe ich die Schüler danach gefragt, welche Sprachformen – Walliserdeutsch oder Hochdeutsch – sie in verschiedenen Situationen verwenden, welche Sprachformen sie beim Radiohören, Fernsehen und Lesen bevorzugen. Hier kann ich vorausschicken, dass die Ergebnisse mit den allgemein verbreiteten sprachwissenschaftlichen Ansichten<sup>26</sup> übereinstimmen. Die vorwiegende Mehrheit der Schüler verwendet in den nicht offiziellen mündlichen und schriftlichen Kommunikationsformen lieber das Walliserdeutsch. Das macht in der Kommunikation im Familienkreis 93 Prozent und in der Kommunikation im Freundeskreis 97 Prozent aus. 93 Prozent der Schüler benutzen beim SMS-Schreiben und 90 Prozent der Schüler beim Email-Schreiben das Walliserdeutsch, 96 Prozent von ihnen schreibt beim Chatten im Internet auf Walliserdeutsch. Demgegenüber steht aber auch die Tatsache, dass sie in der offiziellen schriftlichen Kommunikation fast hundertprozentig die hochdeutsche Sprache verwenden: 99 Prozent der Jugendlichen schreiben amtliche Emails und 98 Prozent der Schüler verfassen die Schularbeiten in Hochdeutsch. Fast einheitlich sind die Zahlangaben im Fall der verschiedenen Medien. Die Schüler bevorzugen beim Fernsehen (89 %), beim Lesen von Zeitungen (96 %) und der Literatur (97 %) die hochdeutsche Sprache – vielleicht ist auch das der Grund, dass man in der Schweiz die hochdeutsche Sprache als Schriftsprache bezeichnet –, während beim Radiohören das Walliserdeutsch eindeutig bei 84 % der befragten Schüler bevorzugt wird.

Im zweiten Teil der Umfrage habe ich nach dem Verhältnis der Jugendlichen zur Mundartliteratur gefragt. Jeder vierte Schüler (27 %) liest manchmal Mundartbücher, die anderen (73 %) haben noch keine gelesen. Auf die Frage, ob sie Autoren der Oberwalliser Mundartliteratur nennen können, habe ich folgende Ergebnisse bekommen: 91 Prozent der Schüler konnte keine Mundartautoren nennen – obwohl einige bemerkt haben, dass sie zwar solche Autoren kennen, aber ihr Name falle ihnen jetzt nicht ein. Die übrigen 9 Prozent der Schüler nannten zuerst Hannes Taugwalder und Hubert Theler, ihnen folgt Ludwig Imesch. Der Name der Schauspielerin und Sprecherin von Lesungen und Hörspielen, Regula Imboden wurde auch erwähnt, ebenso wie Erwin Jossen, der Autor des Buches „Naters. Das grosse Dorf im Wallis“.

Im dritten Teil der Umfrage erkundigte ich mich danach, welche Sprachform in der Musik den Jugendlichen näher steht. Obwohl über die Hälfte der Schüler (55 %) lieber für die internationale Richtung der Musik schwärmt, hört ein bedeutender Teil der Jugendlichen (36 %) lieber Musik aus dem Wallis<sup>27</sup>. Die Texte der genannten Rock-, Pop- und

<sup>26</sup> Mit der medialen Diglossie. Siehe BÖHLER, 1985, 244.

<sup>27</sup> 9 Prozent der Schüler hat in seiner Antwort die Bemerkung „beides“ erwähnt.

Rapbands – wie Lineli Concept, Sina, Z'Hansrüedi, LABYRINTHzero, Stockitown – sind fast hundertprozentig Mundarttexte.

Zuletzt habe ich die Schüler darum gebeten, Assoziationen für die beiden Sprachformen – für Walliserdeutsch und Hochdeutsch – zu schreiben. Die am häufigsten vorkommenden Ausdrücke für das Walliserdeutsch sind *Muttersprache, Heimat, Familie, Freunde, Tradition, Freizeit*. Viele Schüler haben nicht nur einfach Wörter geschrieben, sondern mit ganzen Sätzen geantwortet. „*Es ist meine Muttersprache und ich fühle mich dieser Sprache näher, da ich auch auf Walliserdeutsch denke.*“ – antwortet ein Schüler. Die am meisten erwähnten Assoziationen für das Hochdeutsche sind *Schule, Deutschland, offiziell, Fernsehen, Bücher*. Und die Antwort für das Hochdeutsch von demselben Schüler lautet so: „*Es ist eher die offizielle Sprache, die ich benutze, dass Anderssprachige mich verstehen. Lesen ist aber angenehmer auf Hochdeutsch. Es gibt ja verschiedene Walliserdeutsch und manche sind kompliziert.*“ Die Ergebnisse des vierten Teils der Umfrage beweisen auch die allgemein verbreitete Auffassung über die Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Schweizerdeutschen, die Dürrenmatt mit Hilfe von Ausdrücken *Vatersprache – Muttersprache* formuliert hat. Als Muttersprache nennt er das Schweizerdeutsche als die Sprache seines Gefühls und als Vatersprache das Deutsche als die Sprache seines Verstandes, seines Willens, seines Abenteuers.<sup>28</sup>

## 5. Zusammenfassung

Wie es sich aus der Umfrage herausstellt, lesen nur sehr wenige Jugendlichen, aber umso mehr *hören* sie Mundarttexte. Das zeigt eine der wichtigsten Voraussetzungen der Mundartliteratur, die *Hörbarkeit* – deren Wichtigkeit auch Rolf Hermann betont. Das Schriftbild der Mundart ist für die meisten etwas Ungewohntes, Abnormales, so ist es auch für mich ganz verstehbar, warum die Jugendlichen nicht gern Mundarttexte lesen. Der Klang der Mundart bedeutet demgegenüber für die meisten etwas Gewohntes, Vertrauliches. Egal, wie es geschrieben wird, wichtig ist die Aussprache, der gewohnte Rhythmus. So kann der Mundarttext – so auch die Mundartliteratur – im Kreis der Jugendlichen mehr ein literarisches Ereignis für die Ohren sein. Diese Behauptung gilt nicht nur für die jüngere Generation sondern auch für das ganze Publikum der Mundartliteratur. So haben die hörbare und die lesbare Mundart zweierlei Funktionen: die eine gilt für den Ton und Klang im Zusammenhang mit dem Verstehen, die andere für das Spiel mit der Sprache, für das Formen verschiedener Sprachvariationen. Obwohl die Mundartdichtung ein Randgebiet der Oberwalliser Literatur bildet – wie im Allgemeinen die Mundartliteratur innerhalb der Schweizer Literatur –, hat sie eine scheinbar geringe aber vom literaturwissenschaftlichen Standpunkt aus wichtige Rolle: die Vielfältigkeit des Schweizerdeutschen zu beweisen.

---

<sup>28</sup> RUSTERHOLZ 1998, 72.

**Literatur****BÖHLER 1985**

BÖHLER, Michael: Deutsche Literatur im kulturellen Spannungsfeld von Eigenem und Fremdem in der Schweiz. In: Das Fremde und das Eigene. Prolegomena zu einer interkulturellen Germanistik. (Hrsg.) München, WINLACHER, Alois, 1985.

**FÖLMLI 2007**

FÖLMLI, Ursula (Hrsg.): Igajanumenechligaluege. Poetische Schweizerreise in Mund-Arten. Zürich, LIMMAT VERLAG, 2007.

**RUSTERHOLZ 2007**

RUSTERHOLZ, Peter (Hrsg.): Schweizer Literaturgeschichte. Stuttgart, J. B. METZLER VERLAG, 2007.

**SIEBENHAAR – WYLER 1997**

SIEBENHAAR, Beat – WYLER, Alfred: Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz. Zürich, EDITION „PRO HELVETIA“, 1997.

**STÜNZI 2006**

STÜNZI, Charles (Hrsg.): Talwind. Oberwalliser Gegenwartsliteratur. Dozwil, EDITION SIGNATHUR, 2006.

**WALISER BOTE 2009**

WALLISER BOTE, 5. Mai 2009.

# DIALEKTALISMEN, REGIONALISMEN UND AUSTRIAZISMEN IN TEXTEN DER UNGARNDEUTSCHEN GEGENWARTSLITE- RATUR: ERGEBNISSE EINES FORSCHUNGSPROJEKTS

KRISZTINA GERÖLY  
Universität Pécs, Ungarn

## 1. Einleitung: Forschungsziele und -fragen

Der Beitrag geht von der Annahme aus, dass in Texten der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur nicht nur die Sprach- und Kulturkontakteinflüsse des Ungarischen, sondern auch – wie darauf bereits in mehreren Ansätzen hingewiesen wird (s. dazu z.B. Földes 1997; Geröly 2007; 2008) – die Einflüsse verschiedener Sprachvarietäten des Deutschen (wie z.B. des Österreichischen und verschiedener binnendeutscher Dialekte) vorhanden sind. Wie Földes (1996: 10; 2005: 56f.) feststellt, kann die aktuelle Sprachsituation der Ungarndeutschen als *bilinguale Dialekt-Standard-Diglossie* bezeichnet werden, d. h. dass ihr kommunikatives Repertoire aus den folgenden endogenen (deutschen) und exogenen (fremden) Varietäten besteht: der deutschen und der ungarischen Standardvarietät, der jeweiligen deutschen Ortsmundart, dem deutsch gefärbten Ungarisch, dem von ungarischen Lehneinflüssen durchsetzten Deutsch, den regionalen Varietäten anderer Minderheitensprachen in Ungarn und in den Nachbarländern. Die Einflüsse dieser Sprachvarietäten betreffen – nach meiner Vorannahme – sowohl die lexikalisch-semanticen als auch die morphosyntaktischen bzw. textlinguistisch-stilistischen Strukturen der Texte, obwohl die einzelnen linguistischen Teildisziplinen nicht gleichermaßen den verschiedenen Kontakteinflüssen ausgesetzt sind. Nach meiner Hypothese wird der lexikalisch-semantic Bereich stärker beeinflusst als der morphosyntaktische. Das Ziel des Beitrags liegt darin, die in den untersuchten Texten vorhandenen Kontakteinflüsse verschiedener Varietäten des Deutschen festzustellen und durch Belege darzustellen. Ein weiteres Ziel der Analyse ist, den Ursprung der festgestellten Kontaktphänomene möglichst genau festzustellen.

Bei der Analyse wurde empirisch vorgegangen, indem ein Zettelkatalog von potentiellen *Austriazismen*, *Regionalismen* und *Dialektalismen* zusammengestellt wurde. Es wurden sowohl einzelne lexikalische und morphosyntaktische Elementen als auch größere sprachliche Bildungen von diesen (wie z. B. Phraseologismen) untersucht. Die österreichisch-spezifischen Elemente, die Dialektalismen und die Regionalismen wurden mit Einträgen verschiedener einsprachiger Wörterbücher verglichen, wobei die Konzentration auf den Unterschieden zwischen dem kontextuellen Gebrauch und der Bedeutung in Wörterbüchern lag. *Teutonismen* und *Helvetismen* haben in den analysierten Texten keine relevante Rolle, deshalb werden diese Sprachphänomene in der vorliegenden Analyse nicht betrachtet. Als Kontrollinstanz wurden in die Analyse österreichische und binnendeutsche Kontaktpersonen als Gewährspersonen einbezogen.

Durch ihre Zielsetzungen und Analysemethoden kann die vorliegende Arbeit der *interkulturellen Dialektologie* und der *interkulturellen Sprachkontaktforschung* – die aufgrund der Terminusbestimmung von Földes (2003: 44) als angewandte linguistische Teildisziplinen der interkulturellen Linguistik betrachtet werden können – einen Beitrag leisten.

## 2. Regionale Standardvarietäten des Deutschen: Österreichisch, Binnendeutsch, Schweizerdeutsch

Das Österreichische ist eine Standardvarietät des Deutschen: Die Schrift- und Standardsprache des Deutschen besteht aus mehreren Varietäten, d.h. das Deutsche ist eine plurizentrische Sprache, deren nationale Varietäten in allen sprachlichen Ebenen Unterschiede aufzeigen (Wiesinger 2001: 481). Wie bereits Moser feststellt, ist „österreichisches Deutsch kein schlechteres, sondern ein anderes Deutsch“ (zit. nach Wiesinger 2001: 281). Bei Wiesinger (2001: 482) geht hervor, dass das Österreichische keine einheitliche Varietät des Deutschen ist, sondern vielmehr als „Summe der in Österreich vorkommenden Varianten auf allen Ebenen“ angesehen werden kann. Die in Österreich verwendeten Sprachvarietäten gehören zum Oberdeutschen: Während in Tirol, Niederösterreich und Burgenland das Ostoberdeutsche (das Bairische) vorherrscht, wird in Vorarlberg und in Westtirol das Westoberdeutsche (das Alemannische) verwendet. Nach Lipold (1988: 32) sind österreichische Besonderheiten in der deutschen Schriftsprache all jene Varianten zu nennen, die in einem großen Teil des österreichischen Staatsgebiets vorkommen. Im meinem Projekt werden die österreichischen Besonderheiten *Austriazismen* genannt.

Nach der Feststellung von Muhr (1995: 93) kann die Beschreibung des österreichischen Deutsch nicht bloß auf sprachliche Phänomene und Aufzählung einiger linguistischer Charakteristika beschränkt werden. Das österreichische Deutsch dient auch zum Ausdruck von Identität durch die Sprache. Bestimmte sprachliche Mittel dienen dazu, individuelle, sprachliche, soziale und staatliche Identität und Identifikation auszudrücken.

Wie bereits bei Földes (1997: 159) festgestellt wird, können Texte der ungarndeutschen Gegenwartsprosa durch „*Dialektalität und Regionalität, verschiedene Manifestationen von Mehrsprachigkeit und Sprachenkontakten*“ charakterisiert werden. Seine Untersuchungen richteten sich auf die Erforschung von morphosyntaktischen und lexikalisch-semantischen Besonderheiten vom Phraseologiegebrauch ungarndeutscher Prosatexte. In dieser Studie zieht er die Schlussfolgerung, dass in Phraseologismen dieser Texte verschiedene Formen von Archaismen, Regionalismen, *Austriazismen*, vereinzelt DDR-spezifische sprachliche Formen und verschiedene Sprachmischungsphänomene vorhanden sind. Deshalb werden im vorliegenden Projekt *Austriazismen* und für andere Sprachvarietäten des Deutschen charakteristische Sprachphänomene (*Regionalismen*: *Teutonismen* und *Helvetismen*) von Texten der ungarndeutschen Gegenwartsprosa in der Verwendung von Ethnorealien (s. dazu ausführlicher Geröly 2007: 113ff.), im Bereich der Onomastik, der Morphologie, der Syntax und der Phraseologie untersucht. Nach einer Feststellung von Tatzreiter (1988: 71) wurden bisher *Regionalismen* der deutschen Sprache vor allem im Bereich des Wortschatzes und der Aussprache erforscht. Die Morphologie wird lediglich in einigen Forschungsarbeiten als Randgebiet behandelt. In diesem Beitrag werden auch morphologische und syntaktische Aspekte in die Untersuchung einbezogen.

Neben *Austriazismen* können eventuell in den untersuchten ungarndeutschen Texten *Teutonismen* (für das Deutsche in Deutschland charakteristische Phänomene) *Helvezismen* (für das Schweizerdeutsche charakteristische Spacherscheinungen) und *Dialektalismen* (Spezifika in den verschiedenen deutschen Dialekten) auftreten. *Austriazismen*, *Teutonismen*, *Helvezismen* können mit einem Terminus als *Regionalismen* (Brend/ Knipf–Komlósi 2001: 7f.) bezeichnet werden. Darunter werden regionale Besonder-

heiten der deutschen Standardvarietät auf phonetisch–phonologischen, morphologisch–grammatischen, lexikalisch–semantischen und pragmatischen Ebenen verstanden. Regionalismen und Dialektalismen erscheinen in den analysierten Texten in Form von Transferenzen, Interferenzen und Entlehnungen.

### 3. Regionalismen und Dialektalismen im Bereich der Ethnorealien

Unter *Ethnorealien* werden nach der Definition von Melika (2004: 142) solche eigen- und fremdsprachige Lexeme verstanden, die in einer anderen Sprache aus kulturhistorischen Gründen keine Entsprechung haben. Diese Lexeme bezeichnen Speisen, Trachten und Bräuche einer Ethnie, die von dieser ethnischen Gruppe erdacht und gebraucht werden und zu ihrem kulturellen Erbe gehören. Im linguistischen Sinne werden die Ethnorealien als kulturelle lexikalische Transferenzen bezeichnet.

In den analysierten Texten tritt eine Reihe von Ethnorealien auf, die im Österreichischen und in verschiedenen Dialekten gebraucht werden bzw. die für die Österreicher bekannt sind, werden sie demgegenüber im Binnendeutschen nicht verwendet. Dazu gehören einerseits Entlehnungen aus dem Ungarischen andererseits spezifisch österreichische Lexeme bzw. verschiedene Dialektalismen, deren Gebrauch sich auf einen Dialekt beschränkt. Im Folgenden sollen hier einige Beispiele für *Austriazismen* und *Dialektalismen* angeführt werden.

#### a. Transferenzen aus dem Ungarischen:

- (1) „*Tes Schoofspaprikasch* hot far alli kschmeckt, es war net arich scharf, so hen es ti Kiner a mit Freit kesse.“ (N. Márnai–Mann: Tr Trauerweidepoom. A Kschicht aus tr Batschka. In: Hometskschichte S. 76.)

Die im angeführten Beispiel vorhandene Ethnorealia bezeichnet eine ungarische Speise, die auch in Österreich wohlbekannt ist. Es wurde aus dem Ungarischen ins Österreichische entlehnt und mit dem ungarischen Adjektivbildungssuffix *-s* gebildet, mit dem im Ungarischen aus Substantive Adjektive gebildet werden. Diese Art von Wortbildung war für die norddeutschen Kontaktpersonen unbekannt, während die süddeutschen und die österreichischen diese Wortbildungsart kannten und bei Entlehnungen auch verwenden.

#### b. Entlehnungen aus dem Bairisch–Österreichischen:

- (2) „Ti Weiwer hen schun Woche varher ti Känse un ti Katsche kstopt, viel Peckmess un *Kulatsche* is kepackt ware.“ (N. Márnai–Mann: Tr Trauerweidepoom: A Kschicht aus tr Batschka In: Hometskschichten, S. 11.)

*Kulatsche* ist eine Entlehnung aus dem Bairisch–Österreichischen *Kolatsche*. Das bairisch–österreichische Lexem wurde aus dem Tschechischen *kolač* (Kuchen) entlehnt (Ebner 1980: 110). Das tschechische Lexem bezeichnet eine Art von Kuchen, der ursprünglich rund war, aber jetzt meist viereckig ist. Alle vier Ecken einer größeren Kuchenfläche werden nach innen gebogen. Der Kuchen wird traditionell zur Hochzeit oder zu anderen besonderen festlichen Gelegenheiten wie z.B. zur Kirchweih oder zum Geburtstag gebacken. In den einzelnen Regionen wird dieser Kuchen auf unterschiedlicher Art und Weise gefertigt (Schmidt, unter [www.hog-kerne.de/PDF/Sprachschatz](http://www.hog-kerne.de/PDF/Sprachschatz)). Für die österreichische Kontaktperson war das Lexem als *Golatsche* mit derselben Bedeutung bekannt.

c. *Regionalismen innerhalb der Austriazismen:*

Unter Regionalismen werden in unserem Fall solche lexikalischen Transferenzen verstanden, deren Verwendung in Österreich sich auf bestimmte Bundesländer beschränkt. Z.B.:

- (3) „Aus diesem Grund wurden immer neue Felder auf unserem **Hotter** vermessen.“  
(Fr. Sziebert: Die Kartoffelernte. In: Unzuverlässig? S. 24.)

Das Lexem *Hotter* wird ausschließlich in Burgenland und Oststeiermark verwendet und bezeichnet Acker bzw. Gemeindegrenze oder Gemeindegebiet (Ebner 1988: 106; Back 2006: 389). Es handelt sich in diesem Fall um einen Regionalismus innerhalb der Austriazismen, der für die österreichischen (aus Wien/ Graz) Kontaktpersonen unbekannt war und dadurch kann verstärkt werden, dass dieses Lexem in Österreich lediglich regional verbreitet und bekannt ist.

d. *Transferenzen von Diminutivformen aus Bairisch–Österreichischen:*

- (4) „Jetzt hen sie merk a Kuh unk a Sau khat, tavo hot mer sie jo pefreit. Nar a paar **Hingle**, **Katsche** un **Känse** ware im Hof.“ (N. Márnai–Mann: Ti verlaareni Homet. Tr Apschied. S. 88.)

*Hingle* ist eine Transferenz (Dialektalismus) aus der bairisch–österreichischen Diminutivform *Hend*, mit dem Diminutivsuffixtransferenz *-le* die nach Scheuringer (2001: 109) Hühnchen bezeichnet. *Katsche* ist eine Transferenz aus dem ungarischen *kacsa* (SD: Ente) und *Känse* aus dem Binnendeutschen *Gänse*.

e. *Regionalismen, deren Entstehung als Folge österreichisch–ungarischer Sprach- und Kulturkontakte betrachtet werden kann: Sommerküche, Augenglas, Kleinrichter.*

Die Meinungen gehen auseinander, ob diese Transferenzen wie in der Terminologie von Földes (2005: 122) *originaltreue Lehnbildungen* sind, die nach dem Vorbild des Ungarischen mit deutschen Sprachmitteln gebildet werden oder ob es sich um Austriazismen handelt.

- (5) „Ihr braucht kein anderes Kleid anziehen, es dauert ja nicht lang, so **der Kleinrichter**.“ (Fr. Sziebert: Die Übersiedlung. In: Unzuverlässig? S. 32.)

Von diesen Lexemen waren keine für die binnendeutschen Gewährspersonen bekannt, während die österreichischen außer dem Lexem *Kleinrichter* (die die Lehnübersetzung eines ungarischen Lexems ist: s. dazu ausführlicher Geröly 2007: 119) alle als bekannt angegeben haben.

f. *Kulturelle Transferenzen aus verschiedenen deutschen Dialekten*

- (6) „Ti scheenschti Tänze sein nach tr Raihe noch kumme, **tr Zeppetl**, tr Polka, tr Walzer, **tr Marschhupser**.“ (N. Márnai–Mann: Tr Trauerweidepoom. A Kschicht aus tr Batschka; S. 21.)

*Zeppetl* und *Marschhupser* sind kulturelle lexikalische Transferenzen, die Tänze bezeichnen. *Zeppetl* ist eine Transferenz aus dem schwäbisch–alemanischem *Zeppel* und wird in der Bedeutung *streit*, *hader*, *zank* verwendet. Die Transferenz bezeichnet einen ungarndeutschen Tanz. Nach Hertel hat das transferierte Lexem noch die Bedeutung: mit kurzen Schritten gehen (s. den Verweis von Grimm 1956: 643 auf Hertel). Beide beziehen sich auf dasselbe Lexem. Aus etymologischer Hinsicht kann das Lexem *Zeppetl* entweder aus dem österreichischen *Zepperl-Polka* oder aus dem *Zeppel Polka* aus Banat und Batschka



transferiert werden. Im Falle des *Zepperl-Polkas* handelt es sich um eine österreichische Polka, während *Zeppel-Polka* ein Kreistanz aus der Banat und Batschka ist (Fillafer/ Hoi/ Riedl 1997: 28). Von diesen zwei Vermutungen halte ich es – wegen der ungarndeutschen Beziehungen – für wahrscheinlicher, dass es sich in diesem Beleg um einen Tanz aus dem Banat und der Batschka handelt. Der *Zepperl-Polka* ähnlich ist der *Marschhupser* auch ein ungarndeutscher oder österreichischer Tanz mit langen Sprüngen. Eine andere Variante dieses Tanzes ist der *Tschutrehupser* (Márnai S. 21), der nach Hutterers (2003: 302) Beschreibung mit einer Feldflasche aus Holz über dem Kopf getanzt wird. Die im Beleg angeführten Regionalismen waren einigen österreichischen Kontaktpersonen bekannt, aber nicht alle Gefragten wussten, was das Lexem bedeutet, was weiterhin die Annahme unterstützt, dass es sich im vorliegenden Beleg um einen Regionalismus handelt, dessen Verwendung für bestimmte österreichische Sprachvarietäten (Regionen) charakteristisch ist.

#### 4. Entlehnungen aus verschiedenen ungarndeutschen Dialekten

Im Falle dieser Entlehnungen geht es um solche Lexeme (Dialektalismen), deren Verwendung sich auf einen bestimmten ungarndeutschen Dialekt beschränkt.

- (7) „Liesl, kanschst tu tich noch erinnre uf tes, wie mer uf eirem *Salasch* kwohnt hen?“ (N. Márnai–Mann: Tr Trauerweidepoom. A Kschicht aus tr Batschka. In: Hometskschichte. S. 76.)

*Salasch* ist ein Dialektalismus, der ursprünglich aus dem Ungarischen ‘szállás’ ins Schwäbische entlehnt wurde. Das entlehnte schwäbische Lexem bezeichnet einen Bauernhof, wo eine ganze Familie gelebt hat. Ein *Salasch* beinhaltet ein landwirtschaftliches Wirtschafts- und Wohngebäude mit einem Stall, in dem Vieh gehalten wurde. Während der Knecht mit seiner Familie ständig auf dem *Salasch* wohnte, zog der Besitzer ausschließlich während der Erntezeit auf den *Salasch* (gesehen im Internet unter [www.bulkes.de/batschka.html](http://www.bulkes.de/batschka.html)). Die befragten Österreicher wussten nicht, was das Lexem bedeutet, so kann die Verwendung des Lexems auf den eindeutigen Einfluss des Ungarischen zurückgeführt werden.

- (8) „Iwerhaupt ti kudi Fleischsuppe un *ti Saarme* hen uns alli kut kschmeckt un topei hew ich verkeesse, was ich als Felkurator erleept hep.“ (N. Márnai–Mann: Ti Kschicht vum Vetter „Wisst`r“. In: Hometskschichte S. 97.)

Die *Saarme* ist – wie aus dem Kontextzusammenhang hervorgeht – eine Speisennamen-transferenz aus der rheinfränkischen Ortsmundart, die nach der Meinung einer ungarndeutschen Gewährsperson, das ungarische gefüllte Kraut ist. In den verwendeten Wörterbüchern ist keine Angabe zur Verwendung dieses Lexems zu finden und diese Speisesorte war sowohl für die österreichischen als auch für die binnendeutschen Kontaktpersonen unbekannt. Davon ausgehend kann man feststellen, dass es sich in diesem Fall um einen Dialektalismus handelt.

#### 5. Morphosyntaktische Transferenzen und Interferenzen aus verschiedenen deutschen Dialekten

In meinem Untersuchungskorpus gibt es morphosyntaktische Phänomene, die sich von denen im Binnendeutschen unterscheiden, aber wie ich bereits in einem Artikel darauf hingewiesen habe (s. dazu ausführlicher Geröly 2008 im Druck), ist der Einfluss des Ungarischen auf die Texte nicht eindeutig zu erklären weil diese Erscheinungen auf keine im

Ungarischen vorhandenen Sprachstrukturen zurückgeführt werden können. Es handelt sich in diesem Fall um morphosyntaktische Regionalismen und Dialektalismen, die in den analysierten Texten als Transferenzen und Interferenzen erscheinen.

Transferenzen aus verschiedenen deutschen Dialekten

*a. Transferenzen im Gebrauch der Konjunktionen*

- (9) „Also, **wie** ich den Dienst iwrumme` hon, wollt` ich mich iwzeige`, ob alles in Uardnung is.“ (Fr. Sziebert: Dr Nochtwächtr un` sein Hund, In: Unzuverlässig? S. 177.)

Der angeführte Beleg kann als Beispiel für den Einfluss des Schwäbischen im Bereich der Satzgliedstellung angesehen werden. Wie bei Lipold (1983: 1238) hervorgeht, wird in temporalen Nebensätzen die subordinierende Konjunktion *wie* statt *als* verwendet. Die binnendeutschen und österreichischen Gewährspersonen haben diesen Typ der Verwendung von temporalen Konjunktionen als für gewisse Dialekte beschränkte Phänomene beurteilt.

*b. Transferenz von Genitivkonstruktionen als Attribute*

- (10) „Wie g`socht, woar die Rumsauer Wawie **dr Nantschi ihre besti Kumerädin**.“ (Fr. Sziebert: S Duwokar Owedsblott, In: Unzuverlässig? S. 189.)

Dieses Kontaktphänomen kann ebenso nicht ausschließliche als grammatische Transferenz aus dem Ungarischen behandelt werden. Wie bereits Henn (1983: 1275) festgestellt hat, kann ein possessiver Artikel (im Beleg *ihre*) in gewissen binnendeutschen Dialekten (wie z.B. das Pfälzische) einen von ihm dependenten Dativ haben. Die österreichische Kontaktperson hat diese Art von Genitivkonstruktion im Einklang mit der Fachliteratur als für Mundarten charakteristische Struktur eingeschätzt, demgegenüber wurde sie von der binnendeutschen Kontaktperson als unbekannt und grammatisch fehlerhaft beurteilt.

*c. Transferenzen der Satzgliedstellung aus der gesprochenen Umgangssprache*

- (11) „Mir wern eich murje`die Kotziechl frisch mache`, **wal ich hon draham schon mehrmal g`holfe**“ (Fr. Sziebert: Kotziechlmachr In: Unzuverlässig? S. 186.)

Im vorliegenden Beleg wäre nach syntaktischen Regeln der binnendeutschen Standardvarietät die Endstellung des finiten Verbs richtig, aber die Zweitstellung des finiten Verbs wird auch – nach Meinung der binnendeutschen und österreichischen Kontaktpersonen – als eine für Regionalismen oder Dialektalismen charakteristische Erscheinung betrachtet.

*d. Regionalismen in Verwendung von Konjunktionen*

- (12) „Wie mer in Raih un Klieid var tem Oberst kstande sein, hot er uns pekrißt un hot ksaat: ...“ (N. Márnai–Mann: Wie pin ich Feldkurator kware? In: Hometskschichte, S. 104.)

Im Binnendeutschen würde in diesem subordinierenden temporalen Nebensatz die Subjunktion *als* verwendet, die sich auf einen Zeitpunkt in der Vergangenheit bezieht und Einmaligkeit ausdrückt (Buscha/ Helbig 2001: 401). Nach meiner Hypothese kann ein möglicher Grund für dieses Kontaktphänomen sein, dass das ungarische Temporaladverb *amikor* sowohl in den Fällen verwendet wird, wenn im Binnendeutschen die Subjunktion *als* steht, die einen Zeitpunkt in der Vergangenheit bezeichnet, als auch in solchen Fällen,

wenn im Binnendeutschen die temporale Subjunktion *wie* gebraucht wird, die eine Zeitdauer in der Gegenwart ausdrückt (Buscha/ Helbig 2001: 410). Nach einer anderen möglichen Erklärung kann dieses Kontaktphänomen ein Charakterzug der ungarndeutschen Ortsmundart sein, in der dieser Text geschrieben wurde oder es kann auf den Einfluss binnendeutscher Dialekte zurückgeführt werden. Bei Lipold (1983: 1238) geht es hervor, dass in schwäbischen Dialekten und im östlichen Hochdeutsch eine Konkurrenz zwischen den Subjunktionen *als* und *wie* besteht.

*e. Interferenzen bei den Adjunktionen wie und als:*

(13) „Mei kliansti Soarg is aa **graißsa wie** einga Knaufarei.“ (J. Mikonya: Unter uns ksogt In: Krähen auf dem Essigbaum. S. 122.)

Im Beleg wird die Adjunktion *wie* in einer Komparation verwendet, in der im Binnendeutschen die Adjunktion *als* verwendet wird, die Ungleichheit ausdrückt (Buscha/Helbig 2001: 416). Dieses Kontaktphänomen kann – wie es auch in der Fachliteratur zu lesen ist und im Einklang mit der Meinung der österreichischen und der binnendeutschen Kontaktpersonen – als Auswirkung einer binnendeutschen oder einer österreichischen Mundart auf die ungarndeutschen Texte betrachtet werden (siehe den Verweis auf Lipold unter Punkt a).

*f. Interferenzen bei der Verwendung von wie und als in zusammengesetzten Subjunktionen*

Die unter den Punkten 2. 1. 1 und 2. 1. 2 erwähnten morphosyntaktischen kulturellen Transferenzen und Interferenzen kommen auch in *zusammengesetzten Subjunktionen* zur Geltung, wie dies das folgende Beispiel zeigt:

(14) „Die Nantschi hot ’n Seppi reigerufe’, die Kuh hon se in Stall uf ihrn Platz gebune’ un’ sen in ihre Stuwe nei, so **wie wann** nix passiert wär.“ (Fr. Sziebert: S Duwokar Owedsblott In: Unzuverlässig? S. 190.)

Im Binnendeutschen würde man die zusammengesetzte Subjunktion *als wenn* (oder seltener *wie wenn*) verwenden (Buscha/ Helbig 2001: 403). In den untersuchten ungarndeutschen Texten werden die subordinierenden Konditionalsätze mit der Subjunktion *wie wann* eingeleitet. Dieses morphosyntaktische Kontaktphänomen kann entweder auf den Einfluss des Ungarischen oder der oberpfälzischen Mundarten zurückgeführt werden, weil in diesen binnendeutschen Sprachvarietäten ebenfalls die Subjunktion *wie* sogar anstelle *als* verwendet wird (Lipold 1983: 1238) und sowohl die binnendeutsche als auch die österreichische Kontaktperson der Meinung waren, dass es in gewissen Sprachvarietäten des Deutschen möglich ist, statt der Konjunktion *als* die Konjunktion *wie* zu verwenden. Der Unterschied zwischen der Meinung der binnendeutschen (norddeutschen) und der österreichischen Kontaktpersonen liegt am Maße ihrer Toleranz gegenüber der Verwendung dieser Sprachphänomene in der Umgangssprache: Während die Norddeutschen diese Erscheinungen als Abweichungen vom umgangssprachlichen Gebrauch betrachten, nehmen die Österreicher diese als Interferenzen aus einer regional gesprochenen Umgangssprache an.

## 6. Namentransferenzen zwischen dem Ungarischen und dem Österreichischen

Diese Art von Transferenzen betrifft in erster Linie die Koseformen der Personennamen, die mit ungarischen Kosenamenbildungssuffixen *-ka* und *-i* gebildet werden. Koseformen von in Österreich gebräuchlichen Namen werden transferiert.

- (15) „Siehst, häist sie hea kebn! sagte **Kati** bedauernd.“ (J. Mikonya: Intermezzo anno 1944. In: Krähen auf dem Essigbaum, S. 80.)

*Kati* ist eine Koseform des Vornamens *Katharina* (ung. *Katalin*), die nach Angaben des *Digitalen Wörterbuchs der Deutschen Sprache* ebenfalls in binnendeutschen Sprachvarietäten erscheint, aber dieser Name tritt lediglich einmal im Korpus des DWDS, in einem Text aus dem Berliner Tageblatt (1926) auf.

- (16) „So kege Mitternacht sein sie tann schloofe kange, awer ti letschti Nacht hot ti Vavusch mit tr **Marischka** pei ti Szente’s verprocht.“ (N. Málnai–Mann: Ti verlaareni Homet. Tr Apschied. In: Hometskschichte, S. 92.)

*Marischka* ist eine aus dem Ungarischen transferierte Koseform von *Maria*. Diese Typen von Namentransferenzen waren für die österreichische Kontaktperson bekannt, diese Kosenamenformen sind nach ihrer Meinung in Österreich gebräuchlich, während diese für die Binnendeutschen als nicht üblich gelten.

## 7. Regionalismen innerhalb von Phraseologismen

### a. Regional verwendete Grußformen

- (17) „**Servus, alter Kumpel**, seit tausend Jahren hab ich dich nicht mehr gesehen, wie geht’s dir?“ (E. Rittinger: Herzliche Sorgen. In: Verschiedene Verhältnisse, S. 175.)

*Servus* ist ein in Österreich verwendeter familiärer Begegnungs- und Abschiedsgruß, dessen Verwendung in Deutschland nicht üblich ist (Ammon 1995: 177). Die vertrauliche Anredeform *alter Kumpel* ist ebenfalls ein Austriazismus sein, in dem die Komponente *Kumpel* ein salopper Ausdruck ist, der einen Arbeitskamerad oder eine Arbeitskameradin bezeichnet, mit dem man ein zuverlässiges Verhältnis hat (DUW 2003: 974). Diese Anredeform ist nach Angaben des DWDS sogar für die gesprochene Sprache in gewissen Teilen Deutschlands charakteristisch.

- (18) „Na, jetz steh ich sche to! Hon ich of Fenfkirche welle zu unsre Kadi, un tessék, jetz sen ich schon in Pest! Na **Kriß–kott**, Moarkret, jetz pist tren in d Schlamastik’!“ (E. Rittinger: Decker Newl. In: Verschiedene Verhältnisse, S. 87.)

Die im Beleg verwendete Grußform ist die dialektal geprägte Form von *Grüß Gott*, das ein im katholisch geprägten Österreich gebräuchlicher Gruß ist (Ammon 1995: 177). Im Beleg wird der Phraseologismus in übertragenem, pejorativem Sinne verwendet und dient zum Ausdruck der Unzufriedenheit des Sprechers.

### b. Phraseologismen mit regional verwendeten phraseologischen Komponenten

- (19) Jakob sagte: Ich **ziech’ mei Kappe** tief iwer dr Uhrwaschl, krabbl in Perich un’ bind die Schlinge fest um Lämmje sein Hals“ (Fr. Sziebert: ‘Es Osterlämmje. In: Unzuverlässig? S. 191.)

Der im Beleg angeführte Phraseologismus bedeutet, dass man jemandem oder einer Sache den Respekt nicht versagen kann (DUW 2003: 810). Die phraseologische Komponente *Kappe* wird im Bairisch-Österreichischen als Uniformmütze mit Schild verwendet (Zehenter 1997: 177). Im Binnendeutschen wird in diesem Phraseologismus die phraseologische Komponente *Hut* verwendet.

## 8. Zusammenfassung

Wie aus den angeführten Beispielen hervorgeht, sind sowohl lexikalische Transferenzen und Phraseologismen als auch morphosyntaktische Strukturen von Verwendung bestimmter Regionalismen betroffen, jedoch können in der Häufigkeit ihres Vorkommens gewisse Unterschiede vorhanden sein. Regionalismen im Bereich von lexikalischen Transferenzen und von Eigennamen waren für unsere Gewährspersonen auffällig, während diejenigen in morphosyntaktischem Bereich von ihnen als für regionale Umgangssprache und für Mundarten charakteristische Erscheinung betrachtet wurden. Die österreichischen Kontaktpersonen kannten mehr Regionalismen und sie beurteilten diese als im Österreichischen verwendete Ausdrücke, während die meisten Regionalismen für die binnendeutschen Gewährspersonen unbekannt waren. Die binnendeutschen Kontaktpersonen hatten sogar weniger Toleranz gegenüber der Verwendung von Regionalismen im morphosyntaktischen Bereich als die österreichischen.

## Literatur

### Primärliteratur

ÁTS 1974

ÁTS, Erika (Hg.): Tiefe Wurzeln. Eine ungarndeutsche Anthologie. Budapest: Literarische Sektion des Demokratischen Verbandes der Deutschen in Ungarn. 1974.

BACK 2006

BACK, Otto (et.al. Hg.): Österreichisches Wörterbuch. Wien, ÖBV HTP VERLAGSGMBH, 2006.

BÁRCZY 1959-62

BÁRCZY, Géza (et al. Hg.): A magyar nyelv értelmező szótára [Bedeutungswörterbuch der ungarischen Sprache. Band 1-7. Budapest, AKADÉMIAI KIADÓ, 1959-62.

BENKŐ 1992

BENKŐ, Lóránt (Hg.) (1992): A magyar nyelv történeti-etimológiai szótára. [Ungarisches geschichtlich-etymologisches Wörterbuch] Bd. 1, 2. 1992.

GRIMM – GRIMM 1913/1956

GRIMM, Jakob – GRIMM, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Leipzig, VERLAG VON S. HIRZEL, Bd. 15. 1913/1956.

KUNKEL-RAZUM – SCHOLZE-STUBENRECHT – WERMKE 2003

KUNKEL-RAZUM, Kathrin – SCHOLZE-STUBENRECHT, Werner – WERMKE, Matthias: DUDEN. Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim – Leipzig – Wien – Zürich, DUDENVERLAG, 2003.

MÁRNAI-MANN 1979

MÁRNAI-MANN, Nikolaus: Hometskschichte. Budapest, VERBAND DER UNGARN-DEUTSCHEN, 1979.

MICHAELISZ 1994

MICHAELISZ, Josef: Zauberhut. Budapest, VERBAND DER UNGARNDÉUTSCHEN, 1994.

MIKONYA 1994

MIKONYA, Josef: Krähen auf dem Essigbaum. Erzählungen, Gedichte. Budapest, VUDAK, 1994.

RITTINGER 2001

RITTINGER, Engelbert: Verschiedene Verhältnisse. Budapest, VUDAK, 2001.

SZIEBERT 1998

SZIEBERT, Franz: Unzuverlässig? Budapest, LANDESELBSTVERWALTUNG DER UNGARNDÉUTSCHEN, 1998.

ZEHENTER 1997

ZEHENTER, Ludwig: Bairisches Deutsch. Lexikon der Deutschen Sprache in Altbayern. München, HUGENDUBEL, 1997.

### **Sekundärliteratur**

AMMON 1995

AMMON, Ulrich: Die Austriazismen in linguistischer Sicht. In: AMMON, Ulrich: Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin – New York, DE GRUYTER, 1995.

BEREND – KNIPF-KOMLÓSI 2001

BEREND, Nina – KNIPF-KOMLÓSI, Elisabeth: Zur Einführung. In: Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest – Pécs, DIALÓG CAMPUS, 2001, 7-17.

EBNER 1988

EBNER, Jakob: Wörter und Wendungen des österreichischen Deutsch. In: WIESINGER, Peter (Hg.): Das österreichische Deutsch. Wien – Köln – Graz, BÖHLAU VERLAG (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich; Bd. 12), 1988.

FILLAFER – HOI – RIEDL 1997

FILLAFER, Klaus – HOI, Rudi – RIEDL, Manfred: Tänze aus Kärnten. Kärnten – Klagenfurt – Villach, LANDESARBEITSGEMEINSCHAFT ÖSTERREICHISCHER VOLKSTANZ, 1997.

FÖLDES 1996b

FÖLDES, Csaba: Mehrsprachigkeit, Sprachenkontakt, Sprachenmischung. Flensburg, (Flensburger Papiere zur Mehrsprachigkeit und Kulturreichhaltigkeit im Unterricht 14/15), 1996.

FÖLDES 1997

FÖLDES, Csaba: Sprachkontakteinflüsse auf die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur – dargestellt an phraseologischem Material. In: MOELLEKEN, W. Wolfgang – WEBER, J. Peter (Eds.): Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik. Bonn, DÜMMLER (Plurilingua; 19), 1997, 159-174.

FÖLDES 2003

FÖLDES, Csaba: Interkulturelle Linguistik. Vorüberlegungen zu Konzepten, Problemen und Desiderata. Veszprém, UNIVERSITÄTSVERLAG – Wien, EDITION PRAESENS (Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis, Supplement; 1), 2003.

FÖLDES 2005

FÖLDES, Csaba: Kontaktdeutsch. Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit. Tübingen, GÜNTER NARR VERLAG, 2005.

GERÖLY 2006

GERÖLY, Krisztina: Spachkontaktenflüsse auf die ungarndeutsche Gegenwartsliteratur. Skizze eines Forschungsvorhabens. In: Deutschunterricht für Ungarn, 2006/1, 2. Budapest, UNGARISCHER DEUTSCHLEHRERVERBAND, 2006, 132-138.

GERÖLY 2007

GERÖLY, Krisztina: Namenverwendung unter Gesichtspunkten „Kulturalität“ und „Interkulturalität“ in Texten der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Eruditio–Educatio. 2007/2 Komarno, SELYE JÁNOS UNIVERSITÄT, 2007, 71-84.

GERÖLY 2008a

GERÖLY, Krisztina: Erscheinungsformen und Rolle von ‘Kultur’ und ‘Interkulturalität’ in lexikalischen Elementen von Texten der ungarndeutschen Gegenwartsliteratur. In: Studia Germanica Universitatis Vesprimiensis. Veszprém, UNIVERSITÄTSVERLAG – Wien, EDITION PRAESENS (2007/2. 113-127), 2008a.

HENN 1983

HENN, Beate: Syntaktische Eigenschaften deutscher Dialekte. Überblick und Forschungsbericht. In: BESCH, Werner: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin – New York, DE GRUYTER (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 1.2) 1983, 1255-1282.

HUTTERER 1991

HUTTERER, Claus-Jürgen: Deutsch–ungarischer Lehnwortaustausch. In: Aufsätze zur deutschen Dialektologie. Budapest, TANKÖNYVKIADÓ (Ungarndeutsche Studien 6), 1991, 409-425.

HUTTERER 1991

HUTTERER, Claus-Jürgen: Sprachinseln in Mittel– und Westungarn und in der „Schwäbischen Türkei“. In: Aufsätze zur deutschen Dialektologie. Budapest, TANKÖNYVKIADÓ (Ungarndeutsche Studien 6), 1991, 281-284.

HUTTERER 1991

HUTTERER, Claus-Jürgen: Stand und Aufgaben der ungarndeutschen Namenforschung. Von 1686 bis zur Gegenwart. In: Aufsätze zur deutschen Dialektologie Budapest, TANKÖNYVKIADÓ (Ungarndeutsche Studien 6), 1991, 429-440.

HUTTERER 2002

HUTTERER, Claus-Jürgen: Die deutsche Mundart von Gestitz/ Várgesztes im Schildgebirge/ Vértes (Ungarn). In: MANHERZ, Karl (hg.): Gedengtagung zu Ehren von Claus Jürgen Hutterer und Karl Mollay am 24. November 2000. 2002, 268-323.

## LIPOLD 1983

LIPOLD, Günter: Möglichkeiten der Komparation in den deutschen Dialekten. In: BESCH, Werner: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin – New York, DE GRUYTER (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 1.2), 1983, 1179-1195.

## MELIKA 2004

MELIKA, Georg: Ethnorealien und Ethnologismen für interkulturelle Erhebungen. Ihre Wandlung. In: FÖLDES, Csaba – PONGO, Stefan: Das Wort in Satz und Text. Probleme und Erkenntnisse. Beiträge der Internationalen Germanistischen Konferenz „Kontaktsprache Deutsch V“ in Nitra 27-28. Juni 2003 Veszpém, UNIVERSITÄTSVERLAG – Wien, EDITION PRAESENS, 2004, 141-151.

## MUHR 1995

MUHR, Rudolf: Zur Sprachsituation in Österreich und zum Begriff „Standardsprache“ in plurizentrischen Sprachen. Sprache und Identität in Österreich. In: MUHR, Rudolf – SCHRODT, Richard – WIESINGER, Peter (hg.): Österreichisches Deutsch. Linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen. (Materialien und Handbücher zum österreichischen Deutsch und zu Deutsch als Fremdsprache; Bd. 2) Wien, VERLAG HÖLDER-PICHLER-TEMPSKY, 1995.

## TATZREITER 1988

TATZREITER: Besonderheiten der Morphologie der deutschen Sprache in Österreich. In: WIESINGER, Peter: Das österreichische Deutsch. Wien – Köln, BÖHLAU, 1988, 71-98.

## WIESINGER 2001

WIESINGER, Peter: Das Deutsche in Österreich. In: GÖTZE, Lutz (et al. hrgg.) Deutsch als Fremdsprache. Ein internationales Handbuch. Berlin – New York, DE GRUYTER, 2001, 481-491.

## SCHMIDT

SCHMIDT [www.hog-kernei.de/PDF/Sprachschatz](http://www.hog-kernei.de/PDF/Sprachschatz))



# **„DAS MALEN IST WUNDERSCHÖN“ – SAGT EIN SCHRIFTSTELLER. EINIGE ASPEKTE DER „WECHSELSEITIGEN ERHELLUNG DER KÜNSTE“ BEI HERMANN HESSE**

ISTVÁN MOLNÁR  
Universität Miskolc, Ungarn

## **1 Einleitung**

Neben seinen zahlreichen, in die verschiedensten Sprachen übersetzten Werken hat Hesse Aquarelle und Zeichnungen hinterlassen, die ohne Übersetzung rezipiert werden können: die Sprache der bildenden Kunst ist ja international. Hesse gehört also zu der besonderen Gruppe der deutschen Schriftsteller, bei denen das Künstlerische sich in mehreren Bereichen manifestierte, die Doppel- oder in manchen Fällen Mehrfachtalente waren. Hesses Schaffen bietet uns eine äußerst günstige Gelegenheit zur Untersuchung von Wesen und Form der „wechselseitigen Erhellung der Künste“. Diese ausgeprägte Multimedialität kann auf mehreren Ebenen verfolgt werden.

Erstens stellt die bildende Kunst für den Dichter einen unentbehrlichen Rettungsgürtel in der Zeit der nicht nur künstlerischen, sondern auch tieferen existenziellen, menschlichen Krise, was Hesse nicht aufhört in seinen Briefen zu betonen. Warum musste und konnte die Malerei für den Wortkünstler solch eine lebenswichtige Rolle spielen?

Zweitens stellt Hesses umfangreiche, vielfältige bildnerische Tätigkeit ein besonderes Terrain dar, das in sich selbst untersucht werden muss. So kann man in der diesbezüglichen künstlerischen Entwicklung des Dichters einerseits auf die „Magie der Farben“ im Zeichen des Expressionismus hinweisen, andererseits verraten die Formen in seinen Bildern eine Verwandtschaft mit kubistischen Lösungen.

Drittens wird die Auseinandersetzung mit dem betreffenden Thema durch die Darstellung der komplexesten Manifestation der Multimedialität bei Hesse abgerundet: wie bedingen sich Wort und Bild bereits in der Themenwahl einerseits, sowie in der Tiefenstruktur, in der Sprache und im Stil von solchen Werken wie *Klingsors letzter Sommer* andererseits?

## **2. Wort und Bild oder die „wechselseitige Erhellung der Künste“**

Von Oskar Walzel ist die weittragende Bestimmung für die vergleichende Betrachtung der Künste geprägt worden: er bezeichnete die Wechselbeziehungen zwischen Literatur, bildender Kunst und Musik als „wechselseitige Erhellung der Künste“. Ungeachtet der Schranken des von ihm angewendeten geistesgeschichtlichen Verfahrens, dass er gesamtgesellschaftliche Prozesse, sowie deren Integration aus der Reflexion ausspart, dass er jeweils von solchen für wesentlich gehaltenen Merkmalen der Kunstwerke ausgeht wie „Größe“, „Einheit“, „Vollkommenheit“, „Ganzheit“ und „Gefühl“, hatte er recht, indem er die Wechselbeziehungen als aufschlussreich für die „Wesens“-Erkenntnis der einzelnen Kunstarten betrachtete. Wenn man auch mit der Walzelschen formalanalytischen Vergleichsmethode die auf diesem Gebiet auftauchenden Probleme nicht in der genügenden Tiefe lösen kann, es ist ihr zu verdanken, das wissenschaftliche Interesse auf die Wechselbeziehungen zwischen der Literatur und den anderen Künsten gelenkt zu haben. Während

also die Lessingsche und die „neue“ Laokoon-Problematik die Abgrenzung der Kunstarten voneinander zeigen, führt uns Walzels Fragestellung – unter anderem – auf die terminologischen Gemeinsamkeiten von Literatur- und Kunstwissenschaft (Bild, Symbol, Allegorie, Emblem, Rhythmus, Klang, (Sprach)Melodie).

Von den vielen, für eine vergleichende Betrachtung der Künste sprechenden Momenten konzentrieren wir jetzt auf einen Umstand, der in der deutschen Literatur- und Kunstgeschichte eine hervorragende Rolle spielte, auf die Existenz von Doppelbegabungen bzw. Mehrfachtalenten. Im Falle von Hermann Hesse erscheint die Personalunion von Dichter und Maler verbunden mit einem weiteren, sich überhaupt nicht zufällig daran organisch anschließenden Gebiet, der Thematisierung der Künstlerschaft in Künstlerromanen und -novellen.

Das Problem des Künstlertums steht – gesteigert noch durch die Frage des Genies und Talents – seit dem Sturm und Drang im Mittelpunkt des Interesses in der deutschen bzw. deutschsprachigen Literatur. Diese Tendenz war so stark, dass erst in den letzten Jahrzehnten Studiengänge des sogenannten Kreativen Schreibens an den deutschen Universitäten eingeführt werden konnten, was der Einsicht gerecht wird, dass das künstlerische Schaffen nicht nur Sache der göttlichen Inspiration ist, sondern auch gelehrt und somit auch gelernt werden kann und muss. Neben dem Hinweis auf solche großen Vertreter der Mehrfachbegabung wie Goethe und E. T. A. Hoffmann kann man auch die Doppeltalente unserer Zeit erwähnen, von dem Wissenschaftler-Kommunikator Hirnforscher Wolf Singer bis zu Walter Jonas und zum Nobelpreisträger Günter Grass. Sie gelten als Kunstschaffende, die zugleich auch zur Bewusstmachung der sich in einer Person manifestierenden vielfältigen künstlerischen Fähigkeiten beitragen. So bezeichnet sich Walter Jonas als Pluralisten, der versucht, die Welt als Ganzes zu erkennen und zu erfahren. Bei Günter Grass erscheint diese Art künstlerischer Reichtum unter anderem so, dass er viele seiner Bildwerke mit seiner Handschrift „beschreibt“. In diesen „Schriftbildern“ kommt die artistische Mehrfachbegabung, die Vereinigung von Schrift-Steller und Zeichner (Zeichen-Setzer) unmittelbar zur Geltung. Für Grass ist der Wechsel zwischen diesen „Bildsprachen“ im Schaffensprozess unentbehrlich.

Dass das Schöpferische sich in anderen Zusammensetzungen artikulieren kann, zeigt uns Armin Mueller-Stahl, Oscar-nominierter Schauspieler und studierter Konzertgeiger. Für ihn sind Malen, Schreiben, Musizieren und Schauspielerei untrennbar miteinander verbunden. Seine ersten Bilder hat er bereits in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts gemalt. „Ich zeichnete mich ins Lot“, charakterisierte er einmal seine Malerei. Seit mehr als zehn Jahren konzentriert sich Mueller-Stahl mehr und mehr auf diese Facette seines künstlerischen Könnens. „Das Malen, Schreiben, Musizieren und die Schauspielerei gehören für mich einfach zusammen“, so Armin Mueller-Stahl selbst. Und weiter: „Die kreative Lust ist der Versuch die Lebensfesseln los zu werden“. Dabei erscheint ihm das Malen und Zeichnen besonders hilfreich, denn dies ist, wie er findet, „der ehrlichere Vorgang“. „Die Malerei sucht nach Wahrheit. Hier geht es nicht, wie beim Schreiben um gute Pointen, sondern viel mehr darum eine Figur, die einem etwas erzählt, in ihrer Ganzheit so authentisch wie möglich darzustellen“, führt der Künstler weiter aus.<sup>1</sup> Hermann Hesse befindet sich also in einer guten Gesellschaft, wenn es um die breite Palette der künstleri-

---

<sup>1</sup> <http://www.kettererkunst.de/d/div/kunstblicke.shtml>

schen Begabungen geht, er hat sowohl Vorläufer, als auch Nachfolger. Was das Verhältnis zur Malerei bzw. zur konkreten, bewussten Tätigkeit des Malers betrifft, weist er die nächste Verwandtschaft mit einem großen Vorgänger im 19. Jahrhundert, mit Adalbert Stifter auf. Aber im Unterschied zum letzteren sehen wir bei ihm keine Schwankungen hinsichtlich seiner eigentlichen Berufung, der Literatur, der Wortkunst also: während Stifter sich lange Zeit für einen besseren Maler als Schriftsteller hält, setzt sich bei Hesse, trotz seiner intensiven Beschäftigung mit der Malerei, die Sprache als dominantes Medium durch. Ein Gedicht und eine Meditationsschrift zeugt – unter anderem – von Hesses Sprachauffassung, wobei die Frage differenziert behandelt wird und auch die Schwierigkeiten, Grenzen der verbalen Sphäre zum Ausdruck kommen.

### Sprache

Die Sonne spricht zu uns mit Licht,  
Mit Duft und Farbe spricht die Blume,  
Mit Wolken, Schnee und Regen spricht  
Die Luft. Es lebt im Heiligtume  
Der Welt ein unstillbarer Drang,  
Der Dinge Stummheit zu durchbrechen,  
In Wort, Gebärde, Farbe, Klang  
Des Seins Geheimnis auszusprechen.  
Hier strömt der Künste lichter Quell,  
Es ringt nach Wort, nach Offenbarung,  
Nach Geist die Welt und kündet hell  
Aus Menschenlippen ewige Erfahrung.  
Nach Sprache sehnt sich alles Leben,  
In Wort und Zahl, in Farbe, Linie, Ton  
Beschwört sich unser dumpfes Streben  
Und baut des Sinnes immer höhern Thron.  
In einer Blume Rot und Blau,  
In eines Dichters Worte wendet  
Nach innen sich der Schöpfung Bau,  
Der stets beginnt und niemals endet.  
Und wo sich Wort und Ton gesellt,  
Wo Lied erklingt, Kunst sich entfaltet,  
Wird jedesmal der Sinn der Welt,  
Des ganzen Daseins neu gestaltet,  
Und jedes Lied und jedes Buch  
Und jedes Bild ist ein Enthüllen,  
Ein neuer, tausendster Versuch,  
Des Lebens Einheit zu erfüllen.  
In diese Einheit einzugehn  
Lockt euch die Dichtung, die Musik,  
Der Schöpfung Vielfalt zu verstehn  
Genügt ein einziger Spiegelblick.

Was uns Verworrenes begegnet,  
 Wird klar und einfach im Gedicht:  
 Die Blume lacht, die Wolke regnet,  
 Die Welt hat Sinn, das Stumme spricht.

Ein Mangel und Erdenrest, an dem der Dichter schwerer als an allen anderen leidet, ist die *Sprache*. Zu Zeiten kann er sie richtig hassen, anklagen und verwünschen - oder vielmehr sich selbst, dass er zur Arbeit mit diesem elenden Werkzeug geboren ist. Mit Neid denkt er an den *Maler*, dessen Sprache, die Farben, vom Nordpol bis nach Afrika gleich verständlich zu allen Menschen spricht, oder an den *Musiker*, dessen Töne ebenfalls jede Menschensprache sprechen und dem von der einstimmigen Melodie bis zum hundertstimmigen Orchester, vom Horn bis zur Klarinette, von der Geige bis zur Harfe so viele neue, einzelne, fein unterschiedene Sprachen gehorchen müssen.

Um eines beneidet er den Musiker besonders tief und jeden Tag: dass der Musiker seine Sprache für sich allein hat, nur für das Musizieren. Der Dichter aber muss für sein Tun dieselbe Sprache benutzen, in der man *Schule hält* und *Geschäfte macht*, in der man *telegraphiert* und *Prozesse führt*. Wie ist er arm, dass er für seine Kunst kein eigenes Organ besitzt, keine eigene Wohnung, keinen eigenen Garten, kein eigenes Kammerfenster, um auf den Mond hinauszusehen - alles und alles muss er mit dem Alltag teilen.

„In meinen Dichtungen vermisst man häufig die übliche Achtung vor der Wirklichkeit, und wenn ich male, dann haben die Bäume Gesichter, und die Häuser lachen und tanzen, oder weinen, aber ob der Baum ein Birnbaum oder Kastanie ist, das kann man meistens nicht erkennen. Diesen Vorwurf muss ich hinnehmen. Ich gestehe, dass auch mein eigenes Leben mir sehr häufig genau wie ein Märchen vorkommt, oft sehe und fühle ich die Außenwelt mit meinem Innern in einem Zusammenhang und Einklang, den ich magisch nennen muss.“<sup>2</sup>

#### Magie der Farben

Gottes Atem hin und wider,  
 Himmel oben, Himmel unten,  
 Licht singt tausendfache Lieder,  
 Gott wird Welt im farbig Bunten.

Weiß zu Schwarz und Warm zum Kühlen  
 Fühlt sich immer neu gezogen,  
 Ewig aus chaotischem Wühlen  
 Klärt sich neu der Regenbogen.

---

<sup>2</sup> HESSE 1979, 122.

So durch unsre Seele wandelt  
Tausendfalt in Qual und Wonne  
Gottes Licht, erschafft und handelt,  
Und wir preisen Ihn als Sonne.<sup>3</sup>

Diese Magie des Lichtes und der Regenbogenfarben führt ihn in den Bereich der bildenden Kunst, gibt ihm den Waffen zum ewigen Kampf um die Überwindung der Antinomien, der Gegensätze der Welt. Hesses künstlerisches Denken wirkt im Zeichen der Polarität und nicht des Dualismus, der einander ausschließenden und vernichtenden Gegensätze. Im *Kurgast* spricht er aufrichtig über die übermenschlichen Schwierigkeiten dieses Hauptanliegens bei ihm:

„Die beiden Pole des Lebens zueinander zu biegen, die Zweistimmigkeit der Lebensmelodie niederschreiben, wird mir nie gelingen. Dennoch werde ich (...) wieder und wieder den Versuch unternehmen müssen. Dies ist die Feder, die mein Uhrlein treibt.“<sup>4</sup>

Von einem weiteren Gesichtspunkt aus beleuchtet Hesse seine Auffassung über die Überwindung der Antinomien der Welt in einem Brief an Carl Seelig vom Herbst 1919:

„ich glaube längst nicht mehr an Gutes und Böses, sondern glaube, dass alles gut ist, auch das, was wir Verbrechen, Schmutz und Grauen heißen. Dostojewski hat das auch gewusst [...] Je weniger wir uns vor unsrer eigenen Phantasie scheuen, die im Wachen und Traum uns zu Verbrechen und Tieren macht, desto kleiner ist die Gefahr, dass wir in der Tat und Wirklichkeit an diesem Bösen zugrund gehen.“<sup>5</sup>

Wenn man in Polen denkt, dann betrachtet man die Welt als Ganzes, dann bringt man den Holismus-Gedanken zur Geltung. Das hohe Ziel aber, zum Ausgleich zukommen, kann nicht leicht erreicht werden. Die beinahe Unmöglichkeit dieses Unternehmens drückt Hesse – nicht zufällig – mit dem Gebrauch der musikalischen Sphäre entnommenen Worten (Lebensmelodie, Zweistimmigkeit) aus. Die Misstöne lassen sich also nicht zum Wohlklang vereinigen. Der Künstler muss versuchen, die Geheimnisse des Seins sowohl in Wort, als auch in Gebärde, Klang und Farbe auszusprechen. Es geht also um das lebendige Leben, das der Mensch mit allen Sinnen wahrnehmen und ergreifen muss. Natürlich müssen die Sinneseindrücke mit einer angestregten Geisteskraft verarbeitet, geläutert werden. Auch Hugo Ball bemerkt, wie Hesse als das Geheimnis aller großen Kunst bezeichnet,

„zu bezaubern durch das geheimnisvolle Zusammenarbeiten einer ungewöhnlichen Geistigkeit mit einer ebenso ungewöhnlichen Sinnenkraft. Beide Pole, die Geistigkeit und die Sinne, sind bei Hesse ungewöhnlich entwickelt. Nur eben nicht, wie beim geborenen Harmoniker, in ihrer Zusammenarbeit, sondern gerade in einer Spinnnefeindschaft.“<sup>6</sup>

Man sollte sich eigentlich wundern, warum Hesse nicht gelungen ist, eine Harmonie im Musikalischen bzw. in der Darstellung von Musik in seinen literarischen Werken zu errei-

<sup>3</sup> HESSE 1998, 464.

<sup>4</sup> HESSE 1987, 113.

<sup>5</sup> PFEIFER 1980, 146.

<sup>6</sup> BALL 1927.

chen. Wir wissen ja: Hesse, der seit dem zwölften Lebensjahr ohne großen Ehrgeiz Geige spielte, war klassischer Musik mehr als zugetan: Musik war für Hesse seine eigene Welt, seine Zuflucht, sein Himmel. Würde man ihm die Choräle Bachs oder die Arien Mozarts wegnehmen, wäre das wie der Verlust eines Organs, schrieb er. Die Musik ist ein wichtiges Element seiner Werke in der Behandlung von solchen Themen wie Geist, Seele und Individuum, Gesellschaft. Der Camenzind spiegelt Hesses junge Faszination an Friedrich Nietzsche und deshalb an Richard Wagner wider. Doch lehnt Camenzind, und Hesse zugleich, Wagners Musik ab. In Gertrud ist die Musik moralisierend: sie lehrt Muoth das Leben zu akzeptieren, trotz seiner körperlichen Behinderung. In Demian ist die Musik ein kulturelles Erbe, das dem Menschen bei der Selbstentwicklung hilft.

Im Steppenwolf ist Hesses Behandlung der Musik besonders kompliziert. Laut Hesse entspricht die Musik von Beethoven einem größeren kulturellen Niedergang, Jazz sei ein Symbol dieses Niedergangs. Hesse kritisierte die Massen-Effekte und die emotionale Wirkung der üppig harmonisierten Musik von Beethoven, Brahms und Wagner, die das „geistliche“ aus der Musik von Bach und Mozart unterdrücke. Dementsprechend finden wir ähnliche Musik (Purcell) in der geistigen Welt des Glasperlenspiels, von einem Klavier und nicht von einem Radio gespielt.

Wir haben oben festgestellt: Hesse hat die Emotionalität eines Menschen nicht geringer bewertet als die Ratio. Die vielfältige sinnliche Wahrnehmung, auch die Welt des Akustischen konnten keinen Wohlklang schaffen. Bei einem schöpferischen, lebendigen und in diesem Sinn „gesunden“ Menschen sind beide Aspekte in einem Zustand des relativen Gleichgewichts und wir sehen bei Hesse, dass es gerade das Malen ist, das zu diesem Gleichgewicht beitragen und die Möglichkeit bieten kann, die erwünschte Harmonie zu erreichen. Nicht die Flüchtigkeit der Musik, sondern die durch die bildende Kunst gewährleistete Realisation, Dinglichkeit der Farbe und Form kann bei Hesse zum harmonischen Zustand führen.

### 3. Kunst – mehr als Therapie

Hesse hebt also immer wieder hervor:

„Für mich sind die beiden schönsten Dinge, die ein Mensch betreiben kann, das Musizieren und das Malen. Ich habe beides nur als Dilettant betreiben können, aber es hat mir sehr bei der schwierigen Aufgabe geholfen, das Leben zu bestehen.“<sup>7</sup>

Besonders gilt Letzteres für die bildende Kunst, für die Ausübung des Zeichnens und des Malens. Wann und wie kommt er aber dazu, sich niederzusetzen und Bilder zu schaffen?

„Zu den mir bestimmten, mir gemäßen und wichtigen Erlebnissen gehören nächst den menschlichen und geistigen auch die der Landschaft. Außer den Landschaften, die mir Heimat waren und zu den formenden Elementen meines Lebens gehören: Schwarzwald, Basel, Bodensee, Bern, Tessin habe ich einige, nicht sehr viele, charakteristische Landschaften mir durch Reise, Wanderung, Malversuche und andre Studien angeeignet und sie als für mich wesentlich und wegweisend erlebt, so Oberitalien und namentlich die Toskana, das Mittelländische Meer, Teile von Deutschland und andre...die schönste,

<sup>7</sup> HESSE 1980, 104.

am stärksten auf mich wirkende von diesen Landschaften ist das obere Engadin...“<sup>8</sup>

Kurz nach dem Ende des ersten Weltkrieges siedelt Hesse 1919 in das Tessin in der Schweiz über, wo er die erlebten Schicksalsschläge nicht mehr nur in Worten, sondern vermehrt auch in seinen Bildern zu verarbeiten versucht.

In seinen Bildern zeigt Hesse die ganze Pracht seiner Tessiner Wahlheimat. Er fängt auf seinen Streifzügen immer wieder die umliegenden Bergmassive, Seen, Dörfer, Blumen, Gärten und vor allem die Schönheit des wechselnden Lichtes ein.

Im Alter von vierzig Jahren, mitten im Ersten Weltkrieg, hat Hermann Hesse zu malen begonnen. Bernhard Lang verdankte Hermann Hesse die Anregung zum Malen. Weil dieser, als Schüler und Mitarbeiter C.G. Jungs, die Patienten über die Gesprächstherapie hinaus zur bildnerischen Darstellung ihrer Träume ermutigte, war schließlich auch ein äußerer Anlass für Hesse gegeben, um mit dem Malen zu beginnen. In Anlehnung an seine Texte setzte Hermann Hesse seine Eindrücke und Empfindungen mit dem Pinsel auf Aquarellpapier um. Das war ihm ein Ausweg, um auch in bittersten Zeiten das Leben ertragen zu können und um Distanz von der Literatur zu gewinnen.

„Ich habe mein Malstühlchen in der Hand“, schreibt er 1920, „das ist mein Zauberapparat und Faustmantel, mit dessen Hilfe ich schon tausendmal Magie getrieben und den Kampf mit der blöden Wirklichkeit gewonnen habe.“<sup>9</sup>

Das Malen seiner kleinen expressionistischen Aquarelle, hell und farbig, sehr frei der Natur gegenüber, aber in den Formen genau studiert, war für Hesse eine Form der aktiven Kontemplation. In Hunderten von Bildern hat er den Dörfern, Seen und Bergen seiner Tessiner Wahlheimat seine Liebe und Dankbarkeit ausgesprochen. Von manchen seiner Malausflüge haben sich zusammenhängende Bilderfolgen und Aquarellalben erhalten. Er benutzte sie als Geschenke für Freunde, aber auch als zusätzliche Einnahmequelle in den Jahren der Not, oder um von ihrem Erlös hilfsbedürftige Bekannte und Kollegen unterstützen zu können.

Hermann Hesse war – wie wir festgestellt haben – ein Augenmensch, dessen sensible Wahrnehmung auch seiner Malerei zugute kommt. Auf Schritt und Tritt entdeckte er Bilder, Motive, die unbedingt gemalt werden mussten, allein schon deshalb, da die Musik ihrer Farben, das Spiel der Töne, die Stufenfolge der Helligkeiten und Schatten zu keiner Minute dieselben sind. Unverkennbar ist die enge Wechselwirkung zwischen der Farbigkeit und Musikalität seiner Bilder mit den gleichen Komponenten in Hesses Lyrik und Prosa. Er vergleicht in seinen Aufzeichnungen von einer Badekur 1924 das Schreiben mit dem Malen:

„Während man ein einzelnes Wort sucht, unter drei sich anbietenden Worten wählt, zugleich den ganzen Satz, an dem man baut, in Gefühl und Ohr zu behalten [...], während man die gewählte Konstruktion ausführt und die Schrauben des Gerüsts anzieht, zugleich den Ton und die Proportionen des ganzen Kapitels, des ganzen Buches irgendwie auf geheimnisvolle Weise im Gefühl gegenwärtig zu haben, das ist eine aufregende Tätigkeit. Ich kenne eine ähnliche Gespanntheit und Konzentration nur noch bei der Tätigkeit des Malens.

<sup>8</sup> HESSE 1970, 325-326.

<sup>9</sup> HESSE 1980, 31-32.

Da ist es ganz ebenso: jede einzelne Farbe zur Nachbarfarbe richtig und sorgfältig abzustimmen, ist hübsch und leicht, man kann das lernen [...] Darüber hinaus aber beständig die sämtlichen Teile des Bildes, auch die noch gar nicht gemalten und sichtbaren, wirklich gegenwärtig zu haben und mit zu berücksichtigen, das ganze vielmaschige Netz sich kreuzender Schwingungen zu empfinden, das ist erstaunlich schwer und glückt nur selten.<sup>10</sup>

Das Malen ist für Hermann Hesse weit mehr als Broterwerb oder nur willkommener Zeitvertreib. Es wird für ihn zu einer existenziellen Notwendigkeit und zum Mittel, um Abstand vom Literaturbetrieb zu gewinnen. Seine Aquarelle sind eine Art Dichtung oder Träume, sie geben von der Wirklichkeit bloß ein fernes Erinnerungsbild und verändern sie nach persönlichen seelischen Zuständen, Gefühlen und Bedürfnissen. Zunächst malte er, was er träumte, was er sich einbildete, später, was er mit seinen Augen sah. Mit Hilfe der Malerei und seiner „Lebensphilosophie“, gelang es ihm, die Lösung für Probleme in sich selbst zu finden, seelisch-geistige Krisen zu überwinden.

Die Malerei ließ ihn bis zu seinem Lebensende nicht mehr los. Hesse widmete ihr rund ein Drittel seiner täglichen Arbeitszeit und malte bis zu seinem siebzigsten Lebensjahr in der freien Natur des Tessins. Etwa 3.000 Aquarelle hat er bei seinem Tod hinterlassen.

#### **4. Kubismus und Expressionismus oder das Problem von Form und Farbe**

Der große Korpus von Hesses bildnerischen Werken lässt sich in drei Kategorien eingliedern, die zugleich eine Dreigliederung seiner Schaffensphasen bedeutet. In der ersten Phase muss er sich zunächst einmal das Handwerkszeug aneignen und mit dem ästhetischen Instrumentarium vertraut werden. Da der Schwerpunkt auf der Auseinandersetzung mit dem Medium liegt, kann die ästhetische Vermittlung der Landschaft nicht im Vordergrund stehen, sondern er nähert sich ihr zunächst über eine naturalistische Darstellung an. In der nächsten Phase dominieren geometrische Formen: Kreise, Quadrate, Rechtecke, Dreiecke, Bögen. Sein dominierendes Thema sind Bäume und Häuser, die Landschaftsformen werden vereinfacht, reduziert, verdichtet auf etwas, das für ihn offenbar wesentlich und bedeutungsvoll ist.

In den Bildern der dritten Periode nähert er sich dann wieder stärker den visuellen Erscheinungsformen der Natur an, aber natürlich differenzierter als zu Beginn, denn inzwischen hat er sich das bildnerische Ausdrucksmedium erarbeitet. Es steht ihm jetzt zur Verfügung. Für unsere Betrachtungen sind die Werke der zweiten und dritten Schaffensphase von großer Bedeutung, da sie nicht nur die innere künstlerische Entwicklung von Hesse zeigen, sondern auch die äußeren prägenden Tendenzen der Malerei der Zeit, die Momente des Einflusses von Malern, Künstlerfreunden verraten. Es geht um die Wirkung des Kubismus und des Expressionismus auf Hesses bildkünstlerisches Schaffen, was eigentlich auf die entscheidende Rolle der Form einerseits, und die bevorzugte Beschäftigung mit der Farbe andererseits hinweist.

Wie bekannt, die Bezeichnung Kubismus ist durch die würfelartige Hervorhebung der Körperhaftigkeit der Gegenstände begründet. Die verwendeten Formen werden systematisiert und entwickeln eine eigene Formensprache. Gegenstände werden weiterhin bei ihrer Darstellung in ganz bestimmter Weise deformiert. Die Künstler zerlegen die Körper

<sup>10</sup> HESSE 1980, 91-93



auf der Bildfläche, die aus verschiedenen Blickwinkeln gesehen werden und somit eine völlig neue Zusammensetzung darstellen. Alle Bildformen sind ineinander verzahnt und geschichtet, so dass der Eindruck der Flächigkeit auf der Bildebene entsteht, dem hingegen wird auf die Erzeugung körperlich räumlicher Illusionen verzichtet, so dass eine selbständig wirkende autonome Kunstwelt geschaffen wird.

Strukturen werden nun freigelegt, die sich auf Elementarformen oder einfachen Konstruktionen stützen. Flächenfragmente, die sich in Gesamtformen auflösen, bauen auf geometrischen Grundformen auf. Charakteristisch für die Werke des Kubismus sind der Rückgang der Farbe und die Konzentration auf die Form. Erst der orphische Kubismus von Robert und Sonia Delaunay bringt wieder Farbe und weichere Formen in die Bildwerke ein. In Hesses zweiter Schaffensperiode können wir diese charakteristischen Merkmale des Kubismus beobachten. Die kubistische Sichtweise kommt in solchen Blättern zur Geltung wie *Bei den Pyramiden*. Da erscheint das orientalisierende Naturmotiv ebenso in nahezu geometrische Farbflächen zerlegt wie der kleinformatige *Blick in Klingsors Garten*.

Expressiv-lebhafter in Malweise und Farbwahl sind die späteren Arbeiten. Sie sind natürlich schon unter dem prägenden Einfluss des Expressionismus entstanden. Südliche Strahlkraft haben die *Sonnenblumen in Montagnola*, die Hesse um 1927 sonnengelb vor die kristallinen Dorfhäuser malte. Kleine Landschaften, meist in der freien Natur entstanden, ergänzte Hesse vielfach mit „passenden“ Gedichten, was ja auf die stete Wechselwirkung von Wort und Bild im künstlerischen Denken des Dichters hinweist.

Die tiefsten Freundschaften haben Hesse mit solchen bedeutenden Malern wie Louis Moilliet, August Macke und Cuno Amiet verbunden. Im Sommer 1920 besuchte Moilliet Hesse im Tessin, dem er als Vorbild für den Maler Louis in *Klingsors letzter Sommer* diene und für den er Texte illustrierte. Für Moilliet war der mit August Macke und Paul Klee gemeinsam unternommene, berühmte Tunisreise unendlich befruchtend: Sie bewunderten Delaunay und nahmen dessen oben erwähnte Lehre vom Orphismus in sich auf – ohne sich aber um deren theoretische Aspekte zu kümmern – und erlebten dadurch Licht und Landschaft gänzlich neu.

„Diese Botschaft lautete etwa folgendermaßen: die Kunst hat die Aufgabe, das Licht zu besingen, denn ihr alleiniges Ausdrucksmittel ist die Farbe, und Farbe ist Licht; um das Licht zu unmittelbarer Wirkung zu bringen, wird es in seine Bestandteile, in die Farben des Spektrums zerlegt; da nicht die Dinge im Licht, sondern das Licht selbst Gegenstand der Malerei ist, bedeutet seine Zerlegung die Aufteilung der Bildfläche in rein farbige Flächen; mit den einander rhythmisch durchdringenden Flächensegmenten verbinden sich die Farben des Spektrums, unter besonderer Auswertung ihrer komplementären Eigenschaften. So trat durch Delaunay zur Formanalyse der Kubisten die Farbanalyse des Orphismus, die bei den Expressionisten Macke, Klee und indirekt bei Moilliet, und auch bei Hesse, ihre zündende und befruchtende Wirkung tat.“<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup> SCHMALENBACH 1972, 11.

Sowohl bei Klee, als auch bei Macke können wir Zeugnisse über diese überwältigende Wirkung der Farbe finden, beide schätzen die Bedeutung des koloristischen Effektes hoch. Neben dieser Hervorhebung der Farben, der elementaren Wirkung der Kolorits ist noch ein weiterer wichtiger Umstand zu nennen, der Hesse in die Nähe der Expressionisten rückt: das bereits behandelte Thema der Doppeltalente bzw. Mehrfachbegabungen. Wir können mit Herta Wescher behaupten, dass

„in Deutschland [...] zur Zeit des Expressionismus die künstlerische Doppelseitigkeit eher die Regel als die Ausnahme /bildet/.“ Der Grund für die Faszination der expressionistischen Künstler mit mehreren Medien liegt wahrscheinlich zum Großteil daran, dass sie weniger formale /gestaltliche/ Vollen- dung, als die Mitteilung von „Seelenzuständen“ anstrebten. Es gilt für sie, die Kunst gibt nicht das Sichtbare wiedergibt, sondern macht sichtbar. Es geht da- rum, die Welt der Vision oder des Unterbewusstseins sichtbar zu machen...so muss ein Wechsel im Medium einfach ein Wechsel des Instruments verstan- den werden, da die Kraft, die den Künstler zum Schaffen bringt, die gleiche, d. h. das ‚Prinzip der inneren Notwendigkeit‘, bleibt.“<sup>12</sup>

Vom Zusammenhang zwischen den bildenden Künsten und der Dichtung im Expressionis- mus zeugen unter anderem Barlach, Kokoschka und Kandinsky. Und was für uns jetzt am wichtigsten ist: die interessanteste Verbindung besteht gerade zwischen Hesse dem Maler und Hesse dem Dichter.<sup>13</sup>

### 5. Die Kunstthemen in den Werken

Hesses innige Beziehung zu der bildenden Kunst manifestiert sich in weiteren vielfältigen Formen. Neben den bisher behandelten Phänomenen: konkreten bildnerischen Kunstwer- ken, Gedichten, Aufzeichnungen, Prosatexten zur Malerei, persönlichen Künstlerkontakten sind für uns die Fälle von großer Bedeutung, wo es um weitere, noch tiefere Wechselbezie- hungen geht. Hesse hat selber manche seiner eigenen literarischen Werke illustriert, so z. B. „Piktors Verwandlungen“, wo Text und Bilder nicht zu trennen sind, und wo man sich vergewissern kann, wie bei ihm Malerei und Poesie zusammenhängen. Weitere Formen der Wechselwirkung sind Hesses Künstlerromane, in denen das Künstlerproblem thematisiert wird und noch tiefere Zusammenhänge zwischen der Literatur und den Schwesterkünsten erschlossen werden können. Das beste Beispiel dafür ist der Roman *Klingsors letzter Som- mer*. Hesse beschreibt auch, wie er dazu gekommen ist, dieses expressionistische Werk zu schreiben:

„Um diesen Sommer zu einem außerordentlichen und einmaligen Erlebnis für mich zu steigern, kamen drei Umstände zusammen: das Datum 1919, die Rückkehr aus dem Krieg ins Leben, aus dem Joch in die Freiheit, war das Wichtigste; aber es kam hinzu Atmosphäre, Klima und Sprache des Südens, und als Gnade vom Himmel kam hinzu ein Sommer, wie ich nur sehr wenige

<sup>12</sup> WEISSTEIN 1992, 77.

<sup>13</sup> Siehe dazu PFEIFER 1972, HILSCHER 1957, HOYER 1957.

erlebt habe...Das war Klingsors Sommer. Die glühenden Tage wanderte ich durch die Dörfer und Kastanienwälder, saß auf dem Klappstühlchen und versuchte, mit Wasserfarben etwas von dem flutenden Zauber aufzubewahren, die warmen Nächte saß ich bis zu später Stunde bei offenen Türen und Fenstern in Klingsors Schlößchen und versuchte, etwas erfahrener und besonnener, als ich es mit dem Pinsel konnte, mit Worten das Lied dieses unerhörten Sommers zu singen. So entstand die Erzählung vom Maler Klingsor“.<sup>14</sup>

Im Zusammenhang mit der Beschreibung der Entstehung von Klingsors Selbstbildnis erscheinen auch Assoziationen mit van Gogs Leben und Schaffen. Hesse selbst hat über sein mehrmaliges Vorhaben gesprochen, die Lebensgeschichte des holländischen Malers zu schreiben:

„Es ist dabei keineswegs bloß von Kunst und Malerei die Rede, im Gegenteil, es handelt sich...hier weniger um ein Malerleben und dessen Resultate, als um ein vorbildliches Schicksal, um das Leben eines großen Leidenden, eines Unbedingten, der keiner Konzession fähig sich an der Mechanik unserer Welt und unseres Lebens auftrieb.“<sup>15</sup>

Eine ähnliche wilde, saftvolle Lebendigkeit und Unbedingtheit menschlicher Wesen entdeckt Hesse auch bei Dostojewski, der ja – wie drei Aufsätze zeigen – ihn einen Blick ins Chaos werfen ließ, wobei ihm insbesondere die Brüder Karamasoff über den Untergang Europas erzählten. Klingsor bietet uns die größte expressionistische und phantastische Künstlergeschichte von Hesse, in der es ihm gelungen ist, Wort und Bild auf einer höheren Ebene miteinander zu verbinden. Wie hier der Dichter das Wesen des Künstlerischen zu ergreifen vermochte, spricht auch Hugo Ball in den folgenden Worten aus:

„Ich kenne wenig Seiten, selbst bei den Größten, von einer Fülle und Dichtigkeit wie jene sechs Seiten aus Hesses Klingsor, die das Selbstbildnis des sterbenden Romantikers, des Klingsor-Deutschen enthalten. Die Sprache dieser Novelle geht...weit über des Dichters eigenes Maß hinaus. Es ereignet sich hier der seltene Fall, dass der Künstler eine Wesenssphäre ergreift und erschöpft, die man vorher nicht als ihm zugehörig vorausgesetzt hatte.“<sup>16</sup>

Hier verwirklicht sich bereits eine tiefe, organische Wechselwirkung von Wort und Bild, es kommen die inneren Gesetzmäßigkeiten des schöpferischen Prozesses zur Geltung.

---

<sup>14</sup> HESSE 2004, 45-46.

<sup>15</sup> HESSE 2004, 45-47

<sup>16</sup> BALL 1927, 198.

### Literatur

BALL 1927

BALL, Hugo: Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk. Berlin, 1927. = [http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=133&kapitel=20&cHash=8e62a83c972#gb\\_found](http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=133&kapitel=20&cHash=8e62a83c972#gb_found)

HILSCHER 1957

HILSCHER, Eberhard: Der Dichter Hermann Hesse als Maler. Bildende Kunst Dresden, 1957. Nr. 9, 611-614.

HOYER 1957

HOYER, Kay Hans: Hermann Hesse, der Maler des Tessins. Braunschweiger Zeitung 2.7.57.

PFEIFER 1972

PFEIFER, Martin: "Hermann Hesse – ein Dichter als Maler". Literatur, in Wissenschaft und Unterricht. Kiel, 1972, 233-239.

SCHMALENBACH 1972

SCHMALENBACH, Werner: Louis Moilliet. In: AMMANN, Jean Christophe: L. M. Köln, 1972.

WEISSTEIN 1992

WEISSTEIN, Ulrich (Hg.): Literatur und bildende Kunst: ein Handbuch zur Theorie und Praxis eines komparatistischen Grenzgebietes. Berlin, 1992.

### Quellen

HESSE 1970

HESSE, Hermann: Engadiner Erlebnisse. In: H.H.: Gesammelte Werke, Band 10.

HESSE 1979

HESSE, Hermann: Kurzgefasster Lebenslauf. In: GOLDAMMER, Peter (Hg.): Lebensdaten. Autobiographisches von Gerhart Hauptmann bis Arnold Zweig. Rostock, 1979.

HESSE 1980

HESSE, Hermann: Magie der Farben. Aquarelle aus dem Tessin. Mit Betrachtungen und Gedichten zusammengestellt und mit einem Nachwort von Volker Michels. Frankfurt am Main, 1980.

HESSE 1987

HESSE, Hermann: Der Kurgast. In: H.H.: Gesammelte Werke. Frankfurt am Main, 1987, Band 7.

HESSE 1998

HESSE, Hermann: Sämtliche Gedichte in einem Band. Frankfurt am Main, 1998.

HESSE 2004

HESSE, Hermann: Erinnerung an Klingsors Sommer. In: H.H.: Gesammelte Werke, Band 11, 2004.

# „ICH UNTERNAHM FORSCHUNGSREISEN INS INNERE MEINER ÄNGSTE UND KAM MIT KAMELLADUNGEN VOLL ERFUNDENEM ZURÜCK“<sup>1</sup>. REISEN, ERZÄHLEN UND FREMDERFAHRUNGEN IN URS WIDMERS *IM KONGO*

ESZTER PABIS  
Universität Debrecen, Ungarn

## 1. Einleitung

Dass *das Fremde* und *das Eigene* relationale Begriffe sind, dass das *individuelle* Bewusstsein *soziogen* ist (Kollektiva konsituert und im Laufe der Sozialisation, der Interaktion und der Kommunikation zustande kommt<sup>2</sup>), und dass die Identität nicht nur durch *Inklusion*, sondern immer auch durch *Exklusion* (durch Differenzmarkierung) entsteht, ist nicht zu bezweifeln. Kein ich ohne Du und kein Europa ohne sein Anderes. Im Nachwort zur Neuauflage seines Werkes *Orientalism* (1978) geht Edward Said genau auf diese Dynamik der Fremd- und Selbstbilder, auf die Relevanz der konkurrierenden *Alter egos* ein:

Die Ausbildung von Identität – und letztlich *ist* Identität, ob des Orients oder des Okzidents, Frankreichs oder Großbritanniens, trotz ihrer je spezifischen kollektiven Erfahrungen ein Konstrukt – erfordert stets ein entgegengesetztes »Anderes«, dessen Konturen davon abhängen, wie wir jeweils seine Differenz zu »uns« deuten und umdeuten. Jede Gesellschaft und jede Epoche schafft sich ihr »Anderes« neu. Die Eigen- oder Fremdentität ist somit nichts Statisches, sondern ein ständig revidierter historischer, geistiger und soziopolitischer Prozess der Auseinandersetzung zwischen Individuen und Institutionen.<sup>3</sup>

Jede Gesellschaft schafft sich ihr Anderes: so Europa, das Abendland den Orient, das Morgenland und dieses Gegenbild ist die Voraussetzung der Selbstdefinition, ein konstitutiver Faktor der Selbstbestätigung. Etwas Ähnliches schreibt auch Michel Foucault in seinem Vorwort zu *Wahnsinn und Gesellschaft* (1961), wo er die Entstehung<sup>4</sup> der Kultur auf die Abgrenzung von ihrem Anderen zurückführt:

Man könnte die Geschichte der *Grenzen* schreiben [...] mit denen eine Kultur etwas zurückweist, was für sie *außerhalb* liegt; und während ihrer ganzen Geschichte sagt diese geschaffene Leere, dieser freie Raum, durch den sie sich isoliert, ganz genau soviel über sie aus wie über ihre Werte; denn ihre Werte erhält und wahrt sie in der Kontinuität der Geschichte; aber in dem Gebiet, von dem wir reden wollen, trifft sie ihre entscheidende

---

<sup>1</sup> WIDMER, Urs: *Liebesnacht*. Erzählung. Zürich, DIOGENES, 1982. 7.

<sup>2</sup> Nach Jan Assmann ist die individuelle Identität im doppelten Sinne soziogen: das individuelle Bewusstsein entsteht einerseits im Laufe der Sozialisation, durch gesellschaftliche Interaktion, andererseits sind die Individuen die Träger des Selbstbildes von Gemeinschaften, deren kollektive Identität durch diese Individuen aufgebaut und reproduziert wird. (ASSMANN 2000, 131)

<sup>3</sup> SAID 2009, 380.

<sup>4</sup> Vgl. Foucault: „Auf jeden Fall stellt das Verhältnis von Vernunft und Unvernunft für die Kultur des Abendlandes eine der Dimensionen ihrer Ursprünglichkeit dar.“ (FOUCAULT 1973, 9)

Wahl. Sie vollzieht dann die Abgrenzung, die ihr den Ausdruck ihrer Positivität verleiht.<sup>5</sup> So bedeuten der *Orient*, der *Traum*, die *sexuellen Verbote* und der *Wahnsinn* Trennungslinien in der „Universalität der abendländischen Ratio“<sup>6</sup>, die Abgrenzung von denen diese erst hervorbringe.<sup>7</sup>

## 2. Das Reisen als Thema fiktionaler Texte

Das Reisen aus Europa nach einem anderen Kontinent als Thema fiktionaler Texte reflektiert auch diesen Prozess der diskursiven Hervorbringung, der textuellen Konstruktion von kulturellen Identitäten. Die Figur des Grenzgängers<sup>8</sup> – deren Fremderfahrungen also im Lichte obiger Überlegungen ihre eigene Identität, deren relationalen Charakter entdecken bzw. einen Einblick in das dynamische Verhältnis von Fremden und Eigenen gewähren – ist auch in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur besonders beliebt. Unzählige ließen sich Bestseller-Romane aufzählen, deren Protagonisten Reisende sind (ich denke hier nicht nur an Texte der so genannten interkulturellen Literatur oder Migrantenliteratur, sondern auch an Daniel Kehlmanns *Die Vermessung der Welt*). Zwei Beispiele aus der jüngsten deutschsprachigen Schweizer Literatur wären die Werke von Markus Werner und Urs Widmer, durch deren Prosa das Reisen, die Fahrten sich wie ein roter Faden ziehen. Das Motiv des Weggehens und damit verbunden auch die Themen des Scheiterns, des Versetztwerdens, des Fremdseins sind beinahe in jedem Roman von Werner von zentralem Belang (stellvertretend sei hier nur auf den viel sagenden Titel eines Romans aus dem Jahre 1999 hingewiesen: *Der ägyptische Heinrich* (1999) – es geht um die Suche des Ich-Erzählers nach seinem Ururgroßvater, dem „ägyptischen Heinrich“, der am Bau des Suezkanals maßgeblich beteiligt gewesen sein soll). Auch Urs Widmers Helden begeben sich wiederholt auf Reisen: u.a. in *Alois* (1968), *Die Forschungsreise* (1974), *Das enge Land* (1981), *Indianersommer* (1985)<sup>9</sup> und auch in dem vorliegenden Roman *Im Kongo* (1996), dessen Protagonist Kuno ins Zentrum Afrikas, nach Kisangani reist.

<sup>5</sup> FOUCAULT 1973, 9.

<sup>6</sup> FOUCAULT 1973, 10.

<sup>7</sup> Die Hinweise auf Foucaults und Saids Texte verdanke ich FRANK 2006. Zur Verbindung des Unbekannten, des Unbewussten, des Erotischen und des Weiblichen vgl. u.a. Freuds Bezeichnung des Unbewussten und der weiblichen Sexualität als *dunkler Kontinent* (*Die Frage der Laienanalyse*, 1926).

<sup>8</sup> Kuno passiert mehrmals die Grenzen der Schweiz und von Kongo – seine „Verwandlung“ (er wird *schwarz*) verbindet Peter von Matt mit Stillers Verwandlung in einen Amerikaner namens White (d.h. *weiß*) in Max Frischs Roman *Stiller* (von MATT 2001, 290). Michel Böhler misst der Figur der Grenze in der Romantopographie der Schweizer Nachkriegsliteratur eine besondere Relevanz bei. Aufgrund der Texte von Gottfried Keller (*Pankraz der Schmoller*), W. Matthias Diggelmann (*Die Hinterlassenschaft*), Benjamin Wilkomirski (*Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948*) und des Stillers kommt er zu dem Schluss, dass in all diesen Texten das „Ich im Übertritt über die Landesgrenze in die Schweiz einen Identitätswechsel erfährt bzw. von der Gesellschaft aufkotroyiert erhält und so die Erfahrung der Diskontinuität seiner personalen Identität macht“. BÖHLER, Michael. „Auch Hierzulande reden wir vom Heute, als stünde kein gestern dahinter.“ – *literarischer Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs in der Schweiz*. In: TANNER, Jakob & WEIGEL, Siegrid (Hg.): *Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkriegs*. Zürich, VDF Hochschulverlag, 2002. 145-178., hier 169.

<sup>9</sup> Zum Reisemotiv im erzählerischen Werk Widmers vgl. WEBER 1998.

Das Verreisen, die Gegenwartsflucht erinnern einen auch an die zentralen Topoi in der Diskussion um das umstrittene Konzept eines „kritischen Patriotismus“ in der Schweizer Literatur: an den *Diskurs in der Enge* (Paul Nizon, 1970) und das *Unbehagen im Kleinstaat* (Karl Schmid 1963). In Anlehnung an diese Texte diskutierte man in der Schweiz – auch im Kontext der Seinsberechtigung einer „Schweizer Nationalliteratur“ schon in den 1960er und 1970er Jahren – also bereits Jahrzehnte vor der Konjunktur des akademischen Diskurses um Postkolonialismus, Interkulturalitätsforschung und Xenologie, über die Relevanz des Reisemotivs und der damit verbundenen Selbstentfremdung. So Paul Nizon: „Zu den Grundbedingungen des Schweizer Künstlers gehört die ‚Enge‘ und was sie bewirkt: die Flucht“<sup>10</sup>. Auch wenn das Verreisen (sei es auch im Sinne der Flucht aus einem „ereignislosen Land“<sup>11</sup> oder „Gefängnis“, wie die Schweiz in Dürrenmatts bekannter Rede auf Vaclav Havel apostrophiert wurde<sup>12</sup>) natürlich kein typisch schweizerisches Thema, sondern eine allgemeine, existentielle Erfahrung ist, knüpft auch Widmers *Im Kongo* an diesen Diskurs an. Nicht ohne Grund wurde sein Roman als „exotischer Heimatroman“<sup>13</sup> definiert. Ein „Heimatroman“, ein Text über die Schweiz ist *Im Kongo* wahrlich, einerseits (nicht aber nur) weil der Protagonist den „typisch schweizerischen“ Diskurs in der Enge, den Diskurs um den Erfahrungsmangel und Ereignis- oder Schicksalslosigkeit zitiert und dadurch das Gefühl der Schweizerischen Nachkriegsgeneration<sup>14</sup> (und/oder auch der Aktivdienstler) thematisiert, kein Schicksal gehabt zu haben:

„In diesem Jahrhundert ist noch der letzte Depp bei der Landung in der Normandie mitgerannt oder in Hiroshima umgekommen“, rief ich. „Einzig ich habe keine Schicksal“. [...] „Schon mein Vater hatte keins“. [...] „Jeden Morgen fuhr er mit dem Acht-Uhr-Bus ins Büro und kam jede Nacht so spät zurück, dass ich längst schlief! Den ganzen Krieg über, so weit ich mich erinnere, und nachher sowieso. [...] Ich habe nie etwas erlebt, und ich werde nie etwas erleben. Wie mein Vater.“<sup>15</sup>

---

<sup>10</sup> NIZON 1990, 167.

<sup>11</sup> Vgl. SOLMS 1989.

<sup>12</sup> DÜRRENMATT, Friedrich: *Die Schweiz – ein Gefängnis. Die Havel-Rede*. Zürich, DIOGENES, 1997.

<sup>13</sup> AGOSSAVI 2003, 96.

<sup>14</sup> Wo Kuno über die Vergangenheit seines Vaters die Wahrheit erfährt, lesen wir auch die meistverbreiteten Vorwürfe der Nachkriegsgeneration an die Aktivdienstgeneration: „Wie kannst du nur so reden? [...] Als sei der Krieg ein Abenteuer gewesen! [...] Und ihr steht da und erzählt von euren Ruhmestaten. [...] Millionen Tote! [...] Habt ihr sie vergessen?“ (WIDMER 1998, 70-71). Die Reaktion des Vaters und Herrn Bergers korrespondiert mit den ebenfalls bekannten Entschuldungsstrategien der deutschen Kriegsverbrecher: „Nach dem Krieg [...] haben alle Mitarbeiter des Nachrichtendienstes verabredet, [...] zu schweigen“ (WIDMER 1998, 62) „Wir haben uns so unvermutet getroffen. [...] ‚Andererseits [...] hatten wir keine Zeit, sentimental zu sein.‘ ‚Es half, wenn man nicht allzu viel spürte“ (WIDMER 1998, 72)

<sup>15</sup> WIDMER 1998, 16-17.

Andererseits und untrennbar davon widerlegt die Geschichte aber gerade diese Thesen: im Laufe der Erzählung werden nicht nur die auch nicht mehr weißen oder nicht mehr existierenden weißen Flecken auf der Landkarte Schwarzafrikas entdeckt, sondern auch die dunklen Flecken der Schweizer Vergangenheit (die umstrittene Flüchtlingspolitik und die wirtschaftliche Kollaboration mit Hitlerdeutschland<sup>16</sup>) und auch der Schweizer Gegenwart (der tamilische Mitarbeiter im Altersheim begeht Selbstmord, da ihm kein Asyl gewährt wird) Kuno passiert nämlich nicht nur räumliche Grenzen (er fährt der den Kongo hinauf), sondern auch zeitliche: das Buch ist auch ein Erinnerungsroman<sup>17</sup>, in dem die eigene Biographie des Erzählers (bzw. seines Vaters) eingebettet in die Geschichte der Schweizer Nation neu erzählt wird. Die anfangs (natürlich ohne Anspruch auf Komplexität zitierten) theoretischen Zusammenhänge von Selbst- und Fremdbildern, von Individuum und Kollektivum, Vergangenheit und Gegenwart bestimmen den Text des Romans nicht nur auf der thematischen Ebene, sondern sie sind auch für den narrativen Diskurs konstitutiv. Im folgenden wird darum vor allem der Frage nachgegangen, mit welchen rhetorischen Strategien, narratologischen Verfahren und überhaupt wie die eigenen, europäischen Denkmustern im Lichte gewisser Kontrasterfahrungen interpretiert (in einem gewissen Masse subvertiert oder auch parodiert, ja dadurch „verfremdet“ werden).

Wie vorausgeschickt, und wie es auch sein Titel vermuten lässt, handelt Widmers Roman von der Afrikareise des Ich-Erzählers Kuno (wir sind im Jahre 1994) – die Reise nach Kisangani ist aber nur einer der Handlungsstränge im dichten, im sprachlichen und auch im narratologischen Sinne *polyphonen* Gewebe des Textes. Ein Großteil des Romans spielt in der Schweiz, in einem Zürcher Altersheim, wo der Altenpfleger Kuno gerade seinen eigenen Vater, einen Kriegsveteran betreut. Im ersten Teil des Textes erzählt Kuno über seine eigene Kindheit und Jugend (den Tod seiner Mutter, die Freundschaft mit dem Nachbarsohn Willy und die Liebe in Sophie, die letztendlich mit Willy nach Kongo zieht und die Leitung einer afrikanischen Brauerei übernimmt). Im zweiten Teil stellt es sich von Kunos Vater heraus, dass er im Gegensatz zu den Erwartungen seines Sohnes doch ein Schicksal hatte, und so auch Kuno: er erfährt, dass sein Vater (zusammen mit seinem Zim-

<sup>16</sup> Schon auf der ersten Seite, in der Beschreibung des märchenhaften Waldes von Kunos Kindheit während des Zweiten Weltkrieges wird auf die Flüchtlinge in der Schweiz hingewiesen: „Drüben war Deutschland. Denen, die – damals, meine ich – bei Neumond in schmalen Kähnen bei uns landeten oder im Mondlicht über das Eis sprangen, sah man nicht an, ob sie zum Morden kamen, oder ob sie vor dem Getötetwerden flohen“ (WIDMER 1998, 9). Die rückblickende Erzählung von Kunos Kindheit öffnet außerdem eine private (und kindliche) Perspektive auf die Mikrogeschichte des Zweiten Weltkrieges, das Alltagsleben: aus der Perspektive des Kindes und der „unbeteiligten“ Schweizer erscheinen die wohlbekanntesten politischen Ereignisse nur marginal: „[E]inige Männer fehlten, auch der mit dem Monokel. Sie waren tot oder in Südamerika oder warteten in Nürnberg auf ihren Prozess. Der Pianist spielte so, wie er es konnte [...]“ (WIDMER 1998, 35). Der lange verdrängte Verstoß der Schweizer gegen das Prinzip der Neutralität spielt in dem Roman in einer positiven Interpretation eine Rolle: das Geheimdienst informiert die Alliierten über Hitlers Plänen (WIDMER 1998, 67).

<sup>17</sup> Vgl. hierzu Widmer: „Wie alle Schriftsteller bin ich ein Erinnerungselefant [...] Schreiben ist Erinnern, und Erinnern ist eine Arbeit, die ganz nie geleistet werden kann. [...] Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können“. WIDMER, Urs: *Die sechste Puppe im Bauch der fünften Puppe im Bauch der vierten und andere Überlegungen zur Literatur*. Zürich, Diogenes, 1995, 36. Zitiert nach AGOSSAVI 2003, 89.



„Ich unternahm Forschungsreisen ins Innere meiner Ängste und kam mit Kamelladungen voll Erfundenem zurück.“

Reisen, Erzählen und Fremderfahrungen in Urs Widmers *Im Kongo*

409

mernachbarn Herr Berger) im Zweiten Weltkrieg bei dem Schweizer Nachrichtendienst, in der Spionagelinie Wiking gearbeitet hat und dadurch auch für den Tod seiner Frau (Kunos Mutter) Verantwortung trägt, dass er von der Gestapo auf unerwartete und wunderbare Weise, durch den Besitz von Hitlers Geheimnummer und Visitenkarte gerettet wurde. Im dritten Teil fährt Kuno, Anselms Wunsch folgend nach Kongo, um Willy aufzufinden, der sich mittlerweile aber völlig verändert hat – schließlich übernimmt er die Leitung der Brauerei in Kisangani und lebt mit seiner Geliebten Anne, der Krankenschwester im Altersheim, glücklich weiter. Die Geschichte umfasst also mindestens vier-fünf Handlungsstränge: erzählt wird erstens die komische Altersheimgeschichte, zweitens berichtet der Erzähler retrospektiv über seine persönliche Vergangenheit, die Kindheit und Jugend (die Doppelgängergeschichte<sup>18</sup> der erwähnten Freundschaft mit Willy). Die aus Kunos Perspektive erzählte Familientragödie geriet aber in ein vollkommen neues Licht, nach dem Geständnis des Vaters: Kuno als erzählende Figur revidiert seine Ansichten, er interpretiert die einstigen Ereignisse parallel mit dem Leser neu (wir erfahren, um nur ein Beispiel zu nennen, dass der Gärtner auch ein Geheimagent war). Die Spionagegeschichte aus dem Zweiten Weltkrieg bildet die dritte Schicht des Romans, die afrikanische Reisebeschreibung die vierte. Fünftes enthält der Text einige kursiv gesetzte, im Indikativ Präsens verfasste beschreibende Passagen über Fremderlebnisse in Afrika, die die narrative Kohärenz des Textes bzw. der Rückblenden unterbrechen und den Rezipienten als du ansprechen:

*Das ganze Land, das Herz Afrikas, ist Wald. Grün, feucht, ewig. Du kannst dich jahrelang mit dem Buschmesser vorwärts hauen, du bist immer noch im Wald. Es gibt keinen Ausweg. Es gibt keine Erinnerung, es gibt keine Zukunft. Die Gegenwart ist bewusstlos. [...] Wenn du, keuchend vor Anstrengung, am Abend deine Hütte erreichst: das ist dein Glück. Du hast auch kein Wort für Glück. Bist ahnungslos.*<sup>19</sup>

Sechstens gibt es am Anfang, in der Mitte und am Ende des Romans metareflexive Kapitel, in denen der Erzähler Kuno über den eigenen Schreibvorgang, die Erzählzeit, die Medialität des Word-Processing reflektiert (er sitzt im Urwald mit seinem Laptop auf einem Baum und speichert bzw. tippt den vor uns liegenden Text des Romans in seinen PC ein):

[D]en Laptop, der eigentlich in die Buchhandlung gehört, [habe ich heute] in den Wald mitgenommen. Ein händliches Kästchen aus Kunststoff. Ich fülle den Bildschirm mit Buchstaben und schaue zu, wie sie im Gedächtnis der Ma-

<sup>18</sup> Willy ist in der Beziehung deutlich der Dominante: im Gegensatz zu Kuno „[e]r bestand aus Schicksal“ (WIDMER 1998, 22), in der Schule „flüsterte [Kuno] ihm alles ein, bis er [Willy] Klassenbesten war. [...] Wir teilten das Pausenbrot, er aß seins und meins“ (WIDMER 1998, 24-25). Dementsprechend wird – entgegen der Erwartungen des Zuhörers Herr Berger – zuerst nicht Kunos, sondern Willys Geschichte (auch die seines Vaters) erzählt. Vgl. hierzu auch von MATT 2001.

<sup>19</sup> WIDMER 1998, 21. (Kursivierung im Original.)

schine verschwinden. Weg, mein Text. Ich, Sekunden später, könnte nicht mehr sagen, was er war; aber die Maschine merkt sich sogar Tippfehler.<sup>20</sup>

Und letztendlich unverkennbar (auch im Titel markiert) ist der intertextuelle Bezug zu dem wichtigsten Subtext des Romans, Joseph Conrads Roman *Herz der Finsternis* (*Heart of Darkness*, 1899), den Widmer 1992 neu übersetzt und mit einem Nachwort versehen hat.

### 3. Dekonstruktivistische Deutungen

Conrads Roman, auf dessen dekonstruktivistische Deutung in psychoanalytischen, feministischen, neuhistoristischen Interpretationen ich nun nicht näher eingehen kann, ist nicht nur auf der Ebene solcher trivial anmutenden, selbstverständlichen Analogien bestimmend für Widmers Text, wie die Parallele zwischen den Namen von Klein/Kurtz und Kuno, zwischen Conrads und Widmers Umgang mit der Farbensymbolik Schwarz-Weiß (die Beschreibung der Schifffahrt bei Widmer ist auch eine Replik der Schifffahrt in *Herz der Finsternis*<sup>21</sup>). Kongo ist in beiden Texten ein Handelsplatz, ein Opfer kolonialer Ausbeutung (nur wird bei Widmer nicht mit Elfenbein, sondern mit Bier gehandelt), beide Texte decken ethno- und eurozentrische Denkmuster und Stereotypen auf und Kapitän Marlow reiste genauso ins Herzen von Kongo, um Mr. Kurtz zu suchen, wie Kuno, der Willy zurückholen will. Diese Parallelität der Motive, die Rückbezüge sind natürlich nicht zu übersehen, so wie auch gewisse erzähltechnische Ähnlichkeiten zwischen den beiden Texten (das Erzählen von Kunos Vergangenheit erfolgt im ersten Teil des Romans in Anwesenheit eines fiktiven Zuhörers, nämlich, Herr Berger). Die Parallelisierungen charakterisieren aber nicht nur diese intertextuelle Beziehung zu Conrads Text, sondern sie verbinden auch die verschiedenen Handlungsstränge des Romans *Im Kongo* miteinander. So werden der Nationalsozialismus und der Kolonialismus zusammen gesehen und in eine Kontinuität gestellt, als zwei ideologisch-politisch ähnliche Dispositive der Fremdwahrnehmung, die auf die Fremdheit anderer Kulturen im Sinne einer strikten Kultur- und Rassenhierarchie (die von der Überlegenheit des Eigenen ausgeht), mit Ausgrenzung reagieren. So schrieb auch Widmer in seinem Nachwort zu Conrads Text über den König von Belgien, Leopold II.: „Leopold hatte den Kongo in ein Konzentrationslager verwandelt, in dem kein Recht oder nur das des skrupellosesten Freibeutertums herrschte“<sup>22</sup>.

Die Analogie des Nationalsozialismus und des Kolonialismus (Rassismus als Ideologie und wirtschaftliche Ausbeutung als Motivation) manifestiert sich in dem Roman in der Parallelität, der Wiederkehr gewisser Szenen in der Afrika-Handlung und der Altersheimgeschichte, die übrigens auch als sehr satirische Textstellen interpretiert werden können. Kunos Vater wurde vor der Gestapo, dem sicheren Tod, wie erwähnt, in dem letzten Augenblick, durch ein Telefonat mit Hitler, durch den Besitz seiner Geheimnummer gerettet. Genauso entkommt Kuno dem Tod, weil er die Visitenkarte und die Geheimnummer von Mobutu besitzt und in einem Telefongespräch mit dem Diktator Feuer einstellen lassen

<sup>20</sup> WIDMER 1998, 12.

<sup>21</sup> Widmer äußerte sich mehrmals über die Relevanz der intertextuellen Hinweise auf Conrads Text und betrachtete seinen Roman als Hommage an Joseph Conrad (WEBER – SANDER 2004). Zum *Im Kongo* als „Intertextualitätsparadigma“ vgl. AGOSSAVI 2003, 89-92.

<sup>22</sup> Nachwort von Urs Widmer. In: CONRAD, Joseph: *Herz der Finsternis*. Zürich, Haffmans, 1992, 191-208., hier 198. Zitiert nach AGOSSAVI 2003, 104.

kann. Durch diesen Kniff werden die persönlichen Lebensgeschichten von Kuno und seinem Vater, die politischen Praktiken in Europa und Afrika, die Vergangenheit und die Gegenwart, und ganz konkret, Hitlers verbrecherische Clique und Mobutus „fremde Würdenträger“ und „alte Freunde: George Bush [...] Mitterand“<sup>23</sup> miteinander verbunden. Natürlich wäre diese Parallelisierung der Machtstrukturen in Afrika und Europa auch darauf zurückzuführen, dass Kuno als Europäer über Afrika berichtet und dementsprechend auch Willy das Königstreffen der Negerherrscher als „Konferenz“<sup>24</sup> wahrnimmt und „die Direktoren von Toyota und Nestlé Zaire“ als „recht wichtige Dämonen“<sup>25</sup> definiert. Die Fremdheit Afrikas wird aber auch nicht nur notwendigerweise, nur auf einer anthropologischen Grundlage stets auf das Eigene zurückgeführt. Kongo kommt Kuno manchmal auch deswegen als „bekannt“ vor, weil Europa (der Schweiz) ähnlich auch Kisangani keine reine „Eigenheit“, homogene Identität hat, sondern nur eine Mischung, eine hybride Konstellation aufweisen kann.<sup>26</sup> De Zollbeamte in Kinshasa spricht zu Kuno über Simenon und Montaigne<sup>27</sup>, an einem Hochhaus hängt eine riesige Reklametafel von Shell<sup>28</sup>, Kuno fährt mit einem Citroen zur Brauerei<sup>29</sup> und im Kino werden Filme wie *Out of Africa* und *Rocky III* gezeigt<sup>30</sup>.

Der Dschungel ist sowohl bei Conrad als auch bei Widmer nicht nur ein Schauplatz der Geschehnisse, nicht nur ein konkreter, geographisch definierbarer Ort, sondern auch ein metaphorisches Medium der Fremderfahrung. Hier, im Dschungel verschränken sich nämlich genau jene Bereiche miteinander, die Foucault zu dem Anderen, dem Verdrängten des abendländischen Bewusstseins gezählt hat: die geographische Fremde, die Träume, die Sexualität, das Weibliche, das Unbewusste, das Unkontrollierbare, das Körperliche. Dementsprechend charakterisiert den afrikanischen Wald das Doppelgesicht des Fremden, der gleichzeitig als faszinierend, attraktiv, aber auch als bedrohend und gefährlich wirkt: Kuno nennt den Wald eine „paradiesische Hölle“<sup>31</sup>. Den Dschungel bzw. den Wald, der am Anfang und am Ende von Widmers Text als Schauplatz von Kunos Kindheit und als Schauplatz des gegenwärtigen Erzählens beschrieben wird, können wir ferner (auch in Anlehnung an Umberto Eco's *Im Wald der Fiktionen*<sup>32</sup>) als Metapher der hermeneutischen

<sup>23</sup> WIDMER 1998, 203.

<sup>24</sup> WIDMER 1998, 149.

<sup>25</sup> WIDMER 1998, 150.

<sup>26</sup> Zur Denkfigur des Kreolischen, zum Ausdruck *créolité suisse* (Casanova) und ihrer Interpretation im Kontext schweizerischer Mythen vgl.: BÖHLER, Michael: *Von der Karibik zu den Alpen. Das Kreolische an der Schweizer Literatur und die Alpenidylle des hölzernen Beins*. In: CADUFF, Corina – SORG, Reto: *Nationale Literaturen heute – ein Fantom? Die Imagination und Tradition des Schweizerischen als Problem*. München, Fink, 2004, 57-74.

<sup>27</sup> WIDMER 1998, 121.

<sup>28</sup> WIDMER 1998, 130.

<sup>29</sup> WIDMER 1998, 131.

<sup>30</sup> WIDMER 1998, 209.

<sup>31</sup> WIDMER 1998, 213.

<sup>32</sup> ECO, Umberto: *Im Wald der Fiktionen, Sechs Streifzüge durch die Literatur*. München, dtv, 1994. Zitiert nach: BOURQUIN 2006, 206. Zur Interpretation des Waldes als eine für die hermeneutische Fragestellung relevante Topografie vgl. ebd.

Sinnsuche deuten: was Kuno über den Wald feststellt, könnte man nicht nur auf seine grundsätzliche Erfahrung des Nichtverstehens der Afrikaner (vor allem der Häuptlinge), sondern durchaus auch auf einen literarischen Text beziehen: „Er schweigt und ist doch voller Stimmen, die du nicht deuten kannst“<sup>33</sup>. Die meisten Interpreten von *Herz der Finsternis* betonen, dass der Text nicht nur den abendländischen Mythos von Fortschritt und Rationalität subvertiert, sondern durch ihre narratologischen Merkmale (der Erzähler erweist sich als ein *unreliable narrator*/unzuverlässiger Erzähler) auch den Glauben an eine sichere Sinnggebung, an die Vermittlung einer ultimativen Wahrheit, an einen hermeneutisch greifbaren Sinn. Die Sterbeszene von Kurtz, seine letzten Worte („Das Grauen! Das Grauen!“<sup>34</sup>), die Marlow verfälscht, sollen diese Unartikulierbarkeit, ja die Absenz eines ultimativen Sinns des Lebens illustrieren. Diesem Aspekt des Conradschen Textes entsprechen die Ellipsen in Widmers Roman: wie auch Kurtz’s Braut nie die Wahrheit über seine letzten Worte erfährt, so wird auch Kuno nie erfahren, was die letzten Worte seines Vaters waren, d.h., wer schuld an der Ermordung seiner Mutter ist: „Ich kann dir sagen, wer schuld ist“, flüsterte er. „Schuld ist – , sein Mund blieb offen. Er atmete nicht mehr“<sup>35</sup>.

#### 4. Die drei Ebenen der Untersuchung

Trotz alledem ist Widmers Text weit davon entfernt, ein wertender, kritischer, antikolonialistischer Roman zu sein. Die zeitliche Distanz, d.h., die Vergangenheit – die persönliche Geschichte des Erzählers und auch die kollektive der Schweiz – und auch die räumliche Distanz (die Fremde Afrikas) werden vielmehr selbst aus einer gewissen Distanz betrachtet, nämlich: sie werden verfremdet, und zwar durch drei Verfahren, die den eigentlichen Gegenstand der vorliegenden Untersuchung bilden sollten.

(1) Erstens durch den Humor, den Witz, die Satire. Geschichtliche Traumata erscheinen in Kunos Erzählung nur in einem komischen Kontext (eigentlich dekontextualisiert), so der Vietnamkrieg, Hiroshima, oder auch Mobutus Massaker: „Die Putzfrauen, zwei jobbende Studentinnen aus den USA, hatten den Dreck von zwei Jahrzehnten in einer knappen Viertelstunde weggefegt, mit so viel Chemie, als wollten sie Vietnam ein zweites Mal entlauben“<sup>36</sup>, oder: „In diesem Jahrhundert ist noch der letzte Depp bei der Landung in der Normandie mitgerannt oder in Hiroshima umgekommen“, rief ich, „Einzig ich habe kein Schicksal“<sup>37</sup>. Die Diktatoren, historische Figuren wie Hitler und Guisan erscheinen in der kindlichen (also eigentlich fremden) Perspektive des Erzählers, in den Rückblenden als Spielzeuge, als Holzfiguren: „[er Vater] zog die Uniform aus, setzte sich an den Basteltisch und schnitzte [...] die ganze Nacht hindurch Kasperpuppen: einen Kasper, einen Polizisten, ein Krokodil, eine Prinzessin. [...] Später verfertigte er noch einen Hitler und einen General Guisan“<sup>38</sup>. Kunos „Schuld“ an dem Tod seiner Mutter, die er am Ende der Geschichte, nach langer Ermittlung entdeckt (er riss das Familienfoto aus dem Album, aufgrund dessen

<sup>33</sup> WIDMER 1998, 212.

<sup>34</sup> „Er schrie in einem Flüstern einem Bild, einem Gesicht zu – schrie es zweimal, wenn es auch kaum lauter klang als ein Hauch: 'Das Grauen! Das Grauen!'“. CONRAD 2000, 157.

<sup>35</sup> WIDMER 1998, 186.

<sup>36</sup> WIDMER 1998, 14.

<sup>37</sup> WIDMER 1998, 16.

<sup>38</sup> WIDMER 1998, 20.

sie gefunden wurde), wird der behandelten Schuld der Aktivdienstgeneration (sei es die Mitwirkung im Geheimdienst oder die wirtschaftliche Kollaboration) ähnlich nicht als Hybris beschrieben.

(2) Zweitens werden während dieser „Forschungsreise ins Innere der Ängste“ die bekanntesten Ängste der Europäer, d.h., der Kolonisatoren und der weißen Männer durch Grammatikalisierungen, durch das Wörtlichnehmen von Metaphern thematisiert und dadurch in einer surrealistischen Darstellung verfremdet. Eine dieser verdrängten Ängste ist der Kastriationskomplex, der von Freuds und Lacans Interpretation geprägt Allgemeingut geworden ist. Was Kuno in Afrika, bei dem Stammestreffen der schwarzen Könige erlebt, ist nichts anderes, als eine satirische<sup>39</sup> Darstellung dieser befürchteten Entmachtung der Männer: der Verlust der symbolischen Repräsentation der Macht wird auch als Stereotyp zitiert (das Gerücht läuft herum, dass die Opfer der Neger mit abgeschnittenen Penis aufgefunden wurden) und das folgende Zitat zeigt am Beispiel der Verschränkung von *Eros* und *Thanatos*, wie der Ausdruck *aussaugen* wörtlich genommen und mit einschlüpfen, verschlingen, ja mit der Vernichtung des Mannes durch die vampir-ähnlichen Frauen identifiziert wird:

Die Frauen der Giganten tauchten zu der Zeit unerkant auf den Märkten fremder Stämme auf. [...] Oh, ihre Augen. Die Lippen. Die Zunge. Oft, immer eigentlich, folgt der junge Mann der Frau in ihr Zelt. Sie erscheint ihm, der der nächste Löwenherrscher hätte werden können, von den Himmeln gesandt. Nackt, schlank, kundig. Sie bettet ihn auf den Rücken, küsst ihn auf Mund und Brust und legt dann den Kopf auf seinen Bauch – er sieht ihr Kraushaar von hinten – und saugt ihn aus. Saugt und saugt – oh, vorerst möchte sich der Herrschersohn verströmen vor Lust-, saugt weiter, erbarmungslos, bis sein Genuss in Schmerz umschlägt und Halt inne! rufen möchte, aber dafür ist's nun zu spät, er ist zu schwach und sie zu stark, so wild endlich, dass sie den ganzen Häuptlingssohn einschlüpf mit Haut und Haar und nur gehen sie zurück. Manche behalten ihn in dem Mund, wie eine Zigarre, die meisten binden ihn an ihre Gürtel. Eine Frau, die so angetroffen wird, darf nicht getötet werden.<sup>40</sup>

Die andere typische Angst, die mit der kolonialen Kulturbegegnung ist laut Michael Frank die Angst des Europäers, beim Aufenthalt auf anderen Kontinenten seine kulturelle Identität zu verlieren.<sup>41</sup> Die Akkulturation, die gängigste Form der kolonialen Kulturbegegnung

<sup>39</sup> Die Verwendung des Ausdrucks satirisch in dem obigen Kontext (Wörtlichnehmen der Metapher) erinnert auch an die Gattungsdefinitionen von Northrop Frye. Das zentrale Prinzip der Ironie und der Satire ist nach ihm „das Aufprägen romantischer, mythischer Formen auf einen realistischen Inhalt, der es ihnen auf unerwartete Weise fügt“. FRYE, Northrop: *Analyse der Literaturkritik*. Stuttgart, Kohlhammer 1964, 227.

<sup>40</sup> WIDMER 1998, 51-52.

<sup>41</sup> FRANK 2006.

bedeutet wegen dieser kolonialisatorischen Urangst vor der Fremdeinwirkung, vor Verwandlung, Entfremdung des Eigenen außerhalb von Europa nie eine Veränderung des politisch, sozial und kulturell dominanten Kolonisators<sup>42</sup>. In Widmers Text wird diese kulturelle Einflussangst wiederum durch eine satirische Darstellung und durch das Wörtlichnehmen der Metapher entkräftet, was sich auf den Prozess der Assimilation auf der physischen Ebene und in einer gegensätzlichen Semantik bezieht. Kuno und seine Anna verwandeln sich im Laufe der Geschehnisse tatsächlich in Schwarze und leben ohne sichtbare Fremdheit im Kongo weiter:

Als ich die Hände wusch und in den Spiegel schaute, sah ich, dass ich einen weißen Vollbart hatte. Krausehaare. Und dass mein Gesicht tiefschwarz war. In einer blanken Panik saß ich in meinem Sessel [...]. Ich war schwarz! So schwarz wie Sophie und Willy! Ich riss das Hemd auf, bis ein Stück Haut sichtbar wurde: auch schwarz. Meine Hände: nur innen nicht rosa. Meine Waden, als ich die Hosenbeine hochkrempeelte: Ebenholz. Ich wagte nicht, die Hosen aufzuknöpfen und meinen Penis anzuschauen.<sup>43</sup>

Diese Verwandlung (über deren Möglichkeit Kuno sich – Gregor Samsa ähnlich – nicht wundert) versinnbildlicht nicht nur das Objekt der kulturellen Einflussangst (Angst des ansonsten dominanten Europäers vor dem Verlust oder dem Wandel der Identität), sondern sie illustriert durch ihre Verkehrung, *ex negativo* auch den Regelfall der kolonialen Situation, in dem die Identität der Schwarzen eine Veränderung erfährt, wenn sie gewisse europäische kulturelle Mustern verinnerlichen (ein harmloses Beispiel aus dem Roman ist das Schminken, das im Kongo auf europäische Weise verbreitet ist: über die Buchhalterin der Brauerei schreibt Kuno: „Etwas zuviel Schmuck, ein Kleid, das ein klein wenig *overdressed* wirken mochte, einen Hauch zuviel Wimpertusche“ – Widmer 1998: 132). Die Schwarzheit Kunos, Willys, Sophies und Annas lässt sich ja auch als (surrealer) Hinweis auf jenen – in der Diskussion um eine kulturwissenschaftliche Xenologie häufig angegriffene – Akt der Assimilation deuten, die das Fremde in einem assimilierenden Akt des Verstehens auf das Eigene reduziert und dadurch eigentlich auslöscht, aufhebt. Willy (der Kuno ähnlich die französische Sprache im Kongo beherrscht und als Schwarzhäutiger somit keinerlei Fremdheitsmerkmale aufweist, er ist sogar für Kuno ein Fremder<sup>44</sup>), kann seine Schweizerische Herkunft Kuno gegenüber allein mit seiner einwandfreien Aussprache des Schweizerdeutschen belegen<sup>45</sup> – in Europa, in dem Einwanderungsland<sup>46</sup> Schweiz dient die

<sup>42</sup> FRANK 2006, 10.

<sup>43</sup> WIDMER 1998, 174-175.

<sup>44</sup> WIDMER 1998, 148.

<sup>45</sup> WIDMER 1998, 145.

<sup>46</sup> Die neuesten kulturellen Überfremdungängste, die die Schweizer Gesellschaft charakterisieren und den Gegenstand heftiger Diskussionen bilden, könnten wir auch mit den oben behandelten kulturellen Einflussängsten verbinden bzw. begründen. Auch die Hybridität der Schweizer Kultur illustriert in dem Roman humorvoll das Bild von der verwandelten Sophie, der „schwarz, mit einer Kraushaarmähne und Wulstlippen! - den Sechseläutenmarsch zu singen begonnen hätte“ (WIDMER 1998, 145) oder von dem ebenfalls schwarzen Willy, der im Herzen Afrikas „[s]chweizerdeutsch zu sprechen [begann] *Züritüütsch!* Als sei er aus Witikon, hundertprozentig.“ (ebd.). Andere Hin-

Kenntnis der Schweizer Mundart aber keinesfalls als ein Zeichen der Schweizerischen Identität: der schwarze Kuno wird an der Grenze als Afrikaner betrachtet, obwohl er zu dem Beamten in Mundart spricht<sup>47</sup>.

Die Farbsymbolik Schwarz-Weiß zieht wie ein roter Faden durch den Roman: sie stehen einerseits, wie oben geklärt, für die Hautfarben der Europäer und Afrikaner, der „Bleichgesichtern“ und der „Neger“. Dadurch dienen sie, wie es in dem Rassismus und bei der Stereotypisierung der Fall ist, zur visuellen Markierung der Fremdheit, zur Sichtbarmachung der Andersheit: die visuellen, ästhetischen Merkmale verschränken sich in diesen hierarchischen Diskursen oft mit ethischen Merkmalen: die überlegene (weiße) Rasse wird auch als normal, gesund, tugendhaft interpretiert. Nun wird die stereotype Semantik dieser Dichotomisierung in dem Roman eigentlich umgekehrt: Schwarz ist hier mit Glück verbunden (Schwarzsein ist die Voraussetzung der Wunscherfüllung, der Liebe von Schwester Anna) und Weiß eher mit dem Tod (Kunos tote Mutter hat weiße Füße).<sup>48</sup> Ähnlicherweise wird übrigens an manchen Stellen (nicht nur in der zitierten Geschichte der Gigantenfrauen) auch die gewöhnliche Hierarchie der Geschlechter umgekehrt: die schwarzen Frauen sind hier (im Gegensatz zu ihrer Rolle in Conrads Text) alles andere als passive, schweigende (aber potentiell gefährliche), von den Männern zu erobernde Wesen, im Gegenteil: Kuno interpretiert seine Affäre mit Sophie als seine Vergewaltigung<sup>49</sup>.

Der Fixierung dieser Sinnzuschreibungen, der kulturellen Stereotypisierung entspricht auf der Ebene der Sprache die Entstehung fester Wendungen, wo die figurative Bedeutung gewisser Wörter den ursprünglichen Sinn und Kontext ihrer Verwendung verschleiert, vergessen lässt. Zu diesen „toten Metaphern“, die in dem Text remotiviert, wörtlich genommen werden, gehören die folgenden Wendungen: „die Zukunft wird schwarz (gesehen)“ bzw. „warten, bis man schwarz wird“. Als Kuno Schwester Anne seine Liebe gesteht und die Frage stellt, ob sie ihn heiraten wolle, antwortet sie folgenderweise: „Da können Sie warten, bis Sie schwarz sind“<sup>50</sup>. Dieser Wunsch geht wahrlich, wörtlich in Erfüllung: Kuno kehrt aus Kongo als Neger zurück und obwohl er nicht als Kuno erkannt und als Fremder angesehen wird, vereinigt sie sich mit Anna in einem leidenschaftlichen Liebesakt. Es stellt sich auch heraus, dass Anna die figurative Wendung auch für sich selbst im

---

weise auf die schweizerische „Multikulturalität“ befinden sich auch in dem Text: im Altersheim jobben (amerikanische) Studierende und erzählt wird auch der Selbstmord des (ebenfalls im Heim angestellten) Tamilen Saravanapavanathan (WIDMER 1998, 106).

<sup>47</sup> WIDMER 1998, 176.

<sup>48</sup> WIDMER 1998, 19. Als künstliche Farbe (nicht als Hautfarbe) sind weitere kulturelle Mehrbedeutungen mit ihr zu verbinden: die weißen Schönheitsmasken der Europäer (WIDMER 1998, 29) markieren auch den abendländischen Kampf gegen die Vergänglichkeit, den Tod – über die Afrikaner heißt es aber, dass sie das Leid, das Töten, das Umkommen für selbstverständlich halten (WIDMER 1998, 21). Der Roman operiert natürlich auch mit den stereotypen, verbreiteten Bedeutungen der Adjektive, die häufig erwähnten blassen oder roten Gesichter signalisieren emotionelle Zustände, und der Tamile Saravanapavanathan tötet sich mit dem Heilpilz namens der „Schwarze Helfer“ (WIDMER 1998, 107). Kunos Vater und Anselm starben ebenfalls in Anwesenheit eines Schwarzen, nämlich des verwandelten Kuno, der in die Schweiz zurückkehrte.

<sup>49</sup> WIDMER 1998, 144.

<sup>50</sup> WIDMER 1998, 18.

wörtlichen Sinne interpretiert hat: sie wollte ja immer schon schwarz sein („Afrika hat mich immer begeistert: Ein Jammer, dass ich nicht schwarz bin“<sup>51</sup>) und auch dieser Wunsch geht in Erfüllung: sie wechselt ja (Willy, Sophie und Kuno ähnlich) die Hautfarbe. Bei dieser Erscheinung geht es nicht nur um eine einfache Umkehrung gewisser altbekannten ethno- und eurozentrischer Verhaltensmuster (der Fremde ruft nicht Abgrenzung, sondern Faszination hervor, nicht der Weiße, sondern der Schwarze ist dominant) und auch nicht nur um die visuelle Illustration der Wechselseitigkeit der Fremderfahrung (Kuno ist im Kongo für die Afrikaner fremd, die Afrikaner sind Fremde für sie, und als Schwarzer wird er in der Schweiz auch als Fremder angesehen: das Eigene, das Weiße kann schnell auch zum Fremden, zum Schwarzen werden). Wichtig ist eher und auch noch jene Literarizität, die aus diesem Verfahren, der Verbindung kultureller und sprachlicher Alteritätsphänomene resultiert. Widmers Roman lässt den Leser durch die surrealistischen Motive, die Grammatikalisierungen die Willkürlichkeit der Trennung zwischen *Signifié* und *Signifiant* bewusst werden, die für den deskriptiven sprachlichen Modus charakteristisch ist. Von Anfang an ist der Rezipient mit jenem metaphorischen sprachlichen Modus konfrontiert, der die Märchen charakterisiert. Damit komme ich zur dritten und letzten Strategie der Verfremdung kolonialer und europäischer Geschichte im Text.

(3) Märchenhaft, bzw. auch ein Märchen (und schon deswegen alles andere als ein tragisch-kritischer Text über persönliche und geschichtliche Schuld oder eine ernstzunehmende Entdeckungsreise) ist Widmers Text schon am Anfang, wo jener Wald seiner Kindheit beschrieben wird, der nicht nur an den Dschungel erinnert, sondern auch die Verwandlung und das Fiktionsvermögen thematisiert:

Alte Sagen – oder solche der Familie – berichteten, dass viele schon, Kinder vor allem, Tage und Jahre durch den ewigen Wald geirrt seien, bis sie, erschöpft, nicht mehr weiterkonnten und selber zu einem Baum wurden. Einige der Baumriesen seien einmal solche wie ich gewesen. Hüpfende Winzlinge. [...] In einer Waldlichtung, die nur ich kannte, wohnten Zwerge, oder Gnome, tanzten und brachten mir, ihrem Häuptling, Geschenke, Zaubermittel, mit denen ich mich in einen Giganten verwandeln konnte, dessen Haupt die höchsten Wipfel überragte. Sie sangen so furchterregende Lieder, dass alle erschauerten, die sie hörten – nur ich nicht, denn ich hatte diese Gesänge erfunden. (Widmer 1998: 10)

Märchenhafte Wesen und märchenhaft positive, plötzliche Wandlungen treten im Text immer wieder auf: die Helden werden immer wieder quasi *deus ex machina* gerettet (Kuno und Kunos Vater vor dem Tod), und Kunos Wunsch geht auch in Erfüllung: er findet das Glück und den richtigen Ort zum Leben, wie in einem Märchen – sogar das uralte Schmerz vom Tod der Mutter wird am Ende überwunden<sup>52</sup>. Die Schlusszene des Romans korrespondiert offenbar jener Szene aus Kunos Kindheit, wo er die tote Mutter auffindet („[I]ch

---

<sup>51</sup> WIDMER 1998, 190.

<sup>52</sup> WEBER – SANDER 2004.



konnte meinen Blick nicht von den Füßen meiner Mutter wenden, die weit unten – nackt, weiß, wie Schnee – aus Rittersporn und Malven auf den Gartenweg hinausragten<sup>53</sup>):

Ich werden mich im Licht der ersten Sonne von meinem Baum lösen, den Berghang hinunterklettern, mich durch den Wald schlagen, ins Freie treten, durch den Hof eilen, die Treppe hochrennen. Behutsam die Tür des Schlafzimmers öffnen und hineinlugen, Anne, meine Anne wird auf dem Bett liegen, unter Moskitonetzen verschwunden, aus denen nur die Füße herausragen. Schwarze Füße, bewegungslos.<sup>54</sup>

Das Märchen, die Märchenhaftigkeit bedeutet hier nicht nur einfach eine Wunscherfüllungsphantasie (die positiven Wendungen), sondern sie vertritt vielmehr auch die metaphorische Sprache, ja die Sprachmagie und damit den Kern, das Wesen der Literatur<sup>55</sup>. Letztendlich wird damit im Roman nicht nur die kulturelle Grenzziehung zwischen Europa und Afrika thematisiert, oder die für den deskriptiven sprachlichen Modus charakteristische Trennung von dem Bezeichneten und dem Bezeichnenden problematisiert, sondern auch die Unterscheidung von „Fiktion“ und „Realität“ wird aufgehoben<sup>56</sup>.

### Literatur

AGOSSAVI 2003

AGOSSAVI, Simplicio: Fremdhermeneutik in der zeitgenössischen deutschen Literatur. An Beispielen von Uwe Timm, Gerhard Polt, Urs Widmer, Sibylle Knauss, Wolfgang Lange und Hans Christoph Buch. St. Ingbert, RÖHRIG, 2003.

ASSMANN 2000

ASSMANN, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München, BECK, 2000 (1997).

BOURQUIN 2006

BOURQUIN, Christophe: Schreiben über Reisen: zur ars itineraria von Urs Widmer im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Würzburg, KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN, 2006.

BUGMANN 1998

BUGMANN, Urs: Die Schweiz und andere Mythen. Urs Widmers Umgang mit seinem Land und seiner Geschichte. In: ARNOLD, Heinz Ludwig (Hg.): Text und Kritik X. 1998. 65-74.

---

<sup>53</sup> WIDMER 1998, 19.

<sup>54</sup> WIDMER 1998, 215.

<sup>55</sup> Vgl. dazu die Selbstausslegung des Autors: „Schreiben hat etwas mit Zauberei zu tun“ (WEBER – SANDER 2004).

<sup>56</sup> Widmer will einige Ereignisse und Motive des Textes übrigens auch historisch begründet haben, so existierte die Spionagelinie Wiking tatsächlich und auch die Authentizität der Figur des afrikanischen Zöllners will er überprüft haben (WEBER – SANDER 2004).

## FOUCAULT 1973

FOUCAULT, Michael: Wahnsinn und Gesellschaft. Frankfurt a.M., SUHRKAMP, 1973 (1961).

## FRANK 2006

FRANK, Michael C.: Kulturelle Einflussangst. Inszenierungen der Grenze in der Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts. Bielefeld, TRANSCRIPT, 2006.

## NIZON 1990

NIZON, Paul: Diskurs in der Enge. Verweigerers Steckbrief. Frankfurt a. M., SUHRKAMP, 1990 (1970)

## SAID 2009

SAID, Edward: Orientalismus. Frankfurt a.M., FISCHER, 2009 (1978)

## SCHMID 1963

SCHMID, Karl: Unbehagen im Kleinstaat. Untersuchung über Conrad Ferdinand Meyer, Henri-Frédéric Amiel, Jakob Schaffner, Max Frisch, Jakob Burckhardt. Zürich, ARTEMIS, 1963.

## VON MATT 2001

VON MATT, Peter: Im Urwald mit Urs Widmer. In: ders: Die tintenblauen Eidgenossen. Über die literarische und politische Schweiz. München, HANSER, 2001. 288-291.

## WEBER – SANDER 2004

WEBER, Ingmar – SANDER, Jürgen: Schreiben hat etwas mit Zauberei zu tun! Ein Interview mit Urs Widmer über seinen Roman Im Kongo, die Schicksalslosigkeit der Schweizer und den „Schwarzen in ihm“. 2004. <http://www.buechergilde.de/archiv/exklusivinterviews/widmer.shtml#> (letzter Zugriff am 5.1.2010)

## WEBER 1998

WEBER, Ulrich: Rückkehr in die Magie des Fernen. Das Reisemotiv im erzählerischen Werk Urs Widmers. In: ARNOLD, Heinz Ludwig (Hg.): Text und Kritik X. 1998. 41-49.

### Quellen

## CONRAD 2000

CONRAD, Joseph: Herz der Finsternis. In: ders. Jugend. Herz der Finsternis. Das Ende vom Lied. Köln, KÖNEMANN, 2000 (1899).

## WIDMER 1998

WIDMER, Urs: Im Kongo. Zürich, DIOGENES, 1998 (1996).

# DAS CAPRICCIO UND SEINE INTERMEDIALE VERWIRKLICHUNG IN E.T.A. HOFFMANNS *PRINZESSIN BRAMBILLA*

VERA ADRIENN TÓTH  
Eötvös Loránd Universität, Budapest

## 1. Einleitung

Inwiefern ein literarisches Werk auf Form, Struktur und Wirkungseffekte einer musikalischen und bildkünstlerischen Kunstform Bezug nehmen kann, inwieweit also das musikalische und das bildliche Medium in der Literatur erscheinen und analoge oder zumindest ähnliche Wirkungen hervorzurufen vermag – das ist das Thema des vorliegenden Beitrags.

Dazu wird im Folgenden eine kurze Fallstudie dargestellt, die sich auf E.T.A. Hoffmanns literarisches Werk *Prinzessin Brambilla* bezieht, und zeigt, wie der Autor eine musikalische Kunstform – das Capriccio – und eine konkrete Bilderfolge narrativ umgesetzt hat. Ohne auf theoretische Fragen näher einzugehen, sollen hier nur die zwei wichtigsten Schlüsselbegriffe „Intermedialität“ und „Capriccio“ kurz in Erinnerung gerufen werden.

## 2. Intermediale Bezüge – Literatur als Objektmedium

Intermedialität ist kein neues Phänomen, allerdings äußerst aktuell. Sie ist aktuell wegen der Tendenzen, dass sich mediale Ausdrucksformen und Gattungen heute zunehmend „aufeinander bewegen, mischen, gegenseitig durchdringen, aufeinander Bezug nehmen“<sup>1</sup> – wie es von Irina Rajewsky, einer bekannten Theoretikerin dieses Forschungsfeldes festgestellt wurde.

Die Wurzeln der Intermedialität sind im Wesentlichen auf die Epoche der Romantik zurückzuführen. Die Romantiker erwiesen sich hinsichtlich der Verknüpfung der Sinne einerseits und der der Medien – Literatur, Musik, bildende Kunst – andererseits als damals absolut modern. Sie können als Vorreiter der Modernität des 20-21. Jahrhunderts angesehen werden.

Im größten Teil von E.T.A. Hoffmanns Werken sind mehrere Medien – Text, Musik und Bild – und ihre Motive in irgendeiner Weise präsent. Für diese Werke sind die in der Literaturforschung als ‚intermediale Bezüge‘ bezeichneten Verbindungen charakteristisch. Das bedeutet, dass verschiedene Medien, die ursprünglich mit unterschiedlichen Sinnesorganen wahrgenommen werden können, mithilfe *eines* Mediums vermittelt werden. Im Falle dieser Werke ist das kontaktnehmende oder Objektmedium die Literatur, die Sprache, die die kontaktgebenden Referenzmedien Musik und Bild in sich aufnimmt. Das heißt, alle drei Medien werden mit den der Literatur eigenen spezifischen Mitteln thematisiert, simuliert beziehungsweise reproduziert. Das Capriccio als Formgeber der *Prinzessin Brambilla* ermöglicht durch E.T.A. Hoffmanns erzählerische Vorgehensweise die Gestaltung eines intermedialen Kunstwerks.

---

<sup>1</sup> RAJEWSKY 2002, 1.

### 3. Die Kunstform Capriccio

Das Capriccio ist eine Kunstform, die in mehreren Kunstzweigen beheimatet ist. In der Musik findet man Stücke, die als Capriccio bezeichnet sind, bereits bei Johann Sebastian Bach aus der Zeit um 1700. Besonders bekannt sind Niccolò Paganinis 24 *Capricci* für Violine solo, die erstmals 1820 gedruckt wurden. In der bildenden Kunst wurde der Begriff Capriccio von Jacques Callot mit seinen 1617 entstandenen Radierungen *Capricci di varie figure* eingeführt.

Die literarische Umsetzung der Kunstform erfolgte erstmals von E.T.A. Hoffmann, und zwar unter der Inspiration von Radierungen gerade Jacques Callots. Allerdings waren diese Radierungen nicht Callots *Capricci*, sondern die Bilderfolge mit dem Titel *Balli di Sfessania*, die Szenen der Commedia dell'arte darstellt. Die grotesken, skurrilen Tänzerfiguren, die auf diesen Radierungen abgebildet sind, regten Hoffmann zur Gestaltung einer narrativen Handlung an, die zur Karnevalszeit in Rom spielt. Das so entstandene Erzählwerk ist das literarische Capriccio *Prinzessin Brambilla*.

### 4. Das Capriccio in der Musik

Als grobe Definition des Capriccios kann ein freies, spielerisches Musikstück genannt werden. Die Bedeutung ‚Laune‘ ist sowohl dem italienischen Wort *il capriccio* als auch dem französischen *le caprice* eigen. Das davon abgeleitete Adjektiv *kapriziös* bedeutet demnach ‚launisch‘, ‚eigenwillig‘, ‚geistreich‘ und ‚die Regeln durchbrechend‘. Diese Bedeutungen des Wortes ‚Capriccio‘ sind relativ bekannt. Will man für das musikalische Capriccio eine professionellere Definition geben, so kann das *Musikalische Lexikon* von Heinrich Christoph Koch zur Hilfe genommen werden. Kochs Definition stammt aus dem Jahre 1802.<sup>2</sup>

Kochs *Musikalisches Lexikon* führt sogar mehrere verschiedene Begriffsbestimmungen an. Diese bezeichnen verschiedene Aspekte der Kunstform ‚Capriccio‘ und auch deren zeitlich unterschiedliche Bedeutungsvarianten. Als Grundbestimmung des Begriffs kann die folgende Definition gelesen werden:

Ein Tonstück, bey welchem sich der Componist nicht an die bey den gewöhnlichen Tonstücken eingeführten Formen und Tonausweichungen bindet, sondern sich mehr der so eben in seiner Fantasie herrschenden Laune, als einem überdachten Plane überläßt. Das Capriccio hat daher nicht immer den Ausdruck einer einzigen schon bestimmten Empfindung zum Gegenstande.<sup>3</sup>

Obwohl diese Definition eindeutig auf die Freiheiten des Komponisten bezüglich Aufbau, Modulationen – das heißt, Tonartwechsel – und Stimmung seines Musikstücks verweist, wird im darauffolgenden Absatz des Lexikonartikels betont, dass diese Freiheiten durchaus nicht das Fehlen der Ordnung und des musikalischen Zusammenhangs bedeuten. Vielmehr unterscheidet sich das Capriccio „von den gewöhnlichern Tonstücken durch seine freyere

<sup>2</sup> Die Koch'sche Definition war auch Hoffmann bekannt. Davon zeugt die Erwähnung des Lexikons in Hoffmanns Roman *Lebensansichten des Katers Murr*.

<sup>3</sup> KOCH 1802, Sp. 305f.

Form, durch weniger durchgehaltenen Charakter, und ein lockereres Aneinanderreihen der Gedanken“.<sup>4</sup>

Das Capriccio ist in der Musik hauptsächlich seit der Romantik beliebt und verbreitet. Es liefert interessante Ergebnisse, zwei frühere musikalische Formen, die Sonatenhauptsatzform der Wiener Klassik und die Fugenform des Barock mit ihm im Spiegel der Koch'schen Definition zu vergleichen. Gerade diese beiden Formen zeichnen sich nämlich durch einen strengen formalen Aufbau aus. Besonders die Sonatenhauptsatzform, der alle Hauptsätze der Symphonien, Streichquartetten und Sonaten seit der Wiener Klassik folgen, ist sowohl bezüglich ihrer Tonart- als auch ihrer Themenstruktur streng geordnet. Man kann deshalb behaupten, dass sie einen klassizistischen Gegenpol zum romantischen Capriccio bildet. Die andere genannte Form, die barocke Fuge, ist durch den kontrapunktischen polyphonen Aufbau ebenfalls stark geregelt. Auch in ihrer Tonartstruktur gibt es eine gewisse im Voraus bestimmte Ordnung. Allerdings führt Koch in seinem Lexikon eine Definition für das Capriccio an, die zwar damals schon als veraltet betrachtet werden musste, aber die musikalische Form des Capriccios gewissermaßen mit der barocken Fuge in Verbindung setzt:

Ehedem bezeichnete *Capriccio* auch eine für die Claviaturinstrumente bestimmte fugenartige Composition über einen lebhaften Hauptsatz, der nicht streng nach den Regeln der Fuge und des Widerschlages ausgeführt wurde.<sup>5</sup>

Eine solche „fugenartige Composition“ wurde also dem Capriccio ähnlich mit gewisser Freiheit, man kann sagen, mit einem gewissen Improvisationscharakter vorgetragen. Selbst unter Johann Sebastian Bachs Werken finden wir Compositionen, die – wie beispielsweise die *Zwei- und Dreistimmigen Inventionen* – als relativ freie „Vorstudien“ zu den großartigen „wirklichen“ Fugen verstanden werden können. In Bachs *Inventionen* ist nicht zuletzt jenes Improvisationsvermögen zu entdecken, das als wichtiger Maßstab der damaligen künstlerischen Leistung galt. Dieses Vermögen gewann in der Romantik wieder an Bedeutung.

### 5. Das Capriccio in der bildenden Kunst

Das lockere Nebeneinander der unterschiedlichsten Themen und Motive charakterisiert auch das erste bildkünstlerische Capriccio, die bereits erwähnte Radierungsserie *Capricci di varie figure* von Jacques Callot. Callot steht mit diesen Radierungen am Anfang einer Tradition, die bis in die Moderne reicht. Der Begriff ‚Capriccio‘ wird dabei oft synonym mit ‚Fantasiestück‘ gebraucht. Das Prinzip des Capriccios zeichnet sich in der bildenden Kunst durch einen bizarren Aufbau des Kunstwerks, durch extravagante Themen, nicht selten durch karikaturistische Züge und Fantastik in der Bildstruktur aus.<sup>6</sup> Zu den grundlegenden Faktoren, die das Capriccio als Kunstform festlegen, gehören Scherz, Ironie, freie Erfindung, das uneingeschränkte Spiel der Gedanken des Künstlers, seine verschiedensten Einfälle und Ideen sowie eine gewisse Zusammenhangslosigkeit innerhalb der Struktur des

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Vgl.: TRAEGER 2000, 57.

Kunstprodukts.<sup>7</sup> Die künstlerische Fantasiewelt genießt einen hohen Grad an Freiheiten, die artistischen Mittel der Darstellung, der Konstruktion und der Kombination können vielseitig verwendet werden. Allerdings gibt es selbst „in den sonderbarsten Erfindungen, in allen Bereichen der scheinbar chaotischen Phantasietätigkeit gewisse Regeln, die eingehalten werden“.<sup>8</sup> So wird eine Genauigkeit und absichtsvolle Kalkulation der Einzelheiten gefordert, selbst wenn diese als absurd erscheinen sollen.

Beliebte und oft benutzte künstlerische Mittel sind im bildkünstlerischen Capriccio die Vergrößerung der Dimensionen, die Mehrdeutigkeit der abgebildeten Elemente durch Gestaltmetamorphosen, die die Grenzen zwischen den Erscheinungen verwischen, das Spiel mit Licht und Schatten, die Verschränkung von Innen- und Außenwelt. Das Dargestellte ist häufig undurchschaubar und verrätselt, die verschiedenen miteinander kombinierten Perspektiven rufen ungewohnte, manchmal sogar absurde Effekte hervor.<sup>9</sup> Den Phänomenen wird ihre Eindeutigkeit abgesprochen. Dadurch entstehen vielseitige und vielschichtige Interpretationsmöglichkeiten. Die schöpferische Willkür führt zu Verwirrung. Allerdings appellieren die Unbestimmtheiten und Unverständlichkeiten eines bildkünstlerischen Capriccios an den Betrachter, dessen Mitwirkung zur Deutung des Kunstwerks notwendig ist.<sup>10</sup>

Insgesamt kann behauptet werden, dass für das Capriccio in der bildenden Kunst „der Verstoß gegen eine Regel, das Recht auf Abweichung, die Relativierung absoluter Maßstäbe“ gattungstiftend ist.<sup>11</sup>

## 6. Die erzählerische Struktur der *Prinzessin Brambilla*

Hoffmann selbst bezeichnet seine *Prinzessin Brambilla* in zweierlei Hinsichten als Capriccio. Schon im Vorwort des Werkes wird es hervorgehoben, dass die *Prinzessin Brambilla* durchaus bildnerische und musikalische Bezüge hat.

Die Handlung selbst spielt in Rom zur Zeit des Karnevals. Im Mittelpunkt stehen die merkwürdigen Erlebnisse eines Schauspielers, Giglio Favas, der seine Verlobte, die Putzmacherin Giacinta verlässt, um die Liebe der orientalischen Prinzessin Brambilla zu gewinnen. Die Suche nach der Prinzessin wird zu einer Art Maskenspiel, wo verschiedene Charaktermasken der italienischen Commedia dell'arte erscheinen. Giglio selbst kleidet sich in die Charaktermaske des Pantalon und findet in dem assyrischen Prinzen Cornelio Chiapperi seinen Doppelgänger.

Die Geschehnisse werden vom Marktschreier Celionati vorwärtsgetrieben, der sich am Ende ebenfalls als eine Doppelgängerfigur entpuppt, nämlich als Doppelgänger des Fürsten Bastianello di Pistoja, der eine Theaterreform in Rom anstrebt. Dazu braucht er Giglio, Giacinta und das ganze karnevalistische Spiel. Selbst die Prinzessin Brambilla erweist sich als eine Traumgestalt: in Wirklichkeit ist sie Giacinta, die arme Putzmacherin.

In die aus zwei Handlungssträngen bestehende Hauptgeschichte ist eine längere „mythische“ Erzählung von der Urdarquelle eingelegt. Der Mythos wird von Celionati erzählt, seine Lehre beziehungsweise das klare Spiegelbild der Urdarquelle soll die Men-

<sup>7</sup> Vgl.: HILDEBRAND-SCHAT 2004, 304.

<sup>8</sup> HOLLÄNDER 1998, 97.

<sup>9</sup> Vgl. Ebd., 105.

<sup>10</sup> Vgl. HOFMANN, W. 1998, 157.

<sup>11</sup> Ebd., 162.

schen ändern, die verloren gegangene Harmonie mit der Natur wiederherstellen.

Hoffmanns Capriccio versucht mithilfe einer humoristischen Darstellungsweise den Humor selbst als Ziel des Lebens und gleichsam des Theaters oder allgemeiner: der Dichtung zu etablieren. Wie es in der Erzählung gesagt wird, soll

in der kleinen Welt, das Theater genannt, [...] ein Paar [gefunden werden], das nicht allein von wahrer Fantasie, von wahren Humor im Innern beseelt, sondern auch im Stande wäre, diese Stimmung des Gemüts objektiv, wie in einem Spiegel, zu erkennen und sie *so* ins äußere Leben treten zu lassen, daß sie auf die große Welt, in der jene kleine Welt eingeschlossen, wirke, wie ein mächtiger Zauber.<sup>12</sup>

Humor und Fantasie sollen zur Selbsterkenntnis, zur Welterkenntnis und zur wahren Kunst führen.

### 7. Markierungen der intermedialen Beziehungen

Der Untertitel des Werkes, „*Ein Capriccio nach Jakob Callot*“ ist eine paratextuelle Markierung der intermedialen Beziehung zwischen Text und den Kupferstichen Jacques Callots. Bereits hier wird auf die ursprünglich nicht-literarische Kunstform ‚Capriccio‘ hingewiesen. An dieser Stelle ist es noch einmal hervorzuheben, dass die *Prinzessin Brambilla* zwar aufgrund einer Quelle entstanden ist, die auf „Meister Callot“<sup>13</sup> zurückzuführen ist, diese Quelle jedoch nicht Callots Radierungsserie *Capricci di varie figure* war, sondern die *Balli di Sfessania*. Hoffmann wählte acht von den 24 Radierungen der *Balli di Sfessania* aus und gestaltete sein literarisches Capriccio nach seinen eigenen Vorstellungen. Die Hinweise auf Callot sind demnach nicht ganz eindeutig.

Das Vorwort des Werkes fungiert mit der expliziten Erwähnung der „Basis des Ganzen, nämlich Callot’s fantastisch karikierte[r] Blätter“ sowie der Aufforderung, beim Lesen „auch daran zu denken, was der Musiker etwa von einem Capriccio verlangen mag“<sup>14</sup>, als Markierung der intermedialen Beziehung zwischen bildender Kunst, Musik und Literatur. Für diese paratextuelle Erwähnung der kontaktgebenden oder anders ausgedrückt „Objekt“-Medien ‚Bild‘ und ‚Musik‘ ist Hoffmann, der Autor des Textes, zuständig. Damit ist eine eindeutige Intentionalität der intermedialen Bezugnahme gegeben. Es erfolgt mit Werner Wolfs Terminologie eine „quasi-intertextuelle Bezugnahme“ auf eine konkrete musikalische Kunstform, nämlich auf das ‚Capriccio‘, das gewissermaßen als ‚Prä-Text‘ konzipiert ist, mit welchem der eigentliche Text der *Brambilla* in einem der intertextuellen Bezugnahme verwandten Verhältnis steht.<sup>15</sup>

Die Kunstform ‚Capriccio‘ wird auch im Weiteren mehrmals explizit als Grundlage der *Prinzessin Brambilla* genannt. Diese Nennung wird zum Teil von dem Erzähler, zum Teil aber auch von Figuren vorgenommen. Für dieses Letztere ist das siebente Kapitel ein Beispiel, wo der Marktschreier Celionati, der eigentlich das ganze Spiel als ein karnevalis-

<sup>12</sup> HOFFMANN, E.T.A. 1985, 910ff.

<sup>13</sup> Ebd., 912.

<sup>14</sup> Ebd., 769.

<sup>15</sup> Vgl. WOLF 1999, 57.

tisches Theaterstück inszeniert, über dieses Stück wie folgt spricht: „Ich meine nemlich den Leser des *Capriccio*’s, Prinzessin *Brambilla* geheißten, einer Geschichte, in der wir selbst vorkommen und mitspielen“.<sup>16</sup>

### 8. Strukturparallelen zwischen Text, Musik und Bild

Auf Strukturparallelen, die einem musikalischen *Capriccio* und Hoffmanns literarischem Werk gemeinsam sind, weist die folgende Textstelle der *Prinzessin Brambilla* hin:

In dem höchst merkwürdigen Originalcapriccio, dem der Erzähler genau nacharbeitet, befindet sich hier eine Lücke. Um musikalisch zu reden, fehlt der Übergang von einer Tonart zur anderen, so daß der neue Akkord ohne alle gehörige Vorbereitung losschlägt. Ja man könnte sagen, das *Capriccio* bräche ab mit einer unaufgelösten Dissonanz.<sup>17</sup>

Diese Textstelle betont die Prozesshaftigkeit des Erzählvorgangs, der einer Improvisation ähnlich ist, wo – wie in dem musikalischen *Capriccio* – das Weiterführen des Stückes immer das Ergebnis einer augenblicklichen Entscheidung des Vortragenden, gegebenenfalls des Komponisten ist. So können im Vortrag des musikalischen wie im Erzählvorgang des literarischen *Capriccios* Lücken, fehlende Übergänge von einer musikalischen Tonart oder literarischen Szene zur anderen, unvorbereitete musikalische Akkorde oder erzählerische Wendungen, unaufgelöste klangliche Dissonanzen oder abgebrochene Handlungsstränge usw. entstehen, beziehungsweise auftreten. Wie in einem musikalischen *Capriccio* sich die Motive wechseln, so kann man in der *Prinzessin Brambilla* Sprünge in der Handlung finden; die Doppelgängerfiguren und die unerwarteten spielerischen Handlungsmomente ähneln den Themenwechseln, den plötzlichen Modulationen und dem Ideenreichtum eines musikalischen *Capriccios*. Die zitierte Textstelle stellt am genauesten die Charakteristika eines musikalischen *Capriccios* sowie seine Verwandtschaften mit dem Hoffmann’schen Text dar, so dass es möglich wird, die sprachlich-textuelle Imitation der musikalischen Kunstform nachzuvollziehen.

Mit ihrer mehrsträngigen, nicht selten als chaotisch und unverfolgbar erscheinenden Handlungsführung kann die *Prinzessin Brambilla* auch mit dem bildkünstlerischen *Capriccio* in Verbindung gesetzt werden. Die Doppelgängerfiguren und die komplizierte Handlungsstruktur machen das Werk undurchschaubar. Die Perspektiven wechseln sich dabei abrupt, im Karneval und um die Hauptfigur Giglio herrscht Verwirrung. Die karnevalistischen Masken und Kostüme sprengen die Dimensionen des Alltags, sie tragen zur Absurdität der Geschehnisse bei. Der Leser wird in starkem Maße in den Interpretationsprozess des Werkes einbezogen, wobei selbst am Ende nicht alle Einzelheiten enträtselt werden können.

<sup>16</sup> HOFFMANN, E.T.A. 1985, 892.

<sup>17</sup> Ebd., 876f.



### 9. „Ausgangspunkt“ und „Ergebnis“ – das Verhältnis der *Balli di Sfessania* zur *Prinzessin Brambilla*

Die Callot'schen Radierungen sind zweifach mit der *Prinzessin Brambilla* in Verbindung gebracht: Einerseits wird behauptet, dass die Bilder Callots den Ausgangspunkt und die Grundlage der Erzählung bildeten. Im zweiten Kapitel spricht der fiktive Herausgeber der Geschichte, dem Hoffmann die Worte seiner Erzählung in den Mund gibt, von der „abenteuerliche[n] Geschichte von der Prinzessin Brambilla“, die er „in Meister Callots kecken Federstrichen angedeutet fand“.<sup>18</sup> Die Erwähnung von Callots Bildern ist eine Markierung und – mit Werner Wolfs Terminus – zugleich eine intratextuelle, narratorische Thematisierung des bildlichen Ausgangsmediums der intermedialen Bezugnahme. Diese Thematisierung schreitet bis zum Status einer metatextuellen Reflexion voran, das heißt, der Erzähler spricht im fiktionalen Text über diesen Text selbst.<sup>19</sup>

Andererseits sind die Callot'schen Kupferstiche dem Text als Illustration beigegeben und jedes Bild ist an der entsprechenden Stelle des Textes ekphrastisch dargestellt. Ekphrasis ist die schriftliche Darstellung, die verbale Repräsentation von bildkünstlerischen Werken, hier den Radierungen *Balli di Sfessania*. Hoffmanns detaillierte Beschreibungen der Kupferstiche ermöglichen, die entsprechenden Textstellen so zu lesen, als würde man das Bild ebenso sehen wie die Worte. Dies ist insofern nicht selbstverständlich, als – wie es Olaf Schmidt bemerkt –

Hoffmann [...] keine Anweisungen zur Positionierung der Callotschen Kupferstiche in der *Brambilla* gegeben [hat]. Jede Ausgabe verfährt denn auch anders: Die sogenannte Serapions-Ausgabe setzt zwei Stiche am Anfang eines jeden Kapitels, die Insel-Ausgabe folgt ihr darin. In der Ellinger-Ausgabe erscheint das erste Bild als Frontispiz, das zweite im ersten Kapitel, das dritte im zweiten Kapitel und so weiter. Die Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags zeigt die Bilder komplett am Schluß. Nur in der Reclam-Ausgabe stehen die Bilder ihren entsprechenden Textstellen gegenüber.<sup>20</sup>

Dennoch erkennt man zumindest bei wiederholtem Lesen der *Prinzessin Brambilla* die Passagen, wo Bilder beschrieben werden, also das textuelle Medium auf das Bildliche Bezug nimmt. Hier seien nur zwei Beispiele der Ekphrasis aus Hoffmanns literarischem Capriccio angeführt:

Gleich andern Tages unterließ Giglio nicht, sich eine Maske zu verschaffen, die ihm, nach Celionatis Rat, abenteuerlich und abscheulich genug schien. Eine seltsame mit zwei hohen Hahnfedern geschmückte Kappe, dazu eine Larve mit einer roten, in hakenförmigem Bau und unbilliger Länge und Spitze alle Exzesse der ausgelassensten Nasen überbietend, ein Wams mit dicken Knöpfen, dem des Brighella nicht unähnlich, ein breites hölzernes Schwert [...] <sup>21</sup> –

<sup>18</sup> Ebd., 790.

<sup>19</sup> Vgl. WOLF 1999, 56.

<sup>20</sup> SCHMIDT 1999, 61, Anm. 35.

<sup>21</sup> HOFFMANN, E.T.A. 1985, 787ff.

– so wird Giglios Kleidung beschrieben, in der er aufbricht, im Durcheinander des Karnevals die Prinzessin Brambilla zu suchen.

Das zweite Beispiel stammt aus dem dritten Kapitel, wo Giglio seinen Doppelgänger tanzen sieht:

Ein possierlicher Kerl, bis auf die geringste Kleinigkeit gekleidet, wie Giglio, ja was Größe, Stellung u. s. w. betrifft, sein zweites Ich, tanzte nämlich, Chitarre spielend, mit einem sehr zierlich gekleideten Frauenzimmer, welche Castagnetten schlug.<sup>22</sup>

Diese Stelle thematisiert mit der Erwähnung der Instrumente „Chitarre“ und „Castagnette“ sowie des Tanzes zugleich eine Art musikalischer Darbietung.

### 10. Akustische Ähnlichkeiten zwischen Text und Musik

Hervorzuheben ist noch eine Technik der Musikalisierung des sprachlichen Mediums, die die Ähnlichkeit zwischen verbalen und musikalischen Signifikanten ausnützt. Die Bezeichnung dieser Technik, „Wortmusik“, wird in Anlehnung auf die Typologisierung Steven Paul Schers auch von Werner Wolf verwendet. Wortmusik imitiert den musikalischen Klang poetisch und macht den Eindruck der Präsenz von Musik im Text durch die Hervorhebung der akustischen Dimensionen der verbalen Signifikanten. Diese Signifikanten imitieren Musik durch die Verwendung von Tonhöhe, Klangfarbe, Rhythmus, durch die Einführung von ‚Harmonien‘ oder ‚Dissonanzen‘ in verschiedenen Formen von akustischen Wiederholungen oder durch ‚Onomatopoeika‘, das heißt, klagnachahmende, lautmalersche Wörter.<sup>23</sup> Für diesen Typ der intermedialen Bezugnahme zwischen Text und Musik sei hier die Stelle aus Hoffmanns *Prinzessin Brambilla* erwähnt, wo der orientalische Karnevalzug in Begleitung von geblasenen Pfeifen und geschlagenen Zimbeln und Trommeln in Rom ankommt:

Hinter [den] Musikanten zogen zwei mächtige Strauße eine große [...] goldgleißende Tulpe, in der ein kleiner alter Mann saß [...]. Ihm folgten zwölf reich gekleidete Mohren [...], die jedesmal, wenn der kleine Alte [...] ein sehr feines scharf durchdringendes: Kurri – pire – ksi – li – i i i vernehmen ließ, mit gewaltig dröhnenden Stimmen sangen: Bram – bure – bil – bal – Ala monsa Kikiburra – son – ton!<sup>24</sup>

### 11. Zusammenfassung

Hoffmann hat in seiner *Prinzessin Brambilla* musikalische, bildkünstlerische und sprachlich-literarische Elemente vereinigt. Mit der Synthese der drei Kunstarten schuf er ein komplexes Werk, in dem das sprachliche Medium Verwandtschaften mit der musikalischen und bildkünstlerischen Kunstform ‚Capriccio‘ aufweist. Callots Stiche sind in der *Brambilla* auch materiell präsent, während das musikalische Medium in der Struktur des literarischen

<sup>22</sup> Ebd., 828.

<sup>23</sup> Vgl. WOLF 1999, 58.

<sup>24</sup> HOFFMANN, E.T.A. 1985, 781.

Mediums erscheint und eigentlich von diesem getragen wird. Hoffmann realisierte mit der Integration der drei Künste – wie es von Olaf Schmidt bezeichnet wurde – ein „*intermediales* Gesamtkunstwerk“.<sup>25</sup>

### Literatur

HILDEBRAND-SCHAT 2004

HILDEBRAND-SCHAT, Viola: Zeichnung im Dienste der Literaturvermittlung. Moritz Retzschs Illustrationen als Ausdruck bürgerlichen Kunstverstehens. Würzburg, KÖNIGSHAUSEN – NEUMANN, 2004.

HOFFMANN, E.T.A. 1985

HOFFMANN, E.T.A.: *Prinzessin Brambilla*. Ein Capriccio nach Jakob Callot. In: Ders.: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Frankfurt am Main, DEUTSCHER KLASSIKER VERLAG, 1985ff. Band 3, 767-912.

HOFMANN, W. 1998

HOFMANN, Werner: „Glühend Eis“ und „schwarzer Schnee“ – Anmerkungen zur „gesetzlosen Willkür des jetzigen Zeitalters“ (Jean Paul). In: *Kunstform Capriccio: von der Groteske zur Spieltheorie der Moderne*. Ekkehard MAI und Joachim REES (Hrsg.) Köln, KÖNIG, 1998, 155-178.

HOLLÄNDER 1998

HOLLÄNDER, Hans: *Piranesi Carceri*. Capriccio und Kalkül. In: *Kunstform Capriccio: von der Groteske zur Spieltheorie der Moderne*. Ekkehard MAI und Joachim REES (Hrsg.) Köln, KÖNIG, 1998, 97-112.

KOCH 1802

KOCH, Heinrich Christoph: *Musikalisches Lexikon*. Frankfurt am Main, BEY AUGUST HERMANN DEM JÜNGERN, 1802.

RAJEWSKY 2002

RAJEWSKY, Irina O.: *Intermedialität*. Tübingen – Basel, FRANCKE, 2002.

SCHMIDT 1999

SCHMIDT, Olaf: „Die Wundernadel des Meisters“ – Zum Bild-Text-Verhältnis in E.T.A. Hoffmanns *Capriccio Prinzessin Brambilla*. In: *E.T.A. Hoffmann-Jahrbuch* 7. 1999, 50-62.

TRAEGER 2000

TRAEGER, Jörg: *Goya: die Kunst der Freiheit*. München, C. H. BECK, 2000.

WOLF 1999

WOLF, Werner: *The Musicalization of Fiction. A Study in the Theory and History of Intermediality*. Amsterdam – Atlanta, GA, RODOPI, 1999.

---

<sup>25</sup> SCHMIDT 1999, 54.

# EIN SPIEL MIT UND ÜBER GRENZEN? ÜBER E.T.A. HOFFMANNS *NUSSKNACKER UND MAUSEKÖNIG*

TÜNDE PAKSY  
Universität Miskolc, Ungarn

## 1. Einleitung

Das Märchen, das später nicht zuletzt als Tschaikowskis Ballett zum unumgänglichen Weihnachtsklassiker wurde, erschien zuerst zu Weihnachten von 1816 im ersten Band der *Kinder-Mährchen*, einer Ausgabe, für die Contessa, de la Motte Fouqué und Hoffmann je ein Märchen schrieben. 1818 wurde beschlossen Hoffmanns *Nußknacker und Mausekönig* auch in den ersten Band seiner gesammelten Erzählungen aufzunehmen. Wie der Kommentar zu den *Serapions-Brüdern* darauf hinweist hat Hoffmann sein Märchen zwar unter Redaktion gezogen, besonders weitgehende Änderungen an ihm allerdings nicht vorgenommen. (Hoffmann 2008 1340) Allerdings nutzte er den Erzählrahmen des Bandes, um darin auf frühere Kritiken zu reagieren, die insbesondere darauf abzielten, ob der Text tatsächlich ein Kindermärchen sei und nicht viel mehr eines für Erwachsene.<sup>1</sup>

Zweifelsohne kann *Nußknacker und Mausekönig* innerhalb Hoffmanns Werk in die Reihe vom *Goldenen Topf*, *Meister Floh* und *Klein Zaches*, also in die seiner Wirklichkeitsmärchen gestellt werden. Der Struktur nach bilden diese Erzählungen zwei, meist einander entgegen gesetzte Welten ab, wobei die eine fiktive Welt nach den Regeln der aktuellen Welt des zeitgenössischen Lesers, die andere aber nach fantastischen Regeln zu funktionieren scheint. Im *Nußknacker* bildet die bürgerliche Welt des Rahmens die rationale Sphäre, aus deren Sicht es sich hier um Maries Krankheitsgeschichte handelt, die am Weihnachtsabend mit Maries infolge ihres Hinfallens erlittener Schnittwunde ihren Anfang nimmt und vielleicht gar nicht zur Heilung kommt. Der letzte mehr- oder weniger real erscheinende Bericht handelt nämlich von Maries Fallen vom Stuhl und somit, – wenn Maries erster (wortwörtlicher) Unfall als Folge eines Krankheitsanfalls betrachtet wird – von einem erneuten Anfall, während der konkurrierende Bereich von Maries Erlebnissen aus ihrer auch dem Fantastischen hingegebenen, kindlichen Perspektive berichtet, in der fantastisch-wundersame Ereignisse, wie Nußknackers<sup>2</sup> Belebung, seine Schlacht mit den Mäusen, Maries Opfern an den Mausekönig, ihr Besuch im Puppenreich und ihre Heirat mit dem jungen Droßelmeier ebenso real erlebt werden. *Das Märchen von der harten Nuß*, das von Pate Droßelmeier erzählte Binnenmärchen also, weitet die Ebene der wunderbaren Welt um eine zweite aus.

Bereits diese grob skizzierte Grundstruktur zeigt zahlreiche Grenzen und Grenzüberschreitungsmöglichkeiten auf, untersucht man aber über die textinternen Formen auch die textexterne Kommunikation zwischen implizitem Leser und abstraktem Autor tut sich der weite Spielraum des Lesers erst in seiner eigentlichen Größe auf. Behandelt wird das Märchen dabei als selbständiger Text – so wie es in den *Kinder-Mährchen* ursprünglich

---

<sup>1</sup> Zur Wirkungsgeschichte vergleiche HOFFMANN 2008, 1343-1347

<sup>2</sup> Da die zitierte Ausgabe die alte Rechtschreibung benutzt, werden Nußknacker und weitere Begriffe des Märchens in dieser Arbeit durchgehend in der gleichen Form verwendet

auch war –, dessen nachträglich hinzugelegter (Serapions-) Rahmen in dieser Arbeit als eine fiktive außertextuelle Rezeptionssituation aufgefasst wird. Der Beitrag setzt sich indes- sen zum Ziel die Grenzen und ihre Verletzung auf den verschiedenen Ebenen des Textes zu beschreiben und zugleich den daraus resultierenden Spieleffekt aufzuzeigen.

### 1.1. Der Spielbegriff

Der Spielbegriff wird auch in der Fachliteratur zu Hoffmanns Werken in mehreren Fällen verwendet, meist bei komplizierteren Zusammenhängen, Verfahren und Strukturen, wo Widersprüche schwer aufzulösen sind. Zur Verwendung des Begriffes in solchen Kontexten kam es wohl seines breiten Bedeutungsspektrums und seiner Selbstverständlichkeit wegen, wobei man bemerken muss, dass er unter Umständen auch pejorativ gebraucht werden kann. Hier soll sein Gebrauch mithilfe etablierter Spielbegriffe präzisiert werden.

Der bekannteste und vielleicht auch der populärste unter denen, die sich mit dem Spielbegriff befassten ist Huizinga, mit seinem *Homo ludens*. Er betrachtet das Spiel als anthropologisch verankerte Tätigkeit und hebt auch seine Steigerung hervor, bis zum und über den heiligen Ernst hinaus. Er schreibt:

Jedes Spiel kann jederzeit den Spielenden ganz in Beschlag nehmen. Der Gegensatz Spiel Ernst bleibt stets schwebend. Die Minderwertigkeit des Spiels hat ihre Grenze im Mehrwert des Ernsts. Das Spiel schlägt in Ernst um und der Ernst in Spiel. Es kann sich auf Höhen der Schönheit und Heiligkeit erheben, wo es den Ernst weit unter sich läßt. (Huizinga 1987: 17.)

Seine Spieldefinition wurde von Roger Caillois teilweise aufgenommen, teilweise weiterentwickelt und mit einer Typisierung ergänzt.

In dieser Arbeit wird der Spielbegriff im Sinne von Roger Caillois Definition verwendet. Demnach ist Spiel

„eine *freie* [...] und ]; eine *abgetrennte* Betätigung, die sich innerhalb genauer und im voraus festgelegter Grenzen von Raum und Zeit vollzieht; eine *ungewisse* Betätigung, deren Ablauf und deren Ergebnis nicht von vornherein feststeht, da bei allem Zwang, zu einem Ergebnis zu kommen, der Initiative des Spielers notwendigerweise eine gewisse Bewegungsfreiheit zugebilligt werden muß; eine *unproduktive* Betätigung, die weder Güter noch Reichtum noch sonst ein neues Element erschafft [...]; eine *geregelt* Betätigung, die Konventionen unterworfen ist, welche die üblichen Gesetze aufheben und für den Augenblick eine neue, alleingültige Gesetzgebung einführen; [und] eine *fiktive* Betätigung, die von einem spezifischen Bewußtsein einer zweiten Wirklichkeit oder einer in Bezug auf das gewöhnliche Leben freien Unwirklichkeit begleitet wird.“ (Caillois <sup>10</sup>1995: 163.)

Nach Caillois Meinung scheinen sich Regel und Fiktion gegenseitig auszuschließen.

Die Spiele teilt er in 4 Typen, je nachdem welches der vier Momente des Wettstreits (*agôn*), des Zufalls (*alea*), der Maskierung (*mimicry*) oder des Rausches (*ilinx*) in dem jeweiligen Spiel dominiert. Innerhalb dieser Kategorien tendieren die Spiele zwischen

den Polen des Prinzips vom Vergnügen und Ausgelassenheit (*paidia*) und der Bändigung der Ausgelassenheit durch Regel (*ludus*). (Callois<sup>10</sup>1995: 163-165)

Im Sinne der beiden Definitionen, könnte man auch die Rezeption und Interpretation von Literatur als eine Art Spiel auffassen. Besonders dann, wenn der Text mehrere, miteinander konkurrierende Deutungsvarianten generiert, wie in diesem Fall. Deshalb werden bei der systematischen Untersuchung des Textes Fragen textexterner Kommunikation teilweise vorweggenommen, indem ich stets danach strebe, auf unterschiedliche Deutungsvarianten hinzuweisen. Davon abgesehen, sollen erst Aspekte der Geschichte, dann die der Erzählung und Narration behandelt werden. Narratologische Termini werden von Genette übernommen. (Vgl. Genette<sup>2</sup>1998)

## 2. Die Ebene der Geschichte

### 2.1. Die Struktur der dargestellten Welt

In der Einleitung wurde bereits auf die grobe Grundstruktur Hoffmannscher Wirklichkeitsmärchen verwiesen, nun soll sie spezifisch in *Nußknacker* und *Mausekönig* nachgezeichnet werden. Die Basiserzählung bildet zunächst die zur Entstehungszeit typische reale bürgerliche Welt ab. Die Handlung setzt am Weihnachtsabend in der Wohnung des Medizinalrats Stahlbaum an und verpflichtet man sich der rationalen Sicht dieser Welt und seiner Vertreter, insbesondere der von Maries Eltern, wird die konkrete räumliche Grenze dieser Welt gar nicht passiert. Die Frage, ob das Fantastische in diese Welt eindringt, so wie es Marie um Mitternacht in der Form der Schlacht zwischen dem Mausekönig mit seinem Mauseheer und dem belebten Nußknacker und seinem Heer aus belebten Puppen, bleiernen Soldaten und Thorn und Dragantfiguren erlebt, bleibt offen. Sie kann und soll keinesfalls exakt beantwortet werden, denn einerseits gehört die daraus resultierende Ambivalenz<sup>3</sup> zum Grundzug Hoffmannschen Erzählens, andererseits regt sie auf extratextueller Ebene den Rezipienten zur aktiven Rezeption und Relektüre an. Eine mögliche Erklärung für den Einbruch des Fantastischen bietet die Metaerzählung, also *Das Märchen von der harten Nuß*. Auf zweiter Fiktionsebene wird nämlich der angegebenen Gattung des Märchens entsprechend die fiktive Geschichte des Zwistes zwischen dem König und Frau Mauserink, der Königin von Mausolien, und dessen Folgen, also die Verwünschung und Erlösung von Prinzessin Pirlipat und die Entstellung des jungen Droßelmeier zum Nußknacker erzählt. Die Metadiegeese erfüllt somit sowohl explikative als auch persuasive Funktion, indem sie einerseits über Nußknackers Identität aufklärt, andererseits Marie dazu anregt, sich mit seiner möglichen Erlöserin zu identifizieren.

Im Prinzip werden hier nur zwei Welten entworfen, die einander aber mehrfach durchzudringen scheinen. Ihre Erscheinung ist von unterschiedlichem Glaubwürdigkeitsgrad, oder anders formuliert: ihr ontologischer Status wird in unterschiedlichem Maße hinterfragt. Am glaubwürdigsten und vertraulichsten erscheint die bürgerliche Welt der Basiserzählung. Der Einbruch des Fantastischen in diese Welt wird von Marie anerkannt, während andere Figuren diese Möglichkeit bestreiten. Die dargestellte Welt der Metaerzählung behauptet zwar nicht ontologisch existent zu sein, kollidiert aber mindestens in zwei Punkten mit der real anerkannten bürgerlichen Welt. Erstens durch die Figuren, die Droßelmeier heißen. Der Arkanist und Hofuhrmacher heißt ebenso wie der Erzähler des Binnenmär-

---

<sup>3</sup> Zu umfassenden Behandlung der Fragen der Ambivalenz bei Hoffmann vgl. OROSZ 2001.

chens, Christian Elias Droßelmeier<sup>4</sup>, der zugleich eine wichtige Figur der Basiserzählung ist. Sein Vetter aus Nürnberg, Christian Zacharias Droßelmeier und dessen Sohn, des Paten Neffe. Im Märchen erlöst der junge Droßelmeier Pirlipat von ihrer Hässlichkeit, wird selber aber mit dem gleichen Fluch belegt, und verwandelt sich in einen Nußknacker. Nachdem der Nußknacker den Mausekönig besiegt und Marie laut ausspricht, dass sie ihn wegen seiner Hässlichkeit keineswegs verschmähen würde, besucht sie Pate Droßelmeier mit seinem Neffen. Pate und Neffe erscheinen also sowohl im Binnenmärchen wie auch in der Basiserzählung, wobei es offen bleibt, ob sie identisch sind. Außer durch diese Doppelgängerfiguren wird der ontologische Status der eindeutig als fiktiv etablierten Märchenwelt auch dadurch relativiert, dass unter seinen Handlungsorten auch Nürnberg vermeldet wird.

Einen zweiten Bereich des Fantastischen bildet das Puppenreich, das Marie mit dem Nußknacker nach dessen Sieg über den Mausekönig besucht. Während bei den früheren fantastischen Ereignissen immer wieder Indizien auf die Anwesenheit der Mäuse zurückblieben, die Maries Perspektive mehr oder weniger Glaubwürdigkeit gaben, findet sich Marie nach diesem Besuch in ihrem Bett wieder. Das Puppenreich selber ist weiterhin dermaßen Konditorwaren und Süßigkeiten nachgebildet, dass man an seine Existenz trotz der Erklärung des Erzählers nicht glauben kann, wonach die Schwestern von Nußknacker Marie, die bei ihnen eingeschlafen, unversehens nach Hause und in ihr Bett zurückgetragen hätten.

## 2.2 Figurenkonstellation

Betrachtet man die Figuren, bzw. ihre Beziehung zum Fantastischen so stößt man ähnlich, wie bei dem ontologischen Status der Welten, auf graduelle Unterschiede. Es gibt einerseits Figuren, die so stark verankert sind in der Realität, dass sie für alles eine rationale Erklärung suchen. Das sind Maries Eltern und ihre ältere Schwester Luise. Der Vater qualifiziert Maries Geschichte als tollen Schnack ab, die Mutter deutet sie als Traum oder Wundfieber. Nur an einem einzigen Punkt scheint sie Droßelmeiers Verweis auf das Fantastische zu verstehen bzw. zu ahnen. Nachdem Marie, nach ihrer Genesung von der Wunde, Droßelmeier befragt, warum er dem Nußknacker im Krieg gegen den Mausekönig nicht hilft, antwortet ihr dieser:

„Ei, dir, liebe Marie ist ja mehr gegeben, als mir und uns allen; du bist, wie Pirlipat, eine geborene Prinzessin, denn du regierst in einem schönen blanken Reich. – Aber viel hast du zu leiden, wenn du dich des armen mißgestalteten Nußknackers annehmen willst, da ihn der Mausekönig auf allen Wegen und Stegen verfolgt. – Doch nicht ich – du, du allein kannst ihn retten, sei standhaft und treu.« Weder Marie noch irgendjemand wußte, was Droßelmeier mit diesen Worten sagen wollte, vielmehr kam es dem Medizinalrat so sonderbar vor, daß er dem Obergerichtsrat an den Puls fühlte [...] Nur die Medizinalrä-

<sup>4</sup> An einer einzigen Stelle (HOFFMANN 2008, 273) wird er Johann Elias Droßelmeier genannt. Der ganz und gar unbegründete Namenwechsel ist wohl ein Verschreiben, vielleicht von Hoffmann, dass allerdings weder in der Zitierten Ausgabe, noch in der Insel-Ausgabe (HOFFMANN 1967, 323) vermerkt wird. In der Ausgabe des Aufbau-Verlags (HOFFMANN 1978, 272) steht der Name richtig.

tin schüttelte bedächtlich den Kopf, und sprach leise: Ich ahne wohl, was der Obergerichtsrat meint, doch mit deutlichen Worten sagen kann ichs nicht.“<sup>5</sup> (SB 284)

Weiterhin gibt es diejenigen Figuren, deren Glaube an die Fantastik schwankt. In diesem Sinne sind die Geschwister Fritz und Marie auch Kontrastfiguren zueinander. Marie kann nämlich auch nicht von Anfang an ihren Erlebnissen glauben. Die erste Stelle, wo Nußknacker Zeichen von Belebung gibt, als Marie den Verwundeten wie ein kleines Kind in den Armen wiegt und trösten will, dass Pate Droßelmeier ihm die Zähnchen einsetzen wird, macht Nußknacker aus dessen Augen vorher nur Gutmütigkeit, Wohlwollen und Freundschaft strahlen „ein ganz verdammt schiefes Maul, und aus seinen Augen [fährt] es heraus, wie grünfunkelnde Stacheln.“ (SB 253) Erst ist Marie überrascht, dann sucht und findet sie aber eine rationale Erklärung für den Vorfall, wonach der „schnell auflodernde Strahl der Lampe im Zimmer Nußknackers Gesicht so entstellt hätte.“ (SB 253) Sie mahnt sich sogar mit den Worten: „Bin ich nicht ein töricht Mädchen, daß ich so leicht erschrecke, so daß ich sogar glaube, daß Holzpüppchen da könne mir Gesichter schneiden!“ (SB 253)<sup>6</sup> Nach den Erlebnissen der Weihnachtsnacht und noch stärker nach dem *Märchen von der harten Nuß* glaubt sie nicht nur an Nußknackers Belebung, sondern auch an seine Identität mit Droßelmeiers Neffen. Anders formuliert taucht sie stufenweise in die Welt des Wunderbaren ein.

Fritz Beziehung zum Fantastischen zeigt mehr Unsicherheit. Erst verhält er sich so, wie das die Eltern von ihm erwarten und negiert die fantastischen Ereignisse, die Marie erlebt haben will, einerseits aus diesem Grund, andererseits paradoxerweise durch das gleiche Verhalten wie Marie, wenn er seinen Spielzeugen selbständige Aktionen zumutet, da er meint, dass seine Husaren sich unmöglich so feige haben verhalten können in der beschriebenen Schlacht. Nach der Erzählung des Binnenmärchens fragt er aber danach, ob tatsächlich der Onkel die Mausefallen erfunden habe, welche Frage implizit auf die Identität von Droßelmeier und seinem Doppelgänger aus dem Binnenmärchen zielt. Als später Maries Opfergaben angenagt gefunden werden und der Pate eine vortreffliche Mausefalle hinüberschickt gibt sich Fritz auch dem Glauben an den vom Mausekönig bedrohten Nußknacker

<sup>5</sup> Zitiert wird durchgehend mit dem Siegel SB aus dem Band *Die Serapions-Brüder* nach der maßgeblichen Ausgabe des Deutschen Klassiker Verlags (HOFFMANN 2008).

<sup>6</sup> Hier soll bemerkt werden, dass die Beziehung zwischen Marie und Nußknacker bis in die Formulierungen mehrfache Parallelen zum Sandmann aufweist. Wie die oben zitierte Stelle zeigt, geht es hier auch um die Belebung einer Holzpuppe, deren Prozess ähnlich wie bei Nathanael verläuft. Vgl. „Indem Marie den netten Mann, den Sie auf den ersten Blick liebgewonnen, *immer mehr und mehr ansah*, da wurde sie erst recht inne, welche Gutmütigkeit auf seinem Gesichte lag.“ (SB 248, Hervorhebung von mir) vs. „Doch wie er immer schärfer und schärfer durch das Glas hinschaute, war es, als gingen in Olimpias Augen feuchte Mondesstrahlen auf.“ (HOFFMANN 1963, 397) Andererseits scheint Nußknacker ebenso wie Olimpia zum Beleben der Berührung zu bedürfen. Steinecke verweist ebenfalls auf die enge Verwandtschaft zwischen dem Sandmann und Nußknacker, spricht sogar im Hinblick auf den *Nußknacker* über „die doppelte Ausrichtung als Nachtstück voller Grauen und als Märchen“ und betont, dass „das Nächtliche integraler Teil des Märchens“ wurde. (STEINECKE 2004, 331) Auch mit *Dem goldenen Topf* sind zahlreiche Parallelen zu finden wie darauf bereits mehrere hingewiesen haben (vgl. BEARDSLEY 1975 besonders 23-24; 48-50; OROSZ 1984 bes. 174-177, VITT-MAUCHER bes. 49; 57 u.a.m.)



hin<sup>7</sup>. Er geht sogar soweit, seinen Husaren den Orden abzuschneiden und Nußknacker mit dem Schwert eines frischpensionierten Obristen zu versehen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, dass es dann geschieht, als die Eltern, die Vertreter der Ratio ausgegangen sind und die beiden Kinder alleine in der Wohnstube spielen. Nach Maries Rückkehr aus dem Puppenreich besteht sie darauf, dass der Nußknacker des Paten Neffe sei, worauf aber sie von allen, sogar von Fritz ausgelacht wird. Erst der Pate kann die Wogen glätten, indem er eine rational glaubwürdige Erklärung für Maries Beweisstück, die sieben Kröncchen des Mausekönigs gibt, obwohl diese „von einem ganz unbekanntem aber sehr funkelnden Metall so sauber gearbeitet waren, als hätten Menschenhände das unmöglich vollbringen können“ (SB 302) und niemand sich daran erinnern kann, dass der Pate sie vor fünf Jahren Marie geschenkt hätte. Fritz beugt sich also nach einer Weile vor der Autorität der Eltern und kehrt dem Wunderbaren und somit auch Marie den Rücken.

Pate Drobelmeier ist die ambivalenteste Figur des Märchens. Als aufmerksamer Leser gewinnt man den Eindruck, dass er die Handlung regiert. Deshalb wird er oft als Spielleiter oder Meisterfigur gedeutet. (vgl. Beardsley 1975; Pikulik 1987: 100; Neumann 1997 und Pietzker 2004: 187) Er gibt oft zweideutige Antworten. In der Nacht der Schlacht meint Marie, dass er anstelle der großen, vergoldeten Eule auf der Wanduhr erscheint, und durch das Dämpfen der Uhrenschläge dafür sorgt, dass der Mausekönig nicht verscheucht wird. Als Marie es ihm vorwirft antwortet er mit einem onomatopoetischen Gedicht, dass auf die Mechanik der Uhren referiert. Mit diesem Uhrmacherliedchen lenkt er die Aufmerksamkeit der anderen von Maries Erzählung ab. Aus dem Liedchen kann man aber auch eine Art Erklärung und Entschuldigung bei Marie herausfiltern: „Puppenmädel sei nicht bang! – schlagen Glöcklein, ist geschlagen, Mausekönig fortzujagen kommt die Eul‘ im schnellen Flug – [...] – picken wollte sich nicht schicken“ (SB 264). Danach entschuldigt er sich bei Marie und überreicht ihr den geheilten Nußknacker. Drobelmeier scheint einerseits Marie zu helfen und sie insbesondere durch das Binnenmärchen zu ermutigen, andererseits hindert er sie auch, z.B. dadurch, dass er Nußknacker zwar die Zähne wieder einsetzt, ihm aber keinen Säbel besorgt. Er lenkt sie zwar, scheint sich selber aktiv aber weniger einzumischen, wiewohl er bei den wichtigsten Momenten anwesend ist und Marie fest davon überzeugt ist, dass er Nußknackers Schicksal beeinflussen könnte. Eben deswegen will ihn Barth weder eindeutig zum Mechanikus degradieren noch als allmächtigen Spielleiter deuten, sondern siedelt ihn „an der Peripherie des Phantastischen“ an. (BARTH 1995: 10) Zwischen Pate Drobelmeier und Nußknacker lässt sich andererseits ein eindeutiges Konkurrenzverhältnis nachzeichnen, das auch den Anlass zu psychoanalytischen Deutungen gab.<sup>8</sup> Nachhaltige Wirkung hat Neumanns Lesart ausgeübt, der in dem Märchen die

<sup>7</sup> Pietzker macht ebenfalls darauf aufmerksam, dass Alltag und Fantasiewelt gelegentlich auch bei Fritz ineinander aufgehen (PIETZKER 2004, 185).

<sup>8</sup> Vgl. Eine nicht übertrieben sexualisierte psychoanalytische Deutung dieser Beziehung ist bei Vitt-Maucher und bei Pietzker zu finden (vgl. VITT-MAUCHER 1989.; PIETZKER 2004, 188-189), während Neumann und seine Nachfolger den Text als Sozialisationsmärchen der heranwachsenden Frau lesen (vgl. NEUMANN 1997 und HEIMES 2009). Ebenfalls einen psychoanalytischen Ansatz vertritt Tawada, der fast allen Elementen des Textes die Freudsche Traumdeutung aufzwingt, ungeachtet ob diese dem als Traum interpretierbaren Bereich des Wunderbaren oder der rationalen Sphäre des Rahmens angehören. So entstellt er z.B. den Weihnachtsbaum zum Baum sexueller Lust, während der sich in Maries Händen regende Nußknacker in seiner Lesart „als ein männliches Geschlechtsor-

Initiations- und Sozialisationsgeschichte der kleinen Marie erkennen will. Seine ausgefeilten Ableitungen können nur teilweise überzeugen, da die Prämisse: „Marie- ein Mädchen in der Pubertät“, ihr Alter – (sieben!) – betrachtet nicht haltbar ist. Zugegebener Maßen lässt sich Nußknacker, die männliche Puppe in die geschlechtsdifferenzierte Ordnung der Spielzeuge im Glasschrank schwer eingliedern, bringt sie tatsächlich durcheinander. Auch der mehrfach betonte Gegensatz von Hässlichkeit und Schönheit, von Entstellung und Erlösung des weiblichen (Pirlipat), dann des männlichen Körpers (Nußknacker) könnte auch sinnbildlich für die Veränderungen der Pubertät stehen, es reicht aber meines Erachtens noch nicht aus, die durch Maries Verletzung entstandene „Blutspur“ die Neumanns Ansicht nach die ganze Novelle durchzieht in einem sexuellen Kontext zu deuten und vom Ende der Kindheit (Neumann 1997) zu sprechen. Die Weiterführung von Neumanns Ansatz durch Heimes, die nach Maries Verletzung das Bild der bewusstlosen Siebenjährigen mit Nußknacker auf dem blutenden Arm zu „einem grotesken Bild der Entjungferung“ (Heimes 2009: 295) erklären will, ist selber grotesk und unbegründet. Zweifelsohne wird Marie durch die männliche Puppe auch mit dem Geschlechtlichen konfrontiert, was auch in ihrem Spiel widerspiegelt wird, denn sie verwandelt sich aus dem mütterlich sorgenden Mädchen bald in eines, dem Nußknackers romantische Liebeswerbung schmeichelt und dessen Träume in der Heirat mit dem Märchenprinzen gipfeln. Aus meiner Sicht ist hier Nußknacker allerdings vielmehr Anlass und Projektionsfläche präsexueller Mädchenphantasien. Außerdem ist zu beachten, dass die Heirat des Helden oder der Heldin am Ende des Märchens, insbesondere des Zaubermärchens den konventionellen Schluss bildet, weshalb das auch die letzte mögliche, aber nicht unerlässliche Funktion in Propps verbindlicher Funktionsreihe der Zaubermärchen bildet. (PROPP 1995: 64)

Um zur Konkurrenz zwischen dem Paten und Nußknacker zurückzukehren, könnte die Tatsache, dass der selber gar nicht schöne, „überhaupt sehr künstliche[...] Mann“ gerne Nußknackers Hässlichkeit thematisiert, auch damit begründet werden, dass er Marie möglicherweise so zu seiner Erlösung motivieren, bzw. sie auf die Probe stellen möchte. Das bestätigt auch seine Reaktion am Ende des Märchens als Marie und der junge Droßelmeier ins Wohnzimmer an den Glasschrank gehen. „»Spielt nur hübsch miteinander Kinder, ich habe nun, da alle meine Uhren richtig gehen, nichts dagegen«“ (SB 305). Mit Uhren wären dann die von ihm kontrollierten Angelegenheiten symbolisiert und das würde wiederum seine Deutung als Spielleiterfigur und Meistergestalt verstärken.

## 2.3. Motive

### 2.3.1. Spiel, Spielzeuge und Weihnachtsgaben

Im *Nußknacker* erscheint das Spiel auf motivischer Ebene, am auffallendsten in den Spielzeugen und in den Spielen der Kinder. In Form von Spielzeugen wird das Motiv in den Weihnachtsgaben eingeführt. Zugleich wird das Verhältnis der Kinder zueinander und zum Spielen thematisiert. Während Fritz von typischen Bubenspielsachen träumt (neue Husaren, ein Fuchs usw.) zieht Marie Mädchensachen, wie Puppen und schöne Kleider vor. Beide sind auf Pate Droßelmeiers Geschenk gespannt. Die Schönheit und die vollkommene Mechanik seiner besonderen Geschenke fasziniert sie, aber sie sind darin einverstanden, dass

---

gan wahrgenommen wird“ (TAWADA 2000, 30). Aus meiner Sicht wiederum eine Lesart, die die latenten sexuellen Anspielungen des Textes unbegründet vergrößert.

man mit denen nicht viel anfangen kann. Diese Geschenke sind einerseits zu kostbar, um damit zu spielen, haben andererseits immer den gleichen Verlauf und das gleiche Ergebnis, lassen der Kreativität also keinen Raum, so wandern sie bald in den dafür vorgesehenen Glasschrank. Das Spiel besteht in diesem Fall eigentlich in der Herstellung. Das sorgfältige Bauen des mechanischen Schlosses basiert einerseits bestimmt auf mimicry und tendiert in der Befolgung der Regel der Mechanik zum ludus. Das Ergebnis dieser Spieltätigkeit dagegen, das mechanische Kunststück entspricht nicht mehr der Definition des Spiels in Caillois' Sinne. Als Spielzeug taugt es eben deshalb wenig, weil es nicht zur ungewissen Betätigung kommen kann. Alle Momente des Spielzeuges sind genauestens berechnet und wiederholen sich mechanisch. Diesem kann man nur zuschauen, aber nicht damit spielen.

Es ist leicht erkennbar, dass in den Spielzeugen und Spielen von Fritz das Moment des Wettstreites und des Kampfes, also der agôn dominiert, allerdings, nicht ohne mimicry. Als Beispiel dieser Spiele fungiert nämlich das Verhalten der Männer in der Gesellschaft. Der gegebene Hang zur Nachahmung wird andererseits von seinem Vater zu seiner Erziehung bewusst eingesetzt, als er darauf hinweist, dass Fritz von einem im Dienst Verwundeten, von Nußknacker, nämlich keine weiteren Dienste verlangen sollte.

Bei Maries Spielen ist eindeutig das Überwiegen des Moments der mimicry, der Verkleidung und Nachahmung festzustellen. Dies bezieht sich aber vor allem auf ihr Verhalten in der bürgerlichen Welt. Im wunderbaren Bereich wird sie nicht nur Zeuge der Schlacht zwischen Nußknacker und den Mäusen, sondern nimmt auch selber daran teil, entscheidet sogar ihren Ausgang durch ihr Eingreifen, als sie mit ihrem hingeworfenen Pantoffel das Mauseheer verjagt. So hat sie also auch am agôn teil<sup>9</sup>. Betrachtet man genauer, wie Marie spielt, kann man, als eine Deutungsmöglichkeit mit verfolgen, wie allmählich die Wirklichkeit um sie herum verschwindet, d.h. wie sie sich bis zum Rausch ins Spiel hineinsteigert. Bereits als Fritz und Marie besprechen, was ihnen das Christkind diesmal wohl beschere werden, spricht Marie über ihre Puppe, Mamsel Trutchen als wenn sie lebte:

Marie meinte, daß Mamsel Trutchen (ihre große Puppe) sich sehr verändere, denn ungeschickter als jemals fiele sie jeden Augenblick auf den Fußboden, welches ohne garstige Zeichen im Gesicht nicht abginge, und dann sei an Reinlichkeit der Kleidung gar nicht mehr zu denken. Alles tüchtige Ausschelten helfe nichts. (SB 243)

Auch später, als sie den verwundeten Nußknacker tröstet, spielt sie ein Rollenspiel, das auf mimicry basiert und wie ihre Reaktion auf Nußknackers schiefes Maul zeigt, ist sie noch

---

<sup>9</sup> Segebrecht, betrachtet die Darstellung des Krieges und des Militärischen als die andere Seite des Märchens im Vergleich mit der in den meisten Bearbeitungen bevorzugten Reduzierung auf die Produkte grenzenloser kindlicher Fantasie, dessen süßestes Beispiel das Marzipanland bildet. Weiterhin folgert er anhand der von Hoffmann zur Erstausgabe des Märchens in den Kinder-Märchen gezeichneten Schlussvignette auf die Ebenbürtigkeit der Dimensionen verträumter Mädchen- und kriegerischer Bubenfantasien. Die Vignette bildet nämlich eine weibliche Figur ab, „die zwei Kronen zu verteilen hat. Die eine Krone kommt dem anmutigen Mädchen auf der linken Seite zu, das in einer tänzerischen Bewegung gezeigt wird, die andere dem Jungen auf der rechten Seite, der einen militärischen Stehschritt vorführt“ (Vgl. SEGEBRECHT 2009 besonders 64, 73) Dem ist aufgrund der oben nachgezeichneten Spielverhalten der Kinder nur beschränkt zuzustimmen.

voll im Bewusstsein dessen, dass sie spielt. Den Übergang zum Versinken im Spiel bildet die Stelle, wo Nußknacker und Fritzs Husaren im Begriff sind aus dem Schrank zu springen und gegen das Mäuseheer zu ziehen. Er springt aus dem zweiten Fach herunter und Mamsel Clärchen – eine andere Puppe von Marie – will ihn dazu überreden, wegen seiner Verletzung nicht in den Kampf zu ziehen. Mamsel Clärchens Worte werden zitiert, es ist aber wahrscheinlich Marie, die spielt, dass ihre Puppe sich so benimmt. Etwas später aber, als Mamsel Clärchen ein Band von ihrem Kleid Nußknacker geben will, lehnt Nußknacker diese Gunst ab und drückt das Band, womit Marie seine Schulter aufband an seine Lippen. An diesem Punkt identifiziert sich Marie nicht mehr mit ihrer Puppe, sondern übernimmt deren Rolle im Spiel der Nachahmung (mimicry) romantischer Liebeswerbung. Es ist wichtig zu bemerken, dass dies bereits nach ihrer Verwundung geschieht und somit der rationalen Sphäre zweifach motiviert entrückt wird.

### 2.3.2. Puppe, Puppenhaftigkeit und Mechanik

Auch weitere Motive aus dem Umkreis der Spielzeuge sind von Bedeutung in der Erzählung. Die Puppe als Holzpuppe (Nußknacker), Spielzeugpuppe, Drahtpuppe und Hampelmann (Droßelmeier), aber auch als Prinzessin Pirlipat, die nach ihrer Entstellung erst durch Auseinandernehmen und wieder Zusammenschrauben untersucht wird<sup>10</sup> und schließlich in dem Bild des Puppenreichs ist ein wiederkehrendes Motiv, das nicht nur Mädchenphantasien, sondern auch die Mechanik symbolisiert. Die Mechanik knüpft vor allem an Pate Droßelmeier, der sich auszeichnet auf Uhren und verschiedene mechanische Kunststücke versteht und an manchen Stellen zugleich selber mechanisiert erscheint. Am auffälligsten als er sein Uhrmacherliedchen vorträgt und von Fritz ausgesprochen mit einem Hampelmann verglichen wird, aber auch indem er als tatsächliche Puppe unter den Figuren des mechanischen Schlosses erscheint. Beachtet man die Tatsache, dass Droßelmeiers Neffe aus dem Binnenmärchen, also Nußknacker, selbst früher ein Hampelmann gewesen ist und dass Marie den Paten und Nußknacker immer wieder miteinander vergleicht, ergibt sich zwischen den beiden, also dem Paten und Nußknacker eine noch engere Beziehung. Puppe, Puppenhaftigkeit und Uhr sind also Variationen innerhalb eines Motivkomplexes, der das Mechanische repräsentiert. Marie verkörpert demgegenüber das zum Einblick in die Wunderwelt in Hoffmanns Erzählungen unerlässliche kindliche Gemüt, diesmal de facto als Kind. Welche Folgen das für die Erzählung hat, wird beim Darstellungsmodus behandelt.

### 2.4. Raum- und Zeitverhältnisse

Wie schon bei der Beschreibung der Welten des Märchens darauf hingewiesen wurde, basiert die Erzählung auf zwei einander mehrfach durchdringenden, vor allem durch Figuren und Motive miteinander kollidierenden Welten. Als Ergebnis der Analyse ist festzustellen, dass der Übergang aus der einen in die andere Welt nur auserwählten Figuren möglich ist und immer unter spezifischen räumlichen und temporalen Umständen erfolgt. Der Großteil der Handlung der Basiserzählung spielt, mit Ausnahme des Besuches im Puppenreich konkret in der Wohnung der Familie Stahlbaum. In diese reale Sphäre drängt in der Weihnachtsnacht das Fantastische in der Form des unheimlichen Mausekönigs und seinem Mäuseheer ein. Die Zeit ist bereits dadurch eine Magische, dass es in der Nacht geschieht, durch

<sup>10</sup> Eine weitere Parallele zum *Sandmann*

die 12 dumpfen Uhrenschläge, wird dies noch weitergesteigert. Mitternacht gilt von jeher als symbolische Zeit, wo es nach dem Aberglauben sogar den Geistern freisteht die Grenze zwischen dem Reich der Lebenden und Toten zu passieren. Auch in diesem Märchen verliert die Grenze zwischen der Alltagswelt und dem Fantastischen eben um diese Zeit besonders an seiner Undurchdringlichkeit. Die Mäuse erscheinen um Mitternacht im Stahlbaumschen Wohnzimmer, Frau Mauserinks gelingt es ebenfalls um diese Nachtzeit Pirlipat zu entstellen, aber auch Nußknackers Sieg über den Mausekönig und anschließend Maries Besuch im Puppenreich erfolgen zu diesem Zeitpunkt. Eine weitere temporale Beschränkung trifft die Erscheinung Droßelmeiers im Stahlbaumhaus. Seine Besuche finden immer am Abend bzw. bei Dämmerung statt. Die einzige Ausnahme bildet das letzte Kapitel, wo der Pate am helllichten Tage bei den Stahlbaums erscheint. Die Ereignisse des letzten Kapitels spielen allerdings bereits nach Nußknackers Sieg über den Mausekönig und dies liefert wohl die Erklärung für die Auflösung der temporalen Beschränkung. Beardsley, die Droßelmeier als eine Meistergestalt auffasst, dessen Taten ohne Ausnahme darauf ausgerichtet sind, Marie seinem Ziel entsprechend, also so zu beeinflussen, dass sie fähig wird, Nußknacker zu erlösen, erklärt seine bevorzugte Erscheinung zur Zeit der Dämmerung dadurch, dass am Abend „die jungen Menschen [also auch Marie] für die Schauspiele, die Geschichten und Geschwätz der Meister einen empfänglichen Sinn“ hätten. (Beardsley 1975 159) Ich meinerseits würde das vielmehr mit der erhöhten Durchlässigkeit der Grenzen zu dieser Zeit erklären.

Wie im Laufe der Erzählung ersichtlich wird, ist auch der Ort nicht von Ungefähr. Der Mausekönig und die Mäuse erscheinen immer an zwei Orten in der Wohnung, nämlich in der Wohnstube, wo die Spielzeuge der Kinder, so auch Nußknacker im Glasschrank aufbewahrt werden, bzw. in Maries Schlafzimmer, wo der Mausekönig drei Nächte wiederkommt, um Marie zu erpressen. Der Mausekönig und das Mausepack scheinen also die Grenze der fantastischen und der realen Welt an bestimmten Stellen der Wohnung – im Gegensatz zum Binnenmärchen kommt es ausdrücklich nicht zu ihrer Erscheinung in der Küche der Stahlbaums –, also nur an bestimmten Stellen und zur Nachtzeit ohne Schwierigkeiten zu passieren. Der König arbeitet sich sogar aus dem Boden hervor, was zugleich als Verweis auf seine Bosheit, seine Zugehörigkeit zur Unterwelt, gedeutet werden kann. Seine Erscheinung wird meist durch zischende Laute angekündigt, das erste Mal sogar durch Pate Droßelmeiers Erscheinung auf der Wanduhr und eine Art magische Beschwörungsformel eingeleitet. Auch Nußknackers Belegung, – eine Variante oder Vorstufe des Einbruchs des Fantastischen in die Alltagssphäre – erfolgt an diesem Ort zur Nachtzeit. Im Falle der Wohnstube wird das Fantastische noch mehr lokalisiert, da die Ereignisse sich in nächster Nähe des Glasschranks ereignen. Auch die letzte Szene, wo der junge Droßelmeier um Maries Hand anhält, spielt in der Wohnstube, vor dem Glasschrank und kann somit konsequent der Reihe der Erscheinungen des Fantastischen in der Alltagssphäre zugeordnet werden.

Marie ist es möglich, nach den bestandenen „Proben“, die Grenze des Fantastischen zu passieren. Der kürzeste Weg ins Puppenreich ist etwas seltsam und umständlich. Er führt nämlich über des Vaters Mantel im großen Kleiderschrank im Hausflur, über Ärmel und Kragen praktisch in die Höhe der Fantasie. Die räumliche Opposition der Erscheinung des Mausekönigs – aus dem Boden – und der Lage des Puppenreiches – oben, betont auf klassische Weise noch einmal die Opposition zwischen Gut und Böse.

### 3. Die Ebene der Erzählung

#### 3.1. Struktur

Die Geschichte wird in 14 kurzen Kapiteln präsentiert, die, wie das Vitt-Maucher zeigt, systematisch aufeinander referieren, so dass sich daraus von der Mitte des Märchens ausgehend, also von den drei Kapiteln der Metaerzählung aus, eine fast perfekte Schalenstruktur ergibt (vgl. Vitt-Maucher 1989: 44-45). Betrachtet man die Geschichte chronologisch geordnet, also vom Binnenmärchen ausgehend, ist es ein Wirklichkeitsmärchen mit zwei Zyklen – nämlich die Geschichte von Pirlipats und die von Nußknackers Entstellung und Erlösung – Propps Definition entsprechend. (vgl. Propp 1995, besonders 33-65) Die vom Text generierte Ungewissheit über den ontologischen Status der Welten und über die aus Maries Perspektive berichteten Ereignisse, die Deutungsfrage, ob sie als von Marie real erlebte Ereignisse, oder als eine Art Imagination in der Form von Wundfieber, Halluzinationen, Träumen oder Rollenspiel aufzufassen seien gründet unter formalistischem Aspekt also nicht in den Funktionen, sondern in der Art der Narration.

#### 3.2. Temporale Struktur

Betrachtet man das Binnenmärchen als Nußknackers Vorgeschichte, so ist festzustellen, dass der chronologische Anfang der Geschichte erst in der Mitte präsentiert wird. Das ist zugleich die einzige Retrospektion von größerer Distanz und größerem Umfang im Märchen. Der Anfang der wohl markierten kontemplativen, partiellen Analepse ist in der Vergangenheit nicht genau situiert, ihr Umfang lässt sich aber auf etwa 15 Jahre schätzen, wovon den Großteil die Suche nach der Nuß Krakatuk und dem jungen Erlöser ausmacht, was allerdings überwiegend als Summary wiedergegeben wird. Wesentlich ausführlicher verhartet die Erzählung bei dem Ursprung des Zwistes zwischen Frau Mauserinks und der königlichen Familie und bei den Umständen der Erlösung von Pirlipat und der Entstellung von Nußknacker, also bei der motivisch wichtigsten Tatsache für die Rahmenerzählung. Nicht nur zeitlich wird das Binnenmärchen und dessen Handlung von der Alltagswelt abgehoben, sondern auch durch die Gattungsbezeichnung Märchen einerseits und andererseits durch die Zergliederung des Märchens in drei Kapitel, wobei die Übergänge von Rahmen und Binnenmärchen sowohl am Anfang wie auch am Ende der Kapitel deutlich markiert sind. Die Struktur wirkt also der Tendenz entgegen, die durch die fiktive Erzählsituation, den Zuhöreranreden und die Verdoppelung der Drobelmeierfigur wie auch durch den Handlungsort Nürnberg entstand und den ontologischen Status der erzählten Welt ambivalent erscheinen lässt, da sie eben ihre Fiktivität betont.

Betrachtet man den Rahmen und das Binnenmärchen im Hinblick auf die temporale Struktur nicht in ihrer Beziehung zueinander, sondern separat, ergibt sich in beiden Fällen eine fast lineare Erzählung, mit nur kleineren, beinahe punktuellen Analepsen, deren Geschwindigkeit – im Gegensatz zur Genetteschen Terminologie – weniger das Verhältnis der Zeit der Erzählung und der des Erzählten, sondern vielmehr die Fülle der erzählten Ereignisse bestimmt. So wird die Geschwindigkeit der Erzählung in den Kapiteln *Wunderdinge* und insbesondere *Die Schlacht* deutlich erhöht, obwohl in den beiden faktisch ungefähr eine halbe oder höchstens eine Stunde erzählt wird auf elf Seiten, im Gegensatz zu der Zeit vom Abend bis etwa Mitternacht, also mindestens drei-vier Stunden der ersten drei Kapiteln auf zehn Seiten. Was also laut der Terminologie eine Verlangsamung mit sich bringen sollte wird von dem Leser eben als Beschleunigung erfahren.

### 3.3. Modus

#### 3.3.1. Perspektive und Fokalisation

Klaus Jürgen Just beschrieb in einem Aufsatz die Blickführung in Hoffmanns Märchenromanellen und demonstrierte vor allem am Beispiel *Des goldenen Topfes* die Wichtigkeit und Methode des richtigen Sehens und Schauens in Hoffmanns Erzählungen und veranschaulichte an einzelnen Textbeispielen wie raffiniert das Reale ins Irreale überführt wird, insbesondere durch konjunktivische Formen und Verminderung des Deutlichkeitsgrades des Gesehenen. (vgl. Just 1981 besonders 30-35) Die beiden von ihm beschriebenen typischen Darstellungstechniken von Hoffmann sollen noch mit der verwandten Technik des Perspektivenwechsels und der multiperspektivischen Darstellung ergänzt werden. Ein besonders anschauliches Beispiel liefert dafür wiederum die Darstellung von Anselmus erster Begegnung mit dem Wunderbaren am Elbufer. Diese Episode wird nämlich aus zwei verschiedenen Blickwinkeln dargestellt. Erst wird Anselmus fokalisiert und die Beschreibung der Szene begrenzt sich auf seine Perspektive. Die erste Vigilie endet damit, dass Anselmus den in die Elbe entschwundenen Schlänglein nachschaut. Mit abruptem Perspektivenwechsel und der äußeren Beschreibung der gleichen Szene aus einer fremden, für das Wunderbare blinden Perspektive setzt die zweite Vigilie ein.

„Der Herr ist wohl nicht bei Troste« sagte eine ehrbare Bürgersfrau, die vom Spaziergange mit der Familie heimkehrend, still stand und mit übereinandergeschlagenen Armen dem tollen treiben des Studenten Anselmus zusah. *Der* hatte nemlich den Stamm des Holunderbaumes umfasst und rief unaufhörlich in die Zweige und Blätter hinein: »O nur noch einmal blinket und leuchtet ihr lieblichen goldnen Schlänglein, nur noch einmal laßt eure Glockenstimmchen Hören! Nur noch einmal blicket mich an, ihr holdseligen blauen Augen, nur noch einmal, ich muß ja sonst vergehen in Schmerz und heißer Sehnsucht!« (Hoffmann 2006: 235-236)

Im *Goldenen Topf*, wie im *Nußknacker*, gilt, dass das Wunderbare sich nur einer Figur auftut und seine Erscheinung eben aus dieser Perspektive berichtet wird. Die gleiche Episode oder die Reaktion des Helden bzw. der Außenstehenden auf seine Reaktionen wird aber auch aus einer anderen Perspektive gezeigt, so dass dann zumindest eine Zeit lang sowohl die Figur selber als auch der Leser zwischen rationalen und fantastischen Erklärungsmustern schwankt.<sup>11</sup> Eine Technik für die Pikulik den Begriff „doppelte Optik“ verwendet. (Pikulik 1987: 96-97) Da der heterodiegetische Erzähler in diesen Fällen zwar die Perspektive oder die Erklärungen der einen Figur mit der der anderen kontrastiert, selber aber keine Stellung nimmt, bleiben die Ambivalenzen aufrecht erhalten. Im *Nußknacker* wurde diese Technik ein wenig modifiziert. Die Erscheinung des Fantastischen auf der Ebene der Basiserzählung wird durchgehend aus Maries Perspektive beschrieben, um ihren Stellenwert dann durch rationale Erklärungen zu überschreiben. Also nicht Perspektiven, sondern Weltansichten bzw. Erklärungskonzepte stoßen aufeinander. Der Erzähler weist zugleich immer wieder auf Gegenstände und Umstände hin, die wiederum den rationalen

<sup>11</sup> Auch Nathanaels Schicksal im Sandmann hängt eng mit diesem Dilemma zusammen.

Erklärungen widersprechen und auch diese relativieren, ohne dass die eine oder andere alleinige Gültigkeit erlangen würde.

Ähnlich abrupt – wie im obigen Beispiel aus dem *Goldenen Topf* ist die Rückkehr aus der Fantasiewelt in den Alltag im *Nußknacker* nach Mariens Besuch im Puppenreich gestaltet. Während Nußknackers Nacherzählung der Schlacht und des Sieges über den Mausekönig verliert Mariens Wahrnehmung allmählich an Schärfe:

*Marien war es bei dieser Erzählung, als klängen seine Worte, ja selbst ihre Mörserstöße, immer ferner und unvernünftlicher, bald sah sie silberne Flöre wie dünne Nebelwolken aufsteigen, in denen die Prinzessinnen – die Pagen, der Nußknacker, ja sie selbst schwammen – ein seltsames Singen und Schwirren und Summen ließ sich vernehmen, das wie in die Weite hin verrauschte; nun hob sich Marie wie auf steigenden Wellen immer höher und höher – höher und höher – höher und höher –*<sup>12</sup> (SB 301)

Das ist das Ende des Vorletzten Kapitels des Märchens, und das darauffolgende setzt wie folgt an:

Prr – Puff fing es! – Marie fiel herab aus unermeßlicher Höhe. – *Das* war ein Ruck! Aber gleich schlug sie auch die Augen auf, da lag sie in ihrem Bettchen, es war heller Tag, und die Mutter stand vor ihr, sprechend: »Aber wie kann man auch so lange schlafen, längst ist das Frühstück da!« (SB 301)

Allerdings sollte man hier so formulieren, dass die Traumperspektive durch die des erwachten Mädchens abgelöst wird, während an anderen Stellen die aus rationaler Sicht weniger zuverlässige Perspektive des Kindes durch die Erklärungsmuster der Erwachsenen stets überschrieben wird. Obwohl der Erzähler, der sonst die Handlung ziemlich selten kommentiert, eben hier eine logische Erklärung aufischt darüber, wie Marie aus dem Puppenreich sich auf einmal in ihrem Bett wiederfindet, sprechen die abnehmende Deutlichkeit ihrer Wahrnehmung, die Verschwommenheit des Bildes, wie die Auflösung der rationalen Logik – sie schwimmen alle in den Lüften – und nicht zuletzt die frequentierte Verwendung der konjunktivischen Formen (siehe Hervorhebungen) für die Traumperspektive.

Überraschender Weise bietet die Erzählung nicht allzu viele Stellen, wo konjunktivische Formen verwendet wurden. Am Weihnachtsabend direkt vor der Bescherung heißt es: „es war ihnen [Fritz und Marie] als rausche es mit lindem Flügeln um sie her und als ließe sich eine ganz ferne, aber sehr herrliche Musik vernehmen“ (SB 243-244) Ob Einbildung oder gründlich geplante Vorbereitung der weihnachtlichen Bescherung, in jedem Fall ist diese Stelle, auch als Vorstufe des Wunderbaren noch innerhalb der rationalen Welt akzeptabel. Demgegenüber wird die Erscheinung der Mäuse und Nußknackers Belebung, sowie die ganze Schlacht vollends im Indikativ, ohne einschränkende oder relativierende konjunktivische Formen beschrieben. Die einzige solche Form in diesen Kapiteln (*Die Gaben* bis einschließlich *Die Schlacht*) begrenzt sich auf die Wiedergabe von Mariens Wahrnehmung als sie in Ohnmacht fällt. Weiterhin gibt es in späteren Kapiteln zwei Stellen wo die konjunktivischen Formen nicht mehr die Undeutlichkeit, sondern geradezu die Ungewissheit der Wahrnehmung markieren.

---

<sup>12</sup> Hervorhebung von T. P.



In beiden Fällen ist es Marie als wenn Nußknacker zu ihr sprechen würde, wobei sie selber nicht weiß, ob das real geschieht oder nicht. Auch der Erscheinung des Mausekönigs in Maries Zimmer geht ein relativierendes „schien“ und ein Konjunktiv voraus, das allerdings in den eindeutigen Indikativ mündet:

als Marie in mond heller Nacht durch ein seltsames Poltern geweckt wurde, das aus einer Ecke des Zimmers zu kommen schien. Es war, als würden kleine Steine hin und her geworfen und gerollt, und recht widrig pff und quiekte es dazwischen [...] als sie sah, wie der Mausekönig sich durch ein Loch der Mauer hervorarbeitete. (SB 284)

Im Gegensatz zur erstzitierten Stelle zu den konjunktivischen Formen, wo diese die Traumperspektive implizite hinterfragen, wirkt der Konjunktiv im Falle von Maries Beweisstücken, den sieben Kronen des Mausekönigs eben umgekehrt: „die kleinen Krönchen, die von einem ganz unbekanntem aber sehr funkelndem Metall so sauber gearbeitet waren, als hätten Menschenhände das unmöglich vollbringen können“ (SB 302) lassen wieder den Glauben an die Existenz der Wunderwelt auferstehen, ohne sie vollends zu beweisen.

### 3.4. Die Narration und deren Wirkung auf extratextueller Ebene

Die Technik der Relativierung wird nicht nur im Bereich der Darstellungsmodi verwendet. Sie erstreckt sich auch auf die Ebenen des Märchens. Über die Funktion von Droßelmeier in diesem Zusammenhang wurde bereits gesprochen. Jetzt sollen sie im Hinblick auf die Narration betrachtet werden. Geht man von dem Kern der Erzählung, also von der Metaerzählung aus, so sieht man eine fiktive Narration abgebildet. Der Pate Droßelmeier ist der Erzähler der durch die Gattungsbezeichnung eindeutig als fiktiv deklarierten Geschichte. Da er die Information unterschlägt, ob er identisch sei mit der gleichnamigen Droßelmeier-Figur des Binnenmärchens, ist die Bestimmung seiner homo- oder heterodiegetischen Erzählposition wiederum eine Deutungs- und Glaubensfrage. Seine Zuhörerschaft, Fritz und Marie, sind die Rezipienten der Erzählung, an die sich der Erzähler oft wendet. Allerdings werden sie mehrfach mit „Ihr Kinder“ angesprochen, als dessen Effekt die realen Rezipienten des Märchens *Nußknacker und Mausekönig* sich selber angesprochen fühlen können, was wiederum eine identifikatorische Rezeptionsweise motivieren kann. Diese Situation ist zugleich die Spiegelung simulierter Narration auf der Ebene der primären Erzählung. Der heterodiegetische Erzähler des Rahmens spricht seine simulierte Zuhörerschaft Fritz und Marie, aber auch generell, namentlich nicht genannte Zuhörer und Kinder noch häufiger an. Im ganzen Märchen sind ca. zwanzig Leseranreden von unterschiedlichen Formen zu finden, und davon knüpfen nur vier an die fiktive Erzählsituation des Binnenmärchens. Die Leser oder Zuhörer werden manchmal gebeten, ihre eigenen Erinnerungen in die Rezeption mit einzubeziehen, oder ihre Fähigkeiten mit denen der Figuren zu vergleichen, was wieder zur verstärkten Identifikation führen soll. Erzählt wird also von einer immer wieder betont präsenten Stimme, wodurch der simulierten Narration eine Art Pseudo-Authentizität verliehen wird. Die Tatsache dass das Geschehen, wie das bereits Pikulik feststellte, größtenteils in lebhaften Szenen entfaltet wird (Pikulik 1987: 32-33), also mit Genettes Terminologie ausgedrückt der diegetischen Darstellungsmodus gegenüber die mimetische den Vorrang hat, vermindert die Distanz des Rezipienten zum Text und fördert somit ebenfalls eine

identifikatorische Lesart.

Untersucht man das Märchen im Kontext der *Serapions-Brüder*, lagert sich darauf noch eine Erzählebene, welche ebenfalls eine fiktive Narration abbildet. Allerdings ist die Zuhörerschaft, die Serapions-Brüder, weder mit der simulierten der Basiserzählung, noch mit der fiktiven der Metaerzählung identisch. Sie sind vielmehr fiktive Rezipienten der ersten extratextuellen Ebene, wie auch der Erzähler ein fiktiver ist. Die Einführung dieser zusätzlichen – im Vergleich zu der Textgestalt der Ersterscheinung – extratextuellen Ebene bietet dem Autor Hoffmann die Möglichkeit seinen Figuren frühere Kritiken des Märchens und seine Antworten darauf in den Mund zu legen. Andererseits sucht sich und sein Märchen Lothar, der fiktive Verfasser im Rahmengespräch, dadurch zu verteidigen, dass er einerseits darauf hinweist, dass man die Fähigkeiten der Kinder nicht unterschätzen sollte:

Es ist [...] ein großer Irrtum, wenn man glaubt, daß lebhaftere fantasiereiche Kinder [...] sich mit inhaltsleeren Faselien, wie sie oft unter dem Namen Märchen vorkommen, begnügen. Ei – sie verlangen wohl was Besseres und es ist zum Erstaunen, wie richtig, wie lebendig sie manches im Geiste auffassen, das manchem grundgescheuten Papa gänzlich entgeht. (SB 306)

Andererseits erklärt er die Kinder zu dem allein „kompetenten Kunstrichter“ (SB 306) seines Märchens und beruft sich auf seine Erfahrungen mit Fritz und Eugenie, den Kindern seiner Schwester, so dass hier wiederum auf einen fiktiven Erzähler und auf fiktive Rezeptionsverhalten verwiesen wird, dem allerdings ein biographisch belegtes Ereignis unterliegt. Hoffmanns Biographen und Freund Julius Eduard Hitzig nach hätte er das Märchen für seine Kinder geschrieben, die darin sogar selbst vorkommen. (vgl. Kommentar zur zitierten Ausgabe, SB 1341-1342) Eben deshalb wird das Märchen in der Deutung von Matt und Barth als die Gestaltung des Paradoxes als Erwachsener kein Kindermärchen schreiben zu können, da die Welt der beiden durch eine unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt sei. Vielmehr ginge es darum, wie bei den Weihnachtsgaben des Paten, beim mechanischen Schloss und beim *Märchen von der harten Nuß* also, der kindlichen Phantasie den entsprechenden Ansporn zu geben, wodurch sie selber erst fähig sei, ein echtes Märchen oder wie bei Marie eine ganze Märchenwelt zu erschaffen. (Barth 1995; Matt 2002)

Allerdings gibt später im Rahmengespräch auch Lothar zu, bei der Verfassung des Märchens „zu sehr an die Erwachsenen Leute und ihre Taten gedacht“ (SB 309) zu haben. Dafür zeugen die unterhaltsame Ironie der Darstellung des Königs und des königlichen Hofes im Binnenmärchen, sowie des Kriegerischen in der Schlacht, das in die Schlacht eingeschleuste Shakespeare-Zitat – „Ein Pferd – ein Pferd – ein Königreich für ein Pferd!“ (SB 261), der Verweis auf „die vorzügliche Geschichte vom Prinzen Fakardin“ (SB 263), die wie darauf Vitt-Maucher hinweist damals ein recht bekanntes Märchen gewesen ist, aber zur Gattung der erotisch höchst anzüglichen contes licencieux gehörte und keineswegs für Kinder gedacht war (Vitt-Maucher 1989: 49) und die oben bereits vermeldeten Querverbindungen zu Hoffmanns Werken, insbesondere zum *Goldenen Topf* und zum *Sandmann*, also Ironie und Intertextualität<sup>13</sup> inner- und außerhalb Hoffmanns Werk.

Weiterhin erwächst nicht zuletzt aus der Einbettung des Märchens in die

<sup>13</sup> Zu weiteren intertextuellen Bezügen in Form literarischer Vorbilder vgl. HEIMES 2009, 288-289

Serapions-Brüder eine weitere Deutungsmöglichkeit für Marie. Pietzker fasst sie als eine Erzählerin und Dichterin wie die titelgebende Serapions-Figur auf, wobei „ihr die erst wenig entwickelte »Erkenntnis der Duplizität« verloren geht“ (Pietzker 2004: 192) und das verträumte Ende des Märchens, somit die Auflösung der Fantasiewelt in der bürgerlichen Welt, also das Verlieren der realen Perspektive der Heldin, markiere.

Auf einen besonderen, intermedialen Spielraum Hoffmanns zeitgenössischer Erwachsenen-Leserschaft hat neulich Wulf Segebrecht hingewiesen, indem er anhand der von Hoffmann zur Erstausgabe des Märchens in den *Kinder-Mährchen* gezeichneten Titelvignetten, seiner antinapoleonischen Karikaturen aus dem Jahr 1814 und zeitgenössischer Napoleon-Karikaturen zeigte, dass Nußknackers entstelltes Äußeres wie auch der Begriff Mausekönig und das Mauseheer auch als ironische Bezugnahmen auf den entmachteten Napoleon ihre Gültigkeit hätten. (Segebrecht 2009)

### 3. Zusammenfassung

Ich habe versucht Größe und Vielfalt der von Hoffmanns *Nußknacker und Mausekönig* eröffneten Spielräume nachzuzeichnen. Weiterhin habe ich darauf verwiesen, dass Rezeption auch generell als Spiel gedeutet werden könnte, wobei die identifikatorische Rezeption als ausgeprägte Form von mimicry zu verstehen sei. Andere Rezeptionsweisen, die den Text auch zu deuten versuchen, erfordern auch die Kenntnis der Spielregeln – anders formuliert entsprechende literarische Kompetenz – und den kreativen Umgang damit. Wer sich auf die besonderen Spielregeln von Hoffmanns ambivalenten Texten einlässt, wird, wenn er ihre Spielräume durchwandert, dieses Spiel ganz gewiss lieb gewinnen.

### Literatur

BARTH 1995

BARTH, Johannes: „So etwas kann denn doch wohl der Onkel niemals zu Stande bringen“ Ästhetische Selbstreflexion in E.T.A Hoffmanns Kindermärchen Nußknacker und Mausekönig. E.T.A. Hoffmann Jahrbuch 3. 1995. 7-14.

BEARDSLEY 1975

BEARDSLEY, Christa-Maria: E.T.A. Hoffmann. Die Gestalt des Meisters in seinen Märchen. Bonn, BOUVIER VLG, 1975.

CALLOIS 1995

CALLOIS, Roger: Definition und Einteilung der Spiele. In: SCHEURL, Hans (Hg.): Theorien des Spiels. Weinheim; Basel, BELTZ VLG, <sup>10</sup>1995. 157-165.

GENETTE 1998

GENETTE, Gérard: Die Erzählung. Aus dem Französischen von Andreas KNOP, mit einem Nachwort herausgegeben von Jochen VOGT. München, FINK, <sup>2</sup>1998.

GRÖBLE 2000

GRÖBLE, Susanne: E.T.A. Hoffmann. Stuttgart, PHILIPP RECLAM JUN., 2000. (Literaturwissen für Schule und Studium)

HEIMES 2009

HEIMES, Alexandra: Nußknacker und Mausekönig. In: KREMER, Detlef (Hg.): E.T.A. Hoffmann. Leben – Werk – Wirkung. Berlin; New York, WALTER DE GRUYTER, 2009. 287-297.

HUIZINGA 1987

HUIZINGA, Johann: Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Reinbeck bei Hamburg, ROWOHLT, 1987.

JUST 1981

JUST, Klaus Günther: Die Blickführung in den Märchen novellen E.T.A. Hoffmanns. In: SCHER, Steven Paul (Hg.): Zu E.T.A. Hoffmann. Stuttgart, KLETT, 1981, 30-39.

MATT 2002

MATT, Peter von: Wer war zuerst, das Huhn oder das Ei? Über die Erschaffung der Welt durch junge Phantasie. Eröffnungsvortrag des 28. Kongresses des International Board of Books for Young People (IBBY). Abdruck der Rede in gekürzter Form. Neue Zürcher Zeitung, 12. 10. 2002. online: [www.nzz.ch/2002/10/12/li/article8DWYI.html](http://www.nzz.ch/2002/10/12/li/article8DWYI.html)

NEUMANN 1997

NEUMANN, Gerhard: Puppe und Automate. Inszenierte Kindheit in E.T.A. Hoffmanns Sozialisationsmärchen Nußknacker und Mausekönig. In: OSTERLE, Günter (Hg.): Jugend – ein romantisches Konzept? Würzburg, KÖNIGSHAUSEN UND NEUMANN, 1997, 135-160.

OROSZ 1984

OROSZ Magdolna: E.T.A. Hoffmanns phantastische Märchen: Strukturanalyse und methodologischer Versuch. Zur literaturtheoretischen Anwendbarkeit des Begriffs des „möglichen Welt“. Kandidátusi értekezés. Budapest, 1984.

OROSZ 2001

OROSZ Magdolna: Identität, Differenz, Ambivalenz. Erzählstrukturen und Erzählstrategien bei E.T.A. Hoffmann. Frankfurt/Main u.a., PETER LANG, 2001.

PIETZKER 2004

PIETZKER, Carl: Nussknacker und Mausekönig. Gründungstext der Phantastischen Kinder- und Jugendliteratur. In: SABE, Günter (Hg.): E.T.A. Hoffmann. Romane und Erzählungen. Stuttgart, PHILIPP RECLAM JUN., 2004, 182-198.

PIKULIK 1987

PIKULIK, Lothar: E.T.A. Hoffmann als Erzähler. Ein Kommentar zu den »Serapions-Brüdern«. Göttingen, VANDENHOECK & RUPRECHT, 1987.

PROPP 1995

PROPP, Vlagyimir Jakovlevics: A mese morfológiája. ford. SOPRONI ANDRÁS. Budapest, OSIRIS-SZÁZADVÉG, <sup>2</sup>1995.

SEGBRECHT 2009

SEGBRECHT, Wulf: E.T.A. Hoffmanns Nußknacker und Mausekönig – nicht nur ein Weihnachtsmärchen. E.T.A. Hoffmann Jahrbuch 17. 2009, 62-87.

STEINECKE 2004

STEINECKE, Hartmut: Die Kunst der Fantasie. E.T.A. Hoffmanns Leben und Werk. Frankfurt/Main; Leipzig, INSEL, 2004.

TAWADA 2000

TAWADA, Yoko: Spielzeug und Sprachmagie in der europäischen Literatur. Eine ethnologische Poetologie. Tübingen, KONKURSBUCHVERLAG, 2000.

VITT-MAUCHER 1989

VITT-MAUCHER, Gisela: E.T.A. Hoffmanns Märchen. Kaleidoskop der Verfremdung in seinen sieben Märchen. O.o.: THE UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA PRESS, 1989.

### Quellen

HOFFMANN 2008

HOFFMANN, E.T.A.: Die Serapions-Brüder. Hrsg. von WULF SEGEBRECHT unter Mitarbeit von URSULA SEGEBRECHT. Frankfurt/Main, DEUTSCHER KLASSIKER VLG, 2008.

HOFFMANN 1978

HOFFMANN, E.T.A.: Die Serapionsbrüder. Berlin, AUFBAU-VERLAG, 1978. Bd. 1.

HOFFMANN 2006

HOFFMANN, E.T.A.: Fantasiestücke in Callot's Manier. Werke 1814. Hrsg. von HARTMUT STEINECKE unter Mitarbeit von GERHARD ALLROGGEN und WULF SEGEBRECHT. Frankfurt/Main, DEUTSCHER KLASSIKER VLG, 2006.

HOFFMANN 1963

HOFFMANN, E.T.A.: Poetische Werke in sechs Bänden. Berlin, AUFBAU-VERLAG, 1963. Bd.2.

HOFFMANN 1967

HOFFMANN, E.T.A.: Werke. Nachtstücke. Klein Zaches genannt Zinnober. Die Serapionsbrüder. Frankfurt/Main, INSEL, 1967. Bd. 2.

# GRENZÜBERGÄNGE DES WIRKLICHEN IN LUDWIG TIECK'S MÄRCHEN *DIE ELFEN*

JUDIT KOVÁTS  
Universität Miskolc, Ungarn

## 1. Einleitung

„Unsere Aufmerksamkeit ist in jedem Augenblick unseres Lebens viel mehr auf das gerichtet, was wir ersehen, als auf das, was wirklich vor uns ist.“<sup>1</sup> Der zitierte Gedanke deutet das zentrale Problem der Novelle *Die Elfen* von Ludwig Tieck an wie auch des romantischen Schaffens, nämlich die Spiegelung des Widerspruchs von Neigung und Reflexion, von Illusion und Verstand.

Tieck, eine zentrale Gestalt der Frühromantik hatte kein einheitliches literarisches Programm geschaffen, seine Werke repräsentieren unter den Zeitgenossen jedoch am prägnantesten die frühromantische Ästhetik. Seine leitende poetologische Kategorie, die er an den Dramen Shakespeares entwickelte, ist das Wunderbare.

*Die Elfen* (1811) sind mit dem beinahe zu gleicher Zeit entstandenen *Pokal* und dem *Liebeszauber* im das romantische Schaffen Tiecks abschließenden *Phantasmus* (1811) erschienen. Seine früheren romantischen Geschichten – unter ihnen eigene Erfindungen sowie literarische Bearbeitungen fremder Vorlagen – enthalten die zuvor veröffentlichten *Volksmärchen*, herausgegeben von Peter Leberecht [di. L. T.] (1797) und die *Romantischen Dichtungen* (1799-1800). *Die Elfen* sind den früheren Märchen Tiecks nachgebildet, strukturelle Ähnlichkeiten zeigen sie vor allem mit dem *Runenberg* und dem *Blonden Eckbert*.<sup>2</sup>

Märchen gelten bereits seit den 1770er Jahren als eine beliebte Lektüre des deutschen Lesepublikums – dank der zunehmenden Zahl der Übersetzungen fremder Märchen, vor allem aber der Sammlung *Volksmärchen der Deutschen* (1782-86) des Musäus.<sup>3</sup> Tiecks Beschäftigung mit der Gattung fällt in die Zeit von 1795-98, als er in die *Straußfedern* literarische Bearbeitungen französischer Volksmärchen aus der Sammlung Charles Perraults (1797), sowie deutscher Sagen und Volksbücher in witzig-ironischem Stil schreibt. Die Sammlung enthält zwar zwei eigene Märchen (*Die Freunde* 1796 und *Lebensgeschichte Sr. Majestät Tonelli* 1798), aber erst im *Blonden Eckbert* zeigen sich die typischen Wesenszüge des Tieckschen Märchens.

---

<sup>1</sup> PROUST 1996, 29.

<sup>2</sup> Tiecks *Der blonde Eckbert* gehört zu den Prototypen des romantischen Kunstmärchens und wird als solches zum Muster u.a. für Brentano, Arnim, Hoffmann und Heine.

<sup>3</sup> Später werden die Märchensammlungen von den Brüdern Grimm *Kinder- und Hausmärchen* (1812), Ludwig BECHSTEIN *Thüringische Volksmärchen*, (1823), und Wilchem HAUFF *Die Karawanne* (1826) sehr populär. Diesen Autoren werden die Perraultschen Märchen durch Tiecks deutsche Übersetzung zugänglich gemacht.

Ausgegangen von der Tatsache, dass die Wahrnehmungsform der romantischen Dichtung die produktive Einbildungskraft ist, scheint die Frage des subjektiven Reflektierens von genuin poetologischer Art zu sein. In der Tat soll aber der Phantasiebegriff im erkenntnistheoretischen Kontext behandelt werden, denn seine funktionale Aufwertung in der Romantik ist mit der Veränderung der Kategorie der Wahrheit eng verbunden. Während nämlich in den früheren Poetiken seit der Antike bis hin in das 18. Jahrhundert hinein der Phantasie als dem Mittelglied zwischen der Wahrnehmung und dem Denken eine Erkenntnis tragende Funktion zugeschrieben worden war, wurde es ihr in der Frühaufklärung abgestritten. Wenn nämlich die Kategorie der Wirklichkeit zum Konstrukt des reinen Denkens wird, bzw. die Vernunft als ein wirklichkeitssetzendes produktives Vermögen erscheint, muss die Tätigkeit des reinen Denkens von der Phantasie streng getrennt werden. Die Romantiker übertragen den Subjektivismus der aufklärerischen Wissenschaftstheorie in den Bereich der Poetik, d.h. der produktiv-synthetische Phantasiebegriff ist am produktiv-synthetischen Vernunftbegriff der Aufklärung gekoppelt.

Die Herausbildung der eigenen Märchenform und die Hinwendung zum Märchen als „bewusster Poetisierung der Welt“<sup>4</sup> setzt sich bei dem Dichter mit den *Volksmärchen* ein, wobei sich ein Neuanfang im Denken bereits in *Peters Lebrecht. Geschichte ohne Abenteuerlichkeit* (1795) ankündigte. Hier vollzieht sich der Bruch mit der Schillerschen Theorie einer lebensfernen Poesie zugunsten einer Kunst, die auch das Prosaische des Lebens darzustellen vermag.<sup>5</sup> Das literarische Programm, das Ästhetische auf das Welt- und Lebensverständnis des Menschen zu transportieren und die Frage nach einer tauglichen Ausdrucksform bestimmen ab 1795-96 Tiecks romantischen Dichtungen wie auch seine kunsttheoretischen Reflexionen.

Ohne die einzelnen Aspekte des Phantasiebegriffs thematisieren zu wollen, soll noch auf dessen reflexiven Charakter hingewiesen werden. Wenn nämlich Tieck in seiner späten Novelle *Waldeinsamkeit* von dem *Blonden Eckbert*, von einem seiner jugendlichen Werke erzählt, wird eben die Fähigkeit des Subjekts bezeugt. Wirklichkeit absolut aus sich heraus zu produzieren, oder mit anderen Worten, bei solchen Verfahren wird die selbstbespiegelnde Funktion der Phantasie transparent. Die Selbstreflexion kann im poetischen wie auch poetologischen Sinn auf narrativer Ebene in Form von Sich-Selbst-Betrachten oder Sich-Selbst Spiegeln erscheinen. Bei Tieck können beide Verfahrensweisen festgestellt werden.

Zum anderen zeigt die Flucht in den fiktiven Raum der Phantasie auch jene Bewusstseinskrise an, die im Gegenüberstehen von rationalistischem Denken und Subjektivität, sowie in der Diskrepanz von Ichhaftigkeit und der Angst vor Ichhaftigkeit wurzelt, und die sich in einer kritischen Opposition, bzw. in der Romantikkritik offenbart.

<sup>4</sup> Dem jungen Tieck, wie es der Briefwechsel mit Wackenroder bezeugt, geht es um die Frage über die Natur der poetischen Empfindung und deren dichterischen Ausdruck. Unter dem Einfluss Schillers sieht er die Antwort zuerst in der Idealisierung der Empfindung. Später kommt er zur Einsicht, dass durch die subjektive Vermittlung der Dinge der Wirklichkeits- und Wahrheitscharakter der Empfindung fragwürdig wird. Die wahre Kunst hat stattdessen die Aufgabe, mit der 'Veredlung' der Empfindung die Wirklichkeit zu poetisieren. Gemeint ist ein Lebensverständnis, das in die poetische Darstellung auch das Alltägliche einbezieht. Vgl. KLUGE 1976, 399-406.

<sup>5</sup> Ebd., 405, 417. Das Werk zeigt zugleich die Rückkehr des Dichters zur Wackenroderschen Kindlichkeit.

Die Besinnung auf die poetischen Möglichkeiten des Märchens erfolgt bei ihm unter dem Einfluss Shakespeares. Tieck preist in seinen Märchendramen, dass dort „kein Umstand den Bedingungen widerspricht, unter welchen wir uns der Illusion überlassen haben“<sup>6</sup> und fragt nach der Methode, wie er seine fiktive Welt glaubwürdig macht.<sup>7</sup> Die beim englischen Dramatiker entdeckte Technik, das Wirkliche und das Unwirkliche durch eine besondere Art der Blickweise zusammenzurücken<sup>8</sup>, die Tieck in seinem Aufsatz *Shakespeares Behandlung des Wunderbaren* (1794) ausführt, wird zum gedanklichen Modell seiner eigenen Konzeption des Märchens sowie des romantischen Kunstmärchens überhaupt. Das Erheben des Phantastisch-Wunderbaren zu einer poetischen Wahrnehmungsform markiert die Neuorientierung der Dichtung Tiecks. Somit berührt er aber ein grundsätzliches ästhetisches Problem seiner Zeit: das Problem der Wahrscheinlichkeit der dichterischen Fiktion. Das Wunderbare meint bei Tieck eine durch die Phantasie geschaffene Wirklichkeit, wobei die Phantasie nicht mehr mit der Erkenntnis tragenden Funktion des gewöhnlichen Phantasiebegriffs gleichzusetzen ist. Es geht hier um einen neuen synthetisch-produktiven Phantasiebegriff<sup>9</sup>, der als Folge des Emanzipationsprozesses der Einbildungskraft anzusehen ist, welcher Prozess bei Breitinger<sup>10</sup>, Wieland und Moritz einsetzt,

<sup>6</sup> BISCHOFF 1898, 10.

<sup>7</sup> Durch die ständige Spannung unserer Phantasie – lautet Tiecks Antwort. Denn, indem Shakespeare dem Wunderbaren das Ansehen des Natürlichen gibt und das Gewöhnliche in den Kreis des Wunderbaren einbezieht, entsteht eine Kontrast- und Wechselwirkung zwischen den zwei Welten. „Wir verlieren in einer unaufhörlichen Verwirrung den Maßstab, nach dem wir sonst die Wahrheit zu messen pflegen; [...] in der ununterbrochenen Beschäftigung unserer Phantasie [verlieren wir] die Erinnerung an die Wirklichkeit; [...] Das Wunder wird uns jetzt gewöhnlich und natürlich.“ In: TIECK, Ludwig: *Kritische Schriften*. Bd. I, Leipzig, 1848. Reprint 1974. 44. Dabei wird Tieck auch Goethes ihn faszinierendes *Märchen* zum Muster, dessen inhaltlose Handlung, der Abstand zur Wirklichkeit, die traumhafte Stimmung und die Flüchtigkeit der Figuren ihn ebenso faszinieren.

<sup>8</sup> KLUGE, 405.

<sup>9</sup> Der Phantasiebegriff erfährt im Laufe der Zeit mehrmalige Umwandlung, so dass bereits in der Frühromantik von seinen vielfältigen Aspekten: einem synthetisch-konstruktiven, einem reflexiven, einem kritischen und einem mythologischen gesprochen werden kann. In der Antike wird die Phantasie als ein Mittelglied zwischen Wahrnehmung und Denken angesehen. In der Frühaufklärung trennt man die Phantasie scharf vom Denken. In der aufklärerischen Erkenntnistheorie wird dem Denken eine konstruktiv-synthetische Funktion zugeschrieben, demzufolge wird die Wirklichkeit als ein Produkt der setzenden Tätigkeit der Vernunft aufgefasst. Der Empirismus zielt auf die Versöhnung von Vernunft und Erfahrung durch die Aufwertung des Imaginationsbegriffs, während die Romantik bereits die Einheit von Denken und Phantasie wiederherzustellen vermag. Der romantische Phantasiebegriff wird am Modell des konstruktiven – synthetischen Vernunftbegriffs der Aufklärung konstruiert. Unter dem Einfluss der subjektivistischen Philosophie Fichtes wird die Einbildungskraft als alleinige Fähigkeit des Subjekts erkannt, Wirklichkeit absolut aus sich heraus zu produzieren. Das Ästhetische sei so nach romantischen Vorstellungen nur über seine Selbsterzeugung durch die Einbildungskraft im Ich wahrnehmbar. Vgl. Dazu VIETTA 1983, 213. Novalis erklärt die Einbildungskraft zur Grundkategorie der Poesie, wobei er zwischen Phantasie und Denkkraft unterscheidet.

<sup>10</sup> Breitinger lehnt 1740 in seiner *Critischen Dichtkunst* das traditionelle poetische Prinzip der Nachahmung der Natur ab. In den Romanen Wielands erscheint der Fiktionsraum bereits als Produkt der Einbildungskraft der Figuren, daher können sie über diese manipuliert werden. Vgl. dazu VIETTA, 212.



demzufolge die Wirklichkeit als Produkt der Einbildungskraft der Figuren erscheint.

Phantasiewelt und gewöhnliche Welt existieren in einem Märchen nebeneinander, die wunderbaren Dinge werden als wirklich erzählt, wobei die Kausalität und Identität aufgehoben werden. Dergestalt dient die Gattung des Märchens für Tieck als neue Form des poetischen Reflektierens des Wirklichen. In seinen Kunstmärchen geht es folglich um einen „Anempfindungsprozess in Modus von Naiv-Phantastischen und Naiv-Befremdlichen“.<sup>11</sup> Die Intensivierung der Phantasie deutet dabei den antimimetischen Gestus des jungen Tieck gegenüber einer auf der Mimesisnorm beruhenden Darstellungsweise an, der schon die bevorstehende Umwandlung des ästhetischen Kunstsystems antizipiert.<sup>12</sup>

In Tiecks *Elfen* geht es scheinbar – wie es auch der Titel besagt – um eine einfache, naive und unreflektierte Geschichte. In der Tat ist sie formal und gedanklich ein bedeutendes<sup>13</sup> und „höchst komplexes“<sup>14</sup> Werk. Genauer gehört es zu den Fee-Märchen, dessen orientalischer Typus durch Charles Perrault,<sup>15</sup> dann in der Sturm-und-Drang-Zeit durch Herder aufgenommen sowie von Wieland (*Dschinnistan oder auserlesene Feen- und Geistermärchen*, 1786-89) verbreitet wird. Tieck kennt schon seit seinen Jugendjahren die Shakespearesche Feenwelt; die Elfen und Feen werden sogar seine beliebten übernatürlichen Wesen, wie es die frühen Werke, *Die Sommernacht* (1789), *Das Reh* (1791), *Das Ungeheuer und der verzauberte Wald* (1798) oder *Melusina* (1800) bezeugen. Zum andern lassen sich *Die Elfen* auf Grund der Emotionalisierung des Waldes und der Rolle der Naturphänomene auch als Natur-Märchen bezeichnen.

Tieck übernimmt zahlreiche thematische und strukturelle Elemente des Volksmärchens. Auch in seiner Geschichte erscheinen übernatürliche Wesen, wie spielerische und

<sup>11</sup> HEINE, Heinrich: *Sämtliche Schriften*. Hg. v. Klaus Brigleb, München, Carl Hanser, 1971. Bd. 3, hg. v. Klaus Pörnbacher, 426.

<sup>12</sup> Das neue Wirklichkeitsverhältnis der Literatur um 1800 hat die Auffassung der literarischen Werke als Artefakten zur Folge. Dieser Prozess geht mit dem Wechsel im Wahrnehmungsparadigma einher und führt zum eindeutigen Bruch mit den überkommenen literarischen Formen, vgl. Scherer, 2003, 12f. Die Texte bringen nämlich durch unterschiedliche literarische Verfahrenweisen ihr „Produziertsein“ zum Ausdruck als „Reflexion des Fiktionscharakters im Fiktionalen selbst“. Neben der Reflexivität markieren die neuen „a-repräsentationistischen“. Vgl. SCHERER 2003, 12-13.

<sup>13</sup> Nach Wilhelm Dilthey habe die ganze dichterische Generation Ludwig Tiecks „nichts Vollendetes hervorgebracht“ als die drei Märchen-Erzählungen, *Den Blonden Eckbert*, *Den Runenberg* und *Die Elfen* von Tieck. DILTHEY Wilhelm: *Leben Schleiermachers*. Bd. I, 2. Auf., Berlin, 1922. 311. Auch Heine nennt diese „bedeutende ästhetische Konstrukte“. In: BOHRER, Karl Heinz: *Die Kritik der Romantik*. Frankfurt/M., Suhrkamp, 1989. 121

<sup>14</sup> RIBBAT, Ernst (Hg.): *Romantik. Ein Literaturwissenschaftliches Studienbuch*. Königstein/Ts, Athenäum, 1979. 155.

<sup>15</sup> Perrault wurde im 18. Jahrhundert durch A. Gallands französische Übersetzung der *Tausendundeine Nacht* beeinflusst. Wichtige Autoren dieser allegorisch-erzieherischen Variante des Kunstmärchens waren Marie-Chaterine d’Aulnoy, Gabrielle Susanne de Villeneuve. Die Feen-Märchen des Orients vermittelt für die Deutschen seine Sammlung *Histoires ou contes du temps passé, avec des moralités: Contes de ma mère l’Oye* (1697) – dt. *Feemärchen für die Jugend*, 1822; moderne Übersetzung von Doris Distelmaier-Haas unter dem Titel *Sämtliche Märchen*. Stuttgart, Reclam, 2001. Parodistische Varianten stammen von C.M. Wieland, z.B. *Die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva*.

strafende Feen, die sich in menschliche Gestalt verwandeln. Die Figuren werden auch in den *Elfen* wie in den Kindermärchen in das Geheimnis des Zaubers eingeweiht. Das Wunder ragt auch hier ins wirkliche Leben hinein, verknüpft sich mit ihm und scheint das Schicksal der Menschen zu bestimmen. Topoi wie unterirdische Gänge, der schnelle Wechsel der Landschaft, der Gegenden, die Abfolge entgegen gesetzter Räume, Schauer und Grauen zeigen im Werk die Wirkung des zeitgenössischen Trivial- und Schauerromans. Trotz dieser Einflüsse geht es bei Tieck jedoch um eine selbsterfundene neuartige fantastische Geschichte mit kritischer Tendenz.

Als Begleiterscheinung der Aufwertung der Einbildungskraft oder aber als ihre Folge lässt sich Ende des 18. Jahrhunderts der Wechsel der Wahrnehmungsparadigma feststellen. Mit der Erweiterung der Erkenntnisbereiche – denke man an die Entstehung von Psychologie, Patognomik und Physiognomik – erhebt sich die Frage nach der Erzählbarkeit fiktionaler Inhalte. In der Literatur der Frühromantik ist die Umwandlung zweier Gattungen zu bemerken, beide im engen Zusammenhang mit der literarischen Tätigkeit Ludwig Tiecks: die Novelle und das Märchen.

Dem Märchen kommt in der Romantik eine wesentliche Rolle zu. Bereits Herder, der fürs Volksmärchen eintritt, erkennt seine magische Wunderwelt als die Seele des Volkes. Die Romantiker wollen den Menschen „entbürgerlichen“, ihn dichtend und denkend ins 'Abenteuer' führen. Sie nennen es die reinste Form der Poesie, denn in ihr existieren Phantasie und Wirklichkeit nebeneinander. Der sensible Künstler vermittelt zwischen den zwei Sphären, die voneinander nicht getrennt sind. Er lenke den Blick der Nichtsehenden von der rationalen auf die irrationale Welt, denn „Nach innen geht der geheimnisvolle Weg“ – wie es bei Novalis heißt (16. Blütenstaub-Fragment). Auch die Gattung der Novelle durchzieht ähnliche Entwicklung, nicht zuletzt dank der Wendepunkt-Theorie Ludwig Tiecks, wodurch sich die Verbindung novellistischen Erzählens mit dem Märchen vollzieht.

Die Märchen, seien sie kindlich-archaische, ironisch-satirische oder psychologisierend-lyrisierende, sie nehmen mit den Märchenkomödien einen wesentlichen Platz in seinem dichterischen Euvre ein. Die meisten Märchen schreibt er in seiner romantischen Zeit – unter ihnen *Fortunat*, den *Getreuen Eckbert*, *Melusine*, *Megalone*, *Rotkäppchen* – und veröffentlicht er sie 1799 unter dem Titel *Romantische Dichtungen*, zuletzt dann 1812 in den Bänden des *Phantastus*. Die frühen Märchen sind noch realistisch, dann erfolgt der Umschlag zum Märchen als „bewusste Poetisierung der Welt“ dies mit Durchbrechung der Wirklichkeit, Erfahrung und Kausalität, Loslösung von Zeit und Raum. Wie große Vorliebe Tieck für die diese Gattung pflegte, bezeugen nicht nur die im Alter entstandenen Märchen wie die *Waldeinsamkeit* (1840), sondern auch seine Äußerungen über die Gattung in Gesprächen, Briefen oder indirekt in seinen Werken. In der Rahmenhandlung seines *Phantastus* heißt es: „Die echten Märchen berühren eine Gegend unseres Gemüthes, in welche die übrige Kunst und Poesie nicht hineinreicht.“ Dann an einer anderen Stelle: „Es gibt eine Art, das gewöhnlichste Leben wie ein Märchen anzusehen, ebenso kann man sich mit dem Wundervollsten, als wäre das Alltäglichste, vertraut machen“. Im Vorbericht zum dritten Lieferung seiner *Schriften* (1829) betont er den Wendepunkt als Gattungsmerkmal, denn in der Umkehrung der Umständen kann das Wunderbare wieder alltäglich erscheinen.

An einem anderen Ort bezüglich eines anderen Werkes schreibt er: „Das echte Märchen, so sag ich ungefähr, erschließt mit seinen Kinderton und dem Spielen mit dem Wunder unseres Gemüths, ins welche die übrige Kunst und Poesie nicht hineinreicht. Unse-

re ersten und heiligsten Verhältnisse zur Natur und der unsichtbaren Welt, die Basis unsers Glauben, die Elemente unsers Erkennens, Geburt und Grab, die Schöpfung um uns her, die Bedürfnisse unsers Leben. Alles ist wie ein Märchen und Traum und lässt sich nicht vernünftig und folgerecht nennen.“

Den zitierten Passagen sind die wichtigsten Merkmale des Tieckschen Märchens zu entnehmen. Der angesprochene „Kinderton“ meint nicht die antike Natürlichkeit, sondern eine Manier der nachgeahmten Naivität. Heine nennt diese beabsichtigte Albernheit ein „typisches Moment Tiecks ästhetischen Empfindens“<sup>16</sup>. In Bezug auf die poetische Funktion der Naivität, nämlich, dass sie die Aufhebung des Realitätsprinzips ermöglicht, lässt sich von einer neuen, durch die Phantasie gesteigerten Form der Wahrnehmung sprechen, die die Wirklichkeit als eine Traumvision erscheinen lässt. Tieck spricht dabei auch von der Öffnung des Gemüts für die Natur, indem sich dem Menschen „die vorbewusste Einheit des Lebens“ erschließt<sup>17</sup>. In der Natur wird er seiner eigenen Gefühlswelt inne, hier kann er aus sich selbst denken und empfinden. Weitere wesentliche Merkmale seines Kunstmärchens sind noch im Unterschied zum Volksmärchen die psychologische Differenzierung, die Dominanz einer Seelenstimmung sowie eine perspektivische Darstellung der Geschehnisse<sup>18</sup>.

Bereits diesen Ausführungen lassen sich die Wesenszüge des tieckschen Märchens entnehmen. Gemüt, Wunder, Spiel mit dem Wunder des Gemüts, Natur und unsichtbare Welt, Traum sowie Kinderton erscheinen als dessen konstitutive Elemente. Auffällig ist dabei, dass Tieck dem Märchen einen privilegierten Status beimisst, bzw. er ordnet der Gattung des Märchens die Poesie unter. Was aber fehlt, was meines Erachtens der wesensbestimmende Zug der tieckschen Novellen ist, die Phantasie. Sie kann entweder als eine freundliche Faszination, wie es größtenteils in den *Elfen* der Fall ist, oder als Schauer erregende devonische Imagination der Natur-Märchen erscheinen.

Die von der Kritik wenig beachteten *Elfen* sind mit den anderen Märchen – unter ihnen mit den zwei erwähnten – sowie den früheren Dramen Tiecks 1812 im ersten Band des *Phantastus* erschienen. Als eines der letzten Werke der tieckschen Romantik ist es beinahe zu gleicher Zeit mit dem *Pokal* und dem *Liebeszauber* entstanden. Alle drei sind den früheren Märchen Tiecks nachgebildet, wobei die *Elfen* strukturell und thematisch dem *Blonden Eckbert* verwandt sind. Die Elfen und die Feen gehören zu seinen beliebten übernatürlichen Wesen. Schon in seinen Jugendversuchen *Die Sommernacht* (1789), *Das Reh*

<sup>16</sup> HEINE, 1981, 123.

<sup>17</sup> BÖCKMAN 1934, 110.

<sup>18</sup> SCHLAFFER HEINZ: 'Roman und Märchen'. *Ein formtheoretischer Versuch über Tiecks 'Blonden Eckbert'* (1969) In: SEGBRECHT, Wulf (Hg.): *Ludwig Tieck*. Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1976. 449. Der Begriff Perspektivismus bezeichnet eine philosophische Lehre, die besagt, dass die Wirklichkeit von Standpunkt und Eigenschaften des betrachtenden Individuums dargestellt wird.

(1791), wiegt er sich in der shakespeareschen Feenwelt. Einige Jahre später kehren sie dann in *Das Ungeheuer und der verzauberte Wald* (1798) und *Melusina* (1800) zurück.

## 2. Die Faszination der *Elfen* und ihre Ebenen

Die Faszination der *Elfen* offenbart sich auf drei Ebenen. Auf der Diskursebene entfaltet sich die traurige Geschichte einer weiblichen Figur und ihrer Tochter, indem auch ein existenzial-philosophisches Problem des Subjekts reflektiert wird. Auf der produktionsästhetischen Ebene lässt sich eine spezielle Darstellungsform des Ästhetischen zu fassen, deren Reiz, um mit Heine zuzusprechen, darin liegt, dass es durch „pragmatische Argumentation“ nicht mehr zu deuten sei und deren Wesenszüge sich in der Reflexivität und dem Phantastischen abzeichnen<sup>19</sup>. Dabei sind auch Merkmale der formalen und gedanklichen Dekonstruktion der Gattung des Märchens zu erkennen<sup>20</sup>. Durch Tiecks bewusste Stilisierung und gezielte ästhetische Lust, beim Leser „entgegengesetzte Regionen des Gefühls“ zu erzeugen<sup>21</sup>, wird im Werk auch ein rezeptionsästhetischer Aspekt wirksam. Im Einklang mit Scherer, der die Möglichkeit der Realisierbarkeit des Romantischen durch Inhalte bezweifle, und die Semantik der Texte (nicht selten) nur noch als Verfahrenseffekt für beschreibbar hält<sup>22</sup>, wird auch in diesem Beitrag primär Tiecks Technik der Behandlung des Wunderbaren in den Fokus gerückt.

Das Werk beginnt novellenartig. Der Dichter entwirft ein realistisches Bild des deutschen ländlichen Lebens im 19. Jahrhundert. Wir sind in einer fruchtbaren Gegend, wo alle Häuser des Dorfes „[...] munter und reinlich, die Einwohner wohlhabend [sind]“. Alles drum herum ist im Besitz des Grafen und die Menschen bewirtschaften die vom ihm gepachteten Felder. Der Anfangsdialog zwischen Vater und Mutter und die bange Frage des Vaters „Wo ist denn Marie, unser Kind?“ und seine anschließende warnende Bemerkung „Daß sie sich [Marie und Andres] nicht verlaufen“<sup>23</sup> – beschatten aber die idyllische Landschaftsstimmung und schicken ein bevorstehendes trauriges Ereignis voraus. Die wirklichkeitstreue Beschreibung der Gegend mit Hinweisen auf die soziale Ordnung bilden einen Kontrast zur Fiktionalität eines Kindermärchens, welche Gattung der Titel ankündigt. Zum anderen deutet das Fehlen der typischen einleitenden Formel eines Volksmärchens („Es war einmal...“) die dekonstruktive Umdeutung der Gattung durch Tieck an.

Das Märchen beginnt fast ohne Einleitung. Wir befinden uns in einer ländlichen Idylle sehen wir die arbeitstüchtigen, aus der Landwirtschaft lebenden Eltern, Martin und Brigitte mit ihrer Tochter, der lebhaften und behändigen Marie. Der Landschaftsbeschreibung

<sup>19</sup> HEINE 1971, 136.

<sup>20</sup> Gundolf merkt an, dass sich das Wesen der Dichtung Tiecks dort erweise, wo er „den Gehalt aus sich selbst schöpfen und formen musste und nur den Stoff von außen bekam, nicht auch die Form-Art“. GUNDOLF 1976, 242.

<sup>21</sup> SCHERER 2003, 10. In Bezug auf die schon angesprochene Suche Tiecks nach einem entsprechenden Ausdrucksmittel poetischer Empfindung ist an dieser Stelle anzumerken, dass die bewusste Illusionsstörung durch das Medium der Ironie ein bestimmendes Wesensmerkmal seines romantischen Dichtens, primär seiner Komödien wird.

<sup>22</sup> Ebd, 10.

<sup>23</sup> TIECK 1997, 51. Im Weiteren mit der Sigle E und der entsprechenden Seitenzahl im laufenden Text zitiert aus Tieck, Ludwig: *Der blonde Eckbert, Der Runenberg, Die Elfen. Märchen*. Mit einem Nachwort von Konrad Nussbächer. Stuttgart, Philipp Reclam jun., 1997. 51.

widmet der Dichter große Aufmerksamkeit: das Dorf ist in der Grafschaft von fleißigen und zufriedenen Menschen bewohnt, die sich über das Reichtum und der Fruchtbarkeit der Natur freuen. Die Landschaft ist aber schon zu Beginn der Geschichte durch sichtbare Grenzen in voneinander separierte Gegenden geteilt. Das Haus der Familie liegt auf einer kleinen Anhöhe, der Fruchtgarten ist von einer Stakete umgeben, das Dorf zog sich etwas tiefer hinunter. Von dieser paradiesischen Landschaft ist ein dürrer und abgelegener Fleck, der „traurige“ und „schwarze“ Tannengrund durch einen Fluss – mal als Bach, mal als Strom genannt – getrennt. Hinter den dunklen Tannenbäumen scheint eine kleine menschliche Siedlung mit einer rauchigen Hütte, verfallenen Ställen und einem kleinen verwüsteten Garten zu sein. Zigeuner, schmutzige Kinder, einige abscheuliche Weiber und ein ungeheurer Mann leben auf jener finsternen Gegend, von der die Menschen als von einer verhexten und verbannten sprechen. Die Zweigeteiltheit des Wirklichen erscheint nicht nur auf der räumlichen Ebene, sondern auch in den menschlichen Beziehungen: in der Distanz der Dorfbewohner von dem Zigeunervolk. Der Kontrast zwischen den zwei Wirklichkeitsbereichen wird durch die fühlende Natur weiter gestärkt: Der abgelegene Fleck ist traurig, der Bach fließt schwermütig. Die Landschaft scheint den Seelenzustand des Menschen zu widerspiegeln und umgekehrt das Landschaftsgefühl beseelt auch die Figuren. Nach Emil Steiger besteht gerade in jener einzigartigen Stimmungsschicht der poetische Reiz Tiecks Naturnovellen (337). Die Seelenstimmung der frühen Märchen kehrt, wenn auch in veränderter Form, zurück.

Die Struktur des Werkes fußt auf zwei stofflichen Grundelementen: auf dem Wirklich-Realen und dem Märchenhaften. Die Handlung ist zweisträngig, sie spielt abwechselnd mal in der einen, mal in der anderen Sphäre, auf einmal wird aber nur der eine Handlungsfaden erzählt. Durch den raschen Wechsel der beiden Bereiche entsteht ein Spannungsverhältnis zwischen ihnen, das den Aufbau des Werkes grundsätzlich bestimmt.

Tiecks Naturerleben ernährt sich aus mehreren Quellen. Seine ersten Eindrücke erfährt er während der drei Reisen seiner Studiumszeit, die er mit seinem Freund Wackenroder unternimmt. Er wird von der süddeutschen Landschaft fasziniert. Die Natur erweckt aber in ihm nicht nur Begeisterung, sondern auch melancholische Gefühle. Im Wesentlichen nimmt er schon hier die Naturstimmung in sich auf. Die Atmosphäre der Bilder der Naturmaler Grünewalder berührt ihn ebenso. Dabei ist die Naturphilosophie Schellings zu nennen. Er setzt der mechanischen Auffassung der Natur eine von Geistern beseelte Natur entgegen, wobei die Grenze zwischen den beiden verloren geht. Die andere Wirkung kommt von dem norwegischen Dichter und Naturphilosophen Steffens, mit dem Tieck befreundet war. Steffens will die Natur nicht bloß erkennen, sondern auch sie vergeistigen. Er erzählt Tieck den schaurigen Wunder der einsamen norwegischen Gebirgswüste, der den Dichter sehr beeindruckt.

Tiecks führt seine Reflexion der Naturdarstellung in der Dichtkunst in einer Rezension der *Musenalmanach*, die 1796 erscheint. Hier wendet er sich gegen den naturalistischen Objektivismus der Naturdarstellung: „Können wir denn die Natur wirklich so schildern, wie sie ist? Jedes Auge muss mit den Herzen sehen“. Dann später:

„Wird nicht jeder poetische Mensch in eine Stimmung versetzt, in der ihm Baume, und Blumen wie belebte und befreundete Wesen erscheinen, und ist dieses nicht das Interesse, das wir an der Natur nehmen? [...] Dann entdeckt der Mensch neue und wunderbare Beziehungen zwischen sich und der Natur, sie ist Teilnehmer seines Schmerzens oder seiner Leiden, er fühlt gegen die leblosen Gegenstände eine freundschaftliche Zuneigung.“

Im Grunde geht es in der Märchenovelle *Die Elfen* um die Geschichte einer Mutter und ihrer Tochter, deren trauriges Schicksal mit ihrem lebensfernen Charakter zusammenzuhängen scheint, und deren Seelenzustand als eine Krankheitsdiagnose mit psychologischer Genauigkeit beschrieben wird. Das Wunderbare wird in der Geschichte auf das knappe Handlungsgerüst projiziert in der Form der Vision. Das Kind Marie erlebt die Zeit bei den Zigeunern als einen Aufenthalt in der Elfenwelt. Der wüste Garten des Zigeunervolkes verwandelt sich im Bewusstsein des Mädchens in einen bunten paradiesischen und wird mit allen möglichen Requisiten einer Märchenwelt ausgestattet: spielende Elfen in Kindergestalt, ein prächtiger Palais, die Unterwelt mit Zwergen, ihrem Metallfürsten und ihrem Gold (als Anspielung auf den Schatz der Nibelungen)<sup>24</sup>, vielerlei Zaubereien und ein die Ankunft des Elfenkönigs ankündigender Phönixvogel erscheinen in einer bunten Kavalkade. Mariés Tochter Elfriede begegnet dem Wunderbaren nur durch eine einzige Elfe aus der von ihrer Mutter vertrauten Feenwelt. Offensichtlich geht es in den beiden Fällen und bei den beiden Figuren um eine Analogie: die Wiederholung derselben Vision. Den Bindepunkt zwischen ihnen bildet Mariés ehemalige Gespielin Zerina. Die Gestalt dieser Kinderfee ist funktionell in der Struktur des Textes mehrfach begründet. Durch sie werden Marie und ihre Tochter mit dem Zauber der Feenwelt vertraut. Zum anderen zeigt Zerinas Erscheinen für Elfriede die kontinuierliche Anwesenheit und Wirksamkeit des Wunders in der gewöhnlichen Welt und bezeugt zugleich die Ähnlichkeit beider Situationen. Das Wunderbare erscheint aber nicht nur für die Kinder. Marie bleibt mit ihm auch als Erwachsene vertraut, sogar ihr Mann kommt mit dem Wunder in Berührung.

### 3. Das Wunderbare, das Fiktionale und das Wirkliche

Für Tieck bedeutet das Wunderbare eine durch die Phantasie geschaffene Wirklichkeit. Diese andere fiktionale Welt verkörpert in der Erzählung – wie auch in seinen vielen anderen Märchen – die Natur. Tieck räumt der Natur eine wesentliche Funktion ein: Sie erscheint als eine neue Lebensqualität zur Stadt. Für den Einzelnen ist sie eine Gegend jenseits des Alltags, eine Entität, ein Ort, zu dem er ein geheimnisvolles Verhältnis pflegt und wo er das Gefühl der Transzendenz erlebt. Andererseits geht es bei ihm nicht um eine leblose, sondern eine beseelte Natur<sup>25</sup>. Tiecks Landschaftsgefühl bestimmen neben den per-

<sup>24</sup> Zum Interesse der Romantiker für das Erdinnere als Symbol für „den Übergang des Anorganischen zum Organischen“, vgl. PIKULIK 1992, 245.

<sup>25</sup> Zur Entwicklung von Tiecks Naturdarstellung von den frühen Werken bis etwa 1800/1803, vgl. KLUGE 1976, 388ff., 410. Zusammengefasst lässt es sich hier jedoch sagen: Um 1790 ist das Naturbild der frühen Naturgedichten aus farblichen und akustischen Impressionen zusammengesetzt. Diese Dichtungen stellen noch „keinen Bezug zwischen dem als märchenhaft-mythologisches Ereignis geschilderten Vorgang und einem menschlichen Subjekt“ her. Hier schreibt er noch von „leblosen Gegenständen der Natur“; die Identität von Natur und Seele bespricht er erst 1800/1803

sönlichen Naturerlebnissen<sup>26</sup> die Geist-Natur-Lehre Böhmes<sup>27</sup> und Novalis' und des romantischen Landschaftsmalers Runge<sup>28</sup> von der Natur als einem „vom Geist beseelten lebendigen Organismus, der aus Stadien des Unbewussten zum Bewusstsein seiner selbst im Menschen emporwächst“<sup>29</sup>.

Seine Auffassung über die Natur-Märchen liegt in der Rahmengeschichte des *Phantasmus* vor: „[...] noch seltsamer, sagte Ernst, dass so wenig Menschen den wundervollen Schauer, die Beängstigung empfinden, oder sich gestehen, die in manchen Stunden die Natur unserm Herzen erregt. Nicht bloß auf den ausgetobenen Höhen des Gotthard erregt sich unser Gemüht zum Grauen, sondern selbst die schönste Gegend hat Gespenster, die durch unser Herz schreiten“. In den weiteren Passagen verweist Tieck auf einen Seelenzustand, „auf die ungeheure Leere, das furchtbarste Chaos, indem der Dichter den unerfreulichen Raum unseres Innern mit Gestalten bevölkert, die den Charakter ihres Erzeugers (des Autors) nicht leugnen können.

Tieck problematisiert bereits im *Peter Leberecht* das Verhältnis von Kunst und Natur und misst der gesteigerten Empfindungsfähigkeit des Dichters eine bestimmende Funktion bei, in einer anderen Beleuchtung der Welt zu reflektieren ohne deren Ausdrucksmodus konkret zu beschreiben<sup>30</sup>. Den Sinn seiner Naturbeschreibung, der in indirek-

---

in den *Briefen Shakespeare* oder der Einleitung zu den *Minneliedern*.

<sup>26</sup> Die ersten Eindrücke erfährt er als Student auf den Reisen nach Nürnberg, Bamberg und im Fichtelgebirge, die er mit seinem Freund Wackenroder unternimmt. Er wird von der süddeutschen Landschaft fasziniert. Die Natur erweckt aber in ihm nicht nur Begeisterung, sondern auch melancholische Gefühle, wie es die Rahmengeschichte des *Phantasmus* beweist: „[...] noch seltsamer, sagte Ernst, daß so wenig Menschen den wundervollen Schauer, die Beängstigung empfinden, oder sich gestehen, die in manchen Stunden die Natur unserm Herzen erregt. Nicht bloß auf den ausgehobenen Höhen des Gotthard erregt sich unser Gemüht zum Grauen, sondern selbst die schönste Gegend hat Gespenster, die durch unser Herz schreiten“. In den weiteren Passagen verweist Tieck auf einen Seelenzustand, „auf die ungeheure Leere, das furchtbarste Chaos, indem der Dichter den unerfreulichen Raum unseres Innern mit Gestalten bevölkert, die den Charakter ihres Erzeugers [des Autors] nicht leugnen können“.

<sup>27</sup> Zu Schellings Naturphilosophie als „Hinwendung zur Natur“ und der Beziehung zu Böhme vgl. KIRCHHOFF 1982, 88. Hier ist aber zu bemerken, dass der direkte Einfluss Schellings auf die Dichtung Tiecks nicht eindeutig zu bewiesen ist. Zwar experimentierten der Naturforscher wie von Baader, Steffens, Eschenmayer, Ritter schon um 1800, eine Tatsache ist jedoch, dass Schellings spekulative Naturphilosophie die „Hinwendung zur Natur begründet“. Schelling meint ähnlich wie Böhme, dass das Prinzip 'Leben' eine allgegenwärtige Rolle im Kosmos spielt: „Alles im Universum ist beseelt“. vgl. KIRCHHOFF 1982, 88. Zur Rolle von Magnetismus, Galvanismus und Elektrizität vgl. PIKULIK 1992, 242. Pikulik bemerkt, dass in der romantischen Dichtung – wohl unter dem Einfluss Novalis', der von 'Mutter Natur' spricht – die Naturphänomene der romantischen Dichtung immer weiblichen Geschlechts wie Nixen, Hexen, Venusgestalten, Feen seien. (ebd, 244.)

<sup>28</sup> 1802 schreibt Runge in einem Brief an Tieck, dass „[...] die Menschen in allen Blumen und Gewächsen und in allen Naturerscheinungen sich und ihre Eigenschaften und Leidenschaften sähen; es wird mir [...] immer gewisser, wie in jedem ein gewisser menschlicher Geist und Begriff oder Empfindung steckt und wird es mir so klar, daß das noch vom Paradiese her sein muß.“ (RUNGE 1965, Bd. I. 24.)

<sup>29</sup> PIKULIK 1992, 243.

<sup>30</sup> KLUGE 1976, 407.

ter Form bereits in seinem Roman *Franz Sternbalds Wanderungen* (1798) vorliegt<sup>31</sup>, führt er programmatisch in den *Musen Almanach* – Rezensionen (1796-98) aus. Hier wendet er sich gegen den naturalistischen Objektivismus der Naturdarstellung, (das Kopieren der Landschaft lehnt er schon in seinen frühen Naturgedichten ab) und kommt auf den Sinn, die ästhetische Verwandlung der Empfindung in eine natürliche Sprache sei nur durch die Stimmung möglich<sup>32</sup>. Vermutlich unter dem Einfluss von Jakobi<sup>33</sup> ist er der Überzeugung, die Natur sei nicht als Gegenstand der Außenwelt beschreibbar, sondern als Stimmung, als Zustand der Seele<sup>34</sup>, denn wie es bei Tieck heißt: „In der Stimmung – der seelischen Zuständigkeit des Menschen – entdeckt man neue und wunderbare Beziehungen zwischen sich und der Natur“<sup>35</sup>.

Dementsprechend haben seine Kinderfiguren in der Erzählung ein „intersubjektives“ Verhältnis mit den übernatürlichen Wesen der Natur und kennen deren Geheimnisse. Ihre Eingeweihtheit – ein gewöhnliches Element des Volksmärchens – wird in der Erzählung durch den Ring Maries, die Rose sowie das Goldstück Elfriedes symbolisiert. Dabei leiden sie unter dem Druck, das Geheimnis für sich behalten zu müssen. Im Werk besteht eine Analogie zwischen dem vegetativen und dem humanen Dasein<sup>36</sup>, bzw. eine Wechselwirkung zwischen der Seele des Menschen und den Kräften der Natur. Der Dichter selbst ist der Überzeugung, dass „Bäume und Blumen eine Physiognomie besitzen, die wir wahrzunehmen vermögen“<sup>37</sup>. Der Bach fließt „schwermütig“ vorüber, die ländliche Umgebung ist „heiter“, der „abgelegene Fleck hinter den Tannenbäumen ist „traurig“ (E, 52).

Zur Handlung der *Elfen* zurückkehrend in ihr hebt sich die Grenze zwischen den beiden Sphären der Wirklichkeit, wenn Marie trotz des Verbots der Eltern über den Steg den Tannengrund betritt. Mit diesem Konflikt nimmt die Geschichte einen anderen Verlauf. Die finstere Gegend verwandelt sich in einen Wundergarten, der vermutlich der Garten der Zigeuner ist. Den Übergang in die Welt der Wunder bedeutet der Hundegebell, der für Marie immer weniger erschreckend ertönt. Diese wunderschöne Gegend, die von drinnen viel größer zu sein scheint als es in der realen Welt zu ahnen war, mit den blühenden Bäumen, den singenden Vögeln und den glänzenden Kindern gefällt Marie so sehr, dass sie die äußere Welt sofort vergisst und hier bleiben will. Der Kontrast zwischen draußen und drinnen wird mehrfach betont. „Marie aß und fand die Früchte so süß, wie ihr noch keine geschmeckt hatte, und Andreas [der Spielfreund], der Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern

<sup>31</sup> „Ich will nicht Bäume und Berge abschreiben, sondern mein Gemüth, meine Stimmung, die mich in dieser Stunde regiert.“ In: TIECK, Ludwig: *Frühe Erzählungen und Romane*. München, Winkler, 1963. 894.

<sup>32</sup> vgl. BÖCKMAN 1934, 84.

<sup>33</sup> vgl. JAKOBIS Rezeption durch die Frühromantik der die Relativität des Daseins mit dem Gefühl zu überwinden vermag.

<sup>34</sup> Als Gegenstand des Erlebens wird die Landschaft erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts in der Empfindsamkeit gestaltet. vgl. PIKULIK 1992, 261.

<sup>35</sup> TIECK 1974, 82.

<sup>36</sup> Pikulik folgert daraus, dass für Tieck die höchste Möglichkeit menschlicher Selbstverwirklichung mit physiologischen Vorgängen in der Pflanzenwelt gleichförmig sei. (vgl. PIKULIK 1992, 153.) In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war diese These sehr verbreitet, ein Beleg dafür findet man auch in Goethes Gedicht *Die Metamorphose der Pflanzen*.

<sup>37</sup> KLUGE 1976, 434.



waren gänzlich vergessen“ – unübersehbar ist die Analogie mit der Geschichte im Edengarten. Marie unternimmt eine Fahrt in der Feenwelt und von ihrer Gespielin Zerina begleitet erlebt sie viel Wunder. Der Fönix-Vogel, der prächtige Palais, die Schildwachen im Laube der Bäume, die Zaubereien Zerinas, vor allem aber die unterirdische Welt faszinieren ihre Phantasie.

Für die Geologie, die Metalle und Gesteine zeigen die Romantiker großes Interesse – Novalis und Steffens z.B. studieren Bergbau – und das Leben des Bergmanns hat für sie etwas Anziehendes. Das Erdinnere erscheint als tot und zugleich lebendig: hier wachsen die Reichtümer der Oberwelt, so ist sie ein Symbol des Unbewussten der Natur. Ihre innere Kraft offenbart sich im flüssigen Feuer. Die unter der Erde lebenden Zwerge mit ihren Kostbarkeiten erinnern einen an den germanischen Sagenkreis.

Das Wirkliche und das Wunderbare existieren im Bewusstsein der Figuren nebeneinander, so nimmt die Grenze im Werk eine Struktur bildende Rolle ein. Die Wirklichkeit selbst hat zwei Bereiche, die ländliche Welt und den Tannengrund, die voneinander geographisch durch den Fluss getrennt sind. Das Haus von Mariens Eltern auf der Anhöhe markiert einen Zwischenbereich zwischen der menschlichen Siedlung und der Natur. Die zwei Gegenden bilden eine Opposition voneinander: Die von den Menschen bewohnte Gegend ist grün, „die Wälder sind schöner und der Himmel blauer“. Jenseits des Flusses ist hingegen alles „schwarz“, „dür“ und schaudererregend<sup>38</sup>. Auch die „rauchige Hütte, die verfallenen Ställe“ stehen im scharfen Gegensatz zu den „munteren und reinlichen Häuser“ des Dorfes (E, 52). Die Einwohner betrachten die beiden Gegenden ebenso mit zwiespältigem Gefühl. „[hier] sieht man seine Lust und Freude an der freigebigen Natur“, dort hingegen, „[...] befindet man sich wie auf einer andern Erde“ (E, 52). Da der düstere Tannengrunde in der Vision Mariens als eine Gegenwelt zur Wirklichkeit erscheint, markiert der Fluss sogar zwischen dem Fiktionsraum und dem Bereich des Wirklichen eine symbolische Grenze.

Marie verbringt in der Zauberwelt nur einen Nachmittag und eine Nacht, in der Tat lebt sie aber dort – wohl bei den Zigeunern – sieben Jahre lang. Mit ihrem Aufbrechen beginnen die Visualisierung und das Spiel mit dem Zeitbewusstsein. Die Heimkehr erlebt sie als ein Erwachen aus dem Traum. Denn sobald sie den Steg betritt, die sie über den Fluss wieder in die wahre Welt hinführt, mit diesem Grenzüberschritt verschwindet die Wunderwelt. Stattdessen sieht sie wieder nur die verfallenen Häuser der Zigeuner und die dunklen Tannen. Dass sie wieder bei Bewusstsein ist, bezeugt ihre Selbstfrage: „Wie werden sich meine Eltern meinethalb in dieser Nacht geängstigt haben?“ Der Übertritt in die wahre Welt erfolgt rasch und übergangslos, dass sie sich des Zeitverlaufs erst dann bewusst wird, als sie ihn an dem veränderten Haus, ihrer veralteten Mutter bemerkte. Sie kann sich mit ihrer veränderten Lebenssituation nicht abfinden. Sie „war in Verwunderung und dachte, sie sei im Träume“ und in Verwirrung öffnete sie die Tür des Hauses. Der verwirrte Zustand Mariens scheint ein Wachtraum zu sein. Die Handlung wird im Weiteren durch

---

<sup>38</sup> In der Entfremdung des Gefühl in Schauer und Grauen durch Tieck ist der Einfluss des Erzählens seines Freundes, des norwegischen Dichters und Naturphilosophen Steffens vom schaurigen Wunder der einsamen norwegischen Gebirgswüste ebenso nachweisbar (PAULIN 1988, 41.) wie der schaurigen Atmosphäre der Naturbilder Grünewalders.

Zeitraffung verdichtet erzählt: In drei Jahren heiratet die schon siebzehnjähriges Mädchen Andreas und gebiert ihre Tochter, Elfriede. Dabei ist bei ihr ein Stimmungswechsel festzustellen. „Oft dachte sie mit inniger Sehnsucht an ihren Aufenthalt hinter den Tannenbäumen zurück; sie blieb still und ernst. So schön auch alles war, was sie umgab, so kannte sie doch etwas noch Schöneres, wodurch eine leise Trauer ihr Wesen zu einer sanften Schwermut stimmte: Schmerzhaft traf sie es, wenn der Vater oder ihr Mann von den Zigeunern und Schelmen sprachen, die im finstern Grunde wohnten; oft wollte sie sie verteidigen, die sie als Wohltäter der Gegend kannte.“ Elfriede, die in ihrem Namen das Wort 'Elf' trägt, ebenso schön und klug, wie einst Marie es war. Sie hat ein seltsames Wesen, sucht die Einsamkeit und pflegt ebenso, wie eins Marie ein geheimes Verhältnis mit der Elfe Zerina. Marie beängstigt, dass Elfriede denselben seelischen Habitus hat wie sie, wodurch sie stigmatisiert werden. Jenes Urteil der Menschen kann man den Worten der Großmutter entnehmen, das zugleich wie eine Vorausdeutung auf ein bevorstehendes tragisches Ereignis klingt: „So kluge Kinder werden nicht alt, sie sind zu gut für diese Welt, auch ist das Kind über die Natur schön und wird sich auf Erden nicht zurechtfinden können“. Die Prophezeiung hat sich bewahrheitet. Denn bald danach, als Marie in einem Streit über die Zigeuner ihrem Mann das Geheimnis ihrer Kindheit erzählt, verzehren sich Mutter und Tochter in der Kürze.

Zur Veranschaulichung des Wunderbaren verwendet Tieck die Technik der Umkehrung des Leitmotivs: Figuren der Alltagswelt werden in die Wunderwelt hinübergeführt, wodurch das Wunderbare glaubhafter wird bzw. wieder alltäglich erscheint. Das Verfahren baut auf die bei Shakespeare beobachteten „unbegreiflich schnellen Beweglichkeit der Imagination“<sup>39</sup>. Die Umkehrung der Umstände erfolgt in der Erzählung durch das Übertreten Mariens aus der alltäglichen Welt in die Welt des Wunders. Das Hinübergehen aus dem einen in den anderen Bereich vollzieht sich immer übergangslos. Als das Mädchen zum Beispiel diesseits des Ufers steht, kommt ihr der bellende Hund der Zigeuner „wie ein Ungeheuer“ vor (E, 54). Sobald sie aber den Steg übergeht, der als eine Grenze zwischen dem Wirklichen und dem Wunderbaren funktioniert, „kam es [das Hündchen] ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegenteil ganz allerliebste vor“ (E, 54). Auch die Landschaft verwandelt sich im Nu:

„[...] und nun stand sie im Grunde, und rundherum verdeckten sich die schwarzen Tannen Aussicht nach ihrem elterlichen Hause und der übrigen Landschaft. Aber wie war sie verwundert! Der bunteste, fröhlichste Blumen-garten umgab sie [...]“ (E, 54).

---

<sup>39</sup> TIECK: *Über Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren* von 1793. In: TIECK-DKV I, 703.

Die Rückkehr Marias aus der Märchenwelt in die Wirklichkeit vollzieht sich ebenso rasch, das heißt das Wunderliche verschwindet, sobald sie den Steg betritt:

„So stand sie auf der schmalen Brücke [...], sie sah zurück und eilte in das Freie, weil die Dunkelheit der Tannen, die Schwärze der verfallenen Hütten, die dämmernden Schatten sie mit ängstlicher Furcht befielen“ (E, 63).

Den Beginn der Vision bzw. des Phantasierens signalisiert das Passieren der Grenze, konkret das Betreten des Steges durch Marie. Somit verlagert sich der Schauplatz der märchenhaften Handlung in die Seele der Figur. Tiecks Bewusstseinsauffassung bestimmt die innere Gestimmtheit, das heißt die realen Gegenstände treten bei ihm als Bewusstseinsinhalte auf<sup>40</sup>. Das Wunderbare erscheint im Bewusstsein der Figuren als ein Wachtraum. Es geht hier nicht um den Zustand des Schlafs, sondern um eine intensive Form des Phantasierens. Man ist in diesem Zwischenzustand des Bewusstseins an der Grenze von Traum und Wirklichkeit, zugleich drinnen und abwesend: Die innere Erfahrung des Gemüts und die äußere der Realität gehen ineinander über<sup>41</sup>. Tieck stellt die Veränderung der Bewusstseinslage der Figuren durch ständigen Perspektivenwechsel dar, dadurch entsteht ein angestrebtes Gefühl der „Verwirrung“ sowohl in den Figuren als auch im Leser. Nach ihrem Verirren im Wundergarten will Marie schnell wieder nach Hause und beklagt: „von ungefähr bin ich hereingelaufen, und da wollen sie die mich hierbehalten“ (E, 55) Zwar ist sie drinnen, sieht aber alles aus einer Außenperspektive. Später, als sie die süßen Früchte der Elfe gegessen hat, vergisst sie alles Anderes, den Wettlauf und das Verbot ihrer Eltern. Ihr Wunsch, auf die Dauer in der Elfenwelt bleiben zu wollen, denn „draußen ist es nicht so herrlich“ (E, 56), bestätigt, dass sie die wahre Welt jetzt aus der inneren Perspektive des paradiesischen Gartens betrachtet und dieser mit jener vergleicht. Während der Fahrt in der Wunderwelt vertritt sie wieder eine äußere Perspektive, wenn sie sich über deren innere Geräumigkeit wundert, „[...] da doch draußen der Umkreis nur so klein ist.“ (E, 60). Wenn sie dann vor ihrem Haus steht, „[...] war in Verwunderung und dachte, sie sei im Traume, in dieser Verwirrung öffnete sie die Tür des Hauses [...]“ (E, 64), das heißt sie sieht jetzt die Phantasiewelt als wahr an, und von deren als wirklich angenommenen inneren Perspektive erscheint ihr die wahre Welt als ein Traum.

Auf Grund dieser Beispiele ist offenkundig, dass bei Tieck im Gegensatz zur realen Welt ein „Außerhalb“, eine fiktionale Welt existiert, die beinahe das Abbild der Wirklichkeit ist. Marias Sehnsucht nach der fiktionalen Welt ist in der Vergleichbarkeit der beiden Welten begründet. Denn „so schön auch alles war, was sie umgab [in der wahren Welt], [so] kannte sie doch etwas noch Schöneres [die Phantasiewelt]“ (E, 66). Dass sie statt der schönen wahren Welt die Phantasiewelt wählt, zeigt ihre Ahnung vom „Gleichniswert der Gefühlswelt“<sup>42</sup>, von Traum und Wirklichkeit an. Andererseits versteht

<sup>40</sup> In Tiecks Daseinsauffassung ist die Hauptlehre der Immanenzphilosophie zu erkennen: außerhalb des Bewusstseins gibt es keine Wirklichkeit. Diese philosophische Position wird von W. Suppe vertreten und verbreitete sich Ende des 19. Jahrhunderts stark.

<sup>41</sup> PIKULIK 1992, 237.

<sup>42</sup> GUNDOLF 1976, 242.

sich ihre Wahl als die Flucht des Individuums vor der Bedrücktheit der bürgerlichen Welt, ein Entlastungsversuch, ein Rückzug in die Innerlichkeit.

Primär geht es hier um den Prozess der Konstituierung des Selbst. Dies setzt ein mit dem Bewusstsein der Differenz zwischen der eigenen Lebenssituation und den Wunschträumen einer Phantasie. Die Unschuld kann auch das Kind, die Jugend charakterisieren. Für Tieck ist das Kind eine Lebens- und ästhetische Wahrnehmungsform, zugleich eine literarische Anzeige einer Krankheit, eines krisenhaften Zustandes im Verhältnis des Denkens und Empfindens.

Die Intensivierung der Phantasie durch Tieck hat die Veränderung des Zeitbewusstseins zur Folge. Im Traum gibt es keine Chronologie, die Geschehnisse werden verdichtet dargestellt. In der Elfenwelt herrscht immer nur Sommer und die gegenwärtige Zeit vergeht sehr schnell. Marie dünkt aufgrund ihres inneren Zeitbewusstseins, dass sie statt der sieben Jahren nur einen Nachmittag und eine Nacht von ihrem Zuhause abwesend war. Tiecks Darstellung des Traums zielt hier bewusst auf die Aufhebung der Maßstäbe des Bewusstseins. Aber die „Einschläferung“ des Verstandes vollzieht sich nicht so rasch und übergangslos wie der Übertritt in den Fiktionsraum. In der Vision Maries erscheint schon das visuelle Bild der Elfenwelt: „Keine Hütte war zu sehn, aber wohl stand ein großes, schönes Haus [...] in der Mitte des Raumes“ (E, 55). In ihrer Erinnerung hat sie ja immer noch das Bild der Wirklichkeit. Ihre unsichere und verwirrte Frage an eine Elfe: „So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben – wie Andres immer spricht?“, sowie ihre selbstbestätigende Aussage: „Wir laufen ja in die Wette!“ (E, 55), drücken den verwirrten Seelenzustand in einem Traum aus.

Marie kehrt in die wirkliche Welt mit dem Bewusstsein eines achtjährigen Kindes zurück, und nimmt die Veränderung an sich selbst erst später wahr, nämlich, dass sie in der Zwischenzeit ein fünfzehnjähriges „aufgeblühtes“ Mädchen wurde. Nach ihrem langsamen Zu-sich-Kommen wird ihr wirkliches Leben in großen Zeitraffungen erzählt. Das durch Ellipsen gesteigerte Erzähltempo des zweiten Teils der Erzählung zeigt einen deutlichen Unterschied zum ausführlichen und 'bequemen' Erzählen des Wunderbaren. An der Spannung zwischen der Zeit des zweifachen fiktionalen Geschehens wird die „temporalisierte“ Doppelstruktur des Werks transparent.

Zum Anderen handelt es sich um ein konstruktives Verfahren, wodurch ein neues literarisches Programm demonstriert wird. Gemeint ist der schnelle Wechsel, das plötzliche Umschlagen in ein je anderes, das die Flüchtigkeit des Augenblicks realisiert, wodurch die temporalisierte literarische Struktur des Werks entsteht. Tieck geht es um einen Menschentypus, um einen Gefühlsmenschen, der von seinem eigenen Gefühl geleitet ist, der ein kompliziertes Innenleben hat, der sich den eigenen Gefühlen, der eigenen Subjektivität ausgeliefert fühlt. Wegen seiner Ichhaftigkeit ist er unfähig, Fuß zu fassen. Es geht hier untüchtige Menschen, Träumer, deren Charakter ihre Passivität, ihre innere Trägheit und Leere bestimmt. Sie sind den Gegenteilstypus eines Vernunftmenschen. Darum stellt Bertha ihre Unschuld dem Verstand gegenüber. Sie sind unbestimmt und unschuldig wie die Kinder. Für Tieck ist Kindheit und Jugend eine Lebens- und ästhetische Wahrnehmungsform und zugleich literarische Anzeige eines krisenhaften Zustandes. Dieser Menschentypus hat ein vertrautes sogar ein intersubjektives Verhältnis zur Natur. Meines Erachtens variiert Tieck immer wieder diesen sensiblen subjektiven Menschen und versetzt sie in verschiedene Situationen. Zum anderen reflektiert er auch die Krise jener Innerlichkeit. Sie birgt auch

die Gefahr, dass aus der schwärmerischen Melancholie der Jugend ein Anspruch auf eine Abweichung ums Ganze entstehen kann. Die Melancholie kann nämlich zum Selbstverlust führen.

In den *Elfen* ist die Natur an einem Abschnitt der Lebenszeit gebunden, an der Kindheit. Im Unterschied zur aufklärerischen Auffassung sehen die Romantiker das Kind nicht mehr als eine Miniaturausgabe des Erwachsenen an, sondern als ein Symbol der Reinheit und der Unschuld. „Wo Kinder sind, da ist ein goldenes Zeitalter“ – heißt es bei Novalis<sup>43</sup>. Tieck schreibt dem Kind aufgrund ihrer Phantasie, Spontaneität und Sensibilität ein spezielles Wahrnehmungsvermögen zu. Bei ihm ist die Kindheit die Quelle unverfälschter Ahnung, und verkörpert eine Zeit die vom wirklichen Leben abweicht<sup>44</sup>. Die Lebensphase der Pubertät signalisiert im Werk das Ende der Albernheit und des Phantasierens. Denn von nun an verschließt sich einem die Welt des Wunders. Diese schmerzhaft Erfahrung beklagt die Elfe Zerina der kleinen Elfriede: „[...] ihr Menschen wachst zu bald auf und werdet so schnell groß und vernünftig; das ist recht betrübt: bliebest du doch so lange ein Kind wie ich!“ (E, 68) Elfriedes Antwort „Gern tät’ dir den Gefallen, aber sie meinen ja alle, ich würde bald zu Verstande kommen und gar nicht mehr spielen [...]“ (E, 68), dann: „[...] ich kann mich nicht darauf freuen, ein großes Mädchen zu werden“ (E, 70). Dies stimmt mit den Worten Berthas im *Blonden Eckbert* überein. Hier resümiert das vierzehnjährige Mädchen auf ähnliche Weise: sie hält es für ein „Unglück für den Menschen, dass er seinen Verstand nur darum bekommt, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren“<sup>45</sup>.

Eine Diskrepanz wird hier angedeutet. Die verschwundene Wunderwelt der Kindheit kommt jetzt der Welt der Erwachsenen als ein Schein vor. Aber wegen Erinnerungen an die Wunderwelt der Kindheit sieht sie auch die wirkliche Welt als einen Schein an. Unter dem Druck des „Doppelscheins“ kann Marie sich „in nichts finden“, sie entfremdet sich ihrer Familie und sich selber<sup>46</sup>. Indem sie sich die Differenz zwischen der eigenen Lebenssituation und der gesehnten Welt wahrnimmt, entdeckt sie mit Besorgnis die ihrer gleiche Natur Elfriedes. Sie ist sich nämlich der Tatsache bewusst, dass ihnen, Andersartigen von Seiten der Menschen Stigmatisierung anheimfällt.

Als Marie ihrem Mann von den sieben Jahren ihrer Abwesenheit erzählt, beginnt der Zerfall ihrer Identität. Auf der Ebene des Wunderbaren heißt es: als sie ihrem Mann vom Geheimnis ihrer Kindheit und der Verbindung Elfriedes mit der Elfe erzählt, verletzt sie das Gesetz der Natur, und zieht die Strafe der Elfen, die eine höhere moralische Instanz verkörpern, auf sich. Nach dem Einbeziehen des Ehemannes in das Geheimnis wird er die Geschehnisse immer mehr aus der Perspektive seiner Frau sehen, und so an ihrem Verhängnis Teil haben. Maries Geständnis versteht sich als ein Versuch der Integration in die bürgerliche Gesellschaft. Aber der Wahnsinn Elfriedes und der frühe Tod der beiden Figuren macht dessen Unmöglichkeit deutlich.

<sup>43</sup> NOVALIS: *Werke*. 2 Bde. München, Franke, 1978. Bd. 2. 273.

<sup>44</sup> BRÜGGEMANN 1964, 108.

<sup>45</sup> TIECK 1997, 13.

<sup>46</sup> vgl. ROSENKRANZ 1976, 34.

Die Darstellung der Elfenwelt als ein in Purpur und Gold glänzender paradiesischer Garten und die süßen Früchte, die Marie aß, sind eindeutige Hinweise auf die Geschichte im Paradies. Marie verliert ebenso das Glück ihrer Kindheit dadurch, dass sie infolge der biologischen Entwicklung zum Vernunftwesen wird. Der Umzug der Elfen von der Gegend und bald darauf die Verödung der Landschaft symbolisieren das verdorbene Verhältnis des modernen Menschen zur Natur. Wirklichkeit und Phantasiewelt versöhnen sich nicht, so bleibt die am Anfang gesetzte Antithese auch am Ende der Geschichte ungelöst.

Im Falle Maries geht es also um einen besonderen Menschentypus, dessen Erscheinen an die romantische Schaffensperiode des Dichters zu binden ist. Tieck rühmt die Charakter- und Haltlosigkeit der Figuren Shakespeares und nennt die Behandlung des Richard II. eine Offenbarung der psychologischen Wahrheit.<sup>47</sup>

Seine eigenen Gestalten sind ebenso „marklosig“, unentschieden und von einer Seelenwallung bestimmt<sup>48</sup>. William Lowell ist zum Beispiel ein willenloser Mensch wechselnden Gemütszustands,<sup>49</sup> aber auch Marie hat ebenso einen sanguinischen Habitus: Unterwegs fühlt sie Schrecken, in der Märchenwelt erlebt sie das paradiesische Glück, nach dem Traum befällt sie eine fluktuierende Stimmung. Auch für sie wie Lowell erscheint die Gegenwart als übermächtig, und sie versinkt endlich in das träumerische Leben ohne Inhalte. Aber zum Beispiel auch Franz Sternbald ist nicht weniger phantasie reich und von einer Landschaftsstimmung bestimmt. All diesen Figuren ist eigen, dass sie alle Individuen sind, die ein kompliziertes Innenleben haben, dem sie sich ausgeliefert fühlen. Sie werden alle Opfer ihrer eigenen Phantasie. Einige von ihnen sind sich ihres Problems gewissermaßen bewusst, wie Marie oder Christian<sup>50</sup>. Ihre Gefühlskultur, Unanpassungsunfähigkeit und Passivität lässt an den Schwärmer des Sturm und Drang erinnern, ihre übersteigerte Phantasie ist als Symptom ihrer Ichhaftigkeit anzusehen.

Im breiteren Kontext wird in den *Elfen* das Verhältnis des individuellen Bewusstseins gesellschaftsbedingten Wirklichkeit thematisiert, ein in den 1780er und 1790er Jahren viel diskutiertes Thema der literarischen Öffentlichkeit. Im Grunde geht es hier um das ungelöste Problem des Subjektivismus. In der Einsicht, dass das „einseitige Verstandestum“ das tätige Verhältnis des Ich zur Welt nicht gewährt, wendet sich das Individuum von der „sinnentfremdeten“ Gesellschaft ab. Mit seinem Rückzug intensiviert sich aber das Verlangen, die Priorität der Idee vor der Realität mit dem Rückblick auf die ideale

<sup>47</sup> FRANK 1990, 295f.

<sup>48</sup> Bereits im Frühwerk *Abdallah* (1795) kommen Motive wie Müßiggang, Hang zum Wunderbaren oder die Fülle der Natur vor.

<sup>49</sup> Tieck knüpft sich an die sensualistisch-psychologische Tradition der Aufklärung an. Bereits Lessing spricht in der Literatur „Bosheiten, die unseren Begriff übersteigen“ an, indem „Schauder“ zum „Erstaunen“ wird. (vgl. 74. Stück der Hamburgischen Dramaturgie, und vgl. BOHRER 1989, 161).

<sup>50</sup> vgl. Christians Ausruf im *Runenberg*: „[...] ich kann auf lange Zeit, auf Jahre, die wahre Gestalt vergessen, und gleichsam ein fremdes Leben mit Leichtigkeit führen. Dann geht aber plötzlich wie ein neuer Mond das regierende Gestirn, welche sich selber bin, in meinem Herzen auf und besiegt die fremde Macht.“ Dann: „Wie habe ich mein Leben in einem Traume verloren!“ (TIECK 1997, 43., 45.)

Frühzeit zu verteidigen<sup>51</sup>. Die Flucht vor der Wirklichkeit, die Suche nach einer Gegend jenseits des Alltags ist in der Tat nur in eine Phantasiewelt möglich, bzw. die Verwandlung der Welt ist nur durch die Poesie vorstellbar<sup>52</sup>. Tieck will praktisch mittels der Phantasie ein „Nicht Gegenwärtiges“ gegenwärtig machen<sup>53</sup>. Diese idealisierte andere Welt findet er gegenüber der rationalisierten in der menschenleeren beseelten Natur. Der Rückzug des Subjekts von der Wirklichkeit bedeutet seine Zuwendung zum eigenen Inneren. Wie Novalis formuliert: Nach innen gehe der Weg, denn „die innere Welt ist [...] so innig, so heimlich – Man möchte ganz in ihr leben. [...] Schade, dass Sie so traumhaft, so ungewiss ist“<sup>54</sup>. Folglich wird einem die ersehnte Standhaftigkeit, das Sichere im trügerischen Gefühl doch nicht zuteil.<sup>55</sup> In der Natur ist man nämlich wieder mit dem Ich allein und von den anderen Menschen isoliert.

Tiecks antiaufklärerischer und antikapitalistischer Impetus offenbart sich in zwei unterschiedlichen Reaktionen: Im Versuch, den Verstand in eine spontane Bereitschaft zu verwandeln, sowie in der Flucht des Subjekts vor seiner Selbstgefangenschaft. Das Individuum wendet sich unter dem Einfluss der Glaubensphilosophie Jakobis<sup>56</sup> zur Objektivität des Fühlens, dem einzigen Sicherem. Die Hingabe an die trügerischen<sup>57</sup> Gefühle bedeutet aber keinen Ausweg, es führt nur zum „schwärmerischen Selbstbetrug“<sup>58</sup> und endlich fällt das Ich wieder in sich selbst zurück. Dergestalt richtet sich Tiecks Kritik zum einen gegen den übersteigerten Subjektivismus der Aufklärung. Zum anderen artikuliert er die Selbstsuche des den Halt und die Sicherheit verlorenen Subjekts. Zugleich macht er aber auch auf die Gefahr aufmerksam, dass die Besinnung auf die eigene Autonomie in einen ziellosen Narzissmus überschlagen und zum Selbstverlust führen kann. In der Natur ist man nämlich mit sich selbst wieder allein, das heißt die Isolierung des Subjekts kann jedoch nicht aufgehoben werden. Damit schließt sich der Kreis und bleibt der Zweifel an der Auflösbarkeit der Kluft von Wahrheit und Wirklichkeit konstant. Tieck ist es sichtlich nicht gelungen, eine beruhigende Lösung des angesprochenen Problems zu finden, welches in seiner romantischen Schaffensperiode akut bleibt<sup>59</sup>.

<sup>51</sup> ARENDT 1972, 14.

<sup>52</sup> Es soll an Kant und Fichte erinnert werden, die einen Zusammenhang zwischen subjektiver Wahrnehmung und objektiver Weltgestaltung postulieren.

<sup>53</sup> PIKULIK 1992, 238.

<sup>54</sup> NOVALIS: *Schriften*. Hg.v. Paul KLUCKHOHN und Richard SAMUEL. 2. Aufl. Stuttgart, W. Kohlhammer, 1960. III, 376.

<sup>55</sup> Die philosophische Begründung dieser Ansicht leistet Kant mit seiner Lehre von der Erscheinungswelt und der Natur des Gefühls

<sup>56</sup> Jakobi bestimmt den Glauben als eine „Sympathie mit dem unsichtbaren Wirklichen, Lebendigen und Wahren“. vgl. GUMBEL 1976, 181.

<sup>57</sup> Das Gefühl ordnet Kant in den Bereich der Erscheinungen ein und postuliert es als Trug der Sinnen.

<sup>58</sup> GUMBEL 1976, 177.

<sup>59</sup> Das Motiv der Flucht in die Natur und die Gefahr der Isolation ist bereits im ersten seiner Frühwerke, in *Almasur* ausweisbar.

#### 4. Zusammenfassung

Zum Schluss lässt sich sagen, dass Tieck in den *Elfen* in der imitierten Form eines Märchens eine vieldiskutierte Frage seiner Zeit, die der problematisch gewordene Subjektivität thematisiert. Näher stellt er die Frage nach den Möglichkeiten der Selbstvergewisserung des Subjekts, wenn die Wirklichkeit bloß als ein Produkt des Geistes erscheint. Trotz den zahlreichen Elementen eines Kindermärchens und ihrer beabsichtigten Naivität versteht sich das Werk als eine literarische Diagnose der allgemeinen Bewusstseinskrise der Epoche und des Autors selber. Die Spiegelung der komplexen Innerlichkeit erfolgt im Text metaphorisch als eine Abwendung des Ich von der Realität und seine Hinwendung zum Phantastischen. Die Darstellung des Wunderbaren gründet bei Tieck auf den Grenzübergängen des Wirklichen in der Form des Traums. Der Traum/Wachtraum ist der Zustand der Abwesenheit, und die Flucht in ihn hinein zeigt den Versuch des Subjekts, sich von dem Zwang der gesellschaftlichen Realität zu entlasten<sup>60</sup>.

Das Phantasieren führt aber zugleich zur Ichhaftigkeit und Isolation. Nimmt man an, dass die narrativen Texte (vorbildliche) bürgerliche Sozialisationsformen modellieren, so zeigt die Hingabe dem poetischen Traum die Destruktion der bestehenden Lebensordnung an. Für die Darstellung des Phantasierens/des Traumzustandes setzt Tieck das Mittel des raschen Wechsels der Wirklichkeitsebenen und des Erzählstandpunktes ein. Die veränderte Bewusstseinslage durch die Radikalisierung der Phantasie erzeugt im Werk eine zeitliche Doppelstruktur, wobei Traum, Erinnerung und Ahnung den verschiedenen Dimensionen der Zeit entsprechen<sup>61</sup>.

Die einer „realisierten Utopie“ gegenüber getauschten Natur erscheint als ein beseelter Wundergarten (Feenwelt), deren Darstellung für Tieck nur in der Form eines Gemütsreflexes vorstellbar ist, wobei nicht nur die Landschaft das Analogon des Gemüts wird, sondern es weitet sich umgekehrt auch das Gemüt zur Landschaft aus<sup>62</sup>. Zugleich ist die Natur die Personifikation jener Einheit von Mensch und Natur, die endgültig verlorenzugehen scheint. Das Erleben der Natur schreibt Tieck dem Kind zu. In ihm entdeckt er eine neue Möglichkeit der poetischen Wirklichkeitswahrnehmung und ein neues Medium der Selbstreflexion des Subjekts. Die Darstellung des Gemüts heißt bei Tieck die Spiegelung „einer augenblicklichen Gestimmtheit des Menschen“<sup>63</sup>. Das Werk durchzieht das Motiv der eigenen Selbstverwirklichung und des Selbstverlusts. In beiden Prozessen hat die Erinnerung eine bestimmende Funktion: im ersten bildet sie als ein selbststiftender Faktor die Kontinuität zwischen dem früheren und dem gegenwärtigen Ich der Hauptfigur. Im letzteren beginnt der Verlust der Identität mit dem Entzug der Erinnerung. Beide Vorgänge werden mit tiefenpsychologischer Methode<sup>64</sup> und aus der Perspektive Maries dargestellt. Bezüglich des behandelten Problems lässt sich Tiecks Konsequenz wie folgt resümieren: Das Subjekt als ein ideeller Weltschöpfer könne eine fiktive Welt zurückerobern, aber es müsse die vorgegebene objektive Welt dabei verlieren<sup>65</sup>.

<sup>60</sup> RIBBAT 1979, 75.

<sup>61</sup> FRANK 1990, 503.

<sup>62</sup> PIKULIK 1992, 263.

<sup>63</sup> KLUGE 1976, 420.

<sup>64</sup> Die genaue psychologische Darstellung der inneren Vorgänge ist bereits in Tiecks frühen Werken, so in *Abdallah* oder *Karl von Berneck* zu beobachten.

<sup>65</sup> ARENDT 1972, 14.



Tieck kommt das Verdienst zu, die alte Bildungsform des Märchens auszuweiten und darin „die neue Form einer poetischen Aufschließung und Deutung des Wirklichen“ zu erfinden<sup>66</sup>. In seinem Darstellungsmodus, der ein „modernes psychologisch rationales Verständnis“<sup>67</sup> impliziert, sind zwei Tendenzen zu erkennen: einerseits die mimetische Erzeugung einer Realitätsillusion durch das Variieren vorgegebenen Bauelemente, andererseits das Bewusstmachen des fiktionalen Charakters. Beim letzteren geht es um eine nicht mehr „rationalisierte“<sup>68</sup> Darbietungsweise des Wunderbaren, ein befremdendes Verfahren, das die Dinge in einer neuen Perspektive sehen lässt, wobei die nachgeahmte Naivität als ein bestimmender Wirkungseffekt verwendet wird. Diese durch Tieck verwendete Technik weist mit ihrer Neuartigkeit bis in das 20. Jahrhundert voraus und wird in der poetischen Disposition der Moderne und der Postmoderne erkennbar. Die ästhetische Qualität des Werkes bestimmt neben seinem imaginativen Potential und Experimentalcharakter auch die einzigartige Seele Stimmung wesentlich mit.

### Literatur

ARENDRT 1972

ARENDRT, Dieter: Der 'poetische Nihilismus' in der Romantik. Studien zum Verhältnis von Dichtung und Wirklichkeit in der Frühromantik. Bd. I. Tübingen, NIEMEYER, 1972.

BISCHOFF 1998

BISCHOFF, Heinrich: Ludwig Tieck als Dramaturg. Bruxelles, OFFICE DE PUBLICITÉ SOCIÉTÉ BELGE DE LIBRAIRIE, 1898.

BOHRER 1989

BOHRER, Karl Heinz: Die Kritik der Romantik. Frankfurt/M., SUHRKAMP, 1989.

BÖCKMAN 1934

BÖCKMAN, Paul: Die romantische Poesie Brentanos und ihre Grundlage bei Schlegel und Tieck. Ein Beitrag zur Entwicklung der Formsprache der deutschen Romantik. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 35. 1934.

BRÜGGEMANN 1964

BRÜGGEMANN, Werner: Spanisches Theater und deutsche Romantik. Bd. 1, Münster, ASCHENDORFF, 1964.

DILTHEY 1922

DILTHEY, Wilhelm: Leben Schleiermachers. Bd. I, 2. Auf., Berlin, 1922.

FRANK 1990

FRANK, Manfred: Das Problem „Zeit“ in der deutschen Romantik. Zeitbewusstsein und Bewusstsein von Zeitlichkeit in der frühromantischen Philosophie und in Tiecks Dichtung. Paderborn, SCHÖNINGH, 1990.

---

<sup>66</sup> KLUSMANN 1976, 360.

<sup>67</sup> SCHLAFFER, 1976, 446.

<sup>68</sup> SCHERER, 2003, 27.

GUMBEL 1976

GUMBEL, Hermann: Ludwig Tiecks dichterischer Weg. In: SEGEBRECHT, Wulf (Hg.): Ludwig Tieck. Darmstadt, WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT, 1976.

GUNDOLF 1976

GUNDOLF, Friedrich: Ludwig Tieck. In: SEGEBRECHT, Wulf (Hg.): Ludwig Tieck. Darmstadt, WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT, 1976.

HEINE 1971

HEINE, Heinrich: Sämtliche Schriften. hg. v. Klaus BRIGLEB, München, CARL HANSER, 1971. Bd. 3, hg. v. Klaus PÖRNBACHER

KIRCHHOFF 1982

KIRCHHOFF, Jochen: Friedrich Joseph von Schelling in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten dargestellt. Rowohlts Monographien hg. v. Kurt und Beate KUSENBERG, Reinbek bei Hamburg, ROWOHLT TASCHENBUCHVERLAG GMBH, 1982.

KLUGE 1976

KLUGE, Gerhard: Idealisieren-Poetisieren. Anmerkungen zu poetologischen Begriffen und zur Lyriktheorie des jungen Tieck. In: SEGEBRECHT, Wulf (Hg.): Ludwig Tieck. Darmstadt, WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT, 1976.

KLUSSMANN 1976

KLUSSMANN, Paul Gerhard: Die Zweideutigkeit des Wirklichen in Ludwig Tiecks Märchen-novellen. In: SEGEBRECHT, Wulf (Hg.): Ludwig Tieck. Darmstadt, WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT, 1976.

NOVALIS 1978

NOVALIS: Werke. 2 Bde. München, FRANKE, 1978. Bd. 2.

NOVALIS 1960

NOVALIS: Schriften. Hg.v. Paul KLUCKHOHN und Richard SAMUEL. 2. Aufl. Stuttgart, W. KOHLHAMMER, 1960. Bd. III.

PAULIN 1988

PAULIN, Roger: Ludwig Tieck. Eine literarische Biographie. München, BECK, 1988.

PIKULIK 1992

PIKULIK, Lothar: Frühromantik. Epoche, Werke, Wirkung. München, C. H. BECK, 1992.

PROUST 1996

PROUST, Marcel: Osterferien. In: Ders., Der gewendete Tag. „Auf der Suche nach der verlorenen...“, München, DVT KLASSIK 2386, 1996.

RIBBAT 1979

RIBBAT, Ernst (Hg.): Romantik. Ein Literaturwissenschaftliches Studienbuch. Königstein, Ts ATHENÄUM, 1979.

ROSENKRANZ 1976

ROSENKRANZ, Karl: Ludwig Tieck und die romantische Schule. In: SEGEBRECHT, Wulf (Hg.): Ludwig Tieck. Darmstadt, WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT, 1976.

## RUNGE 1965

RUNGE, Philipp Otto: Hinterlassene Schriften. I/II. Nachdruck. Göttingen, VANDENHOECK & RUPRECHT, 1965. Bd. I.

## SCHERER 2003

SCHERER, Stefan: Witzige Spielgemälde: Tieck und das Drama der Romantik. Berlin, WALTER DE GRUYTER, 2003.

## SCHLAFFER 1976

SCHLAFFER, Heinz: 'Roman und Märchen'. Ein formtheoretischer Versuch über Tiecks 'Blonden Eckbert' (1969) In: SEGEBRECHT, Wulf (Hg.): Ludwig Tieck. Darmstadt, WISSENSCHAFTLICHE BUCHGESELLSCHAFT, 1976.

## VIETTA 1983

VIETTA, Silvio (Hg.): Die literarische Frühromantik. Göttingen, VANDENHOECK & RUPRECHT, 1983.

### Quellen

## TIECK 1997

TIECK, Ludwig: Der blonde Eckbert, Der Runenberg, Die Elfen. Märchen. Mit einem Nachwort von Konrad Nussbächer. Stuttgart, PHILIPP RECLAM JUN., 1997.

## TIECK 1974

TIECK: Kritische Schriften. Bd. I, Leipzig, 1848, Reprint 1974.

## TIECK 1963

TIECK: Frühe Erzählungen und Romane. München, WINKLER, 1963.

## TIECK 1793

TIECK: Über Shakespeare's Behandlung des Wunderbaren von 1793. In: Tieck-DKV I.

# KOGNITION ALS VORAUSSETZUNG ZUR VERWANDLUNG UND TRENNUNG DER NARRATIVEN IDENTITÄTEN IN DER ERZÄHLUNG VON FRANZ KAFKA

ÁRPÁD RÉTFALVI  
Universität Debrecen, Ungarn

## 1. Einleitung

Der Name *Franz Kafka* hat eine eigenartige Funktion in der Literatur und wird zum Symbol *des Nirgendwoseins* und *der vergeblichen Suche*. Man kann *per definitionem* nicht sagen, dass der Erzähler oder der Megaerzähler auf diesen mythischen Franz Kafka zurückzuführen sind und sie mit ihm eine Metapher bilden könnten. Wenn es so wäre, würde die Suche nicht mehr vergeblich, man könnte ein Zentrum finden – es gibt aber viele Zentren. Und diese Behauptung dekonstruiert auch die früher erwähnte mythische Symbolik, weil *das Nirgendwosein* erst aus den Spuren der zahlreichen Merkmale entsteht (z.B. *die Einsamkeit*); diese Vielfalt wird eben wegen ihres Wesens als *Verleugnung* aufgefasst.

## 2. Die Bedeutung des Titels und die Struktur des Titels

Der Titel der analysierten Erzählung teilt mit, dass nicht die poetische Sprache, nicht die Narration selbst wichtig ist, sondern *die Verwandlung*, die auch die narrativen Identitäten betrifft: sie wandeln sich ineinander um, die statischen Punkte geraten in Bewegung, bei der sie nur wegen ihres vererbten statischen Charakters in diesem Prozess erkennbar sind. Der empirische Kafka wusste das, weil er nie dazu beitrug, dass man das Ungeziefer darstellt. Das Bild ist irreführend und lenkt die Aufmerksamkeit des Rezipienten von der Hauptfrage der Erzählung ab. Es ist unwichtig, ob es um eine tatsächliche Verwandlung in dem Werk geht, oder es sich um eine Metapher handelt. Man führte lange Debatten darüber, welche Behauptung gültig ist; die Vertreter des einen Standpunkts suchten Merkmale, nach denen die vorausgesetzte Metapher interpretierbar wäre (z.B. Abscheu der Hauptperson vor sich selbst; monotone, kleinartige und glückslose Lebensweise usw.), während der Schlüssel des entsprechenden Leseprozesses in dem Titel steckt: man soll den ganzen Schreibprozess als eine ständige Verwandlung auffassen.<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Es gibt Annäherungen an das Werk, die beide Möglichkeiten gleichzeitig – aber eher implizit – vertreten: „Die ersten Abschnitte erzählen von Gregors intellektueller Verarbeitung seiner Selbstbeobachtung. Er sucht und findet Rationalisierungen: Die Verwandlung scheint zwar „kein Traum“ zu sein, aber auch kein Faktum, das ihm die Normalität zu sprengen scheint.“ FINGERHUT 1994, 46. Wenn *die Verwandlung* kein Traum ist, fehlt sein metaphorischer Charakter und steht der fiktiven Realität nahe. In diesem Fall sollte diese Tatsache die Normalität sprengen und eine neue Lebensweise herausfordern, was nach dem zitierten Literaturforscher nicht der Fall ist – oder es scheint, nicht der Fall zu sein. So bleibt *die Verwandlung* doch eine Metapher. Die metonymische Verbindung der Deutungsversuche baut sich gegenseitig auf und ab; als Konklusion wird die Dynamik *der Verwandlung* entdeckt, die auf allen Ebenen des Lebens spürbar ist. Die Sprachstruktur der Analyse dekonstruiert aber ihre absolute Macht: *die Verwandlung* wird nicht als eine Tatsache, sondern als eine mögliche Erscheinung bekannt gemacht.

Der Mensch, der zu sprechen oder zu schreiben beginnt, verliert sich selbst, so ist der Name *Franz Kafka* mit dem Prager Schriftsteller nicht identisch – es ist unmöglich, dass er über sich selbst etwas berichtet. So wird der Name des empirischen Schriftstellers zu einem Etikett, das nach Foucault mit Funktionen zu ersetzen ist: diese Funktion ist Teil einer Rechtsordnung, wirkt anders in verschiedenen Epochen und Kulturen, ist durch spezifische Operationen des Lesers zu erstellen und verweist nicht auf eine empirische Person<sup>2</sup> – zu mindesten nicht direkt: die Oszillation zwischen den Bedeutungsschichten der Namensmetapher ermöglicht eine Identifikation, doch verschwinden die Charakterzüge des Schriftstellers, wenn er zu schreiben beginnt. Die Metapher ist einseitig, die Oszillation läuft ins Leere, nur das bewegungslose Bild besteht wie ein Photo, das zwischen dem empirischen Menschen und den literarischen Funktionen den unüberwindbaren Bruchpunkt bildet.

„– *Er* heißt Franz Kafka, du weißt, *er* lebt in Prag etc. *Er* schrieb eine kleine Geschichte, die *ich* jetzt erzählen werde. Der Titel heißt: *Die Verwandlung*.“ Dieser Satz ist ein Kommentar zu der Erzählung, der in Gedanken des Lesers verkörpert wird. Es ist aber ein scheinbarer Metatext, der gar nicht vorkommen soll, doch ist seine Anwesenheit nicht ausgeschlossen. Ohne diese Ergänzung bleibt der Titel ein Paratext, dessen *sichtbarer* Status wirklich ein Paratext ist.<sup>3</sup> Von der Rezeption her hat der Titel eher eine metatextuelle Art, als selbständiger Struktur ist er aber ein Paratext. Auch wenn der Leser nur *Die Verwandlung* ertönen lässt, verleiht er jemandem seine Stimme, der etwas über den Text sagt. Der Titel hat den formalen Struktur, bzw. die Möglichkeit, etwas über sich selbst behaupten zu können.

Man hebt jetzt den erzählerischen Charakter dieses Satzes hervor und zieht den Titel in die Analyse hinein. Auf wen ist das allererste Wort der Erzählung zurückzuführen, der von dem Rezipienten lebendig gemacht wird? *Die Verwandlung* – der Erzähler fängt damit an, sein Hauptthema zu *benennen*. Aus kognitiver Hinsicht scheint die Benennung *Behauptung* über etwas zu sein; sie ähnelt dem Kommentar. Man benennt etwas, um zu

<sup>2</sup> vgl. FOUCAULT, Michael: *What is an author?*, übersetzt von V. HARRARI, Joseph, In: *Modern criticism and theory*, hrsg. von LODGE, David, London/New York, Longman, 1996, 205.

<sup>3</sup> Diese Aufteilung der Texte stammt aus der Theorie von Gérard Genette. Er spricht bei der Konstruktion einer allgemeinen Literaturtheorie nicht über traditionelle Gattungen (Epos, Roman, Elegie usw.), sondern teilt die Werke nach ihrer textuellen Erscheinungsform in vier Unterkategorien auf. Die *textuelle Transzendenz* existiert als *Intertextualität*, *Metatextualität*, *Paratextualität* und *Architextualität*. „Hierzu zähle ich unter dem Begriff der *Metatextualität* (...) auch die transtextuelle Beziehung eines Kommentars zu seinem Text. Alle Literaturkritiker produzieren ohne es zu wissen seit Jahrhunderten Metatext (...) ich zähle hierzu auch noch andere Beziehungen – dabei denke ich hauptsächlich an Imitation und Transformation (...) – Beziehungen, die ich mangels Besserem als *Paratextualität* bezeichnen möchte (...)“ In: GENETTE 1990, 100-101. Man glaubt, dass eine Textstelle, die den Text durch das Erzählen *imitiert*, notwendigerweise ein Paratext ist. Daneben ist auch der transformative Charakter des Titels klar, wenn man ihn von der Kognition her im Zusammenhang mit dem Megaerzähler und Erzähler untersucht – der Titel lässt diese ineinander *übergehen*. Dabei spielt der Humor eine wichtige Rolle; die Kognition spürt aus dem literarischen Stil das ironische Lachen heraus, die das Verhältnis des Lesers zu der Erzählung bestimmt. *Pastische* und *Parodie* – nach Genette vermitteln sie Vorstellungen über das Wesen der *Paratextualität*. Die Quelle der Ironie entspringt aus dem sarkastischen Lachen, der die Poetik der Unsicherheit, *Der Verwandlung* als absolut bezeichnet, bei der man diese Aussage gleichzeitig abbaut: auch die *Verwandlung* soll sich verwandeln...

wissen, was/wer es ist; für sich selbst und seine Mitmenschen. Jemand wird immer von einem anderen benannt. Die Frage ist, ob diese Namensgebung mit dem Erzähler (*reiner Kommentar*) oder dem Megaerzähler (*Kommentar des Kommentars*) zu verbinden ist. Der Rezipient kann ihr einen metakritischen Status verleihen: „*Die Verwandlung* ist, dass Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte.“ Man muss gleichzeitig hinzufügen, dass auch der Titel in Form eines kommentierten Textes existiert – wie jede sprachliche Äußerung; jeder geschriebene Text ist *mindestens* ein Metatext. Der dargestellte Kommentartext ist schon ein Kommentar des Kommentars. Diese Schichtung ermöglicht eigentlich die Trennung der narrativen Kategorien aus kognitiver Hinsicht.

### 3. Die Struktur der Verwandlung und die Perspektive des Erzählers

*Die Verwandlung ist, dass Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte.* Man sollte die Struktur dieses zusammengesetzten Satzes unter die Lupe nehmen, um die anwesenden narrativen Identitäten festhalten zu können. Wenn der Leser den Titel (stumm) mit dem obigen Kontext ergänzt, dann geht es um eine Nominalergänzung, die *die Verwandlung* definiert. So wird der Titel, also das zu Definierende, zu einem Metatext, der die Beschreibung des Erzählens etikettiert, sie benennt. Aber der Nebensatz gehört dem Megaerzähler (*metakritischer Status*) als erster Satz der Erzählung – diese Positionen können nicht verschoben werden. Wenn es möglich wäre, würden die betroffenen narrativen Identitäten ihre Funktionen verwechseln. In diesem Kontext konfrontiert sich der Leser mit einer Textstelle, in der der Erzähler *in den Megaerzähler übergeht, sich in ihn verwandelt*. Die Stelle, wo die Verwandlung passiert, ist die Grenze der beiden Satzteile, an der der Rezipient aufhört, seine Stimme der Narration zu verleihen. Das ist die Phase des Einatmens, eine stille Periode. Die Schrift markiert diese Stelle mit einem Komma. So werden die Gedanken von Derrida unterstützt: er behauptet, dass das Zeichen bei seinem eigenen Abbau nicht vermeidbar ist.<sup>4</sup> Ohne eine mythische Zeichenmenge könnte der Mensch nicht sprechen, Phänomene beschreiben und benennen – die Reduktion, das heißt in diesem Fall, die Zuordnung der Bezeichnenden den Bezeichneten erfolgt dank dieser Voraussetzung. Man vermutet, dass die Bezeichnenden sowohl in der Sprache als auch in der Schrift den Bezeichneten vorangehen. Die analogische Verbindung der sprachlichen und schriftlichen Mechanismen lässt zwei Paradigmen entstehen: das erste beschreibt ein Mythos; das ist der Bereich der abstrakten Sprache und Schrift, in dem die strukturellen Eigenschaften eines abgeschlossenen Regelsystems eingebettet sind. Andererseits besteht die konkrete Erscheinungsform der Sprache und der Schrift, die ihren abgeschlossenen Charakter von dem ursprünglich offenen Mythos bekommen – über einen offenen Zustand kann nur im Verhältnis zu einer geschlossenen Form gesprochen werden.

Die konkreten Buchstaben stammen aus der mythischen Schrift und werden von dem Rezipienten als visuellen Zeichen aufgefasst. Wenn sie nicht visuell, sondern auditiv wahrnehmbar wären, könnte man auch über eine mythische Sprache sprechen – diese soll auch existieren neben der mythischen Schrift. Die Hauptsache ist, dass sie beide den hörbaren und sichtbaren Zeichen – der konkreten Sprache und Schrift – vorangehen. Die beiden Systeme funktionieren sehr eng zueinander: der Urmensch sah eine tiefe Furche auf dem

---

<sup>4</sup> vgl. DERRIDA 1996, 111.

Stamm eines Baumes und begann laut zu sprechen: „O“ Dieses *O* kann vieles bedeuten (Überraschung, Verwunderung, Angst usw.); momentan ist nur die Tatsache wichtig, dass sich ein ursprünglich visuell wahrnehmbares Zeichen, das von dem Rezipienten als *Zeichen* aufgefasst wird, in ein lautliches Zeichen *verwandelt*. Die erwähnte Furche als Manifestation einer mythischen Schrift, die den Charakter der sinnlichen Schrift in sich beinhaltet, bewahrt einige Eigenschaften des Mythos: woher kommt sie und was passiert mit ihr nach dem Tod des Baumes? Oder ist sie ebenso alt wie der Baum und lebt nur, bis ihr Träger verfault? Die Naturwissenschaften sagen, dass die Furche ein Ergebnis des Altwerdens ist und der Baum stirbt mit ihr wie ein alter Mensch mit Falten. Der Philosoph weiß aber, dass die „Furchenhaftigkeit“ mehr als eine Erscheinung auf einer alten Pflanze ist: Furchen gibt es auf den Feldern, auf einem zerknitterten Papier usw. Was ist an diesem Phänomen so besonders? Diese und ähnliche Fragen eröffnen den Weg zur Entstehung der Mythen und unterstützen die Theorie einer ursprünglich gegebenen mythischen Schrift, deren konkrete Zeichen von dem Rezipienten aufgefasst, interpretiert und sinnlich gemacht werden.

#### 4. Der Schriftprozess und die Verwandlung

Der Schriftprozess lässt aber nicht ab, wenn es in der Sprache Leerstellen gibt und ebenso: eine konkrete Schrift als Manifestation einer mythischen, ist fähig, die Pausen zu überwinden. Es ist hervorzuheben, dass diese Vorgänge völlig nie verschwinden, sondern eher einander ergänzen, *sich ineinander verwandeln*. Für sie ist *die ständige Anwesenheit* wichtig,<sup>5</sup> die keine statischen Positionen bedeutet, aber diese unbedingt braucht, um die Phänomene *in der Dynamik der anwesenden Verwandlung* erkennen zu können. *Die Verwandlung ist, dass Gregor Samsa eines Morgens aus unruhigen Träumen erwachte*. In der konkreten Schrift ermöglicht das Komma an der Grenze der Satzteile, die Verwandlung der narrativen Identitäten wahrzunehmen und trägt zugleich dazu bei, den Megaerzähler von dem Erzähler zu trennen: der Erzähler sagt den Titel, der als ein unvermeidbarer Kommentar ist. Der Megaerzähler – wenn der Rezipient mithilft – kann den ersten Satz der Erzählung in einen weiteren Kommentar verwandeln.

Man bemerkt gleich, dass dem Rezipienten ein selbständiges Kapitel gewidmet werden sollte, aber man tut das darum nicht, weil die Rolle des Lesers so wichtig ist, dass er von den weiteren narrativen Identitäten nicht zu trennen ist. Man spricht über die erwähnten Texterscheinungen von der Position des Lesers her – ohne ihn würde es keinen literarischen Diskurs geben. Der Erzähler und der Megaerzähler existieren nur so lange, bis der Rezipient es ihnen erlaubt. Ebenso wie beim Verhältnis des empirischen Autors und seiner Vernichtung durch den Text geht es auch bei dem Rezipienten um keinen empirischen. Wenn es einen Schreibprozess gibt, der einen mythischen Charakter hat und unabhängig von den sinnlichen Manifestationen anwesend ist, muss es auch einen ähnlichen

<sup>5</sup> „Wird bei den Erzählungen ein innerer Prozess schon während ihres Abrollens festgehalten und durch den Darstellungsakt wieder gesteuert, so wird bei den Betrachtungen etwas schon Daseiendes ins Auge gefasst, das der Schreibende dann im künstlerischen Spiel mit der Feder untersucht. Dieser vorgegebene Gegenstand, der freilich immer als die Verkörperung von etwas Geistigem verstanden war (...), musste jedenfalls dem Schreibenden beim Schreibakt unmittelbar gegenwärtig bleiben, ob nun als ein ihm deutlich vorschwebendes Bild oder – wie es öfters der Fall gewesen zu sein scheint – als ein greifbares Objekt, das sich auf dem Schreibtisch oder im Schreibzimmer befand.“ PASLEY 1978, 23.

Leseprozess geben.<sup>6</sup> Das Lesen vernichtet ebenso die Identität des empirischen Menschen und ersetzt sie mit einer anderen. Die Verwandlung ist also wiederum zweifellos und nicht zu vermeiden; es ist klar, dass auch der Leseprozess die ständige Anwesenheit dieser anderen Identität benötigt. Die letztere ist auch nicht homogen, sondern – nach dem stillen Vertrag zwischen dem empirischen Autor und dem Rezipienten – verleiht den verschiedenen textuellen Identitäten verschiedene Stimmen, obwohl es aus dem Leseprozess oft nicht herauszuhören ist.<sup>7</sup> Ein banales Beispiel: wie könnten ein männlicher Protagonist und eine weibliche Protagonistin mit der gleichen Stimme sprechen? Es ist natürlich unmöglich, daher muss sich die Identität des textuellen Lesers nach dem Anspruch des Kontextes immer verwandeln können. Man stellt fest, dass die Heterogenität der Narration nur darum möglich ist, weil ihr eine andere narrative Identität vorangeht, die dazu geeignet ist, eine Erzählung lebendig zu machen und von der mythischen Schrift zu befreien – sie beinhaltet die Möglichkeit der Verwandlung. Die Identität des Textes kann an der Grenze des Schreib- und Leseprozesses erfasst werden: parallel dazu, dass der Text aus dem mythischen Schreibprozess entsteht, hat er den Anspruch, gelesen zu werden, sich in den mythischen Leseprozess verwandeln. Diese Auflösung geschieht durch die narrative Stimme einer heterogenen Identität, die man als textlicher Rezipient bezeichnet. Die Identität des Textes ist auch dadurch gekennzeichnet, dass er sich – als Teil des Leseprozesses, bzw. als etwas, das *schon gelesen wurde* – für die Interpretation anbietet.

### 5. Der Rezipient und die Verwandlung

Man behauptet, dass der Rezipient in dem ersten Satz der Erzählung den Inhalt der ganzen Geschichte verkürzt liest. Es ist nur so möglich, dass man das Werk nicht nur als die Verwandlung von Gregor Samsa auffasst. In diesem Fall wäre der Titel nicht zutreffend, man sollte eher *Über die Verwandlung von Gregor Samsa* sprechen. Es wird aber über *Die Verwandlung* gesprochen, stilistisch hervorgehoben, zum Titel gemacht. Der erste Satz funktioniert nur dann als eine Zusammenfassung, wenn eine weitere Position zwischen dem narrativen und empirischen Leser zustande kommt, die die stilistische Bedeutung des Titels versteht: er ist der textgebundene *Formleser*, der voraussetzt, dass es auch einen *Formerzähler* zwischen dem empirischen und dem Erzähler/Megaerzähler gibt. Man stellt dieses Verhältnis folgenderweise dar: eine schöpferische, narrative Identität stellt Erwartungen, Hinweise einer anderen gegenüber; letztere kommt als *Formrezipient* vor und liest den Text *richtig*. Man hat zwei Aufgaben: die narrativen Identitäten eines solchen Erzählers und Lesers näher zu beschreiben, bzw. sich zu fragen, ob wirklich der Formerzähler derjenige ist, der die Erwartungen stellt und die Hinweise gibt – könnte die Situation eben nicht umgekehrt sein?

Dieser Leser und Erzähler können darum als *kognitiv* gekennzeichnet werden, weil auch sie beide eine mentale Tätigkeit ausüben, die sich nicht nur auf die Wiedergabe, das chronologische Vorangehen im Text oder auf Kommentare bezieht, sondern sie sind auf Deutungsfragen gerichtet – auch sie sind an dem Erkennen- und dem Interpretationsvorgang beteiligt. Doch liegt das Hauptgewicht bei ihnen nicht an den inhaltlichen, sondern an den formalen Komponenten eines Werks. Die Interpretation kann aber ausschließlich von

<sup>6</sup> vgl. BARTHES 1995, 4-6.

<sup>7</sup> vgl. BARTHES 1996, 171.



dem Leser her ausgehen, also sollte er derjenige sein, der die Erwartungen auflistet. Übrigens erscheint dieses Moment auch auf der Ebene des empirischen Rezipienten, wenn er zu lesen beginnt: er hat zum Beispiel die Erwartung einem literarischen Text gegenüber, dass das Kunstwerk sämtliche Wege der Deutungsbildung ermöglichen wird, über die man nachdenken kann. Damit wurde eine Gemeinsamkeit zwischen der textuellen und nicht-textuellen Identität genannt. Es entsteht die Frage: ist es möglich, dass auf der Ebene des Formerzählers/Formlesers die Spuren der Identität des empirischen Lesers/Erzählers zu erkennen sind? Damit wird die totale identitätsvernichtende Kraft der Sprache/Schrift in Frage gestellt.

Der Formrezipient schließt sich vor allem an die schriftlichen Zeichen, und er liest doch „zwischen den Zeilen.“ Das soll heißen, dass seine Position von dem Kontext heraus definierbar ist, als ob er ein Produkt des Formerzählers wäre. Letzterer lässt unsichtbare Spuren hinter sich, die dazu beitragen, dass der Formleser das jeweilige literarische Werk *richtig* liest. Diese Spuren sind vor allem mit dem Stil identisch, der erst in der Interpretation seine Funktion erhält. Man kann sowohl über linguistischen – den sprachlichen Ebenen betreffenden, strukturellen Stil – als auch über literarischen Stil – der vor allem mit den ästhetischen Qualitäten, bzw. der dichterischen Verwendung der Figuren und Bilder (Poetik) zusammenhängt – sprechen. So würde der Formleser zuerst dann entstehen, wenn er die (meta)textuellen Zeichen des Formerzählers richtig erkennt und interpretiert.

Man sagte früher, dass ein Text ausschließlich von der Seite des Rezipienten angenähert werden kann; alle Bemerkungen, die man über ein schriftliches Werk macht, stammen aus dem Verhältnis des Textes zum Leser. Ohne ihn hat die Schrift eine andere Lebendigkeit, dessen Wesen den narrativen Charakter gar nicht benötigt. Doch gehört es zu ihrer Ontologie, dass sie sich in eine andere Lebendigkeit *verwandeln* kann, bei der sowohl *die Handlung* als auch *die Geschichte*, eine wichtige Rolle spielen. Diese Transposition ist ohne den lesenden Rezipienten unmöglich, so wird er durch diesen Aspekt zum Schöpfer der Literatur. Man stellte schon dar, dass die Identität des Lesers heterogen ist.

Eine dieser Identitäten ist *der Formrezipient*, der nach/neben dem chronologischen Lesen *des Lesers* die schriftlichen, stilistischen Informationen des Textes erkennt und die poetische Expressivität des Kunstwerks interpretiert. Der Formleser ist also derjenige, der aus der sinnlich wahrnehmbar gemachten Schrift *dem Formerzähler* Identität verleiht. Man kann dagegen protestieren, wenn er behauptet, dass *der Stil* zum Wesen der Schrift gehört und auch ohne den Rezipienten existiert. Das ist wahr, wenn man die Schrift rein ontologisch untersucht. Aber in der sich verwandelten Schrift, in dem Text wird auch der Stil umformuliert. In einem als narrativ aufgefassten, interpretierbaren Kontext hat die dichterische Expressivität nur dann eine Funktion, wenn eine Identität sie *erkennt* und *richtig* liest. Das geschieht von der Seite des mythischen Leseprozesses her, dessen Wesen ebenso schöpferisch ist wie man es über den Schreibprozess behauptete.

Man vermutet also, dass die ganze Erzählung *Die Verwandlung* von dem Prozess der Verwandlung handelt; alle statischen Erscheinungen tragen das Versprechen des Vergehens, bzw. der Rückkehr des Ausgangszustands. In diesem Kreislauf kann man über keinen absoluten Anhaltspunkt sprechen, der Priorität den anderen gegenüber genießt, in dem Sinne, dass es der ursprüngliche ist. Es verwandeln sich die Raum- und Zeitstruktur, die Lebensweisen, die Protagonisten und – wie man es anhand des Titels und der Aufteilungszahlen bewies – sogar die narrativen Identitäten. Von dieser Tatsache ausgehend erör-

terte man die Mächtigkeit der Schrift, deren Wesen und identitätsvernichtende Kraft. Auch die Allmächtigkeit des Erzählers wird von den weiteren narrativen Kategorien gefährdet und dadurch in Frage gestellt.

Man erwähnte schon, dass in der untersuchten Erzählung alles über *Verwandlung* geht – deshalb liest man *richtig*, wenn man den Titel und die Aufteilungszahlen in Kapiteln als Metatexte auffasst, weil die Verwandlung der narrativen Kategorien, also ihr Wechsel in dieser kognitiven Weise nachvollziehbar ist. Der Formleser weiß das genau; vielleicht nicht gleich, sondern wenn er den Text schon mehrmals durchblättert. Auf den ersten Blick ist der Titel irreführend. Wenn *Die Verwandlung* als Paratext erscheint und rein dem Erzähler zugeordnet wird, kann der Formleser glauben, dass es in der Erzählung um ein einziges Geschehnis geht, um das die weiteren Geschichtelemente aufgebaut werden. Das Ganze ist aber eben umgekehrt: *Die Verwandlung* ist die Erscheinung, die in sich alles integriert, doch ist sie kein *Logos*: man entdeckt im Werk Spuren, die markieren, dass es jenseits dieses Phänomens auch eine Weltordnung gibt, die auch die Unfähigkeit zur Verwandlung, die Statik kennt. Diesen Zustand kann man als transzendental beschreiben und mit den Worten der Bibel bestärken.<sup>8</sup> Damit wird ein wichtiger Gegensatz zwischen der menschlichen und transzendentalen Sphäre artikuliert: die erste verwandelt sich ständig, während die zweite immer gleich bleibt. Doch kennt die menschliche Welt auch die göttliche: über Verwandlung kann man ohne die Kenntnis der statischen Weltordnung nicht sprechen, was natürlich auch umgekehrt zutrifft.

## 6. Zusammenfassung

Der Titel ist eine solche Textstelle, bei der aus zwei Identitäten eine neue zustande kommt, die aber gleich auf ihre Komponente zerfällt. In diesem Ort ist es unmöglich, den Megaerzähler von dem Erzähler zu trennen. Der Prozess vollzieht sich aber vielmals; die Verwandlung bedeutet bei Kafka, dass sich ein Geschehnis mehrmals in derselben Form vollzieht. Sonst müsste man mit dieser neuen, aus dem Erzähler und dem Megaerzähler entstandenen Identität weiterarbeiten, der Text zeigt aber, dass sie in den meisten Textstellen voneinander eindeutig getrennt werden können. Die Verwandlung heißt die dauernde Folge von Vereinigung und Zerfall, dessen Wechsel kein absolutes Gesetz ist – gerade darum, weil der Mensch die Statik des Göttlichen kennt und sich nach ihr sehnt. Die Frage ist, ob die transzendente Weltordnung als absolut beschrieben werden kann. Nach der Erzählung,

---

<sup>8</sup> „Und nun, ihr Israeliten, werde ich euch die Gebote und Rechtsbestimmungen des Herrn verkünden. Befolgt sie, dann werdet ihr am Leben bleiben und das Land in Besitz nehmen, das der Herr euren Vorfahren zugesagt hat und das er euch auch geben will. Beachtet seine Anordnungen genau und hütet euch, irgendetwas daran zu verändern. Fügt nichts hinzu und nehmt nichts davon weg.“ (Dtn 4,1-2); „Gottes Gebot schiebt ihr zur Seite, aber an den Vorschriften von Menschen haltet ihr fest.“ (Mk 7,8); „Lauter gute Gaben, nur vollkommene Gaben kommen von oben, von dem Schöpfer der Gestirne. Bei ihm gibt es kein Zu- und Abnehmen des Lichtes und keine Verfinsterung. Aus seinem freien Willen hat er uns durch das Wort der Wahrheit, die Gute Nachricht, ein neues Leben geschenkt, damit wir als die ersten unter seinen Geschöpfen ans Ziel gelangen.“ (Jak 1,17-18) Diese drei Zitate zeigen, dass die göttliche Sphäre mit der Statik, die menschliche mit dem Abweichen von der Statik zusammenhängt. Dabei könnte man auch die Natur des Gesetzes – in diesem Fall bei Franz Kafka – charakterisieren, das Wesen der Gerechtigkeit näher beschreiben: in wieweit ist es mit dem biblischen Gesetz identisch?

der Interpretation des Titels als Metatext kommt man eher auf den Gedanken, dass diese zwei Sphären, Statik und Verwandlung, einander eher ergänzen und zusammen ein absolutes System bilden. Dadurch wird die Allmächtigkeit Gottes in Frage gestellt. Die Suche nach einem allgemeinen Mittelpunkt muss fortgesetzt werden, wenn der Mensch einen solchen überhaupt braucht. (Für sein Wesen ist aber diese Suche ein charakteristisches Merkmal.)

Dies soll aber zu weiterer Analyse des Wettkampfs der narrativen Identitäten in der untersuchten Erzählung von Franz Kafka führen.

### Literatur

BARTHES 1995

BARTHES, Roland: *The Pleasure of the Text*, übersetzt von MILLER, Richard, Oxford – Cambridge, BLACKWELL, 1995.

BARTHES 1996

BARTHES, Roland: *The death of the author*, übersetzt von BENNINGTON, Geoff, In.: LODGE, David: *Modern criticism and theory*. London – New York, LONGMAN, 1996.

DERRIDA 1996

DERRIDA, Jacques: *Structure, sign and play in the discourse of the human sciences*, übersetzt von BASS, Alan. In: LODGE, David (Hg.): *Modern criticism and theory*. London – New York, LONGMAN, 1996.

FINGERHUT 1994

FINGERHUT, Karlheinz: *Die Verwandlung*. In: MÜLLER, Michael (Hg.): *Interpretationen – Franz Kafka: Romane und Erzählungen*. Stuttgart, PHILIPP RECLAM, 1994.

GENETTE 1990

GENETTE, Gérard: *Einführung in den Architext*. Stuttgart, LEGUEIL, 1990.

PASLEY 1978

PASLEY, Malcolm: *Der Schreibakt und das Geschriebene – Zur Frage der Entstehung von Kafkas Texten*, In.: CLAUDE, David (Hg.): *Franz Kafka – Themen und Probleme*. Göttingen, VANDENHOECK&RUPRECHT, 1978.

# ERINNERUNG OHNE ERINNERUNG. INTERDISZIPLINÄRE ANNÄHERUNGEN IM FALLE EINER POSTMODERNEN AUTOBIOGRAPHIE

ÁGOTA BARÁTH

Eötvös Loránd Universität, Ungarn

## 1. Einleitung

Im Jahre 1995 erschien im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp das Buch *Bruchstücke*, mit dem Untertitel *Aus einer Kindheit, 1939-1948*<sup>1</sup>. Damit wurde der Verfasser namens Benjamin Wilkomirski zu einem der besten Autoren der Erinnerungsliteratur der Shoah. Er schien seine Karriere gemacht zu haben. Er war unermüdlich in Deutschland und Frankreich unterwegs, um sein Buch mit seinen Vorträgen zu begleiten, als Daniel Ganzfried am 27. August 1998 in der *Weltwoche* einen Artikel veröffentlichte, der bewies, dass Wilkomirski in der Wirklichkeit gar nicht Wilkomirski hieß und hat das, worüber er schrieb, gar nicht erlebt. Damit wurden in der Öffentlichkeit die Zeugenschaft und die Erinnerungskultur an die Shoah fragwürdig gemacht.

In den letzten zehn Jahren wurde bewiesen, dass Wilkomirskis Erinnerungen nur in seinem Gedächtnis existierten. Das Ziel dieses Beitrags ist deshalb darzustellen, wie das autobiographische Gedächtnis funktioniert. Ich werde auch die Frage diskutieren, ob der Autor von *Bruchstücke* – rein vom wissenschaftlichen, biologischen Gesichtspunkt betrachtet – als krank definiert werden sollte, der an einer Gehirnkrankheit leidet, die falsche Erinnerungen produziert hat. Anders formuliert: Gehört der Fall Wilkomirskis in den Bereich der Psychiatrie? Verfügt Wilkomirski über seelisch-falsche oder über eingebilddete Erinnerungen, nur um der Kunst Willen? Um diese Fragen beantworten zu können, werde ich die Interdisziplinarität der Gehirnforschung, der Psychologie, sowie der Literaturwissenschaft ausnutzen, und um meinen literaturwissenschaftlichen Standpunkt vertreten zu können, Aufsätze aus dem Wissensgebiet der Gehirnforschung und der Psychologie verwenden.

## 2. Sieben Sünden des Gedächtnisses

Jeder Mensch erinnert sich – selbst an das gleiche Ereignis – anders. Es ist offensichtlich, dass Menschen nicht nur unterschiedliche Zugriffspfade auf ihre Erinnerungen zeigen, sondern dass auch diese Erinnerungen vielfältiger Deutungsmöglichkeiten unterliegen. Lebensgeschichtlichen Erinnerungen ist noch weniger zu trauen. Daniel Schacter hat in einem Aufsatz<sup>2</sup> einige wiederkehrende Fehler oder Probleme beim Erinnern aufgelistet. Laut Schacter ist der erste solche Fehler das Verblässen von Erinnerungen. Erinnerungen verschwinden dann, wenn man sich mit ihnen nicht beschäftigt. Genau das geschah mit Wilkomirskis Erinnerungen über seine wahre Kindheit: Um den Weg für sein jüdisches Opfer-Sein öffnen zu können, musste er seine traurigen, aber nicht so tragischen Kindheits-erinnerungen loswerden. Er wollte sie vergessen und hat sie deshalb nicht in Anspruch genommen. Die zweite ‚Sünde‘ des Gedächtnisses ist, wenn es selektiv funktioniert. Am

---

<sup>1</sup> WILKOMIRSKI 1995

<sup>2</sup> SCHACTER 1999

Beispiel Wilkomirskis kann auch dieses Phänomen gezeigt werden: im Erwachsenenalter hat er nur seinem möglichen Opfer-Sein seine Aufmerksamkeit geschenkt, während er die Möglichkeit einer dokumentierten Laufbahn ausgeschlossen hat. Seine Aufmerksamkeit hat sich dermaßen auf das Geglaupte fokussiert, dass alles andere für ihn unglauwbüdig zu sein schien. Die Folge dieser Erscheinung ist das dritte Problem, wenn der Abruf von Erinnerungen nach einer Zeit blockiert wird. Schacter definiert die vierte ‚Sünde‘ des Gedächtnisses als Fehlerinnerungen – Irrtümer, Verwechslungen der Quellen, aus denen man eine Erinnerung geschöpft hat. So können Bücher oder Filme zur Quelle von Erinnerungen werden, die man als seine eigenen empfindet. Solche Fälle von ‚unintended plagiarism‘ kann man auch im Falle von Wilkomirski entdecken: er hat zahlreiche Bücher über den Holocaust gelesen, Konzentrationslager besichtigt, Dokumentarfilme über den Holocaust angeschaut, Augenzeugen und Überlebenden zugehört. All diese konnten als Quellen seiner Fehlerinnerungen dienen. Gerade diese Quellen konnten ihn mit der festen Überzeugung ausstatten, dass das, woran er sich erinnerte, auch tatsächlich geschehen war. Ein sehr wichtiger Aspekt der falschen Erinnerungen stellt die fünfte ‚Sünde‘ dar. In diesem Fall schreibt Schacter über die Suggestibilität, die besonders in therapeutischen Situationen eine Schlüsselbedeutung haben kann. Die Suggestibilität des Therapeuten kann nämlich zur Generierung von lebensgeschichtlichen Erinnerungen führen, die keinem Gegenstück in der faktischen Lebensgeschichte entsprechen. Wilkomirskis Beispiel zeigt uns, welchen großen Einfluß das Erscheinen von seinem Psychotherapeuten und Freund, Elistur Bernstein, seine Therapie und ihre zusammen ausgearbeitete Methode auf Wilkomirski hatte. Der sechste Fehler erklärt nach Schacter auch, wie Wilkomirski seine Fehlerinnerungen auf seine Geschichte anwenden konnte. Hier geht es um die wiederholte Reproduktion einer Fehlerinnerung, die im Laufe dieses Prozesses immer mehr angepasst und rationalisiert wird. Es werden Namen (z.B. Karola, Laura) und Orte (z.B. Majdanek, Birkenau, Augustiańska Strasse, Długa Strasse) in die Geschichte eingepflegt, die den kulturellen Schemata des Erzählers entsprechen. Die letzte Fehlerscheinung nach Schacter ist das Grübeln über traumatische Erfahrungen oder depressive Erkrankungen. Dadurch verliert man all die positiven Erinnerungen aus den Augen und konzentriert sich, wie Wilkomirski, nur auf die grausamen Erlebnisse, die sein Leben scheinbar allzu sehr beeinflusst haben.

Schacter vertritt die Meinung, dass eine emotionale Voreingenommenheit in eine Richtung, wiederholtes Nachfragen, Konzentration und Suggestionen biologisch eine falsche Erinnerung auslösen kann, die für die Betroffenen langsam so real wie eine echte Erinnerung wird. Damit kann auch das ‚Wilkomirski-Syndrom‘ erklärt werden. Sein autobiographisches Gedächtnis entstand nämlich in einem Wandlungsprozess, der seinen gebrauchabhängigen Veränderungen unterlag. Warum er trotzdem größeres Auffallen als andere erregt hat, ist der Tatsache zu verdanken, dass er die Ereignisse und Erlebnisse, die er in sein autobiographisches Gedächtnis integriert hat, auch in Form einer scheinbar authentischen Autobiographie veröffentlicht hat. Dafür dass er wahrscheinlich geisteskrank wurde, sind in dieser Geschichte andere Menschen ebenfalls mitverantwortlich. Das autobiographische Gedächtnis eines Menschen unterscheidet nämlich nicht zwischen wahren und falschen Erinnerungen. Es sind die anderen Menschen, die sagen, dass man sich täuscht. Zeuge wurde Wilkomirski durch „seine öffentliche Zertifizierung.“<sup>3</sup> Das geschah

---

<sup>3</sup> MÄCHLER 2002

durch sein Buch, die Preise, die er erhielt, die Filme, die über ihn gedreht wurden und durch seine Akzeptanz in den Medien, Schulen und Universitäten, von den Shoah-Überlebenden und den Literaturkritikern, von seinem Publikum und seinem Verlag. All die Leute, die ihm geholfen haben, sind, meiner Meinung nach, mitverantwortlich.

### 3. Die Theorie und Technik Wilkomirskis Therapie

Wie Wilkomirski schon auf den ersten Seiten seines Buches erklärt, sind seine Erinnerungen „chaotisch“, „chronologisch nur selten zu gliedern“, „dem Ordnungswillen des erwachsen Gewordenen widersetzen und den Gesetzen der Logik entgleiten.“ Wenn er darüber schreiben will, muss er „auf die ordnende Logik, die Perspektive des Erwachsenen verzichten.“<sup>4</sup> Genau das hat er getan, als er eine Therapieform für das Wiedergewinnen von Kindheitserinnerungen zusammen mit seinem Freund, dem Psychotherapeuten Elistur Bernstein, konstruiert hat. Diese Experimente der neuen Form von therapeutischen Behandlungen haben sie an Wilkomirski durchführt/ausprobiert.<sup>5</sup>

Wilkomirski hat vier Techniken ausgearbeitet, mit denen man verlorene Erinnerungen wiedergewinnen kann. Man muss regelmäßige Konzentrationsübungen immer vor dem Einschlafen wiederholen. Zweitens müsste der Zeuge die Orte seiner Erinnerungen so oft wie möglich aufsuchen. Wenn er mit diesen Plätzen konfrontiert wird, kommen die Erinnerungen leichter zurück. Drittens sollte, laut Wilkomirski, behilflich sein, wenn man Skizzen und Pläne über seine Erinnerungen zeichnet, da das kleinste Detail ausschlaggebend beim Identifizieren einer Szene oder eines Ereignisses sein kann. Sich mit denjenigen zu unterhalten, die das Gleiche, wie der Zeuge durchgemacht haben, ist als die vierte Technik aufgezählt. Diese letzte Methode ist deshalb praktisch, weil der Zeuge während der Begegnungen Mut finden und sich demnach besser ausdrücken, und illogische Erinnerungsfetzen besser deuten kann. Wilkomirski behauptet, dass diese Techniken das Wiederfinden verlorener Erinnerungen fördern. Meiner Meinung nach, hat er sie dagegen ausgearbeitet, um einen scheinbar wissenschaftlichen Grund für seine eigene Geschichte schaffen zu können. Der Wahrheitsgehalt seiner Aufzeichnungen wird mit seiner Theorie bewiesen.

Die Authentizität seiner fragmentarischen Erinnerungen bewies Wilkomirski im Rahmen desselben Vortrages. Er behauptet, dass wenn eine Kindheitserinnerung zu sehr traumatisch sei, könne man sie nur in Form von aufgeteilten, fragmentarischen Bildern beibehalten, um das Trauma ertragen zu können. Diese Lückenhaftigkeit wird danach mit Hilfe eines Psychologen oder – noch besser – mit Hilfe eines Historikers ergänzt. Größtenteils beleuchtet Wilkomirskis fragmentarische Erinnerung wieder nur die Tatsache, dass die Methode nur deshalb ausgearbeitet wurde, damit Wilkomirski seine Fehlerinnerungen beweisen kann.

### 4. Pseudoerinnerung und Pseudoidentität

Während Wilkomirski mit seiner mit Bernstein ausgearbeiteten neuen Therapieform zu beweisen schien, dass früheste Kindheitserinnerungen auch nach Jahrzehnten mit Hilfe der

---

<sup>4</sup> WILKOMIRSKI 1995, 7-8.

<sup>5</sup> Über diese Theorie hat Wilkomirski 1995 an der Universität von Ostrava, in Polen eine Vorlesung gehalten: WILKOMIRSKI, Benjamin: *Das Kindergedächtnis als historische Quelle für die Zeitgeschichte am Beispiel von überlebenden Kindern der Shoa (Holocaust)*. 11. Oktober 1995.

Psychotherapie wieder gewonnen werden können, gibt es im Bereich der psychotherapeutischen Forschung immer noch eine Debatte über die Frage, wie zuverlässig Erinnerungen sind, die während einer solchen psychotherapeutischen Behandlung auftauchen. „Inzwischen besteht kein Zweifel, daß es das Phänomen der induzierten Erinnerung (Pseudoerinnerung) gibt.“<sup>6</sup> Die amerikanische Gedächtnisforscherin Elizabeth F. Loftus hat mit Experimenten bewiesen, dass es leicht ist, solche Pseudoerinnerungen während psychotherapeutischen Behandlungen zu implantieren. Wenn ein gewisser Erwartungsdruck besteht, beginnt man sich an etwas zu erinnern, was in der Wirklichkeit nicht geschehen ist. „Loftus wird nicht müde zu betonen, daß Erinnerung und Gedächtnis ein Prozeß sind, formbar, Gestaltung und Wandel unterworfen, Produkt einer Interaktion und immer Ausdruck einer bestimmten Einstellung zur Gegenwart.“<sup>7</sup>

Das Krankheitsbild solcher Patienten, die, wie auch Wilkomirski, über Pseudoerinnerung und Pseudoidentität verfügen, bezeichnet die heutige Forschung als „multiple Persönlichkeitsstörung“<sup>8</sup>. In solchen Fällen entfalten sich mehrere Identitäten in einer Person. Im Falle von Wilkomirski würde ich eine Unterscheidung zwischen Bruno Grosjean, dem Musiker und Benjamin Wilkomirski, dem Schriftsteller und KZ-Überlebenden vorschlagen. Dadurch entsteht seine multiple Persönlichkeit. Anton Delbrück gibt eine präzise Beschreibung Wilkomirskis, indem er die Persönlichkeit eines Pseudologen definiert: ein Mensch,

der in Auftreten und Darstellungsweise meist sehr gewandt ist und der es versteht, sich selbst und seine meist abenteuerlichen Geschichten dramatisch in Szene zu setzen. [...] [Er lebt] mit seinen Glanz- und Schauererzählungen von der Anerkennung eines faszinierten Publikums, das ihn durch seine Beifalls- und Mitleidsbezeugungen weiter stimuliert. Der Pseudologe steigert sich [...] in eine Wunschwelt, mit dem wagen Wissen um deren Irrealität, [...], so daß er seine Rolle auch weiter spielt, selbst wenn er sich damit schadet.<sup>9</sup>

Ein solcher „pathologischer Schwindler“<sup>10</sup> wie Wilkomirski zeichnet sich, laut Walter Ritter von Baeyer, durch zwei Grundeigenschaften aus: Er strebt nicht nach weniger Arbeit, nach Geld und nach Vergnügen wie normale Betrüger, sondern er ist vom „Geltungs- und Anerkennungsstreben, [...] [und] von der Selbstwerterhöhung“<sup>11</sup> motiviert. Zweitens zeichnet er sich durch „eine ungewöhnlich starke Phantasietätigkeit“<sup>12</sup> aus.

Diese Phantasietätigkeit, diese Originalität eines Pseudologen, äußert sich manchmal in sozial hochwertigen Leistungen. Wilkomirski war nämlich nicht der erste und auch nicht der letzte Schriftsteller, dessen Buch noch vor der Enthüllung mit literarischer Anerkennung bedacht wurde. Die Bekanntesten und Berühmtesten unter den Pseudologen unserer Zeit sind Jerzy Kosiński (Der Bemalte Vogel, 1965), Zvi Kolitz (Jossel

<sup>6</sup> STOFFELS 2002, 159.

<sup>7</sup> STOFFELS 2002, 161.

<sup>8</sup> STOFFELS 2002, 162.

<sup>9</sup> STOFFELS 2002, 164.

<sup>10</sup> STOFFELS 2002, 167.

<sup>11</sup> STOFFELS 2002, 167.

<sup>12</sup> STOFFELS 2002, 167.

Rakovers Wendung zu Gott, 1946), Misha Defonseca (Überleben unter Wölfen, 1997) und Herman Rosenblat (Angel at the Fence, 2008).

Als Erklärung für die Flucht Wilkomirskis in seine Pseudoerinnerungen kann ich am ehesten folgende Erklärung der psychiatrischen Forschung anbieten: „[E]ine schwere Störung der frühkindlichen und kindlichen Identitätsbildung“<sup>13</sup> ist Voraussetzung für die Ausbildung des pseudologischen Triebes. Er ist nämlich als verlassenes Waisenkind bei Pflegeeltern und in Kinderheimen aufgewachsen. Als einfaches Waisenkind hätte Wilkomirski jedoch nicht so große Akzeptanz in der Gesellschaft finden können wie ein Kind, das den Holocaust überlebt hat. Ich vertrete die Meinung, dass er seine traurige, graue Kindheit bewusst gegen ein anerkennenswertes Erwachsenenalter austauschen wollte. Vom Opfer-Sein erhoffte sich Wilkomirski wahrscheinlich Vorteile. Und dieses Opfer-Sein wurde später zu seiner Berufung, zu seiner Vollbeschäftigung. Nach seiner Enthüllung wurden damit nicht nur sein Buch, sondern auch seine Pseudoidentität, sein Pseudoleiden zum Phänomen.

In der Gehirnforschung ist es eine bewiesene These, dass das Gedächtnis „keine Einheit und [...] kein statisches Gebilde“<sup>14</sup> ist. Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses basiert auf dem Zusammenspiel biologischer, psychologischer, sozialer und kultureller Prozesse. Es ist Produkt einer kontinuierlichen Wechselbeziehung zwischen dem Einzelnen und seiner sozialen Umwelt. Deshalb beeinflussen unser Gedächtnis Bereiche wie beispielsweise Phantasie, Information und Denkprozesse – wiederum ein Phänomen, das das ‚Wilkomirski-Syndrom‘ bestätigt.

## 5. Zusammenfassung

Zusammenfassend muss man sagen, dass die Therapieform Wilkomirskis, mit der er seine Erinnerungen wieder gewonnen hat, in der psychotherapeutischen Nachforschung fragwürdig und nicht anerkannt blieb. Er war aber nicht der Erste bei dem die Pseudoidentität eine künstlerische Selbstbestimmung auslöste. Jedoch gilt er mehr oder weniger als der Auslöser der Modeströmung vom Opfer-Sein. Demnach, psychiatrisch betrachtet, ist sein Werk *Bruchstücke* kein Buch über eine verfälschte Geschichte, sondern ein Buch über eine verfälschte Identität.

Man müsste sich demnach mehr mit dem Phänomen beschäftigen, wie die Gesellschaft auf historische Erinnerungen reagiert. Diese Ereignisse veranschaulichen nämlich die Schwäche und Fehler der Erinnerungskultur. Mit den Worten von Philip Gourevitch zusammengefasst: „*I am more fearful for and depressed by the culture that received him as an apostle of memory that I am for the man himself, whoever he thinks he is.*“<sup>15</sup>

<sup>13</sup> STOFFELS 2002, 172.

<sup>14</sup> MARKOWITSCH 2005

<sup>15</sup> GOUREVITCH 1999



**Literatur**

GOUREVITCH 1999

GOUREVITCH, Philip: The Memory Thief. *The New Yorker*, 14. Juni 1999. 48-68.  
Zitat nachzitiert nach: MÄCHLER, Stefan: The Wilkomirski Affair. A Study in a Biographical Truth. New York, SCHOCKEN BOOKS, 2001. 152.

MARKOWITSCH 2005

MARKOWITSCH, Hans-Joachim: Dem Gedächtnis auf der Spur. Vom Erinnern und Vergessen. Darmstadt, PRIMUS, 2005. 171.

MÄCHLER 2002

MÄCHLER, Stefan: Aufregung um Wilkomirski. Genese eines Skandals und seine Bedeutung. In: Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder Von der Sehnsucht, Opfer zu Sein. DIEKMANN, Irene – SHOEPS, Julius H. (Hg.). Zürich, PENDO, 2002. 119.

SCHACTER 1999

SCHACTER, Daniel L.: The seven sins of memory. *American Psychologist*, Jg. 54. 1999. 182-201.

STOFFELS 2002

STOFFELS, Hans: Das Trauma als Faszinosum. Zur Psycho(patho-)logie von Pseudoerinnerung und Pseudoidentität. In: Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder Von der Sehnsucht, Opfer zu Sein. DIEKMANN, Irene – SHOEPS, Julius H. (Hg.). Zürich, PENDO, 2002.

WILKOMIRSKI 1995

WILKOMIRSKI, Binjamin: Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948. Frankfurt/Main, JÜDISCHER VERLAG, 1995.

# „ÜBERFREMDUNG“ UND/ODER „EIGENART“? DER ÜBER- FREMDUNGSDISKURS IN DER DEUTSCHSPRACHIGEN SCHWEIZER LITERATUR UND POLITIK NACH 1945

VERA GYALLAI  
Universität Debrecen, Ungarn

## 1. Einleitung

In der Schweiz haben sich die Einbürgerungsverfahren in den letzten 200 Jahren sehr geändert –so Regina Wecker, indem man einen kurzen Einblick in diese Epoche bekommt. In der ersten Phase der diesem Beitrag zugrunde liegenden Untersuchung werden die einzelnen Einbürgerungskonzepte näher betrachtet, die die Struktur der Schweizer Gesellschaft wesentlich in der Vergangenheit beeinflusst haben. Wenn man jenen Abriss der Schweizer Geschichte durchstudiert hat, kommt das Bild von einem Staat ans Licht, der nicht nur wegen seiner sprachlichen Heterogenität, sondern auch wegen der Verfahren seiner Nationenbildung als 'Sonderfall', als eine Ausnahme unter den europäischen Ländern betrachtet wurde. Durch die Aufrechthaltung und Vermittlung jenes Geschichtsbildes mit Hilfe von Schützenfesten, Landesausstellungen und Schweizerreisen bzw. die häufig erwähnten Grundbegriffe wie Freiheit, Gleichheit, Einheit und Treue, die immer wieder neu von Generationen aufgenommen wurden, zeichnet sich die Schweiz unter den europäischen Ländern aus. Regina Wecker kommt in ihrer eingehenden Studie über die Schweizer Einbürgerungskonzepte zum Schluss, dass sich die Anforderungen der Schweiz in Bezug auf die Einbürgerung der AusländerInnen sehr verändert haben und sie deutet darauf hin, dass das Land auch in dieser Hinsicht nicht ein alltägliches Beispiel verkörpert und dass die Schlagwörter wie Verständnis und Humanismus, die im 19. Jahrhundert die Nation bezeichnet haben, in den Hintergrund getreten sind und an ihrer Stelle die substantialistische Bestrebung nach der Bewahrung der eigenen Identität ausschlaggebend wurde. Konkrete Ereignisse und Änderungen der Einbürgerungsgesetze werden als Beweis von diesen Versuchen dargestellt. Im Allgemeinen lässt sich feststellen, ausschlaggebend in den Entscheidungsprozessen bei den potenziellen Neubürgern war nach dem Ersten Weltkrieg nicht die Person sondern die Abstammung und die Religion. Es erfolgte eine Art *Typisierung des Fremden*. Aufgezählt werden in diesem Kontext Voraussetzungen für die Einbürgerung wie die extrem lange Wohnsitzfrist, Kenntnis der politischen Kultur und ein neues, nicht offizielles Konzept verbreitete sich, indem die „Vertrautheit mit einer nicht näher definierten «nationalen Eigenart» oder gar «Anpassung an sie schweizerische Eigenart»“<sup>1</sup> von großer Bedeutung waren. Die Definition dieser *nationalen Eigenart* wird hier aber nicht näher bestimmt. Als Beweise dafür, dass die Selbstbestimmung durch Fremdbilder ein akzeptables Mittel der Schweizer Bürger vorkommt, können Autoren wie Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt und Niklaus Meienberg erwähnt werden und als Beispiel wird eine Stelle aus der literarischen Reportage von Meienberg zitiert: „Eine recht unschweizerische Familie,

---

<sup>1</sup> WECKER, 1998, 128.

welche die nationalen Tugenden wie Seßhaftigkeit, Strebsamkeit, Solidität nicht pflegt.“<sup>2</sup> So wurde die Familie der Hauptperson der Geschichte von einem Psychiater beschrieben. Die Selbstbestätigung durch Feindmarkierung erfolgt nicht nur den europäischen Ländern gegenüber sondern auch in der Schweiz, wo das Fremde wegen der sprachlichen Heterogenität präsent ist.

„Ein Zwerg, der auf den Schultern eines Riesen steht, kann weiter sehen als der Riese selbst.“<sup>3</sup> beschreibt Manfred Hettling den Aufbau der Schweizer Nation, indem die zwei möglichen Erklärungen des Zitats in Bezug auf die Schweiz zwei Interpretationsmöglichkeiten des Landes über sich selbst angeben. Die Schweiz verkörpert einerseits das Land des Wohlstandes, das von Gott auserwählt wurde. Die Berge gleichen den Riesen und der Alpenmythos wird ins Leben gerufen. Andererseits bleibt das Land inmitten der Grausamkeiten Neutral und gilt deswegen als moralisches Vorbild für die anderen. In einer zweiten Perspektive lässt sich der Zwerg mit der Schweiz identifizieren, die sich von Riesen umgeben sieht. In diesem Fall stehen für die Riesen die europäischen Großmächte wegen ihrer politischen Macht und geografischen Größe. Diese Gegebenheiten werden aber als Nachteile der Länder betrachtet und wiederum wird bestätigt, dass die Schweiz als eine Insel des Friedens auf einem zerrissenen Kontinent gilt.

Im zweiten Punkt erfolgt die Interpretation des Überfremdungsdiskurses in den ausgewählten literarischen und filmischen Reflexionen. „Man ist kein Rassist; es ist schließlich eine Tradition, dass man nicht rassistisch ist.“<sup>4</sup> Die Aussage stammt aus der *Überfremdung I* von Max Frisch, der sich auf seine charakteristische Art und Weise kritisch über das Verhalten der Schweiz äußert. Das von ihm geschilderte Bild deutet auf die heikle Situation der ausländischen Arbeiter im Land hin. Diese Arbeiter sind zur Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs in den 1950er Jahren in die Schweiz gekommen, da sie Arbeitskräfte brauchte. Auf die Frage, ob diese Menschen Gastarbeiter oder Fremdarbeiter sind, gibt man eine eindeutige Antwort an, indem man sich für das letzte entscheidet. „Sie sind keine Gäste, die man bedient, um an ihnen zu verdienen; sie arbeiten und zwar in der Fremde...“<sup>5</sup> Nach 1960 wurden aber jene Stimmen immer lauter, die die Schweizer Bevölkerung vor der Überfremdung warnten und in den 70er Jahren kam es zu weiteren Überfremdungsinitiativen, die die Ablehnung der Ausländer forderten. Frisch behauptet: man kann den Fremdarbeitern keine Vorwürfe machen, weil sie andere Sprache sprechen, andere Traditionen haben, sich nicht anpassen wollen. Trotzdem herrscht laut Frisch die allgemeine Meinung: „Aber sie sind einfach da, eine Überfremdung durch Menschen, wo man doch, wie gesagt, nur Arbeitskräfte wollte.“<sup>6</sup>

## 2. Der Begriff Überfremdung, Überfremdung in der Film- und Literaturgeschichte

Der Begriff *Überfremdung* stammt aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und wird als „Konfrontation mit der Eigenart anderer Menschen“<sup>7</sup> definiert. Als *Überfremdung* wird nicht das Versagen des eigenen Landes bezeichnet sondern eine Gefahr von außen signali-

<sup>2</sup> MEIENBERG 1984, 220.

<sup>3</sup> HETTLING 1998.

<sup>4</sup> FRISCH 1998, 375.

<sup>5</sup> FRISCH 1998, 374.

<sup>6</sup> Ebd., 374.

<sup>7</sup> Ebd., 384.

siert und es scheint, als ob die Aufgabe der Schweizer darin bestände, den Verlust an ihrer *nationalen Eigenart* auf Kosten der Anderen zu vermindern.

Hier das Gesunde und Ein-für-alle-mal-Richtige und Einheimische und Weiß-Gott-Bewährte, kurzum das Schweizerische, und da kommen nun mitten in unseren Wohlstand unversehens Fremdlinge in Scharen, immer kleinere und immer schwärzere, [...] Hat der Einheimische das verdient? [...] die Schweizer fühlen sich als die Unschuldig-Bedrängten.<sup>8</sup>

Gleich danach weist der Autor auf die Paradoxie der Situation hin: er stellt die Schweiz als „weiße Enklave“ Europas infolge „einer Vorstellung von nationaler Souveränität“ dar, die im Auge der anderen Länder oft nur als „Nutznießer“ bezeichnet wird.<sup>9</sup> In diesem Kontext muss der die Nachkriegszeit oft beschreibende kritische Patriotismus in den literarischen Texten erwähnt werden. „Und nun die Paradoxie: Ausgerechnet das Land, das durch passive Neutralität hofft, seine Eigenständigkeit wahren zu können, sieht sich überfremdet wie kein anderes.“<sup>10</sup> Die Konsequenz wird gezogen: die neutrale Schweiz, deren Bild man für lange Zeit sowohl auf politischer als auch auf geistiger Ebene aufrechtzuhalten versuchte, existiert nur auf der Oberfläche.

Im Zusammenhang mit diesen Geschehnissen taucht folgende Frage auf: Wer fühlt sich besser: das aktive Mitglied Europas, das sich integriert oder der Passive, der integriert wird. Diese gibt einem das Gefühl: „Weltoffenheit, was heißen soll, dass uns die Welt offen steht, aber die Schweiz nur den Schweizern [...]“<sup>11</sup> Jene bedeutet im Gegensatz dazu das Umdenken der bisherigen Einstellung den Anderen gegenüber. In Zusammenhang mit diesen Gedanken wird die Frage gestellt: Warum beharrt die Schweizer Geschichte so stark auf der Vergangenheit? Warum leidet man daran, die Zukunft als Bedrohung zu empfinden? Für Frisch hängt es mit einer Art *Verteidigungs-Mentalität* der Schweizer Gesellschaft zusammen: „Die Schwäche der Verteidigungs-Mentalität: man erreicht bestenfalls, was man schon gehabt hat, und das ist kein Ansporn, kein Anreiz zur schöpferischen Bewegung. Das ist etwas Rentnerhaftes.“<sup>12</sup> Frisch's kritische Bemerkung berichtet über das Gleichgewicht von Bestand und Entwurf. Der Bestand eines Landes für ihn ist von großer Bedeutung, weil man darauf bauen kann. Der aus Schaffenskraft und Schaffenslust bestehende Entwurf spielt bei ihm aber eine größere Rolle. Doch die Situation in der Schweiz spiegelt die Tatsache wider:

Bestand gegen Entwurf, das heißt, als fremd empfindet man schließlich die Zukunft überhaupt, weil man ihr nicht mit einem Entwurf entgegenggeht, und jede Veränderung ist infolgedessen eine unfreiwillige, eine unumgängliche, aber eine uneigene, eine bedrohliche, eine aufgezwungene, eine Überfremdung.<sup>13</sup>

Frisch definiert in seinem zitierten Aufsatz die Überfremdung folgenderweise: „es leben in der Schweiz immer mehr Menschen, die, obschon sie lieber hier als anderswo

<sup>8</sup> Ebd., 377.

<sup>9</sup> Ebd., 378.

<sup>10</sup> Ebd., 378.

<sup>11</sup> FRISCH 1998, 380.

<sup>12</sup> Ebd., 381.

<sup>13</sup> Ebd., 382.

leben, die Schweiz als solche nicht interessiert.“<sup>14</sup> Aufgezählt werden geographische, wirtschaftliche und politische Vorteile, worüber die Schweiz verfügt, wobei Frisch noch eine Paradoxie aufstellt: die Einmischung der Ausländer in die Angelegenheiten des Landes, wovon die Einheimischen am meisten Angst haben, ist wegen der Lebensverhältnisse, die das Land sichert, völlig unnötig. Der hohe Lebensstandard, die stabile Währung und die politische Sicherheit sind Garantie dafür. Warum fühlt man sich als Schweizer aber überfremdet, wenn die Ausländer sich in schweizerische Angelegenheiten nicht einmischen? „Ein Credo ohne Virulenz“ stellt sich die nächste Frage bei Frisch, indem nicht mehr das Gedankengut der Schweiz kritisiert wird sondern das Land selbst.<sup>15</sup> Die besorgniserregenden Gedanken beziehen sich auf das Wesen der Schweiz, indem die wirkliche Bedeutung und die Denkart in Zweifel gezogen und nach der wahren Ausstrahlung des Landes gefragt werden. Es steht fest: man fühlt sich von Ausländern infiziert. Ist man aber nur für sich selbst ein Leitbild? Fasziniert überhaupt die außergewöhnliche und eigenartige Denkart der Schweizer anderen Bevölkerungsgruppen oder wird man nur für konservativ gehalten? – stellt Frisch die Fragen. Daraus ergibt sich laut dem Autor ein größeres Problem: nicht nur die Ausländer sondern auch die Schweizer haben kaum Interesse an das Land. „Auch für viele Schweizer ist die Schweiz heute ein Gebrauchsgegenstand, nicht mehr ein schöpferisches Unternehmen.“<sup>16</sup> So ist die Reaktion der Schweizer auf die Ausländer, die sich nicht angleichen können oder wollen, begründet: „damit ist eigentlich schon gesagt, dass alles Neue, was diese Menschen möglicherweise bringen, ein Bazillus ist, und das wieder heißt, dass es als schweizerisch-gesund gilt, konservativ zu sein, das Bisherige als das Einzigmögliche zu weihen.“<sup>17</sup>

Diese Einstellung und die Veränderung, indem die demokratische, inklusive Vergemeinschaftungsform der Nation ein Mittel der Exklusion des Fremden wurde, werden nicht nur von Max Frisch sondern auch in weiteren literarischen Texten der 60er und 70er Jahre, so bei Walter Matthias Diggelmann kritisch hinterfragt.

Diggelmann hat autobiographische Geschichten, Romane geschrieben, die zeitkritisch und problemorientiert waren, und im Mittelpunkt seiner Texte stehen vor allem Aktualitäten, indem er sich mit problematischen Fragen beschäftigt, sie analysiert und sich dazu kritisch äußert. Genau dieses Thema erscheint in seinem Hauptwerk *Die Hinterlassenschaft*. Die Hauptfigur des Romans, der zwanzigjährige Junge macht sich auf den Weg, um seine Vergangenheit kennenzulernen. Aus der Hinterlassenschaft seines Großvaters erfährt er das Schicksal seiner Eltern: die Schweizerin Marianne Boller und der deutsche Jude Reuven Fenigstein wurden in einem Konzentrationslager getötet, weil sie von der Schweiz abgewiesen wurden. Diggelmann hat eine seltsame Form für seinen Roman gewählt: „Die Hinterlassenschaft ist als Buch halb Montage, halb literarische Reportage, nach meiner Meinung eine Gattung, die es mir möglich macht, eindringlich und schonungslos die Frage nach der Wahrheit in der menschlichen Gesellschaft zu stellen.“<sup>18</sup> Dokumente und Beweise (Zeitungsartikel, Briefe, Flugblätter, Fotos, Polizeimeldungen) werden im Buch zitiert, die

<sup>14</sup> Ebd., 391.

<sup>15</sup> Ebd., 383.

<sup>16</sup> FRISCH 1998, 392.

<sup>17</sup> Ebd., 392.

<sup>18</sup> AESCHBACHER 1998, 28.

einen über die Wahrheit der Geschehnisse überzeugen sollten. Das Ziel von Diggelmann besteht darin, dass die Schweizer endlich einsehen, wie sie sind und dass sie endlich von den am Anfang erwähnten alten falschen Bildnissen über sich befreien.

Die Situation der Schweizer Filmgeschichte ähnelt der der Literatur und Geschichtsschreibung: In jener begann um die 40er Jahre eine neue Kulturpolitik, die mit *Geistiger Landesverteidigung* bezeichnet wurde. Zu jener Zeit wurde in der Schweiz ständig behauptet, die Bausteine des Landes beruhen auf Frieden, Freiheit, Neutralität und diesen Schlagworten entsprechend habe sich das Land in den Zeiten der Grausamkeiten verhalten. Themen wie Moral und Ehre der Schweizer während des Ersten Weltkriegs, die traditionellen Tugenden wie Zusammenhalt und Humanismus wurden in den Filmen verarbeitet. Diese Epoche wurde aber ab Mitte der 50er Jahre ersetzt und Themen wie die angeblich vorbildliche Flüchtlingspolitik und die Neutralität bzw. Unschuld der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges wurden in den Vordergrund geschoben und kritisch hinterfragt. Die restriktive Schweizer Asylpolitik erscheint im Film *Das Boot ist voll*, der als einen der bekanntesten Versuche der Vergangenheitsbewältigung der Schweiz galt. Er erschien im Jahr 1980 nach dem Buch von dem Schweizer Schriftsteller, Alfred A. Häsler. In der Handlung geht es um sechs Personen, die im Jahre 1942 in die neutrale Schweiz geflohen sind. Sie kennen einander nicht und erfahren erst nach dem heimlichen Grenzübertritt, dass die Aufnahmebedingungen verstärkt wurden, und diejenigen, die wegen rassistischen Gründen verfolgt werden, kein Recht auf Asyl haben. Sie geben sich für eine Familie aus und mit Hilfe der Einwohner versuchen sie die Bedingungen zu erfüllen. Trotz jedes Versuches bzw. Hilfe begann das offizielle Verfahren gegen sie. Das Boot steht als Symbol für die Schweiz, die zur Zeit des Asylverfahrens und der Zuwanderung während des Zweiten Weltkrieges nicht mehr Menschen verkraften kann. Die umstrittene Asylpolitik begann in den 1930er Jahren, als sie neu definiert wurde. Einschränkungen wie Arbeitsverbot für Flüchtlinge, Visumpflicht und J-Stempel in den Pässen deutscher Juden wurden eingeführt. Vor allem jüdische Asylsuchende wurden an der Grenze abgeschoben und das Land bestand darauf, ein Transitland zu sein, wohin man einreisen durfte, wenn man baldmöglichst weiterreist. Die Begründung der Tatsachen, dass sich die Schweiz von den Achsenmächten umgeben bedroht fühlte, könnte angenommen werden. Das Problem mit der Erinnerungspolitik nach dem Ende des Krieges bestand vor allem in der Beharrung auf dem widerstandszentrierten Geschichtsbild, dass sie sich in den Jahren des Krieges nur für ihre eigene Freiheit eingesetzt haben. Die schon früher erwähnte *Geistige Landesverteidigung* war ein prägendes Element im Leben der Schweizer Kultur bis weit in die Nachkriegszeit. Zu jener Zeit beruhte also das schweizerische Selbstverständnis vor allem auf Freiheit und Neutralität, so wurde die damalige Schweizer Gegenwart mit der Schweizer Vergangenheit legitimiert. Kritik an der Schweiz wegen der Sympathie für das Regierungssystem von Deutschland, wegen den wirtschaftlichen Verflechtungen mit den Achsenmächten bzw. der Flüchtlingspolitik wurde nicht akzeptiert. Eine Wende passierte erst in den 90-er Jahren, als die öffentlichen Geschichtsdebatten der 90-er Jahre über die umstrittene Schweizer Neutralität und Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg auf die Schweizer Geschichte, Literatur und Publizistik einen entscheidenden Einfluss ausübten.

Die Debatten über die nachrichtenlosen Vermögen aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, das Militär und die Neutralität führten zu einer Wiederentdeckung der selbstkritischen Texte aus den 60er Jahren und zu deren filmischen Verarbeitungen.

**Literatur****AESCHBACHER 1998**

AESCHBACHER, Marc: „Moralische Instanz oder Literarischer Gartenzwerg? Diggelmann, Walter Matthias. Die Hinterlassenschaft, ein fiktiver Tatsachenbericht“. In: AESCHBACHER, Marc (Hg.): Vom Stummsein zur Vielsprachigkeit. 40 Jahre Literatur aus der deutschen Schweiz (1958-1998), Bern et al. PETER LANG, 1998. 25-32.

**FRISCH 1998 [1958]**

FRISCH, Max: Überfremdung I. In: MAYER, Hans (Hg.): Max Frisch. Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Bd. 5., Frankfurt, SUHRKAMP, 1998 [1958].

**HETTLING 1998**

HETTLING, Manfred: „Die Schweiz als Erlebnis“. In: ALTERMATT, Urs et al (Hg.): Die Konstruktion einer Nation. Nation und Nationalisierung in der Schweiz, 18-20. Jh., Zürich, CHRONOS, 1998. 19-31

**MEIENBERG 1984**

MEIENBERG, Niklaus: Reportagen aus der Schweiz. Zürich, LIMMAT, 1984 (Unveränderte Neuauflage der Ausgabe 1975).

**WECKER 1998**

WECKER, Regina: «Schweizer machen»: Einbürgerungskonzepte und ihre Praxis 1798-1998. in: WELTER, Barbara (Hg.): Die Erfindung der Schweiz. Bildentwürfe einer Nation, 1848-1998. Zürich, CHRONOS, 1998. 126-137.

## SZERZŐINKNEK

Minden tanulmányhoz bibliográfiát kérünk csatolni az alábbi formai követelmények szerint. A hivatkozásokat lábjegyzetes formában kérjük a bibliográfiában jelzett módon.

### **Könyvre történő hivatkozás**

ZOVÁNYI 1977

ZOVÁNYI<sup>1</sup> Jenő: *A magyarországi protestantizmus 1565-től 1600-ig.*<sup>2</sup>  
Budapest, Akadémiai, 1977, 430.

Több szerzős mű esetén:

BENKŐ–DEMÉNY–VEKOV 1979

BENKŐ Samu–DEMÉNY Lajos–VEKOV Károly (szerk.): *A székely felkelés 1595–1596.* Bukarest, Kriterion, 1979. 320.

Külföldi mű esetén:

BIRELEY 1999

BIRELEY, Robert: *The Refashioning of Catholicism 1540-1700.*  
Washington, DC, Catholic University of America Press, 1999, 20

### **Tanulmánykötetben megjelent tanulmányra történő hivatkozás**

TÓTH 2001

TÓTH István György: A missziós faházból az érseki trónra. (Marco Bandini bosnyák ferences misszionárius levelei a hódoltságról.) In: *Ezredforduló – századforduló – hetvenedik évforduló. Ünnepi tanulmányok Zimányi Vera tiszteletére.* Szerk. J. ÚJVÁRY Zsuzsanna. Piliscsaba, PPKE BTK, 2001, 164–227.

### **Folyóiratcikkre történő hivatkozás**

TUSOR 2000

TUSOR Péter: Az 1639. évi nagyszombati püspökkari konferencia.  
*Századok* 134. 2000, 431–457.

---

<sup>1</sup> A vezetéknevet kiskapitális betűtípussal kérjük.

<sup>2</sup> A címetet minden esetben döntve kérjük.



**Internetes leőhelyre történő hivatkozás**

LATZKOVITS Miklós: *Inscriptiones alborum amicorum*. <http://susu.cs.jgytf.u-szeged.hu/~latzkovits/index2.php?search=1&lang=hu> (2008.02.12).

**Forrásokra történő hivatkozás**

B-A-Z. m. Lt. IV. 501/a.

Borsod-Abaúj-Zemplén megyei Levéltár, IV. 501/a. Borsod vármegye levéltára: Borsod vármegye nemesi közgyűlésének iratai, Jegyzőkönyvek.

A kéziratokat az alábbi címre kinyomtatva és elektronikus úton is kérjük a szerkesztőségbe eljuttatni: postai cím: Miskolci Egyetem Bölcsészettudományi Kar, dr. Horváth Zita egyetemi docens, 3515 Miskolc-Egyetemváros; [bolcsek@uni-miskolc.hu](mailto:bolcsek@uni-miskolc.hu); tel.: 46/565-230.

Honlap: [www.uni-miskolc.hu/~philos](http://www.uni-miskolc.hu/~philos).